Der Salon.

Mittheilungen

aus den Kreisen

der

Literatur, Kunst und des Lebens.

Unter Mitwirkung geachteter Schriftsteller

herausgegeben von

Sigm. Engländer.

I. Theil.

Wien 1847.

Gedrukt bei Franz Edlen von Schmid & J. J. Pusch.

= Tw. 574

1786

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

In dem vorliegenden Unternehmen hat der Herausgeber ein literarisches Sammelwerk begründet, das sich zur Aufnahme von poetischen und publizistischen Arbeiten bestimmt. Hinsichtlich der erstern wird jede Form, die dramatische, lirische und novellistische in dessen Bereich gezogen werden. Die publizistischen und literarischen Artikel werden die einzelnen Richtungen der gegenwärtigen Literatur, Musik und Malerei signalisiren. Reisebilder, Schilderungen der neuesten Völker- und Länderzustände, an Ort und Stelle geschrieben, historische Rükblike, industrielle Betrachtungen, von einem höheren Standpunkt gefaßt, Bilder aus dem Leben, so wie überhaupt Alles, was dazu beitragen kann, ohne dem müßigen Kitzel nach Tagsneuigkeiten zu huldigen, die Fisiognomie der Zeit zu erkennen, wird hier zu einer gewählten Unterhaltungslektüre zusammengestellt sein. Da die ersten poetischen und publizistischen Kräfte des Vaterlandes diesem Unternehmen ihre Mitwirkung zugesichert haben, so wird es dadurch gegen die drohende Vereinzelnung der Kräfte einen Versammlungsort öffnen und unser geistiges Leben nach Außen hin auf eine würdige Weise zu vertreten suchen. Für die ferneren Theile, welche je nach der Theilnahme des Publikums in zwanglosen Zwischenräumen auf einander folgen sollen, hat der Herausgeber bereits Beiträge erhalten, welche ihm erlauben, eine Steigerung des Interesses zu versprechen. Niemals soll auf Kosten des Geschmaks durch Hanswurstsprünge auf ein Gelächter spekulirt, aber auch niemals um das Aussehen der

Gelehrsamkeit zu erhalten, der Schulmeisterstab ergriffen werden. Geistige Anregung durch Ernst und Scherz, Vermittlung des Lebens mit der Kunst, parteilose Würdigung der Persönlichkeiten, welche die Zeit oder der Tag in den Vordergrund stellt, und scharfe Kritik der neueren Produkzion, um den strengen Begriff der Kunst aufrecht zu erhalten und dazu beizutragen, daß unsere Literatur nicht zur bloßen Journalistik herabsinke — dies ist das Ziel, dem wir zulenken wollen.

Bayerische Staatsbibliothek München

Anna.

Novelle

Von Friedrich Hebbel.

(1836.)

„Himmel blau und mild die Luft,
Blumen voll von Thau und Duft,
Und am Abend Tanz und Spiel,
Das ist mehr als allzuviel!“

Lustig sang dies an einem hellen Sonntagmorgen Anna, die junge Magd, während sie zugleich auf's fleißigste mit Reinigung der Küchen- und Milchgeschirre beschäftigt war. Da ging im grün-damastenen Schlafrok der Freiherr von Eichenthal, in dessen Diensten sie seit einem halben Jahre stand, an ihr vorüber, ein junger verlebter Mann, voll Hypochondrie und Grillen. Was soll das Gejohle — herrschte er, indem er vor ihr stehen blieb, ihr zu — sie weiß, daß ich keine Leichtfertigkeiten leiden kann! Anna erglühte über und über, sie erinnerte sich, daß der gestrenge Herr sie vor einigen Abenden in der Gartenlaube gern leichtfertig gefunden hätte, sie hatte ein scharfes Wort auf der Zunge, griff aber, es mit Gewalt unterdrükend, nach einer weißporzelainenen Suppenterrine und ließ diese, in heftigem Kampf mit der ihr eigenen Unerschrokenheit begriffen, zu Boden fallen. Das kostbare Geschirr zerbrach, der Freiherr, der bereits einige Schritte vorwärts gethan hatte, kehrte zornglühenden Gesichts um. Was? — rief er laut aus und trat dicht vor das Mädchen hin — will sie Tukmäuserin an meiner Mutter Küchengeräthschaften ihr Müthchen kühlen, weil ihre Verstoktheit es ihr nicht erlaubt, einen wohlverdienten Vorwurf ruhig hinzunehmen wie sich's geziemt? Und damit gab er ihr rechts und links, scheltend und tobend, Ohrfeigen über Ohrfeigen, während sie ihn erstarrend, wie ein Kind, der Sprache, ja fast der Sinne beraubt, in der einen Hand noch den Henkel der Terrine haltend, die andere unwillkührlich gegen die Brust drükend, ansah. Aus diesem an Ohnmacht grenzenden Zustand wurde sie erst durch das spötische Gelächter des Kammermädchens Friederike erwekt, die, gefälliger wie sie, es sich gern gefallen ließ, daß der Freiherr lüstern tändelnd sie in die Wangen kniff und mit

ihren Loken spielte. Höhnisch schaute die freche Dirne zu ihr hinüber und rief ihr zu: das gibt guten Appetit für die Kirmse, Jungfer Männerscheu. Der Freiherr aber stemmte laut lachend die Arme in die Seite und sagte: laß sie sich das Gelüste nach Tanz und Spiel nur vergehn; ich nehme die von meiner Mutter ertheilte Erlaubniß zurük, sie soll das Haus hüten. „Gibt's denn heute Nichts für sie zu thun?" fuhr er mit sich selbst rathschlagend fort. Friederike flüsterte Einiges. „Richtig — rief er überlaut — sie soll Flachs hecheln, bis spät in die Nacht, hört sie's?" Anna in gänzlicher Verwirrung nikte mit dem Kopf und sank dann kraftlos auf die Kniee, ergriff aber zugleich instinktartig ein messingenes Gefäß, und begann, während ihr die Thränen heiß und unaufhaltsam aus den Augen drangen, es blank zu scheuern. Da ging der Gärtner, der ihr frisch und blühend, wie sie war, längst, aber vergebens nachgestellt, und den vorigen Auftritt von ferne angesehen hatte, an ihr vorbei, grüßte sie, und fragte höhnisch, wie's ihr gehe. „Oh, oh!" stöhnte sie krampfhaft zusammenzukend, sprang auf und pekte den hohnsprechenden Buben bei Brust und Gesicht. Rasende! rief er erschrekend, und stieß sie, sich ihrer mit aller Manneskraft erwehrend, zurük. Sie, als wüßte sie selbst nicht, was sie gethan, starrte ihm nach mit weit aufgerissenen Augen, dann, wie sich besinnend, ging sie wieder an ihre Arbeit, die sie ununterbrochen, nur zuweilen unbewußt laut aufseufzend, fortsetzte, bis man sie Mittags zum Essen in die Küche rief. Hier sah sie sich empfangen von lauter schadenfrohen Gesichtern, und von mehr oder minder unterdrüktem Gelächter und Gekicher, welches, da sie mit brennenden Wangen auf ihren Teller niederblikte, und zu allen reichlich vorgebrachten Anspielungen kein Wort sagte, immer stärker und rükfichtsloser ward. Die Mägde, theilweise schon im Putz, nekten sich in unverkennbarem Bezug auf sie gegenseitig mit den Liebhabern, die sie gefunden hatten oder zu finden hofften, und der breitnasigte Küchenjunge, durch Großknecht und Kutscher mit Augenzwinkern zu dieser Frechheit aufgemuntert, fragte Anna, ob er nicht ihre rothgeblümte Schürze, so wie den bunt bebänderten Hut, den des Majors Bedienter Friedrich ihr zur Weihnacht geschenkt, leihen dürfe; sie werde ja in der Flachskammer diese Sachen entbehren können, und er hoffe, sich ein Mädchen, dem es an Putz fehle, dadurch geneigt zu machen. „Bube," rief sie aus mit blassen bebenden Lippen, „ich will Dir wenn Du krank liegst, und von Niemanden beachtet wirst, keine Milchsuppen wieder kochen;" schob ihren Teller zurük, und ging, die leeren Wasser-Eimer ergreifend, um sie, wie es ihr zukam, frisch aus dem Brunnen zu füllen, hinaus. „Pfui," sagte Johann, ein alter Diener, der, im Dienste seines Vaters grau geworden, bei dem Freiherrn von Eichenthal das Gnadenbrot genoß, „es ist Unrecht, der Dirne Essen und Trinken durch gallige Reden zu

verderben! Ei, versetzte der Gärtner, der schad'ts nicht, sie ist so hochmüthig seit der Friedrich, der dünnleibige Speichelleker hinter ihr herläuft, als ob ein Edelmann angebissen hätte!" „Hochmuth kommt vor dem Falle!" sagte Liese, die kleine dralle Köchin, mit einem zärtlichen Blik auf den phlegmatischen Großknecht, wißt ihr, daß sie sich schnürt? „Warum auch nicht hochmüthig, sagte der Kutscher, ist sie doch des Schulmeisters Tochter!" Friederike, das Kammermädchen, trat mit erhitztem Gesicht in die Küche. „Ist die Anna nicht hier — fragte sie, sich die Stirn mit dem seidenen Taschentuch troknend — der gnädige Herr hat sich eben zu Bett gelegt, er war sehr spaßhaft – hier hustete sie, weil die Anderen sich mit bedeutenden Miken ansahen und lachten — und ich soll ihr sagen, daß sie gleich mit dem Flachsbecheln beginnen und — dies setzte sie eigenmächtig hinzu — vor zehn Uhr nicht Feierabend machen soll!" „Ich will's ihr schon ausrichten Rike!" versetzte Liese. Friederike tänzelte wieder fort. „Ob die sich nicht auch schnürt?" fragte der Großknecht. „Pst! Pst!" wisperte Johann und klimperte verlegen mit seiner Gabel auf dem Teller. Anna trat mit ihrer Tracht Wasser in die Küche. Anna — begann Liese geschäftig — ich soll Dir sagen — — „Ich weiß schon Bescheid — erwiederte Anna troken im festen Tone: — Ich bin dem Boten begegnet. Wo hängt der Schlüssel zur Flachskammer?" Drüben am Nagel! versetzte die Köchin und zeigte mit dem Finger auf die Stelle. Anna, gelassen, weil im Innersten zerschlagen, nahm den Schlüssel und ging, während die Uebrigen sich zu ihren Koffern begaben, um dort vor einem Drei-Groschen-Spiegel den Anzug zu vollenden, hastig in die Flachskammer, deren Fenster auf Schloßhof und Landstraße hinausgingen. Sie setzte sich, das Gesicht gegen die Fenster gewendet, so, daß sie alle Fröhlichen, die aus dem Dorf auf die Kirmse zogen, sehen und ihre munteren Gespräche hören konnte, an die Arbeit, die sie in dumpfer Emsigkeit begann, und wenn sie auch zuweilen in unbewußtes Hinbrüten versank, doch sogleich aus diesem, wie vor Schlangen und Tarantelstich schrekhaft auffahrend, mit verstärktem, ja unnatürlichem Eifer fortsetzte. Nur einmal während des ganzen langen Nachmittags, stand sie von ihrem niedrigen harten Blokstuhl auf, und zwar als ihr Mitgesinde auf bequemem, von raschen Pferden gezogenem Leiterwagen den Schloßhof hinunter jagte, aber laut auflachend, wie zu eigener Verspottung setzte sie sich wieder nieder, und trank obwohl sie in all der Hitze und all dem Staub durstig ward, daß ihr die Zunge am Gaumen klebte, nicht einmal den Kaffee, den ihr um vier oder fünf Uhr die alte Brigitte, die bei einer Gelegenheit, wie die heutige, für die Mägde das Haus zu hüten pflegte, mitleidig gebracht hatte. Als die Nacht allmälig hereinbrach, ging sie, ohne sich die wild um's Gesicht herunterhängenden Loken zurükzustreichen in die Kuche, wo sie, auf Brigittens freundliche Einladung vor

zu bleiben und eine lekere Pfanne voll gebratener Kartoffeln mit ihr zu verzehren, Nichts erwidernd, ein Licht aus dem Lichtkasten nahm, und sich dann mit diesem, es mit darüber gehaltener Hand vor dem Zugwind schützend, in die Flachskammer zurückbegab. Nicht lange dauerte es, so klopfte es bei ihr an's Fenster, und als sie die Thür öffnete, trat Friedrich, über und über schwitzend mit Hast hinein. „Ich muß doch sehen — sagte er fast außer Athem und sich die Weste aufreißend — sie flüstern allerlei!“ „Du siehst!“ erwiederte Anna schnell, dann aber stokend, und stekte ihren Busenlatz, der sich etwas verschoben hatte, fest. „Dein Herr ist ein Hundsvott! brauste Friedrich auf, und knirschte mit den Zähnen. „Ja, ja!“ sagte Anna. „Ich mögt' ihm begegnen, drüben am Abhang“ — rief Friedrich — „o es ist entsetzlich!“ „Wie heiß bist Du“ — sagte Anna, indem sie sanft seine Hand faßte — „hast Du schon getanzt?“ „Wein habe ich getrunken, fünf, sechs Gläser,“ versetzte Friedrich — „komm Anna, zieh Dich an, Du sollst mit, jedem Teufel zum Trotz, der sich drein legen will.“ „Nein, nein, nein!“ sagte Anna. „Ja doch, fuhr Friedrich auf“ und legte seinen Arm um ihren Leib — „doch!“ „Ganz gewiß nicht!“ erwiederte Anna leise, ihn innig umschlingend. „Du sollst, ich will's“ rief Friedrich und ließ sie los. Anna ergriff, ohne etwas zu antworten die Hechel und sah vor sich nieder. „Willst Du oder nicht?“ drängte Friedrich und trat dicht vor sie hin. „Wie könnt' ich?“ entgegnete Anna indem sie, ihm vertrauensvoll in die Augen sehend, ihre Hand aufs Herz legte. „Gut, gut,“ rief Friedrich, „Du willst nicht? Gott verdamme mich, wo ich Dich wieder seh!“ Wie rasend stürzte er fort. „Friedrich“ — schrie Anna ihm nach — „bleib doch, bleib einen Augenblik, horch, wie der Wind braust!“ Sie wollte ihm nacheilen, da streifte ihr Kleid das niedrig auf einen Eichenklotz gestellte Licht, es fiel herunter, und entzündete den schnell in mächtiger Flamme auflodernden Flachs. Friedrich, von Wein und Zorn berauscht, zwang sich, wie dies in solchen Augenbliken wohl geschieht, ein Lied zu singen, während er in die sehr unfreundlich gewordene Nacht hinausschritt; in wilder Lustigkeit drangen die wohlbekannten Töne zu Anna hinüber. „Ach! ach!“ seufzte sie aus tiefster Brust. Da erst bemerkte sie, daß die Kammer schon halb in Feuer stand. Mit Händen und Füßen schlagend und tretend warf sie sich in die gefräßigen Flammen, die ihr heiß und brennend entgegen schlugen, und sie selbst verletzten. Dann rief sie — Friedrichs Stimme verklang eben in weiter Ferne in einem letzten Halloh — „ei, was lösch' ich, laß! laß!“ und eilte, die Thür mit Macht hinter sich zuwerfend, mit einem gräßlichen Lachen hinaus, unwillkürlich den nämlichen Weg durch den Garten einschlagend, den Friedrich gegangen war. Bald aber, auf einer Wiese, die zunächst an den Garten stieß, sank sie kraftlos, fast

ohnmächtig, zusammen, und drükte laut stöhnend ihr Gesicht ins kalte nasse Gras. So lag sie lange Zeit. Da ertönten dumpf und schrecklich von nah und von fern die Noth- und Feuerglocken. Sie richtete sich halb auf, doch sah sie sich nicht um, aber über ihr war der Himmel blutroth und voll von Funken; eine natürliche Wärme verbreitete sich, von Minute zu Minute zunehmend; Geheul und Gebrause des Windes, Gepraſſel der Flammen, Wehklagen und Geschrei. Sie legte sich wieder der Länge nach am Boden nieder, ihr war als ob sie schlafen könne, doch schrekte sie im nächsten Augenblik aus diesem, dem Tode ähnlichen Zustand die Rede zweier Vorübereilenden wieder auf, von denen Einer ausrief: Herr Jesus, es brennt schon im Dorf!" Jetzt, mit Riesenkraft, raffte sie sich zusammen und eilte mit fliegenden Haaren in das hart an die brennende Seite des Schlosses stoßende Dorf hinunter, wo die leicht feuerfangenden Strohdächer bereits an mehr als einer Stelle in lichten Flammen aufschlugen. Immer gewaltiger erhob sich der Wind, die mehrsten Einwohner, Kinder, und alte schwächliche Personen ausgenommen, waren über vier Meilen entfernt, auf der Kirmse; die elenden Feueranstalten hätten den zwei verbündeten furchtbaren Elementen ohnehin, auch wenn die nöthige Mannschaft anwesend gewesen wäre, nur eitlen Widerstand leisten können; es fehlte sogar, denn der Sommer war ungewöhnlich troken, an Wasser. Unglük, Gefahr, Verwirrung wuchs mit jeder Minute; ein kleiner Knabe rannte umher, und schrie: Ach Gott, ach Gott! mein Schwesterlein, und wenn man ihn fragte: wo ist deine Schwester, so begann er, als ob er jedes klaren Gedankens unfähig, die Frage nicht verstanden hätte, von Neuem sein Entsetzen erregendes Geschrei. Eine alte Frau mußte mit Gewalt gezwungen werden, ihr Haus zu verlassen; sie jammerte: meine Henne, meine arme kleine Henne, und in der That war es rührend anzusehen, wie das Thierchen in dem erstikenden Rauch ängstlich von einer Ekе in die andere flatterte, und sich dennoch, weil es in besseren Zeiten gewöhnt sein mochte, die Schwelle nicht zu überschreiten, von seiner Herrin selbst nicht durch die offene Thür in's Freie hinaus scheuchen ließ. Anna, mit der Tollkühnheit der Verzweiflung, weinend, schreiend, sich die Brust zerschlagend, dann wieder lachend, stürzte sich in jede Gefahr, rettete, löschte, und war allen Andern zugleich Gegenstand des Erstaunens, der Verwunderung und unheimliches Räthsel. Zulezt als man in allgemeiner Kleinmüthigkeit selbst die Hoffnung aufgab, dem Feuer, das immer weiter um sich griff, und das ganze Dorf mit der Einäsch rung bedrohte, Einhalt thun zu können, sah man sie in einem brennenden Hause auf die Knie sinken, und mit gerungenen Händen zum Himmel emporstarren. Da rief der Pfarrer: Um Gottes willen, rettet das heldenmüthige brave Mädchen, das Dach schießt herunter! Anna, seine Worte hörend, blökte ihm, noch immer auf den Knien liegend, mit einer Geberde des heftigsten Abscheues

die Junge entgegen, und lachte ihn wahnsinnig an. In diesem Augenblik erschien Friedrich, der sie nur kaum in der entsetzlichen Todesgefahr erblikte, als er, bleich werdend wie eine Wand, auf das den Einsturz drohende Haus zustürzte. Sie aber, ihn sogleich gewahrend, sprang erschrekt auf, und rief: „Laß! laß! Friedrich! ich, ich bin Schuld, dort — dort —." Und mit der Hand auf die Gegend zeigend, wo das Schloß lag, eilte sie, um jegliche Rettung unmöglich zu machen, die schon brennende Leiter, welche zum Boden des Hauses führte, hinauf. Die Leiter, bereits zu stark vom Feuer versehrt, brach unter ihr, zugleich aber schoß, eine Flammenmauer bildend, das Strohdach herunter; man hörte noch einen durch Mark und Bein dringenden Schrei, dann ward's still. Der Freiherr von Eichenthal kam. So wie Friedrich ihn erblikte, eilte er auf ihn zu, und stieß ihn, bevor der Freiherr sich seiner erwehren konnte, mit dem Fuß vor den Leib, daß er rüklings zu Boden schlug, dann ließ er die Bauern, die sich auf Befehl des Schulzen seiner Person zu bemächtigen suchten, ruhig gewähren. Als der Freiherr am andern Morgen erfuhr, was sich mit Anna begeben hatte, befahl er ihre Gebeine aus dem Schutte hervorzusuchen, und sie auf dem Schindanger zu verscharren. Dies geschah.

Paraphrase.

„Ueber's Niederträchtige
Niemand sich beklage;
Denn es ist das Mächtige,
Was man Dir auch sage."

Göthe.

Wie's ein herrlichster der Männer
Ausgesprochen derb und tüchtig,
Und ein tiefster Herzens Kenner,
Also leider scheint es richtig.

Aber soll der Schwarm uns hindern
Unsern eigenen Weg zu wandeln?
Soll er uns die Lust vermindern
So im Denken als am Handeln?

Pöbel freut sich am Geläffe,
Wirft mit Unrath und mit Steinen,
Geht ihm aus dem Weg! Er treffe
Selber sich — die lieben Seinen.

Schlägt ein schwankender Geselle
Furchtsam sich auf Pöbels Seite,
Daß er schwimme mit der Welle, —
Ist er bald mit sich im Streite.

Denn es gibt nur zwei Partheien:
Die Honetten und die — Andern
Zwischenhin den beiden Reihen
Darfst du nicht beliebig wandern;

Sonst die Guten und die Braven
Würden flugs sich von Dir wenden,
Wo sie einmal erst Dich trafen
Unter wilden Pöbels Händen. —

Aber sagt, Ihr guten Leute,
Ob denn auch das Niederträchtige
Wirklich gar so viel bedeute,
Ob es denn das wahrhaft Mächtige?

Manche Wirkung liegt im Scheine!
Was sie druken, müßt Ihr's lesen?
Turbulent ist das Gemeine,
Mächtig ist es nie gewesen!

Kek zu lärmen und zu toben
Ist das Thun des Niederträchtigen,
Sich unmenschlich selbst zu loben,
Und die Bessern zu verdächtigen.

Wollten die zusammenhalten,
Wie sich's ziemt, fest und gemeinsam,
Bliebe jenes rohe Walten
Doch am Ende machtlos, einsam.

S'ist periculum in mora!
Haltet selber Euch in Ehren,
Ruft auf jene Rotte Kora
Himmels Glut, sie zu verzehren.

Denn der niederträchtig Dreiste
Fürchtet eben von der Flamme,
Die Euch läutert, von dem Geiste,
Daß er ihn, erwacht, verdamme.

Und so ist es stets gewesen:
Licht nur widerstrebt dem Feinde;
Lügnerische Macht des Bösen
Weicht der geistigen Gemeinde.

Des Gedankens stille Gänge
Führen endlich doch zum Siege:
Laßt der turbulenten Menge
Ihre losen Federkriege.

Wie ein herrlichster der Männer
Keine Klage ausgestossen,
Und ein tiefster Herzens Kenner
Derben Schmerzes sich ergossen:

Bleibt auch Ihr die Gleichgemuthen,
Freunde, über's Niederträchtige,
Und den Braven und den Guten
Künftig sei es das — Ohnmächtige.

Bauernfeld.

Der Schneidermeister Nepomuk Schlägel auf der Freudenjagd.

Von Friedrich Hebbel.

(1837)

Wenn Dir, lieber Leser, in der Auguſtinergaſſe der Stadt München um die Zeit, wo ein ordnungsliebender Bürger in's Bierhaus zu gehen pflegt, nämlich in der Winterabenddämmerung zwiſchen 4 und 5 Uhr ein Mann von unterſetzter Statur begegnen ſollte, an dem dir ein ungewöhnlich großer Mund mit trefflichem Gebiß und ein plötzliches Stehenbleiben nebſt der damit verbundenen ſcharfen Muſterung Deiner Rükſeite auffällt, ſo fürchte nur nicht etwa, daß es ein Gauner ſei, dem dein ſorgloſes Schlendern böſe Gedanken einflößte; es iſt kein Anderer, als der ehrſame Schneidermeiſter Nepomuk

Schlägel, der in dem Albrecht Dürer Hause zu Nürnberg geboren und erzogen, aber noch nie, sei es auch nur für eine Nacht, auf die Wache gesetzt, geschweige in ein Gefängniß gebracht wurde, und blos um sich zu ärgern, blos um sich zu sagen: was sind das Stiefel! welch ein Rok gegen den Deinigen, Nepomuk, und ein silberner Knopf auf dem Stok! schenkt er Dir seine Aufmerksamkeit. Langsam schreitet er die Straße entlang, und sein spürender Blik weiß an jedem Vorübergehenden einen Vorzug aufzufinden, der ihm die Galle rege macht; an dem alten Bettler dort, der sich ermüdet an die Ek lehnt, wird ihm die blautuchene Hose, die dem fast Erstarrten zu Mittag ein mitleidiger Student zuwarf, gewiß nicht entgehen, wohl aber, daß sie einige Löcher hat; der Stelzfuß selbst, der eben pfeifend vorüber stapft, gibt ihm zu einem Fluche Grund genug, denn er denkt: es wäre die Frage, ob Du ein hölzernes Bein bezahlen könntest, wenn Du, wie der da, das fleischerne einbüßtest. Als er einmal vom Lande einen Dieb einbringen sah, verdroß es ihn sehr, daß der kränkliche Mensch, den der Arzt für den Fußtransport zu schwach befunden hatte, auf einen Leiterwagen gepakt war, und er fragte einen Bekannten gistig, ob er glaube, daß man ihn in gleicher Lage ähnlich behandeln werde; ich würde es für ein Wunder halten, wenn ihm nicht selbst der Raubmörder, der kürzlich durch Vermittlung des Scharfrichters das Zeitliche mit dem Ewigen gesegnete, durch irgend etwas zum Murren über die Ungerechtigkeit und Stiefmütterlichkeit des Glüks gegen ihn, den vernachläßigten, immer hintangesetzten Schneidermeister, Anlaß gegeben hätte. Eben begegnet ihm sein einziger Kunde, der Unteroffizier, dem er zuweilen die Civilhose flikt, weil keiner seiner Kollegen sich aus gerechtem Kleidermacherstolze damit befassen will. Nepomuk grüßt ihn, aber unmöglich könnte ein Prinz von Geblüt den kahlen Hut des Schneidermeisters mit größerem Abscheu berühren, als der Schneidermeister selbst, er scheint ihn nur abzuziehen und zu schwenken, um ihn von sich zu schleudern. Jetzt tritt er in einen Bäkerladen, nicht um Brod einzukaufen — Geld hat er nicht — sondern weil er gehört hat, die reiche Tante des Bäkers, den er noch von seinen Gesellenjahren her kennt, sei gestorben, und habe dem Manne ihr Vermögen hinterlassen, nun will er kondoliren und gratuliren, und hofft dabei zu erfahren, daß Alles, zum wenigsten das Beste, nämlich die Erbschaft erstunken und erlogen sei. Bettelkinder könnt' er durchprügeln, weil sie ihn nicht anbetteln; woher weiß das Gesindel, — denkt er — daß ich ein Lump bin; könnte ich nicht auch ein Sonderling sein, ein Engländer, der sich aus Grillenhaftigkeit in nichtswürdige Kleider stekt? Was hat der Kerl für Schultern und Fäuste — ruft er aus, indem er in die laute, vom Steinkohlenfeuer lustig und hell erleuchtete Werkstatt eines Schmiedes hineinlauscht, und auf den riesenhaften Ge-

ſellen, der eben den ſchweren Hammer ſchwingt, grollende Blike wirft, — ich glaube er könnte den Amboß zerſchmettern wie Glas, wenn er wollte. Aus Dir Nepomuk hätte nie ein tüchtiger Schmied werden können, denn Du biſt aus Lappen zuſammengepfuſcht; pfui über die Wirthſchaft! — Dem liebenden Paare, das innig in ſein ſüßes Geſchwätz verloren, vorüber ſchleicht, folgt er auf dem Fuß, nicht aus Neugier, oder um es zu ſtören, ſondern um ſich bei Laternenlicht aus des Mädchens Geſicht die Impertinenz zu abſtrahiren, mit der ſie ihn würde ablaufen laſſen, falls er ſich zum Seladon antrüge; daß ich längſt ein Weib habe, denkt er, ſieht mir Keine an, aber wohl, daß ich häßlich bin wie die Nacht. „Jung freilich, aber jungfräulich?“ ruft er dann, und ſchießt vorbei. Einer alten Frau, die die Goſſe zur rechten Hand hat, rennt er gegen den knöchernen Arm, damit ſie ihm ſeine krummen Säbelbeine und den Anſatz zum Höker vorwerfe, oder doch wenigſtens, falls ſie wider ſein Vermuthen nicht zu dem ſtreitbaren Korps gehört, das bei Tage Aepfel oder Fiſche feil bietet, ſeine Tölpelhaftigkeit. Wenn der Pudel, der, auf ſeiner Abendpromenade begriffen, eben, ein Bild der perſonifizirten Zufriedenheit, die Straße herunterkömmt, dem Schneidermeiſter nicht bei Zeiten ausweicht, ſo verſetzt er ihm gewiß einen derben Stoß mit dem Fuße, denn das wohlbeleibte Thier iſt Schlägel, dem Nichts der Art entgeht, ſchon eine Minute lang ein Dorn im Auge. Solch eine Kreatur — denkt er — die die Garderobe mit auf die Welt bringt, frißt und ſäuft, und macht ſich Plaiſir, und krepirt zuletzt ohne Qual und Krankenbett. Der Pudel ſtiehlt ſich geſchikt und hurtig am herausgerükten Tiſch in einer offenen Metzgerbude aufſpringend, eine Groſchen-Wurſt; „heda, halt!“ — ruft Nepomuk — diebiſche Hunde — brummt er dann mit einem Grimm, als ob er ſelbſt beſtohlen wäre — ſollten ſo gut aufgeknüpft werden, wie Menſchen, die das ſiebente Gebot nicht reſpektiren; warum haben ſie mehr Recht zu einer ſchlechten Aufführung wie ich? Dem Fleiſcher, der gerade, die meſſing'ne Brille auf der Naſe, in der Bairiſchen Landbörſe lieſt, iſt das crimen entgangen; Nepomuk macht ihm ſchleunige Mittheilung, und lächelt, da Jener verdrüßlich die Nachtmüze in's Geſicht ſchiebt und einen Fluch ausſtößt, an dieſem Abend zum erſten Male. „Das Kind hat die Waſſerſucht!“ — ſagt er zu einer Magd, die einen blaſſen, weinerlichen, in dike Tücher eingewikelten Knaben über die Straße trägt — „ſchützt der Doctor noch immer ein heilbares Uebel vor? Drei Brüder verlor ich daran!“ „Alſo der iſt richtig davon gekommen!“ — ruft er aus, und biegt, um ſeinem ehemaligen Schulkameraden, dem ſchon aus der Ferne gutmüthig mit der Hand grüßenden Seifenſieder, nicht zu begegnen, in ein Nebengäßchen ab — ja, das ſag' ich ja nur, der Kerl, ſo ſchmächtig er ſcheint, iſt aus Eiſen gegoſſen, jeder Andere, z. B. ich, erliegt hitzigen Gallenfiebern, wenn ſie ihn poken, ihn ficht's nicht an,

er darf ſchon wieder in der Abendluft herumlaufen, obgleich ſie wahrlich rauh und kalt iſt; nun ich will mich nicht erboſſen, wenn ich mich auch nicht darüber freuen kann, daß der einzige Zeuge meines erſten und letzten Tuch-Diebſtahls, denn an die Wiederholung iſt nicht zu denken, da Niemand etwas Neues bei mir machen läßt, juſt ein Katzenleben hat! Es iſt ihm völlig recht, daß der ruſſige Schornſteinfeger mit ſeinen weißen Augen, der gerade, die lange ſchmutzige Leiter unterm Arm, und den Kehrbeſen in der Hand, aus einem Winkel hervortritt, ihm im engen Gäßchen bei beſtem Willen nicht auszuweichen vermag; verfluchter Kittel, — denkt er und wirft auf ſeinen Rok einen ſchnöden Seitenblik — Dir geſchieht, was Dir gebührt! Einem weinenden blondhaarigen Mädchen von ſieben Jahren das den Sechsbätzner, wofür es das Nachtbier holen ſollte, verloren hat, und ſich nicht zum jähzornigen Vater zurükgetraut, gibt er, ſtatt der Münze, die das Kind für die Erzählung ſeiner Jammergeſchichte erwartete, den Rath, ein ander Mal die Hand feſter zuzuhalten, und ſich nicht wieder am Juwelier-Laden durch Betrachtung der blitzenden Goldſachen und Edelſteine zu zerſtreuen; er mögte des Strafamts wegen wol auf eine Viertel Stunde Vater zum Mädchen ſein. Einige Wonne würd' er ſpüren, wenn einmal plötzlich unter ſeinen Augen ein großes Verbrechen — ein Todtſchlag wäre groß genug — begangen würde, er müßte aber zu ſpät kommen, um die That zu verhüten, und früh genug um den Miſſethäter der Gensdarmerie zu überantworten. So war, da einſt in einem Dorfe, wo er übernachtete, Feuer ausbrach, Niemand geſchäftiger, ſchrecklichen, d. h. erſchrekenden, Lärm zu machen und die Sturmglokе zu läuten, als Nepomuk, nachdem er ſich vorher überzeugt hatte, daß das Löſchen bei dem ſtarken Winde und der Gebrechlichkeit der Spritzen unmöglich ſei. Eben ſo iſt er jeden Sonnabend der Erſte, der der alten halbblinden Tiſchlers Witwe, die neben ihm in einem elenden Dachkämmerlein wohnt und leidenſchaftlich in der Zahlen-Lotterie ſpielt, weil ſie Sarg und Leichenhemd gern heraus bringen möchte, mit zuvorkommender Dienſtfertigkeit es anzeigt, daß ihre Nummern wieder ausgeblieben ſind. Die ſchöne Militärmuſik beim Aufziehen der Hauptwache am Schrannenplatz ergözt ihn zuweilen ſehr, aber nur dann, wenn es grimmig kalt iſt, oder viel Schnee fällt, ſo daß den Spielleuten die Finger erſtarren; jezt — denkt er — wiſſen ſie doch, wofür der König ſie löhnt. An Theater-Abenden verſäumt er ſelten, ſich vor dem Schauſpielhauſe einzufinden. Es verdrießt ihn, daß das Haus nie bei einer Oper, wie es doch in andern Städten ſchon geſchah, in Flammen aufgeht, denn das wäre ein Schauſpiel das in ſeinen Augen jedes ſonſtige überträfe, und ein römiſch-umſonſtliches obendrein. Auch iſt es ihm nicht angenehm, daß ſo ſelten Ohnmächtige oder Epileptiſche herausgebracht

werden. Doch entschädigt ihn Manches, z. B. an einer Equipage junge hitzige Pferde, die der Haber so sticht, daß sie nicht stehen oder gar durchgehen wollen, während die Herrschaft aussteigt; ein plötzlicher Regenguß, der Damen, die das Parapluie vergaßen, bis auf die Haut einnäßt, auch wohl ein leichtfüßiger Elegant, der die Stufen gar zu schnell und gar zu anmuthig hinaufhüpfen will, weil die artige Cousine seine Grazie bewundern soll, und der dabei schmählich ausglitscht. Wenig beneidet er übrigens Standes-Personen, die ins Schauspiel fahren, namentlich durchaus nicht den Hof, aus demselben Grunde, warum er dem Vogel seine Flügel und dem Himmel seine Sterne nicht mißgönnt, dagegen ergrimmt er gegen Alles, was Parterre und Gallerie füllt, denn — sagt er — da hinein gehörte ich so gut, wie Andere, wenn's in der Welt nicht so lüderlich herginge. Von Mitleid empfindet er eigentlich so viel, wie gar Nichts, wenn ein armes Riegelhäubchen, dem der Geliebte, ein Maler und Anstreicher, für den Freischütz ein Billet geschenkt hat, den kahlen Strikbeutel beim Eintritt ins Haus umsonst darnach durchsucht, und zuletzt mit Entsetzen entdekt, daß die Schatullen-Mäuse aus Hunger oder Langeweile ein Loch hineingefressen haben. Es empört ihn, daß Theater-Bediente unsterblich sind, wie er sich hyperbolisch ausdrükt; der Wanst da mit der rothen Nase, der an der Kasse sitzt — sagt er — wird wie ein Schwein, mir vor den Augen von Tag zu Tag fetter, und doch verschlukt er mehr Zuglust, als die Flöhe in meinem Aermel! Wenn junge Herren, die nur ins Theater eintreten, um es in einer Scene, die Alles spannt, mit Geräusch wieder zu verlassen, anbettelnden Gassenbuben die Contre-Marke verweigern, weil sie sich keine geben ließen, so vergnügts ihn einigermaßen. Ließe sich bei der Aufmerksamkeit des zahlreichen Aufsichtspersonals an ein Einschleichen nur irgend denken, so hätte Nepomuk es längst versucht, nicht, um sich an Schiller oder Kotzebue zu delektiren — er verlacht Beide, und das Publikum, das sich durch sie täuschen läßt, obendrein — sondern um sich zu sagen: also die kleine geschminkte Machepuppe da ist Mamsell die und die, die dafür, daß sie hopst oder das Gesicht verzieht und sich stellt, als ob sie weint, dreitausend Gulden einstreicht, und der zum Barbier herausstaffirte Narr ist Herr der und der, dem man seine Triller und Läufer seit ihm viertausend nicht mehr genug sind mit sechstausend bezahlt! Festtage sind wahre Lekertage für ihn. Am heiligen Weihnachts-Abend kann er sichs nicht versagen, Stundenlang Gasse nach Gasse, die große im Glanz der menschlich- und göttlich-schönsten Jahresfeier schimmernde Stadt, der schon Gustav Adolf Räder wünschte, um sie nach Schweden hinüber schaffen zu können, zu durchstreifen. Dann ergeht er sich in erheiternden Fantasien, denkt zuweilen: wie

wär's, wenn jener Läufer Dich suchte, weil er Dich in die Residenz zur Tafel bitten soll, schämt sich aber bald des materiellen Gelüstes, und malt sich's aus, wie es den Conditor, an dessen prangenden Laden ihn eben sein Weg vorbeiführt, überraschen würde, wenn er ihm plötzlich die Fenster einwürfe; wär ich der Teufel, denkt er, so macht' ich mir doch den Spaß, in jedem Hause, so wie man sich zum Schmarotzen niedersetzte, die Lichter auszublasen und den Tisch umzustoßen, oder ich verwandelte auch den Wein in ein abführendes Decoct, und den Braten in unverdauliches Sohlleder; ja daraus, daß so etwas nie geschieht, schließt er fast, daß es gar keinen Teufel gibt. Neujahrs ermuntert er muthwillige junge Leute eifrigst zum Freuden-Schießen, theils weil es von der Polizei verboten ist, theils weil es die unvorsichtigen Schützen oft die Hand kostet, oder doch einen Finger. Am Oktober-Fest hält er sich am liebsten in der Nähe des sogenannten Rettungszelts für Verunglükende auf, hat aber selten die Satisfakzion, einen Erquetschten, vom Pferde Gestürzten, oder sonst Beschädigten hinein bringen zu sehen, und schimpft darum das ganze Fest eine Lumperei. Am Tage aller Seelen besucht er das Grab seines Vaters, nicht um daran zu beten, oder es gar zu bekränzen, sondern um daran zu fluchen, und es dem Todten vorzuwerfen, daß er ihm Nichts hinterlassen hat. Wer weiß — denkt er — wie weit die Macht der Todten geht, und ob sie Einem nicht Schätze anzeigen, oder Glüks-Nummern eingeben können! Fleißigst besucht er die Kirchen und macht, da alle ihn auf gleiche Weise erbauen, keinen Unterschied zwischen protestantischen und katholischen. Da hoken sie alle — murrt er, indem er die vollen Sitzbänke und Betstühle mustert — dikbäuchig und mit strotzenden Vollmond-Gesichtern, gleich gemästeten Hühnern auf der Latte; da stammeln sie, wie Gäste, die vom Schmaus aufstehen, für's genossene Gute den Dank heraus und bitten um ferneres gütiges Gedenken, da gehen sie selbst-zufrieden und zuversichtlich davon und sind sicher, nicht, wie ich, der Schneidermeister, vergessen zu werden! „Vater unser, gib ihr doch — er faßt, während er dieß sagt, ein tief in Gebet und Gebetbuch versunkenes schönes Mädchen, mit auf die Seite geneigtem, gesund-blaßen Madonnen-Gesicht in's Auge — gib ihr doch was sie verlangt, gib ihr den Geliebten, und dann gib ihr auch etwas, was sie nicht verlangt!" Zuweilen geht er bei sich selbst zu Gast und beneidet sich, seiner frühern Jahre wegen. Da ich ein Knabe war — denkt er — und es nicht zu schätzen wußte, mangelte mir's an Nichts; meine Hemden mußten immer etwas feiner sein, als die der Nachbarskinder, kein Sonntagsmorgen ging vorüber, wo ich nicht mit Lebkuchen vor die Thür oder ans Fenster treten, und auf die rothhaarigte Böttcher-Tochter, die ihren trokenen Semmel verzehrte, stolz herabschauen

konnte, und wenn mir die Mittagskoſt nicht behagte, ſo buk die Mutter mir heimlich einen lekern Pfannkuchen. Wurde nicht damals mein Geburtstag ſo gut gefeiert, wie der des Königs, und gab's dann nicht Gänſe mit Aepfeln und Roſinen gefüllt, und mit herrlicher brauner Sauce übergoſſen? O verflucht und drei Mal verflucht ſei jene Zeit! Hätt' ich ſolche Gänſe nie gefreſſen, ſo würde mir jetzt nicht das Maul darnach wäſſern! Bier- und Speiſehäuſer ſind Bet-, d. h. Fluch-Häuſer für ihn; ſeine nah an den Atheismus ſtreifende Ueberzeugung von der gebrechlichen Einrichtung der Welt hat er in dieſer trüben Atmoſphäre, und im eigentlichſten Verſtande aus Bierkrügen, aus ſolchen nämlich, die er nicht ſtürzen durfte, geſchöpft. Was muß er aber auch nicht Alles aushalten, ehe er nur dazu kommt, ſeine Andacht zu verrichten! Für dich, lieber Leſer, der Du, die Abendpfeife oder die Zigarre im Munde und das baare blanke Geld im Sak, Dich nach einem Geſpräch und einer Zeitung oder nach reellern Dingen ſehnſt, iſt der Eintritt in ein Wirthshaus freilich kein Heldenſtük. Du gehſt einem wahren Bombardement von Genüſſen entgegen: dereie Füllinge, die Dich an der Thür empfangen; intereſſante Neuigkeiten, die gerade, wie Du eintrittſt, erzählt werden; ein Herzensfreund, den du erſt in acht Tagen von ſeiner Reiſe zurük erwarten durfteſt und der Deiner mit Ungeduld harrt; ein Anderer, der dir noch vor einer Stunde ſagte, er könne den Akten heute gewiß keinen Augenblik abmüſſigen, und der nun doch lächelnd hinter dem Tiſch ſitzt; dies und wie viel noch, verwirrt Dir den Kopf, und ſtürzt Dich mitten in jenen ſüßen Taumel hinein, in dem alle Wolluſtknoſpen der Sinne und des Herzens aufbrechen, und blod zur Erinnerung an die Unvollkommenheit alles Irdiſchen miſcht ſich der kleine Verdruß darunter, daß heute Abend jeder Braten, nur kein Rehbraten, auf den Du Dich doch gerade geſpitzt hatteſt, auf der Speiſekarte paradirt. Wie anders verhält es ſich mit Nepomuk! Es ſtekt etwas Räthſelhaftes in einem Wirth. Er trieft von Artigkeiten, wenn er von Schweiß trieft; quäle ihn bis aufs Blut, laſſ' ihn hundert Dinge aus allen Eken und Winkeln ſeines Hauſes herbeiſchleppen, finde nichts gut genug, ſondern verlange immerfort das Beſſere und das Beſte: ihm dünkts nicht unverſchämt; er wird nicht verdrießlich, er lächelt dazu, ſeine Heiterkeit ſteigt mit ſeiner Mühe und er kreirt Dich, ohne Pfalzgraf zu ſein, zum Baron, zum Grafen, zu Allem, was Du nicht biſt. Wehe aber ſtillen, genügſamen Leuten, wie Nepomuk, die ſich, mit einem Trunk Luft zufrieden, ſo gut oder ſo ſchlecht ſie zu haben iſt, beſcheiden in eine Eke drüken, und ſich ein Gewiſſen daraus machen, ihn oder den Kellner zu plagen. Sie ſind ihm in tiefſter Seele zuwider und er hat deß kein Hehl, da er ſie durch Blike nicht vergiften kann, ſo ſucht er ſie dadurch zu vertreiben, und die Römerſeele, die dies kleine Gewehrfeuer erträgt, halte

darum den Sieg nur nicht für schon entschieden, sondern bereite sich auf die schändeste Kriegslist vor, denn die Niederlage beugt den Feind nicht, sie macht ihn grimmig und tükisch. Wer hat dies schmerzlicher erfahren, als der Schneidermeißter Nepomuk Schlägel! Er hielt, man muß es sagen, im Stachus-Garten aus, was Menschen aushalten können. Augen, aus denen die ganze Hölle flammte; schnödes Einpalisadiren mit leeren Krügen und Flaschen; verachtungsvolles Wegnehmen des Lichts von dem Tisch, an dem er, in fast kindlicher Unbefangenheit mit seinem Hut spielend, einsam saß; sogar ein Tritt des groben Aufwärters auf seine Leichdornen, dem keine Bitte um Entschuldigung folgte — standhaft ertrug und verdiß er Alles, wie jener Holländer die Gräuel der französischen Revoluzion, und tröstete sich wie dieser: es hat ein Ende und jeden Abend lebt ich noch wenn ich zu Bett ging. Was halfs? Einmal war er kaum eingetreten, da setzte der Wirth gräflich-freundlich in eigner Person einen übermächtigen Braten, sammt Zubehör, und zwei helle Festkerzen vor ihn hin und sah dann mit inhaltschwerem Gesicht auf seine Tasche. Als er den Mann gutmüthig aufmerksam machte, er habe Nichts bestellt, fuhr der Grobian ihn an, das wisse er wohl, und eben darum solle er sich zum Teufel scheeren, er habe noch nie etwas bestellt. Seitdem schleicht er sich ins Wirthshaus, wie eine Maus sich in die Speisekammer. Wenns nur glüen will, mischt er sich als einzelnen bitteren Tropfen in eine Welle willkomm'ner Gäste die hineinströmt. Geht das nicht, so gibt er sich beim Eintritt das Ansehen, als ob er Jmanden suche, frägt auch wol nach einem Herrn mit metallenen Knöpfen auf'm Rok oder mit rothem Schnurbart und schlüpft dann mit der Geschwindigkeit einer Eidexe in den dunkelsten Winkel. Wahrlich, Nepomuk, wer Dich so mit unendlicher Geschicklichkeit das Kunststük, Dich in einer räucherigen Wirthshausecke unterzubringen ausführen sieht, der ahnt nicht, daß es blos darum geschieht, damit Du jedem Gast die Bissen in den Mund zählen, und Dich dabei der kalten Kartoffeln, die Dich zu Hause erwarten, mit Zähnenknirschen erinnern kannst. Und wird Dir, wenn Du's aufrichtig bedenkst, etwas Anderes zu Theil? Ein zerbrochenes Glas kann Dich wenig trösten, denn selten oder nie trifft das Unglük Einen, der den letzten Heller schon ausgegeben hat, und es nicht bezahlen kann, geschähs aber auch einmal, so würde es Dir zu Nichts als zu der Ueberzeugung verhelfen, daß es, Dich ausgenommen, Niemandem bei Wirthsleuten an Kredit fehlt. Prügeleien entstehen freilich beim Biere eben so oft, als ewige Freundschaften, aber wen verdrießt denn ein Faustschlag, da er zwei zurükgeben darf, wer macht sich viel aus einer gepleischten Nase, wenn er zu seiner Satisfaktion das abgerissene Ohr des Gegners in der Hand behielt? Im trunkenen Zustande wird allerdings Manches ausgeschwatzt, was besser verschwiegen bliebe, aber ist jemals in Deiner Anwesenheit von einer

längſt vergeſſenen Mordthat oder einer Brandſtiftung etwas zum Vorſchein gekommen, und was hatteſt Du alſo von Deiner Nüchternheit, Deinem Aufhorchen? Das Bierhaus iſt unſtreitig der Boden, wo Waſſerſuchten und andere Todtkrankheiten luſtig, wie Pilze zu Dutzenden aufſchießen; iſt aber, frage Dich einmal, Deine Fantaſie flügelkräftig genug, Dir, wenn Du irgend einen Handohne Sorgen friſch und wohlgemuth das ſechſte Glas hinunterſtürzen und das ſiebente fordern ſiehſt, flink als niederſchlagendes Pulver das Krankenbett vorzuführen, wo ihm ein Arzt kopfſchüttelnd das Bier als Waſſer wieder abzapft, und im Stillen das Leben abſpricht? Nichts bleibt Dir als das wohlthuende Gefühl glücklich überwundener Hinderniſſe und der Triumph doch auch da zu ſein, Nichts als der leidige Troſt, daß ſo wie die Polizeiſtunde eintritt, Jeder fortgewieſen wird gleich Dir, und daß dann Dir das Gehen beſſer ſteht als den Meiſten. Und nun zu Hauſe! Freilich ſollſt Du aus dem Munde Deiner Frau noch die erſte Klage über die bittere Armuth hören, die ſie mit Dir theilen muß; ſie wartet geduldig auf Dich in der ungeheitzten Kammer, ſo lange Du auch ausbleiben magſt, ſie geht, wenn Du endlich mit leeren Händen kommſt, hungerig zu Bette, wie ſie hungerig aufgeſtanden iſt, und beſchwert ſich mit keinem Wort über ihr Schikſal. Aber nie wirſt Du ſie dahin bringen, daß ſie ſich ihre ſchönen ſchwarzen Haare abſchneiden läßt, und da Du, ſeit Dein Nachbar, der Friſeur, dir zwei Kronenthaler dafür bot, keinen Gedanken mehr ſpinnſt, der nicht an dieſe Haare geknüpft wäre, ſo haſt Du eben ſo viel Qual und Pein von ihr, als wenn ſie tobte und lärmte. Umſonſt ziehſt Du ſie ſchmeichelnd auf Deinen Schooß, nennſt ſie Dein Täubchen, und fragſt ſie, indem Du ihre Loken koſend durch die Finger gleiten läſſeſt, ob ſie Dich glüklich machen will; umſonſt ſuchſt Du ſie durch den Triumphzug von gebratenen Gänſen, dampfenden Nudeln und ſchäumenden Bierkrügen, den Du mit dichteriſcher Glut und Kraft vor ihre Fantaſie heraufbeſchwörſt, zu betäuben, um dann gleich einem Stofvogel die Bemerkung: und das Alles kann man für zwei Kronenthaler haben! hintendrein fliegen zu laſſen; umſonſt machſt Du's ihr plauſibel, daß man ohne langes Haar leben kann, aber nicht ohne Geld. Sie erwiedert ſanft, aber beſtimmt: im Sarg magſt Du mich ſcheeren, früher nicht! und da ſich, wie Du verſucht haſt, im Schlaf Nichts bei ihr ausrichten läßt, ſo wirſt Du durch dieſes Hauskreuz vielleicht Dein ganzes Leben lang für die Freuden, die Du Dir auf der Straße erjagſt, den Zoll abtragen müſſen. Und iſt's denn ſo ganz ungerecht?

Ferdinand Raimund.

Materiale zu seiner Biografie.

Von Fedv. Aug. Frankl.

Warum ist noch immer keine psichologisch entwikelte Biografie Raimund's geschrieben? Seinen Werken, die im Jahre 1837 bei Rohrmann und Schweiger in Wien in vier Bänden gesammelt erschienen sind, ist ein flüchtiger Umriß seines äußeren Lebens von J. N. Vogl beigegeben; ein ausgeführtes Porträt, das den Karakter, die Seele spiegelt, fehlt uns noch immer, d. h. ein geschriebenes; das von Kriehuber auf Stein gezeichnete ist vortrefflich.

Um ein dem Leben selbst entsprechendes Bild eines Menschen zu entwerfen, sollte man es aus Mosaik zusammenfügen. Wie hier tausend bunte Steinchen erst ein scheinbar Ganzes geben, so läßt sich auch das Bild eines geistigen Lebens erst aus vielen geistigen Zügen, die für sich wieder ein Ganzes bilden, zusammenstellen. Selbst der Schriftsteller, dem es gegönnt ist', in hundert Bänden seine Gedanken und Gefühle auszudrüken, thut dies doch zumeist durch objektive Gestalten, und es ist oft dem vertrautesten Freunde des Dichters schwer, dessen eigenste Anschauungen und Erlebnisse herauszufühlen. Selbst eine Biografie des eigenen Lebens, Memoiren schildern nicht treu. Da gibt es Rüksichten für Lebende und Todte und für — sich, die ein vollständiges Bild nicht werden lassen, schon die natürliche Bescheidenheit und Schamhaftigkeit läßt viele Züge nicht aufzeichnen, die vielleicht just den Menschen scharf hervorglänzen oder auch — nachdunkeln machen. Ehrlich geführte Tagebücher, die dann ein Nachlebender geistreich und schonend benützt, sind das beste Material zu einer Biografie. Bedeutende Menschen führen aber oft keine solche, aber sie schreiben gewisse Momente, bezeichnende Worte, frappante Handlungen in das Gedächtniß derjenigen, mit denen sie fortgesetzt umgehen, oder denen sie flüchtig begegnen, deren Pflicht ist es dann, solche erlebte Tagebuchblätter für einen Biografen bereit zu legen, der sie dann wie einzelne Steinchen sammelt, um das mussivische Porträt zusammen zu fügen, und einen Firniß zu erfinden, der für wirkliche Mosaikbilder noch nicht entdekt ist, der auch in der Nähe ein in einander gestoßenes Ganze und nicht die neben einander liegenden, scharf begränzten Theilchen erbliken läßt.

Hier also einige Steinchen zum Porträt Ferdinand Raimund's.

Ich ging am 28. Dezember 1830 mit einem Freunde durch die Jägerzeile. Es war ein nasser, grauer Wintertag. Ein Leichenwagen, der zur Stadt fuhr, kam uns entgegen; mehre Wagen, die ihm das Geleite gaben, folgten, auch ein Mann zu

Fuße, in einem dunkelblauen Carbonarimantel eingehüllt. Mein Freund grüßte ihn und wollte ein Gespräch anknüpfen: „Mir geht's schlecht," sagte der Mann im kläglichen Tone. „Sehen's, da führen's meine Jugend; jetzt is todt!" Das Wasser trat ihm in die Augen und er ging ohne zu grüßen weiter. „Das ist Ferdinand Raimund," sagte mir mein Freund. Die Leiche, welcher er die letzte Ehre erweiset, ist die der Theresia Krones, die erste Darstellerin der Jugend im „Bauer als Millionär." — Dieß war meine erste stumme Begegnung mit Ferdinand Raimund. Erst in späteren Jahren, ich hatte ihn indessen als Dichter bewundern und als Darsteller lieben gelernt, traten wir uns freundlich entgegen. Ich ließ ein Gedicht „Entgötterung" drucken. Ich begreife jetzt, daß eben dieses ihn erschüttern mochte. Er äußerte gegen einen gemeinschaftlichen Bekannten: „den möchte ich kennen lernen." Dieser führte mich ihm auch auf.

Im sogenannten „silbernen Kaffeehaus," wo sich in früheren Jahren die Dichter Wiens nach Tische zum „Schwarzen" zu versammeln pflegten, saß ich einmal mit Raimund allein, der poetisirende Marqueur, der auch Mitarbeiter einer Wiener Jugendschrift und von Allen wegen seines Verstandes gern gelitten war, näherte sich uns mit der Frage: „Wissen die Herren, warum die Dichter Wiens sich just in diesem Kaffeehause versammeln?" Raimund erwiederte: „Um doch einmal im Leben zu schmecken, wie's Leuten ist, die von silbernen Schüsseln essen und aus silbernen Schalen trinken." „Das ist eine gute Idee, Herr von Raimund. Aber das ist nicht der Grund. Ist's gefällig einen Moment aufzustehen?" Er führte und verschmitzt lächelnd zum Fenster und zeigte auf einen gegenüber liegenden Kaufmannsladen: „Weil die Dichter hier die beste Aussicht auf einen Lorbeerkranz haben." Der Laden führte einen solchen im Schilde. In diesem Kaffeehause, wo alle Getränke auf und in Silber servirt wurden, konnte man Raimund's kühnes Billardspiel oft bewundern. Aeußerte man dieß, pflegte er zu sagen: „Kost' mich aber auch viel Geld, mehr Geld, als mir ein Stück eintragen hat."

Karoline Pichler wünschte den Dichter, den sie im Hause eines Fräuleins von Isenflammen kennen gelernt hatte, in ihrem Hause eingeführt. Ich erfüllte mit Vergnügen ihren Wunsch, da ich von Raimund, der sich stets von den Dichtern Wiens unterschätzt oder in hypochondrischer Stimmung verachtet glaubte, wußte, daß er sich stets geschmeichelt fühlte, wenn ihm von einer literarischen Größe eine Aufmerksamkeit wiederfuhr und als solche achtete er die würdige Matrone. Wir kamen zu Tische und fanden uns in einem fein gebildeten aristokratischen Kreise von einigen Herren und Damen, der sich gern um die würdige Frau des Hauses zu ver-

sammeln pflegte. Das Gespräch lenkte sich zufällig auf ein Ereigniß, das durch die Eifersucht einer Frau herbeigeführt, die Runde durch alle Salons der Residenz machte. Wenn auch die Thatsache deutlich genug die Worte durchschimmerte, so waren diese aus Rücksicht für die anwesenden jungen Damen doch nur in feinster Weise andeutend. Man denke sich den Schrek der Frau vom Hause, welche die Salonetikette des vorigen Jahrhunderts gerne bewahrte und die erblassende Verlegenheit der Gesellschaft, als Raimund, der sich bis jetzt schweigend verhalten hatte, sich gegen mich mit den Worten wandte: „Eifersüchtig hat meine Madame auch sein können, da, mein Arm hat's g'spürt, sie hat mich aus Eifersucht nein bissen." Und gegen Alle gewendet, fuhr er fort: „Und was war Schuld an meinem Unglück? der Mondschein! und 'd grüne Paperl."

Ein allgemein verlegenes Verstummen der Gesellschaft, das Raimund für erwartungsvolle Neugierde zu nehmen schien, und treuherzig erklärte er seine Rede:

„Ich bin öfters wirklich melancholisch und in einer solchen Stimmung bin ich allein im Prater spazieren gegangen. Es ist mir, wie im Freien meistentheils, allerhand eingefallen, was später 'n Leuten gefallen hat. Ich gehe zurük, habe Durst und gehe im Wurstelprater ins Gasthaus zum Paperl, da sitzt die Louis mit ihrem Vater, der auch Lokalstük geschrieben hat, der Mondschein hat sie so schön beschient, daß mir auf einmal interessant vorkommen ist. Ich hab' oft mit ihr Komödie g'spielt, sie war mir immer gleichgiltig, aber heut der Mondschein hat sie ganz verklärt; plötzlich bin ich verliebt in sie geworden und hab' sie bald darauf geheirathet. No das ist ja bekannt, wie sie mich ausgspissen haben beim ersten Auftreten nach der Hochzeit, weil ich mein nachmaliges Unglük eingesehen hab' und am Tag der Trauung Braut und Hochzeitsgäste hab' sitzen lassen." Als er so treuherzig geschlossen hatte und schon während der Erzählung war es, als ob ein ungenirter, ganz natürlicher Wolf zwischen eine wohlgesittete Herde gerathen wäre. Ich werde nie die Verlegenheit der alten Damen, die lächelnde Verschämtheit der jungen vergessen. Ein General, der Graf Rothkirch-Panthen, durch mehre poetische Arbeiten bekannt, gab dem Gespräche eine militärisch rasche Schwenkung.

Ich saß am Parterre des Hofburgtheaters, um Grillparzer's dramatisches Märchen: „Traum ein Leben" zu sehen, und traf Raimund. „Sie kommen sehr oft in's Burgtheater?" sagte ich zu ihm. „Ich kann vom Edlen nicht lassen; da muß ich mich von meiner Possenreißerei erholen," erhielt ich zur Antwort. Er sah und hörte dem Stüke unverwandt zu, er war fortgesetzt unruhig, ohne ein Wort zu sprechen. Am Schlusse der Vorstellung sagte er mir ganz wehmüthig: „Sehen Sie, das

habe ich immer wollen und eigentlich ist mein „Bauer als Millionär" derselbe Gedanke. Hier träumt der Held, bei mir ist Hexerei im Spiel. Hier wird er reich und mächtig, bei mir auch nur muß er Galläpfel aufbeißen, in denen die Dukaten stecken, was sagen will, daß es bitter und schwer ist, reich und mächtig zu werden. Hier flieht der Held die Liebe, bei mir flieht die Jugend den Helden und so geht es Szene für Szene fort. Nur die vielen schönen Worte habe ich nicht, die möchten's in meiner Vorstadt draußen a nit verstehen. Es ist ewig Schad' um mich." Auffallend war die äußerliche Aehnlichkeit Raimund's und Grillparzer's, wenn auch jener blond und dieser schwarz war. Grillparzer erzählt von ihm folgende humoristische Situazion. Er begegnete ihm in der Nähe von Guttenstein im Walde, Raimund trug eine Blouse, die da und dort von Harz triefte, unter jedem Ohre steckte eine Feder, aus der Tasche guken Papiere, ein Tintenfaß trug er in der Hand. Auf die lächelnde Frage: „Aber Raimund wie sehen sie aus?" gab er die fast ärgerliche Antwort: „No, wie kann ich anders ausschauen, wenn ich auf die Bamer (die Bäume) sitz und dichte."

Ich begegnete ihm eines Sommernachmittags in der Kärntnerstraße, er sah verstimmt drein, ich grüßte ihn und fragte: „Sie sehen so verstört aus, lieber Raimund?" Er nahm den Hut ab, fuhr mit den Fingern verzweifelt durch die Haare: „Die Weiber, die Weiber!" Sie sind noch sehr jung, Sie kennen sie noch nicht. Aber es bleibt nicht aus." Ich erwiederte scherzend: „die Weiber? sind die vier aus dem Alpenkönig lebendig geworden?" Er sah mich verdutzt an: „Meine vier Weiber? Ich will da hinaus auf's Land, sagt der Toni, no, meiner Geliebten, sie soll einpakken, ich will allein sein, und wie ich nach Haus komme, haben die Anhängsel auch einpakt und jetzt soll ich mit Allen hinaus! Richtig, vier Weiber. Leben Sie wohl!"

Im Gasthofe zum „Stern" auf der Brandstatt versammelten sich nach der Theaterzeit gewöhnlich die Schriftsteller Wiens. Raimund erzählte uns hier einst eine der bittersten Ereignisse seines ehemaligen Lebens, leider ist es nicht wieder zu erzählen und muß einer späteren Zeit vorbehalten bleiben; komisch aber wirkte die Mittheilung folgender Szene. Im „Diamant des Geisterkönigs" wird der Diener Florian in einen Pudel verwandelt und damit ihn der böse Geist nicht erkenne, bringt ein Pudel dieser Thiere herein. Kleine Jungen wurden dießfalls in Pudelfelle gekleidet, und um sie zum bestimmten Momente beisammen zu haben, wurden sie in einer Requisitenkammer eingesperrt. Mittlerweile brach ein heftiges Gewitter los, das Schlagwort, nach welchem die Pudel zu erscheinen haben, ist nicht mehr ferne, man öffnet die Thüre und die zehn Pudel liegen auf den Knien und beten aus Angst vor Blitz und Donner laut „Vater Unser!"

Noch oft war ich mit Raimund zusammen, manche Momente sind mir erinnerlich aber keiner ist durch ein Besonderes ausgezeichnet, vielleicht erinnere ich mich auch dessen nicht. Lebhaft im Gedächtnisse sind mir noch die Worte, die ein Mann, der aus einer Dose schnupfte, deren Kagliostro sich bediente, im „silbernen Kaffeehause“ an mich richtete: „Wissen Sie schon? Raimund hat sich erschossen.“ Mir hörte auf das Herz zu schlagen. Tagelang wich das Entsetzen und der Schmerz nicht aus mir. Unser letztes Gespräch war über Washingtons poesievolles Werk „Alhambra“ auf das ich ihn aufmerksam machte und ihm kurz vor seiner Reise nach seinem Landsitz in Pernitz sandte. Ich glaube er hätte aus diesem den Gedanken eines neuen Dramas geschöpft, so ergriffen war er von der ihm neuen Welt auf die ich seinen Blik lenkte. Es war Raimunds empfindlichste Stelle, wenn ihm fehlende Studien vorgeworfen wurden. Eine derartige Bemerkung, die der Schriftsteller Braun von Braunthal druken ließ, rächte er im Verschwender durch einige Kouplets. Vergebend erklärte ich ihm oft, daß unsere Schulbildung einem Talente oft sogar schaden könne, daß Selbststudium in späteren Jahren viel, sehr viel vermöge; er hielt fest an den Glauben eines von Jugend auf geregelten Lernens in der Schule und that Alles, um den Kreis seines Wissens zu erweitern. Er las heißhungerig Geschichte und Geschichten, Homer und tausend und eine Nacht, Naturlehre und Dramaturgien, Shakespeare und Calderon und Hans Sachs, sogar mathematische Schriften, um fisikalische besser verstehen zu können. Außer sich vor Bestürzung und Neugierde las er Gozzis fantastische Dramen, weil ihn irgend ein Kritiker einen Nachahmer dieses merkwürdigen Dichters nannte. Raimund war überzeugt, wovon aber viele Jüngere nicht überzeugt zu sein scheinen, daß jedes Talent viel lernen müsse. Ein Talent ist wie ein Magnet, er muß armirt werden, täglich ein Stükchen Eisenspreise mehr angehängt bekommen, sonst verliert er selbst die ihm ursprünglich inwohnende Zug- und Tragkraft.

Es ist meines Wissens nicht durch den Druk bekannt geworden, daß bald nach dem Tode Raimunds sein Schädel reklamirt wurde. Der Arzt der zum Sterbenden herbeigebeten wurde, der Bruder eines österreichischen Liriers, hatte ihn für seine sehr interessante Schädelsammlung genommen und auf die geschehene Reklamation ein Maria Theresianisches Gesetz geltend gemacht, vermöge welchem jeder Arzt einzelne Theile eines Selbstmörders, Behufs seiner Studien, nehmen darf. Auf das Dekret, daß Raimund nicht als Selbstmörder erkannt worden sei, indem er aus Furcht vor unheilbarer schrekenvoller Krankheit sich das Leben genommen, und sterbend die feste Reu gefühlt habe, wurde — ein Schädel, dem die Seitenwand von einer Kugel durchlöchert war ausgeliefert und in Gutenstein zu den andern Gebeinen beerdigt.

Der Zufall führte mich einmal in späteren Jahren mit der Tochter des Theaterdirektors in Raab zusammen, bei welchem Raimund sein erstes Engagement als Intrigant hatte, bei ihr sollte ich auch die Tochter Raimunds, die Tochter seiner Frau kennen lernen. Das Letztere unterblieb. Ich hörte manchen interessanten Zug von der ehmaligen Collegin Raimunds. „Niemand war leichter zu foppen als er, Niemand gefälliger gegen uns Mädchen, und Niemand verliebter. Damals hatte er freilich noch nicht das Mißtrauen gegen Menschen, das sich später in seine Seele legte. Er ist aber auch schrecklich betrogen worden. Raimund liebte ein Mädchen in Raab; dem damals unbedeutenden Schauspieler waren die Verwandten eben wenig hold, und sie freuten sich, als Raimund mit uns nach Oedenburg, die Theaterzeit in Raab war zu Ende, wandern mußte. Einem Freunde, der um die Flammen der Liebe seines Herzens wußte, gab er den Auftrag ihm seine Geliebte zu — entführen und zuzuführen. Das Mädchen verschwand und plötzlich erfuhr Raimund, daß sie, der er sich so heiß entgegen sehnte, bereits seit acht Tagen bei der Mutter des Entführers in Oedenburg mit diesem verborgen lebe, und nun entdekt durch die Behörde nach Raab zurükgefordert sei. Entführer und Entführte hatten sich mittlerweile verständigt und ihre Trauung war angesagt. Raimunds Zustand grenzte an Raserei; Freundschaft und Liebe hatten ihn zugleich betrogen. Am folgenden Tage nachdem er die Nachricht erhalten hatte, kam er zu meinem Vater und ohne weitere Einleitung sagte er: „Herr Direktor! ich komme um Ihre Fräule Tochter zu werben!“ Mein Vater, der um Raimunds unglükliches Liebesabenteuer wußte, fragte ihn ganz verdutzt: „Ja lieben Sie denn meine Tochter?“ und erhielt die offenherzige Antwort: „Lieben? Nein. Es wird aber schon geh'n. Ich möcht nur an dem Tag, wo die Treulosen sich vermählen auch heirathen, damit sie sehen, daß mir gar nichts an ihrem Verrath gelegen ist. Gar nichts!“ und die Thränen liefen ihm die Wangen herab. Mein Vater suchte ihn zu beruhigen und nach Wochen war er auch ruhiger, die jugendliche Heiterkeit war aber für immer fort.

„Lebhafter noch als je, warf er sich der Kunst in die Arme und zwei Züge aus seinem Leben werde ich nie vergessen. Wir saßen eines Morgens beim Frühstük, Raimund der für manche sehr untergeordnete Dienste bei uns die Kost hatte, kam nicht; plötzlich erscheint seine Wirthin und berichtet entsetzt: „Der Raimund ist wahnsinnig geworden.“ Wir fragten um ein Näheres; da erzählte sie uns wie er die Nacht hindurch bald gebellt, bald gelacht, bald wieder geträht habe, und wie sie sich nicht in seine Stube zu treten getraue. Mein Vater stand rasch auf, um den Unglüklichen zu besuchen, da trat Raimund ganz unbefangen ein, und unser Schrek löste sich in ein unbändiges Lachen auf, als es sich aufklärte, daß er in einer Posse, die Abends gegeben werden

sollte, einen Menschen darzustellen habe, der sich dadurch wahnsinnig stellt, daß er alle Thierstimmen nachahmt."

„Die später von ihm bekannte Genauigkeit in Darstellung, namentlich seiner eigenen Stücke, und der Ernst, mit dem er die Kunst betrieb, äußerte sich schon damals. Er sollte den Geßler spielen, und da es vom Dichter vorgeschrieben steht, daß dieser zu Pferde erscheint, war Raimund von dem Gedanken nicht abzubringen, trotz aller Gegenvorstellung, daß unsere Bühne zu klein und zu schwankend für die Erscheinung und das Gewicht eines Pferdes sei. Raimund konnte sich nicht beruhigen, und als mein Vater erklärte, die Kosten nicht tragen zu wollen, mietete er für seine ohnehin geringe Gage ein Pferd, eine wahre Schindmähre und brachte sie zur Probe auf die Bühne. Mehr als zwanzigmal versuchte er, pfeilgetroffen, den Sturz vom Pferde, wir konnten uns trotz seines jedesmaligen unbarmherzigen Falles, des Lachens nicht enthalten. „Man muß sich der Kunst opfern können," sagte er uns, „oder man bleibt ewig ein Pfuscher."

Dies ist Alles, was ich von Raimund weiß, Materiale, das ein geistreicher Biograf des genialen Dichters und Schauspielers, benützen, ordnen und psychologisch deuten wird. Vielleicht fühlen sich Jene, die mit dem Dichter oft verkehrten, oder ihm begegneten, veranlaßt, in diesen Blättern ihre Erinnerungen zu dem angedeuteten Zwecke niederzulegen, wie dies schon der erste deutsche Romandichter Spindler im Jahrgang 1845 der „Sonntagsblätter" gethan hat.

Ich hatte die vorstehenden Seiten niedergeschrieben und ging einen Freund in einem Kaffeehause aufzusuchen, und als einen seltsamen Zufall muß ich es nacherzählen, daß ich eingetreten von einem Bekannten aufgefordert wurde, für einen sterbenden, verlassenen, armen Bildhauer eine Unterstützung zu zeichnen. Ich ließ mir den Subskriptionsbogen reichen, da war zu lesen: Der Unglückliche hatte nie Gelegenheit seine treffliche Kunst zu zeigen, der Mangel war der treue Begleiter seines Lebens, nur zwei Büsten sind von ihm bekannt geworden, die ihn, denen er fremd ist, empfehlen sollen, Büsten, die auf Grabmälern stehen, die Büste Franz Schubert's und die Büste Ferdinand Raimunds. Wenige Tage darauf, am 5. Dezember 1846, starb Josef Alois Dialer und die von Menschenfreunden gesammelte Summe reichte eben hin, die Kosten der Beerdigung zu bestreiten *).

Mögen einige im griechischen Sinne des Wortes gefaßte Epigramme, wie ich sie bald nach dem Tode Raimunds an seine einzelnen Dichtungen niederschrieb, sich hier anschließen.

*) Das Kunstblatt Nr. 3 der Sonntagsblätter vom Jahre 1847 enthält eine Biografie des unglücklichen Künstlers.

Der Diamant des Geisterkönigs.

Luſtig fuhrt der Witz mit dem Scherz die fröhlichen Reigen,
Ferne ſteht der Ernſt, macht ſeine Gloſſen dazu!

Der Bauer als Millionär.

Blühend ſtand dir zur Seite der Dichtung blühende Jugend,
Abſchied nahm nicht ſie, treulos biſt du ihr entfloh'n.

Die gefeſſelte Fantaſie.

Welche die Ketten haßt, die Göttin haſt du gefeſſelt
Und die entfeſſelte ſehnt ſich nach den Ketten zurük.

Der Alpenkönig und der Menſchenfeind.

Doppelgänger der Kunſt, gewohnt ſich zwiefach zu lieben,
Liebt weil der Mime nun ſchied, doppelt den Dichter das Herz.

Der Verſchwender.

Leicht haſt du Geiſt und Gemüth in goldenen Schalen verſchwendet,
Fürchten durfteſt du nicht Bettler zu werden an Geiſt.

Moiſaſurs Zauberfluch.

„Meinſt du Freudenthränen, beglükt, ob geſpendeter Liebe
Schon in den Armen des Tod's, rettet die Liebe dich noch."
Säheſt du unſeren Schmerz, du würdeſt ſie ſelig vergießen
Und aus des Orkus Nacht, ſtieg'ſt du zum Lichte zurük.

Andrews.

Epiſode aus einem ungedruckten Romane.

Von Sigmund Engländer.

„Was nüzt alle Vergangenheit," jammerte Andrews; „ein Augenblik des Unglüks ſtiehlt uns ein ganzes Leben voll Glük, bläſt alle Lichter in uns aus."

Robert ging im Zimmer auf und ab, wie er zufällig hinabſah erblikte er unten noch immer Ralph. Andrews fuhr inzwiſchen fort: „Hören Sie meine Geſchichte und bemitleiden ſie mich. Ich haßte einſt ein Mädchen ſo ſehr, daß ich ſie am Ende zu lieben anfing, und aus dieſer Liebe entſprang Segen und Fluch meines Lebens."

Greift denn die Liebe überall ein? dachte Robert unwillig. Oder haben ſich alle Menſchen verſchworen, mir einzureden, ſie rappeln aus Liebe.

„Ich stamme aus Schottland,“ erzählte Andrews, „und gehöre dem edlen Stamme von Hongsfield an. Ich und Ralph sind die letzten Sprossen dieses alten Geschlechts. Frühzeitig verloren wir unsere Eltern, und wuchsen in brüderlicher Eintracht auf. Unsere Schlösser standen neben einander, und eine Woche brachten wir auf meiner und die andere auf seiner Burg zu. Ich liebte ihn so unsäglich, wie ich ihn jetzt hasse. Eines Tages kam ein entfernter Verwandter mit seiner Tochter zu ihm, erzählte ihm von plötzlichen Unglücksfällen, die ihn getroffen, und bat ihn um ein Obdach. Er nahm ihn liebreich in sein Schloß auf, und wies ihm und seiner Tochter einen Flügel desselben an. Als ich zu ihm kam, fand ich schon diese unerwartete Vermehrung der Bewohnung. Ich kann es nicht verhehlen, daß es mich sehr verstimmte, ich dadurch eine Störung unseres Friedens befürchtete. Ich fragte ihn, warum er das gethan, und er gestand mir, daß beim ersten Blik Mariens, so hieß die Tochter des Gastes, die Ueberzeugung ihm durch die Seele gezittert habe, er könne nicht ohne sie leben. Ich wurde dadurch über sie unwillig, um so mehr, da er sich nicht abreden ließ, sie bei sich zu behalten. Mein Unwille vermehrte sich, da er anfing mich zu vernachlässigen und bloß für sie zu leben. Er kam bald nie mehr zu mir, und wenn ich mich nicht auf sein Schloß begab, so sahen wir uns nicht. Ich hatte nichts, das mich für seine Liebe hätte entschädigen können; die Zimmer meiner Burg wurden mir bald öde, die Einsamkeit rings um mich peinlich, nirgends ward mir der Segen, den ein Menschenantlitz uns gewährt, zu Theil. Außer meinem Bedienten sah ich Niemand, nichts als bezahlte Freundlichkeit. Mit Wehmuth dachte ich, wenn ich allein durch das Walddunkel ritt, an die frühern Zeiten, wo wir Beide glühend vor Lebenslust diese Forste durchjagten. Mein Widerwille gegen Marien wuchs bald zum Haß, da ich mich allenthalben wegen ihrer von ihm zurükgesetzt sah. Eines Tages konnte sich meine Eifersucht nicht mehr überwinden lassen, ich nahm ihn bei Seite und theilte ihm unverhohlen meinen Haß gegen sie mit. Er sah mich erstaunt an und lachte mich dann aus, wie ich ihm keinen andern Grund dieses Hasses anzugeben wußte, als daß sie mir sein Herz entzogen. Von dieser Stunde an war mein Haß durch das laute Aussprechen desselben in mir festgewurzelt. Ich sah sie nie an, wenn ich mit ihr sprechen mußte, kam seltener, und oft, wenn ich nach Hause ritt, gab ich dem armen Pferd wüthig die Sporen, und eine wilde Menge von Flüchen entwand sich mir fast unwillkürlich. Ralphs Liebe zu ihr nahm jedoch in demselben Maße zu, und nachdem einige Monate seit ihrer Ankunft auf seinem Schlosse verstrichen waren, hatte er bereits bei ihrem Vater um sie angehalten, und wie ich eines Tages kam, stellte er mir ganz unerwartet Marien als seine Braut vor. Als wir hierauf zufällig einige Zeit allein waren,

fragte er mich lächelnd, ob ich ſie noch haſſe. Ich ſchwieg, weil ich ſein Glük nicht ſtören wollte, und endlich geſtand ich ihm, daß mein Haß nur noch zugenommen habe. Täglich bat er mich nun, ſie zu lieben, und ich verſicherte ihm ſtets, es ſei mir nicht möglich, ich wiſſe nicht warum, aber es werde mir ſtets in ihrer Nähe unheimlich zu Muthe. Es ſchmerzte ihn ſehr, mich in meiner Stimmung gegen ſie nicht umſtimmen zu können, und wie Verliebte ſich nichts geheim halten können, ſo ſagte er auch Marien davon, und bat ſie, meine Liebe gewinnen zu ſuchen. Sie wurde hierdurch gereizt, durch meine Kälte beleidigt und dadurch zu mir hingezogen; kurz, am Ende liebte ſie mich. Wie ſie zum Bewußtſein ihrer Liebe kam, floh ſie mich, was mir ganz recht war. Aber Ralph bat, beſchwor ſie, nicht meinen Widerwillen gegen ſie durch Kälte noch zu ſteigern, ſich mir zu nähern, er zwang uns häufig allein zu ſein, was für uns Beide, wenn gleich aus ganz verſchiedenen Gründen, peinlich war. Ralph befragte mich inzwiſchen häufig, ob mein Haß gegen ſie noch nicht aufgehört habe, und war betrübt, nie eine Bejahung von mir zu hören. Eines Tages erhielt mein Bruder eine Nachricht, welche ſeine Anweſenheit in einer ſehr entfernten Stadt dringend nothwendig machte; ein bedeutender Theil ſeines Vermögens, das er bei einem Handlungshauſe hatte, ſtand auf dem Spiel. Er konnte ſich nicht zur Abreiſe entſchließen; ich beſchwor ihn, ſich auf den Weg zu machen. Nach langen Vorſtellungen gelang es mir, ihn zur ſchleunigen Abfahrt zu bewegen. In einem Monat konnte er zurük ſein, und er verſprach, Alles ſo ſehr zu beeilen, daß er nicht länger ausbliebe. Mich bat er, dieſe Zeit auf ſeinem Schloſſe zu verleben, in der Hoffnung, daß hiedurch eine Annäherung zwiſchen mir und Marien Statt finde. Endlich war er fort. Die erſten Tage nach ſeiner Abreiſe vergingen trübe, bedeutungslos. Marie und ihr Vater ſuchten mich in ihre Nähe zu ziehen; ich mied ſie, wo ich konnte. Einmal machten wir einen Luſtritt. Ich ritt ein edles Roß, das vor Lebensgier wilde Sprünge machte; Marie neben mir. Endlich bäumte ſich mein Pferd, wurde ſcheu und ging mit mir durch; ſie hinter mir her. Knapp vor einem Abgrunde war ich bereits, und mir ſchwindelte vor dem nahen Verderben. Da hörte ich einen gellenden ſchrecklichen Schrei, der auch mein Pferd erſchrekte, ſo daß es mich abwarf. Ermattet, verwundet lag ich am Boden, im nächſten Augenblik jagte Marie einher, ſie war es geweſen, welche durch dieſen Aufſchrei mir das Leben gerettet hatte. Sie ſprang vom Pferde, ſtürzte ſich auf mich mit einem Ausdruk des Schrekens, den ich nie vergeſſen werde. In ſo entſcheidenden Augenbliken des Lebens ſieht die Seele ſcharf; ich wußte nun, daß ſie mich liebe. Ihre Aengſtlichkeit, ihr verwirrtes Bemühen um mich, ihr Blik verrieth ſie. Es war mir, als hätte ich ſie nie vorher geſehen; o ſie war ſchön, ſchön, zu ſchön. Wer ſie lange anſah,

hätte ſich ſo vergeſſen können, daß er den Hungertod geſtorben wäre. Es gab keine Schmerzen, keine Welt mehr für mich. Ich ſtarrte ſie an wie leblos, ich ſtellte mich noch matt, da ſchon Feuergluth in meinen Adern wallte, um nur noch ihre weichen, ſanften Berührungen, den ſüßen Ton ihrer Stimme zu vernehmen. Tauſend Stimmen ſchrieen in mir; ich mußte ſie beſitzen. Ich umſchlang ſie, ich weinte, ich küßte ſie und wußte von dem Allen nichts. Sie ſah mich mit einem Blike an, der mein Innerſtes traf und Alles in mir ſchmelzte und ſagte: Und Du konnteſt mich haſſen? Ich warf mich zu ihren Füßen, ich bat, ich heulte um Vergebung. Nun erſt hatte das Leben Farbe, Bedeutung für mich gewonnen; nichts als blauer Himmel, wohin ich auch blikte. Trunken gingen wir Arm in Arm nach Hauſe, wir ſahen uns an, redeten kein Wort, und doch verſtanden wir uns. Auf dem Wege trafen wir ihren Vater und mehrere Diener des Hauſes, ängſtlich ſuchend. Ihr Vater hatte uns bei unſerm ſchnellen Ritt aus den Augen verloren, war nach Hauſe geeilt, um uns ſuchen zu laſſen. Ich verſtand nicht, was er ſagte; alle Menſchen redeten eine mir fremde Sprache. Sie erzählte den Unfall, den ich erlitten, und die Bedienten eilten fort, die Pferde zu ſuchen. Ich war verwirrt, überrumpelt von meinem Glüke, ich wußte es nicht in mein Leben zu bringen, Alles war in der ſüßeſten Unordnung in mir. Von nun an hatte die Sonne helleres Licht, die Roſe lichtere Farben für mich. Ich war in einer beſtändigen Aufregung, nur wenn ich um ſie war, ſchlich ein holder Frieden in meine Seele. Ich hätte weinen mögen vor Liebe zu ihr; ſie war ſchön wie ein Engel, ſo ein herrliches, ſchönes Leben gab es nie zuvor. Ich begriff nicht, wie ich früher durch Wolken hatte verhindert werden können, die Göttin zu ſehen. Schon hatte ich ganz an Ralph vergeſſen, als einmal ein Brief von ihm ankam, der mich an ſein Daſein ſchrekklich mahnte. Er meldete, daß ſeine Geſchäfte ihn noch immer zurükhielten, und er leider nicht ſo bald kommen könne, als er gerechnet hatte. Ich mußte ingrimmig lachen, da er mich darin auch aufmunterte, meinen Widerwillen gegen Marien zu bekämpfen. Für ſie ein ekelſüßer Wortſchwall von Zärtlichkeiten, der mich aufs Höchſte erzürnte. Ich eilte im ganzen Haus umher, Marien zu ſuchen; Alles kochte in mir, ich ſah nichts vor lauter Erregung. Mariens Vater war mit einigen Hausleuten in einer landwirthſchaftlichen Angelegenheit in die Nachbarſchaft gefahren, ich traf ſie ganz allein in ihrem Zimmer. Noch ſehe ich ſie vor mir in dem jungen Reiz, mit welchem ſie mir erröthend entgegentrat. Sie ſchämte ſich ihrer Schönheit, ſie erröthete, weil ſie in der Gluth meiner Augen las, wie ſehr ſie meine Liebe beſäße. Ich zeigte ihr den Brief, jedes Wortes unmächtig. Sie las, ſie erſchrak vor den Schriftzügen, ſie konnte keinen Sinn herauslesen. Sie zitterte wie vor dem Henker, warf ſich auf ein Sofa und verhüllte ihr Antlitz, als

wenn ſie Ralphs Bild ſüchtete. Ich ſchrie ihr ins Ohr, ob ſie ihn noch liebe, ob ſie ihn noch ſehen könne. Sie ſprang auf mit einem ganz andern Geſicht; ich brauchte nicht ihre Worte, ich ſah, daß ſie ihn nicht mehr liebe. Sie ſprach auch kein Wort hierüber, ſondern warf ſich zitternd an meine Bruſt und rief: „Rette mich!“ Liebliche Klänge umſpielten mich, warm und duftig lag das Leben in mir. Ich preßte ſie an mich, ich erdrükte ſie, ich erſtikte ſie mit meinen Küſſen; der Rauſch der Liebe verſchlang uns. Als wir erwachten war es nicht mehr möglich, daß unſer Bund getrennt werde. Sie erkannte das auch und ſagte: „Nun bin ich ganz Dein.“ Nun ſchlang ſich eine Roſenkette der ſchönſten, kürzeſten Tage meines Lebens dahin, die Zeit flog, die Liebe ließ uns Alles vergeſſen. Alle Tage kamen Briefe von Ralph, wir laſen ſie gar nicht; ſo glüklich war noch kein Menſch, wie ich damals. Es gab nur Sommer für mich. Eines Tages ſaß ich eben in ihrem Zimmer, da raſſelte ein Wagen in den Hof; in mir ſtokte das Leben, ich blikte hinab, es war Ralph. Auf ſeine Rükkunft hatten wir noch gar nicht gedacht. Alles ſchwieg in uns, wir wußten uns nichts zu ſagen und horchten bange. Marie zitterte an allen Gliedern, und auch ich war durch das Glük feige geworden und bebte ſeinem Erſcheinen entgegen. Noch höre ich den ſchreklichen Schall ſeiner Tritte, wie er heraufſtürmte; jeder drang mir durch die Seele. Ich griff unwillkürlich an die Seite, als hätte ich dort ein Schwert gehabt. Er ſtürzte herein, leuchtenden Auges, bleich vor ſeliger Erwartung. Er eilte mit einem Jubelgeſchrei zu Marien und umarmte ſie; ſie duldete Alles wie ein Schlachtopfer. Nach den erſten Augenbliken war er im Klaren. „Um Gottes Willen,“ rief er entſetzt, bald mich, bald ſie anſtarrend, „was iſt geſchehen? Es iſt nicht Alles wie es ſein ſollte.“ Marie ſprang auf, blaß wie der Tod, und ſtürzte hinaus. Ralph ahnte Alles. Er pakte mich krampfhaft bei der Hand, ſah mich mit einem Blike an, vor dem ich furchtſam die Augen niederſchlagen mußte, und rief: „Rede!“ Ich faßte mich und ſagte kalt: Ich liebe ſie. Er fuhr zurük, als hätte er das Fürchterlichſte gehört. Dann ſchüttelte er mich mit allen Kräften, zerkraßte mir die Hand und ſchrie: „Schurke! Alſo deshalb wollteſt du mich von hinnen haben!“ Er geiferte vor Wuth und brachte nur einzelne ſinnloſe Worte hervor. Endlich ſchrie er: „O es iſt beiſpiellos! Solche Niederträchtigkeit war noch nicht da. O warum haſt Du mir das gethan! Schuft, Hund, niederträchtiger Hund! deshalb heucheltеſt Du Haß gegen ſie, deshalb drangſt Du in mich, weg zu reiſen. So ward noch kein Menſch betrogen.“ Er weinte vor Wuth. Ich erſchrak; das wollte ich nicht haben. Sein Verdacht ſchnitt mir durch die Seele; ich wollte ihm in die Rede fallen. Er ließ mich nicht zum Wort kommen, wurde durch den Laut meiner Stimme in die Wuth eines Raubthieres verſetzt. Endlich konnte ich

ihm mit Mühe begreiflich machen, daß ich wirklich Marien früher gehaßt, daß wirklich nur Liebe zu ihm mich bewogen, ihn zur Abreise zu drängen. Nie vergesse ich den schrecklichen Anblik, den er mir hierauf bot. Er zeigte zwei Augen, die einer hungerigen Hyäne anzugehören schienen, seine Lippen waren blau und zitterten, er wurde schwach vor Wuth, konnte mich nicht mehr festhalten, und schien die Sprache verloren zu haben. Endlich rief er mit einer zitternden Stimme: „Schändlicher Lügner!" Mehr brachte er nicht hervor, aber das wiederholte er mehrere Male, mit immer drohenderen, schrecklichen Geberden. In einem Augenblike hatte ich mich entschieden, ich fühlte den Wendepunkt meines Lebens; gelassen schnitt ich das Band entzwei, ich hatte keinen Bruder mehr. Nur sie lebte noch, und ich nahm mir vor, sie gegen die ganze Menschheit zu vertheidigen. Ich ließ den Besinnungslosen stehen und eilte zu ihr; das Zimmer war gesperrt. Ich pochte, bettelte; endlich öffnete sie. Ich erkannte sie nicht mehr, die Minuten waren Jahre; wie ganz, ganz anders war Alles noch vor wenigen Stunden gewesen! In wenigen Minuten erklärte ich ihr, daß ich nicht von ihr lassen, daß ich gegen ein Heer von Teufeln für sie fechten werde. Sie sah mich mit einem ernsten Lächeln an und sagte: „Glaube nicht, mein Freund, daß sich an dem Schiksal schnitzen läßt. Wir sind Beide verloren; wo das Glük sein soll, müssen nur Zwei sein, der Dritte tödtet." Wir hielten uns umfaßt, wir weinten; sie rief mit der Stimme einer Sterbenden: „Ergib Dich dem Unabwendbaren, habe den Muth unglüklich zu sein." Da wußte ich plözlich, daß Jemand hinter uns stehe, ohne daß ich irgend ein Geräusch gehört hatte. Ich sah mich erschroken um, er war es; wie ein Teufel, wenn die Zeit des Höllenbundes um ist, und er kömmt die verschriebene Seele zu holen. Er sah uns lange schweigend, höhnisch an, brach dann in ein schreckliches Gelächter aus und sagte mit einer todten Stimme: „Also glaubt Ihr wirklich es werde angehen, einen Menschen so um sein Lebensglük zu betrügen, mit dem Blute eines fremden Herzens sich das Leben roth zu pinseln? Nein, kann ich nicht glüklich sein, so dürft auch Ihr es nicht sein. Hofft ja nicht auf einen Komödienstreich von großmüthiger Entsagung. Ich bin ganz ruhig, der Hammer in meiner Brust klopft nicht mehr ungestüm, es ist nicht der Mühe werth, über die Gemeinheit der Seelen das Beste seines Gemüthes in Aufruhr kommen zu lassen. Aber verhöhnen lasse ich mich ebenfalls nicht; Ihr dürft nicht glüklich mit einander sein. So lange ein Athemzug mein Leben aufrecht erhält, werde ich darauf wachen, daß kein glüklicher Augenblik Eure Tage erfrische und Euer Hochzeitsaltar kann nur auf meinem Grabe stehen. Aber auch dann sollen noch meine Todesworte Euern Bund verfluchen, will ich mich als Gespenst in Eure buhlerischen Umarmungen schleichen. Ihr habt zu schrecklich an mir gefrevelt. Hofft nicht auf meinen

Tod; Haß, Rachgier werden mich nicht sterben lassen." Er wandte sich hierauf zu ihr und sprach: „Dich werde ich mit meiner Rache verschonen, doch ihm, dem Teufel dort, der mir mein Glük, mein Alles geraubt, schwöre ich Rache so lange ein Blutstropfen in mir ist. Ich will auf mich selbst vergessen, ich lebe nur für ihn, für sein Verderben, eher soll sein Schatten von ihm weichen als ich. Alle Arten des Unglüks soll er kennen lernen und ich will nicht ruhen, bis ich ihn als Aas vor mir sehe." Marie hatte diese Rede schaudernd angehört; zuletzt erfror alles Leben in ihr, Anfangs zitterte sie, am Ende hörte sie ihn gleichgültig an. Es gab keine Steigerung des Unglüks mehr für sie. Ich aber wollte noch nicht an mein Unglük glauben, mich nicht demselben unterordnen und deßwegen sollte ich noch weit unglüklicher werden. Ich wollte mich in einen Kampf gegen mein Schikſal einlassen und deßhalb forderte ich es in seiner ganzen Schrekklichkeit heraus. Es trat ein fürchterliches Stillschweigen ein und Keiner von uns Dreien fühlte sich mächtig genug, es zu unterbrechen. Endlich gewannen Ralphs Züge etwas mehr Weichheit; er trat zu Marien, nahm sie bei der Hand, worüber sie tödtlich erschrak, und fragte sie: Und Du könntest mich ganz aus deinem Herzen verstoßen haben? Es war das letzte Mal, daß ich einen gerührten Ton in seiner Stimme wahrnahm; von da an wurde er zu Stein. Marie rang verzweifelt die Hände und blikte in furchtsamer Liebe zu mir. Da wurde er blutroth vor Beleidigung und sagte kalt: Ihn sollst Du auch nicht haben. Dann rief er wüthend: O hätte er nie gelebt, wäre statt seiner ein Hund in die Welt gekommen; er hat mir Alles geraubt. Ich konnte nicht mit ihm reden und ihm diente ebenso wenig die Sprache mir gegenüber. Ich sagte nur zu ihr: Ich werde mit deinem Vater reden und Dich von ihm zum Weibe begehren; Du ziehst noch heute auf mein Schloß. Sie zitterte, daß ihr Geschik sie zwischen zwei feindlichen Welten geworfen und sah kein Entrinnen. Ralph wurde größer, schrekklicher in seiner Erscheinung, er trat zu mir, als wollte er mir alle Schimpfreden und Drohungen zuschmettern, doch er fand nichts Einzelnes, legte nur in einen Blik die ganze Macht seines Lebens, den vollen Haß, den er gegen mich empfand und wandte sich zu ihr. Wenn Dir sein Leben lieb ist, rief er, so werde nicht seine Frau, mein Schloß kannst Du verlassen wenn Du willst, doch weh ihm, wenn Du zu ihm ziehst. Dein Leben will ich nur anfeinden in dem seinigen, gilt er dir etwas, so will ich meine Rache an ihm, Dir zum Gift werden lassen. Als ich seinen festen Ton hörte ahnte ich, daß dies nimmer gut enden könne, wir hatten alle drei Recht und dies öffnete uns den Abgrund. Ich ging hinaus, voll Haß gegen Ralph, daß er mir eine solche gemeine Heuchelei zutrauen könne, voll Grauen vor der Zukunft. Ich ging in das Zimmer ihres Vaters, der gar nicht glauben wollte, daß in so kurzer Zeit eine solche schrek-

liche Veränderung möglich wäre. Er begriff, daß seines Bleibens auf Ralphs Schloß nicht länger sein könne, schwor aber, unter keiner Bedingung zu mir zu ziehen, weil er mein Leben nicht gefährden wolle. Ich weinte vor Eifer, ihn zum Gegentheile zu überreden. Da ich sah, daß es vergebens sei, so schikte ich eiligst meinen Diener auf mein Schloß, ließ alles Geld, das ich baar hatte, holen und gab es ihm, er solle sich hier in der Nähe eine Besitzung kaufen. Ich lebte in dem Wahne, die Zeit werde Alles ausgleichen, während sie, die Kluft, die zwischen Menschen besteht, noch weiter reißt. Dann kam Marie zu uns, taub vor Schmerz. Ihr Vater beschwor sie, die Liebe zu mir aufzugeben, um mich und sich nicht ins Verderben zu stürzen; denn er fürchtete von Ralphs rasender Leidenschaftlichkeit das Entsetzlichste. Marie warf sich ihm an den Hals, verbarg ihr Antlitz an seinen Busen und sagte: Ich kann nicht, aber so leise, daß wir uns nur mit der Feinheit, welche die Sinne des Menschen in entscheidenden Augenbliken des Lebens besitzen, hören konnten. Also willst Du Brudermord hervorrufen, rief er, Marie riß sich von ihm los, hielt beide Hände vor ihr Gesicht und schrie mit dem schneidenden Ton des Schmerzes: Ich kann nicht mehr. Nun ahnte er Alles und so war es auch; sie fühlte sich Mutter durch mich. Er starrte wehmüthig vor sich hin und rief: So ist es denn nicht mehr möglich, daß Einer von uns mehr glüklich werde. Ich überblikte in Gedanken schnell mein weiteres Leben, es war fürchterlich überzeugend, daß er recht habe. Es durchzukte mich, Ralph zu ermorden, ich konnte diesen Gedanken nicht mehr aus meiner Seele bringen. Es war mir fürchterlich klar, daß nur sein Leben unserm Glüke im Wege stehe, daß zwei Menschen selig, überirdisch beglükt werden könnten, wenn nur ein Dritter aufhörte zu athmen. Die Leidenschaft in mir feilschte und rechnete ganz kaltblütig, daß doch er ohnehin nicht mehr glüklich werden könnte, wir hingegen, noch die Möglichkeit dazu besäßen. Ich lebte in dem Wahne, ein zerrissenes Glük lasse sich wieder zusammenflikken. Ein Gedankenmord war geschehen, wie deren überhaupt unzählige in der Welt vorfallen. Es handelte sich daher nur, um einen Schritt zum wirklichen Mord, aber die That war mir unbequem, wie denn die Menschen gewiß mehr Böses thun würden, wenn nicht das Thun genant für sie wäre, mit der Reue, mit dem Gewissen würde man eher fertig. Es war inzwischen Abend geworden und ich empfand eine Furcht vor der Nacht, wie noch nie. Denn stets lokte eine Stimme zum Morde. In fürchterlicher Einsamkeit verging Jedem von uns der Abend. Endlich ging Alles zur Ruhe. Ich schauderte, da ich in meinem Zimmer meinen Dolch hängen sah und wagte nicht, darauf hinzublikken. Mir war es, als sei noch Jemand im Zimmer, den ich nicht sähe, als ob ich in der drükenden Atmosfäre eines bösen Geistes mich befände; ich konnte kaum athmen, Alles

zukte und klopfte an mir. Es war ſchrecklich ſtill um mich und doch ſchrie Alles in mir, ein betäubendes Läuten füllte mir das Gehirn aus; zitternd vor Froſt begab ich mich zu Bette; es war mir als ob ich in einem Sarge läge; das Bett, das Zimmer, die Welt kam mir zu enge vor und ich fürchtete, zu erſtiken. Vor Betäubung ſchlief ich endlich ein. Nach einer Weile wachte ich jedoch ganz plözlich auf und war ſogleich vollkommen wach. Der Haß hatte mich gewekt. Den Dolch in ſeiner Bruſt! Nicht losbringen konnte ich dieſes Bild; es brannte ſich in mir ein, es grinſte mich höhniſch mächtig an. Ich ſchloß die Augen feſt und immer ſah ich es vor mir. Ich wollte mir andere Gedanken einpferchen, meine Seele arbeitete unabhängig von meinem Willen, ich empfand vor mir ſelbſt Furcht. Es war mir zu Muthe, als lieſe etwas einen entſeßlichen Abgrund abwärts und ſchrie dabei todesängſtlich um Hilfe. Der gleichgültig eintönige Schlag der Uhr brachte mich in Zorn und ich hätte ſie bald zerſchlagen. Ich wälzte mich fieberheiß wüthend von einer Seite zur andern, ich fürchtete mich, verrükt zu werden, zu verbrennen. Eine ſchrekliche Nacht, in ſolcher Nacht entſtehen Teufel, rief ich und ſchrekte vor meiner eigenen Stimme zuſammen. Der Kopf war mir vollgeſtrömt, mit lauter ſummenden Bienen angefüllt. Unaufhörlich ſchrie es in mir: Nur er iſt deinem Glük im Wege. Ich ſprang wie gepeitſcht aus dem Bette, und von nun an handelte ich inſtinktmäßig ohne allen Willen, ein liſtiges Raubthier. Ich nahm den Dolch von der Wand, und es war mir, als klebe ſchon Blut darauf. Scheu blikte ich mich um, ob mich Niemand wahrnehme, obſchon Niemand im Zimmer war. Es befahl mir aus meinem Innern heraus, ich mußte die Thüre leiſe öffnen und mich auf dem Weg zu ihm machen. Es war mir grauenhaft zu Muthe, als folgte mir Etwas nach, ohne daß ich den Muth gehabt hätte, mich umzuſehen; ein langer Gang verband mein Zimmer mit dem meines Bruders, er ſchien mir endlos. Ich ging, ohne zu athmen, es war Alles ſo ſchrecklich ſtill als wenn das Leben geſtorben wäre. In der Ferne ſah ich ſein Zimmer, ich fürchtete mich, jeden Augenblik Jemanden heraustreten zu ſehen, der mich verfolgen, ermorden würde. Es war mir, als zöge mich etwas zurük und ich ging nur gewaltſam vorwärts. Nach einer bangen Ewigkeit war ich bei ſeinem Zimmer. Die Thüre kam mir ganz verändert vor, düſter und feſt wie eine Gefängnißthür. Hier lauſchte ich mir die Seele wund, ich vernahm nichts als das haſtige Pochen meines Herzens. Ich verfluchte den Tiſchler, welcher dieſe Thür gemacht, weil ich ihr Knarren bei dem Oeffnen fürchtete. Endlich öffnete ich und wie dem Verbrecher Alles gelingt, was ihn zum Ziele führt, ſo machte ich ſo leiſe die Thür auf, daß ich ihn nicht weken konnte; mir war, als träte ich in ein Schwizbad. Ich ſchauderte, als ich das mir bekannte Zimmer ſah; Alles ſchien mir geſpenſtiſch verändert. Das Mondlicht ſchrekte mich,

ich hätte es ganz finster gewünscht. Ich stand an der Schwelle und wagte nicht, sie zu übertreten. Es war so todtenstill in mir und um mich, daß mich die Ohren schmerzten. Meine Seele wagte nicht zu denken, mein Körper vermochte nicht sich zu rühren. Ich hätte stundenlang stehen bleiben können, ohne es zu wissen. Ich starrte gedankenlos auf sein Lager hin, wo ich ihn schlafen sah; mir war es als sei er schon todt. Aus jedem Winkel sah ich spöttische Gesichter mich angrinsen, ich wähnte jeden Augenblik es werde nach mich greifen. Endlich packte es mich gewaltig und trug mich, ohne daß ich davon wußte zu seinem Bett. Den Dolch hielt ich krampfhaft fest und spürte ihn doch nicht in der Hand. Wäre er in diesem Augenblik erwacht, so hätte ich ihn ermorden müssen, weil ich nun einmal mit dem Dolche bei ihm stand. So aber schaute ich eine Weile, wo Alles in mir schwieg, in sein vom Mondlicht verzerrtes Gesicht. Ich wußte keinen Grund mehr, weshalb ich ihn ermorden wolle, aber es war mir klar, daß es eine Naturnothwendigkeit sei. Ich knirschte die Zähne zusammen, daß sie hätten brechen können und hob den Dolch zum Stoß in die Höhe, da hörte ich ganz genau die Stimme meiner verstorbenen Mutter aus mir herausſprechen: Er ist Dein Bruder. Längst hatte ich diese theuere Stimme schon vergessen, nun übermannte sie mich. Ein solcher Schreken überrannte mich, daß ich den Dolch fallen ließ. Dies wekte ihn auf, aber auch ich war wach geworden. Ich warf mich an seine Brust, küßte ihn mit brennenden, zitternden Lippen, ich hätte ihm Alles thun können, um ihm meine Demuth, meine Zerknirschung zu bezeugen. Er stieß mich von sich; ich betelte um seine Liebe. Lügner, Heuchler! donnerte er mir entgegen. Ich überschrie ihn ängstlich, er möge Marien behalten, er möge mich morden. Er sah verwirrt, erstaunt um sich, als ob er glaubte zu träumen, nun fiel sein Blik auf den glänzenden Dolch auf der Erde. Alles wäre wieder gut geworden, wir hätten uns versöhnt, er hätte mir Marien gegönnt, die keine Liebe mehr für ihn fühlte, wenn ich statt den Dolch fallen zu lassen ihn eingestekt hätte; von solchen Dingen hängt das Schikſal des Menschen ab. Feuer blizte aus seinen Augen, er ballte die Faust und brüllte: „Also Mord? Deshalb die Maske? Ich wußte es dunkel, daß etwas, das zur Erde fiel, mich gewekt. Feigling, zitterte Deine Hand, da Du mich ermorden wolltest?“ Ich stand leblos vor ihm, zu schrellich strafte das Geschik mich für den Willen Böses zu thun. Als mich der Groll seiner Stimme wekte, war es mir furchtbar daß der Mensch dem Menschen nicht sein Inneres zeigen könne. Was konnte ich sagen, was nicht als Heuchelei gegolten hätte, der Stolz hielt mir den Mund zu. Mein Schweigen fachte noch mehr seinen Ingrimm an. Er stürmte die Glote, er schrie, er lärmte die Hausleute herbei. Ich sah wie durch einen Nebel die herbeistürzenden Bedienten, lauter fremde Menschen, ich erkannte keinen von ihnen, traumhaft nahm ich erstaunte Gesichter

und wehende Kerzenflammen wahr. Was Ralphs zürnender Mund ihnen berichtete oder befahl, ich hörte nichts. Nur als ich auf einmal mitten unter diesen todten Gruppen Mariens bleiches Gesicht, im weißen Nachtgewande wie eine Todte erscheinen sah, da spürte ich einen heftigen Schlag in meinem Innern. Ich ertrug ihre Züge nicht mehr, noch einen Blik warf ich auf sie; es war das letzte Mal, daß ich sie gesehen. Dann jagte es mich aus dem Zimmr fort; Alle wichen dem Verzweifelten aus, ich rannte in mein Zimmer, warf noch ein Kleid um ohne zu wissen, daß ich es thue, stürzte sodann in den Hof, nahm mein Pferd aus dem Stall und jagte vernichtet, hoffnungslos davon. Es war die schrecklichste Nacht meines Lebens, alle Empfindungen, die wie Gift damals in meiner Brust lagen, sind mir noch gegenwärtig. Nun erst, fühlte ich, war Alles verloren. Ich hätte ins Endlose fortstürmen mögen, jeden Gedanken, der in mir dämmerte, unterdrükte ich. Ich ritt durch die grause Nacht des Waldes, jeder Baum schien mir ein böser Geist und alle standen so ernst und dunkel und sahen mich vorbeij-gen. Die Atmosfäre kam mir so angefüllt vor als wenn nicht genug Luft zum Athmen vorhanden gewesen wäre, es war mir als ob eine Menge Stimmen mich anschrien. Der Instinkt meines Pferdes brachte mich meinem Schlosse zu. Die Sonne ging indessen auf und ich weinte über ihr freundliches Licht, da hiedurch mein Elend mir bewußter wurde. Ich heulte vor Schmerz. Endlich langte ich in meinem Schlosse an, meine Diener schraken vor mir zusammen. Als ich in mein Zimmer schlich war mir zu Muthe, als träte ich in eine weitschauende, todte Steppe, hoffnungslos, müde, ohne Todesfurcht und Ehrbegier. Mein Blik fiel zufällig in den Spiegel und erschroken wandte ich mich weg; ich kam mir als ein Anderer vor, so fest und glanzlos starrten meine Augen. Ich warf mich auf mein Bett und schloß fest die Augen, so lag ich bewußtlos die Hälfte des Tages. Man kam und fragte mich Allerlei; einmal hätte ich bald über eine wirthschaftliche Frage gelacht, so ungereimt kam es mir vor, mir in meiner damaligen Stimmung von solchen Dingen vorzureden. Ich fühlte mich ganz selbstlos, ich hatte mein Ich verloren und tappte in einem geistigen Nebel. Der helle Sonnenschein that mir weh, es gab keine Zeit mehr für mich, mir war zu Muthe als hätte mich noch nicht mein volles Unglük getroffen, als müßte es noch erst recht kommen. Ich harrte des Schrecklichsten. Da kam's. Ein Bote brachte einen Brief, und ich wußte sogleich, sein Siegel berge furchtbare Dinge, meine Zukunft, mein Unglük. So war es auch. Marie schrieb mir: „Unglukseliger! Was hast Du gethan! Uns Alle ins Verderben gestürzt. Ich winselte vor Deinem Bruder um Dein Leben, er schwor es mir zu, unter der Bedingung, daß wir uns nie mehr sähen. Du, mein Leben, mein Glük, nie dürfen wir uns mehr sehen. Forsche mir nicht nach, jeder Schritt wäre Tod. Ich werde bald

erlöst sein, nur so lange will ich noch leben als ich Dir Dein Kind geboren. Jenseits sehen wir uns wieder. Ewig in allen Welten Deine Marie." Eher könnte ich meinen Namen vergessen als ein Wort dieses Briefes. Ich konnte mir es nicht glauben, daß es wahr sei. „Vorgestern," rief ich, „nein es muß schon viel länger sein, ich kenne diese Zeit nicht mehr. Vorgestern soll ich noch glüklich, Zukunftstrunken gewesen sein und jetzt Alles stumm und todt in mir. Nein, nein, so schnell kann uns das Schiksal nicht um unser Glük betrügen; ich kenne diese Zeit gar nicht mehr, als wenn ich sie gar nicht erlebt hätte." Dann ergriff mich auf einmal das volle schrekliche Bewußtsein meines Unglükes. Kein Stern, ringsum Nacht. Lassen Sie mich über die schrekklichen Tage, welche nun folgten vorübergehen. Von Marien war keine Spur zu finden. Mir war die ganze Welt so furchtbar gleichgiltig geworden, daß ich nicht begriff, was mein weiteres Leben noch zu bedeuten habe, daß ich bisweilen über diese närrischen zwekklosen Athemzüge gräßlich auflachen mußte. Indessen wüthete die Rachgier Ralphs fort; verschiedene Familienverhältnisse begünstigten ihn, mich in einen Prozeß zu verwikeln wo mein ganzes Vermögen auf dem Spiele stand. Ich gab mir gar keine Mühe ihn zu gewinnen, ich lachte über ihn wenn er glaubte, mich hierdurch zu kränken. Doch er wußte auch andere Pfeile auf mich loszuschießen, jeden Tag bereitete er mir neue Kränkung. Er belohnte Jeden der mich verhöhnte. So vergingen einige Monate. Auf einmal erhielt ich einen schwarz versiegelten Brief. Ich brach in Thränen aus, ich wußte seinen Inhalt; nur Ein Mensch konnte mir sterben. Marie war todt, sie war während der Geburt ihres Kindes gestorben. Ihr Vater meldete es mir. Doch mein Kind lebte, ein Lichtschein überflog mich, ich weinte unaufhörlich; Schmerz und Freude floßen in mir zusammen. Ich flog dorthin, wo mir der Brief seinen Wohnort bezeichnete; ich erröthete vor Wuth, daß sie mir so nahe gelebt habe, ohne daß ich ihren Aufenthaltsort gefunden hatte. Bald hatte ich mein Kind in den Armen, alle Dornen des Schmerzes hatten ihre Spitzen verloren, ich kannte nur Glük, Seligkeit. Der Großvater stand daneben und sah gerührt meinem Entzüken zu. Doch nun schrie ich wo sie sei. Begraben! Ich wollte die Erde aufkratzen, ich mißgönnte Jedem sein Leben, wenn sie todt sei. Dem Alten schrie ich zu: „Lüge! Um Gottes Willen lüge! Sag: sie lebt!" Er führte mich auf ihren Grabeshügel, ich zitterte, da ich ihn betrat; geweihte, heilige Erde. Ich warf mich auf den Boden, es war eine ganz andere, sonderbare Erde, welche alle Gefühle einer Menschenbrust aufwühlte! So lag ich die längste Zeit als wenn ich auf sie im Grabe horchte. Doch wer wird je für ein Gefühl das Wort finden, am Wenigsten für den Schmerz, der alles Bewußtsein tödtet. Ich nahm ihn und mein Kind mit mir auf mein Schloß. Einen Monat hierauf begrub ich auch ihn. Nun ging es rasch abwärts.

Mein Bruder ruhte nicht; noch in demſelben Jahre verlor ich den Prozeß, verlor Alles was ich beſaß und mußte ſogar mein Schloß räumen. Nicht meinetwillen ſchmerzte es mich, ſondern meines Kindes halber, das ich nicht mit mir nehmen konnte. Seitdem ſind ſechzehn Jahre vergangen, ich bin immer tiefer und tiefer ins Elend geſtürzt. Es gelang mir einigemal durch meine Kenntniſſe mir eine ſorgenfreie Stellung zu verſchaffen; allein ſtets konnte die Rachgier Ralphs mich darum bringen. Er gab mir häufig Gelegenheit zu Verbrechen, um mir den ruhigen Schlaf meines guten Gewiſſens zu rauben. Er ließ mir mein koſtbarſtes Beſitzthum, Mariens Abſchiedsbrief rauben, weil er wußte, wie mein ganzes Glük an dieſem thränendurchweichten Stük Papier klebte. Er kränkte mich auf die vielfachſte, ausgeſuchteſte Weiſe und Alles dieſes in dem Wahne, ich hätte ihn durch Heuchelei betrogen. Er hat mir ſogar die letzte bittere Kränkung bereitet, daß er mich dahin brachte, bei ihm betteln zu müſſen. Und jetzt ſinnt er gewiß darauf, mich auch hier zu verdrängen. Hätte ich nicht meine Todten, würden dieſe nicht mein Leben verklären, längſt wäre ich ſchon verweſt. — —

Der Paukdoktor*).

Von Rupertus.

Es war im heißen Sommer des Jahres 1823 als Erzähler dieſer Kleinigkeit an einem ſchönen Nachmittage, halb entkleidet, auf ſeinem Lotterbettlein lag und dem lieben Gott den Reſt des Tages zu ſtehlen im Begriffe ſtand; da pochte es plötzlich an der Thür und auf „herein" ſtand vor demſelben ein kleiner Kriegsmann, und da eigentlich dieſe ganze Geſchichte in Folge der etwas ſonderbaren Figur dieſes Heldleins entſtanden, muß Figura ſehr genau beſchrieben werden.

Ein preußiſcher Infanterieoffizier dermaliger Zeit, erſcheint überhaupt nicht ſchön; ein preußiſcher Infanterieoffizier der Linie aber, geradewegs häßlich; denn man bedenke nur den unförmlichen Tſchako, unten ſpitz oben breit, dann den der Stirn glatt anliegenden Schirm und dazu die ſonnenblumenartige Kokarde, dieſes Aushängeſchild des Patriotismuſſes. Der Kragen des Uniformrokes — war roth — aber ſo eng, daß der magere Mittagstiſch der Kaſerne kaum durchzugehen ſchien, das knappe Röklein hatte

*) Der den akademiſchen Zweikämpfen zur Hilfsleiſtung beiwohnende Chirurg, größtentheils ein Student ſelbſt, oder ein eben promovirter Doktor. Pauken nennt der deutſche Student ſich ſchlagen, daher Paukbinde, Paukzeug u. ſ. w. Dieſe Skizze dürfte durch die weltberühmte Perſönlichkeit, welche darin auftritt, ein beſonderes Intereſſe erregen.

Schöße à la rossignol, und Beinkleider gehörten zu diesem bunten Anzuge, grau, mit Handbreit rothen Streifen, rechts und links am Leibe heruntergenäht, eben so häßlich als geschmak- und nuzlos. Man denke sich nun in diesem unschönen Habite einen kleinen häßlichen, rothköpfigen Mann von bleicher Gesichtsfarbe, etwas triefäugig, krummbeinig mit verhältnißmäßig langen Armen, dann mit einer Gurke, anstatt Nase, in der visage, und oben darauf eine ungeheuere silberne Brille mit etwas trüben Gläsern, und der Lieutenant von D.l.z ist fix und fertig, und steht jezt eben so vor dem geneigten Leser, wie damals im Jahre 1823 — er vor dem Schreiber dieser Denkwürdigkeit stand.

Der kleine Mann legte bald darauf sein langes Schwert und seinen thurmhohen Tschako bei Seite und begann eine eben so angenehme als belehrende Unterhaltung, wobei er nicht unterließ, stets auf unsere, frühste Jugendzeit zurük zu kommen und bemüht schien, Reminiszenzen derselben in mir zu erweken, denn wir hatten mit einander im Kadeten-Korps zu Berlin gedient, die erste Hälfte unseres jugendlichen Lebens mit angezogenem Kinn „verparade marschirt," und uns erbärmlich geärgert, wenn die Gassenbuben bei unseren sonntäglichen Spaziergängen uns „Entdeker vom Militär" genannt und dabei gesungen: „rothen Kragen, nichts im Magen; goldne Tressen, nichts zu essen."

Im Jahre 1819 verloren wir uns aus den Augen, denn der kleine Mann ward Lieutenant bei dem alten renommirten ... regimente, ich, ein Fahnenjunker bei jenem alten Dragoner-Korps, das der unsterbliche Heinrich von Kleist in seinem „Prinzen von Homburg" unter den Namen des Regiments der „Prinzeß von Oranien" verherrlicht. Wir hatten blaue Röke, schwarze Krägen, trugen den brandenburgischen Adler stolz vor der Stirne, und silberne Pauken noch aus der Schlacht von Fehrbellin her, wirbelten lustig vor den Reihen dieses berühmten Regimentes hin, und was fehlte es da noch, um einen jungen Burschen die ganze Welt vergessen zu machen, und somit auch seinen ehemaligen Kameraden, der jezt mit einer großen Brille auf der Nase vor ihm saß.

„He Brüderchen" hub der Fußoffizier an, könntest mir einen rechten Liebesdienst erzeigen; ich war schon im Begriff ihm zu versichern, daß ich auch kein Geld habe, als der kleine Mann mich rasch also unterbrach:

„Bin heut morgen meiner unglüklichen Figur wegen von zweien Studenten auf dem Opernplaze insultirt worden, und bitte Dich daher den Einen, welcher „Müllerzwiker" heißt und aus Köln am Rhein ist, auf ein Paar Pistolen zu fordern." — „Mein lieber Freund," fiel ich schnell dem kleinen Raufbold in die Rede, „Dein Auftrag ist zwar sehr ehrend, aber für Jemand der noch einige Monate hier zu studieren hat, und nebenbei ein großer Freund aller öffentlichen Unterhaltungen ist, fataler Natur; denn siehe! wenn Dir Jemand ein großes Loch in Deinen kleinen Körper schießt und Deine

Heldenſeele dadurch entflattert, ſo hat Dein Sekundant nur zweierlei zu gewärtigen, entweder er geht ins Ausland oder nach Spandau, was Beides höchſt unangenehm für Jemanden, der in Berlin bleiben will, iſt; vice versa Du ſchießt Deinen Gegner an, ſo erwächſt uns dadurch die Gewißheit, einige Jahre in Magdeburg oder ſonſt wo hinter hohen Mauern auf ritterliche Haft zu rechnen, alſo, mein lieber kleiner Kamerad, ſuche Dir, wenn's möglich iſt, einen anderen Beiſtand in dieſer Angelegenheit, ſei aber verſichert, daß ich anderen Falles bei Dir Gevatter ſtehen will."

Der kleine Offizier verſicherte mich hierauf, er habe die Möglichkeit verſucht, aber nirgend ſei ein Kamerad ihm willfährig geworden; alſo, damit ich kurz erzähle, ich nahm die Aufforderung nicht allein an, ſondern entledigte mich meines Auftrages ſo pünktlich, daß der Bruder Studio ſchon nach Verlauf einer Stunde von allem in Kenntniß geſetzt war, und beide Theile die Ueberzeugung haben konnten, daß Einer oder der Andere am nächſten Tag ſechs Uhr früh, hinter dem Dorfe Treptow aufs Gras geſetzt werden würde.

Es war, wie der Student zu ſagen pflegt, ein höchſt amöner Abend, als ich dieſe Mittheilung meinen Duellanten gemacht, und um mich von der Virtuoſität meines Mannes im Piſtolenſchießen zu überzeugen, ſchlug ich ihm eine Fahrt in die Hafenheide vor, wo gewöhnlich dergleichen Zeugniß auf dem öffentlichen Scheibenſtande abgelegt wird.

Während ich mit dem Laden der Piſtolen beſchäftiget war, verſicherte mich mein Kleiner ſehr ruhig und feſt, daß es das Erſtemal im Leben ſei, wo er mit dieſer Schießwaffe in Berührung trete. Ich bekam einen ordentlichen Schrek und ſchaute ihm faſt verzweifelt in die trüben Gläſer ſeiner Brille, während er mit verdrießlicher Lippe ſich den Waffentanz aus der „Jeſſonda" von Spohr, vorpfiff.

„Da nimm die Piſtole und ſchieß in des Teufelsnamen zu."

Der Kleine nahm die Waffe in die Hand, ſpannte ſehr ungeſchikt den Hahn, ſchlug an, drükte (indem er beide Augen zumachte) ab, und ..... ſchoß „Zentrum." „Bravo" rief ich, aber nun ſchieß nicht wieder, jetzt haſt Du das Bewußtſein einen guten Schuß gethan zu haben, und das will ich Dir bis morgen bewahren. Nichts, nichts, nichts, mein alter Freund, ich lad heut nicht noch einmal und Du mußt gehorchen, denn jetzt bin ich Rector magnificus und Oberſt in einer Perſon."

Wir fuhren heim und da der Student den Arzt — vulgo „Paukdoktor" zu beſtellen übernommen, hatte ich nichts in der Angelegenheit mehr zu thun; die Piſtolen waren in der Ordnung, für plötzliche Flucht ſchrieb ich allen meinen Manichäern*) — deren Zahl Legio war, einige Troſtbriefe, aß ein Gefrornes und ging zu Bette.

*) id est ein Gläubiger.

Kaum küßte Titan mit des Mantels Saum die graue Erde, so hielt mein sogenannter „Erdmann“ das iſt ein Wagen des Lohnfuhrmanns „Erdmann“ vor meinem Hausthor. Das Wetter war trüb, meine Seele ſehr genirt und gar nicht heiter, und als ich die breiten leeren, beſonders des Morgens, ſehr übel riechenden Gaſſen der preußiſchen Kapitale durchfuhr um meinen kleinen Kampfhahn abzuholen, paſſirte ich gelegentlich das Palais des Königs und dachte zu ſeinen hohen Fenſtern hinauf: „Fritz, Fritz, Friedrich! es wird bald die Zeit kommen wo Du einen kleinen Lieutenant weniger in Deiner Armee, einen achtbaren Landſtand der Churmark Brandenburg aber mehr unter Deinen getreuen Staatsgefangenen in Spandau zählen wirſt, denn ich hatte eine leiſe Ahnung von dem himmliſchen Heimgang meiner Part, die ich ganz beſonders treffbar mir in Gedanken vorzuſtellen das Unglük hatte.

Der kleine Mann war bald abgeholt; er hatte einen ungeheueren langen Degen aber einen ſehr kleinen Koffer bei ſich; er wiſchte ſich ſeine ſilberne Brille alle Augenblike ab, und als wir vor das ſogenannte „ſchleſiſche Thor“ kamen, betrachtete er durch ſeine Okularien Gottes liebe Natur und er mochte ſich wohl denken, daß es ſehr unerquiklich ſein dürfte, in ſo früher Jugend und an ſo früher Tageszeit dieſelbe verlaſſen zu müſſen; er fing an ſich ſeiner Aeltern und Geſchwiſter zu erinnern, ſprach von dem nächſten Manöver ſchon wie ein todter Mann und begann ein Körnerſches Lied zu brummen und Glük wars, daß wir eben in Treptow eintrafen, wo ich dem etwas Herabgeſtimmten ein Glas Schnaps kaufte, was mit ſeinem kleinen Körper in umgekehrtem Verhältniſſe ſtand.

Zu Treptow an der Spree, wo ſich alljährlich einige Dutzend loyale preußiſche Unterthanen zu erſäufen pflegen, ſteht ein Billard und an dem Billard ſtand ein Mann, der mit ſich ſelbſt ſpielte, der Mann aber, welcher in der nächſten Partie Sieger über ſich ſelbſt blieb, zog mich durch eine ungemeine Aehnlichkeit mit dem berühmten Ludwig Devrient an, und indem ich mich ihm als Gegenpart offerirte, erfuhr ich, daß er der „Paukdoktor“ ſei, und während er ſein Queue friſch kreidete, proſtirte ich von der Gelegenheit den Mann näher zu betrachten: dicht an ſeiner ſchön gebogenen Naſe lagen zwei Augen ſtechend ſcharf, ruhig und feſt unter der Wölbung eine blendend weiße Stirn, deren eine Hälfte von dem dunkel gelokten Haupthaar beſchattet wurde. Der Bau des Körpers war eher ſchwach als ſtark zu nennen, die Hand aber von ungewöhnlicher Weiße, Schönheit und Leichtigkeit, die Kleidung mehr dürftig als reichlich: er truz einen langen braunen Ueberrok, wie er damals nicht mehr Mode war, eine ſchwarze Weſte, gleichfarbige Kravatte und Beinkleider ohne Stege, etwas ſchief getretene und

nicht geputzte Stiefeln, und ſeine kleine Studentenmütze lag auf einem Stuhle neben dem Billard.

Die erſte Partie war bald zu Ende; der Doktor hatte gewonnen, und nachdem ich die zweite auch verloren, legten wir die Queue nieder und traten in die offene Flügelthür, welche die Ausſicht über den offenen See gewährte, an deſſen Ufern unſer Duellant — wie mir ſchien — traurig wandelte. Quer über den See fuhr ein Fiſcher. „Doktor" hub ich an, „muß eklich ſein, wenn man ſo die Perſpektive hat, in 25 Minuten vielleicht vor dem allerhöchſten Senate, da oben, zu ſtehen oder anderer Eltern Kind dahin zu befördern."

„Haben Sie ſich nie geſchlagen?" fragte mich der Arzt kurz und mit feiner Stimme.

„Pah," ich darauf „pro gloria et patria, ſo oft wie jeder Saxoborusse der einen Hieber in der Hand gehabt, aber ich meine ſo ein Piſtolenſkandal iſt doch verteufelt ernſt, und ich glaub's nun nimmermehr, daß es wahr iſt, wenn Manche behaupten, ein Duell auf Kugeln ſei ihnen ganz „pomade" und denke, wer alſo ſpricht, lügt, oder hat noch keins gehabt.

„Glaub's auch," ſagte raſch der Doktor, „obſchon die Gefahr beim Hiebduell nicht minder groß iſt, denn ein Schmieß über die Pulsader, oder ein echter Lungenfuchſer iſt auch nicht bitter." „Die einzige Naſe vor die Füße gelegt, aber, auch keine Annehmlichkeit des Lebens," unterbrach ich ihn. „Was nicht, Naſen kann man ja wieder machen," ſagte der Doktor troken. Ich trat einen Schritt zurük, ſah den Mann vom Kopf bis zum Fuß an, und dachte mir „vielleicht auch drehen." In dieſem Augenblik näherte ſich uns der kampfmuthige Lieutenant und auf der fernen Landſtraße ward eine Staubwolke ſichtbar, und wir vernahmen Roßgetrappel, über die ſogenannte Treptower Brücke.

„Jetzt kommen ſie in Korpore," ſagte leiſe der Doktor.

„Mit Stürmer und Hieber," erwiederte ich ihm leiſe, und kurz wandte ſich der Lieutenant um, forderte mich auf, nach den Piſtolen zu ſehen; dann ging er bei Seite, ich glaube, um ein „Vater Unſer" zu bethen.

Nachdem ich eine kleine Weile die Augen gegen die jungen Strahlen der Sonne wohl geſchützt, in die Ferne gelugt, ſagte der Doktor langſam und gemeſſen: „Das glitzt und blitzt ja ſonderbar, die Kerle ſind wohl wie „Götz von Berlichingen" in voller Rüſtung ausgeritten."

In dieſem Augenblike ſchlug nahender Roſſehuf an unſer lauſchendes Ohr, und mit verhängtem Zügel ſprengte ein Gensdarmes-Offizier, gefolgt von einem Wachtmeiſter und zwei Mann, in den Hof.

Der Offizier schaute sich, wie suchend, rings um, stieg vom Pferde, näherte sich uns artig, während die Gensdarme den Hauptausgang besetzt hielten, und fragten nach dem Lieutenant von D.

Eine stumme Handbewegung von meiner Seite zeigte ihm denselben im nahen Garten; beide Offiziere wechselten einige Worte, und dann gab der von der Linie dem vom Gensdarmen-Corps seinen Degen; jetzt näherte sich mir der Offizier, fragte nach meinen Namen, und erklärte auch mich als seinen Gefangenen, wogegen ich mit Würde und Stolz protestirte, und mich auf mein unverletzliches akademisches Bürgerrecht berief.

Der Offizier lachte und indem der Schnurren (d. i. der Pedell der Universität) zu uns trat, nahm mich derselbe mit allem Pomp in Empfang, und damit er wenigstens sagen konnte, er habe eine „gute Prise" genommen, offerirte ich ihm meine Dose, kaufte ihm später einen Kaffee und setzte ihn auf zwei Buttersemmeln *), mich setzte ich aber zusammt dem Paukdoktor und Schnurren in einen Wagen und in weniger als einer Stunde war Doktorlein in Berlin, ich und der Pedell im traulichen vis-à-vis im ... Karzer. — Etwa drei Monate nach Begebenheit dieses, verließ ich die Universität, und wieder drei Monate später ward ich laut Erkenntniß des königlichen Kammergerichtes, — Gott weiß wohin — verurtheilt, eine Appellation milderte den Spruch bedeutend, und als ich die Gnade meines alten seligen Königs in Anspruch nahm, ward mir die ganze Strafe zwar erlassen, jedoch ward ich vor hohen Kriminal-Senat des königlichen Kammergerichtes beschieden.

Es war Früh Morgens 10 Uhr, als ich fast solo im Anmeldezimmer dieses Gerichtes auf- und abging, ruhig überlegend, was mit mir geschehen möge. Wenige Referendare saßen an ihren Pulten und schrieben; am Ofen — schlummerte ein alter Kammergerichtsdiener, da öffnete sich plötzlich die Thür und ein kleiner Mann mit durchdringenden Blicken, gelblich bleicher Gesichtsfarbe, in einem Büschel zusammengescheitelten schwarzen Haaren, weißer Kravate, ganz schwarzem Anzuge, einen Pak Akten unter den Arm, nannte laut meinen Namen.

Nachdem ich mich verbeugt, zeigte der Herr mit der rechten Hand auf die hohe Flügelthür eines angrenzenden Zimmers und bald stand ich vor einem Kriminalrichter. „Herr von B****," begann derselbe, Seine Majestät der König erlassen Ihnen in Anbetracht der Verdienste, welche Ihr verstorbener Vater um den Staat sich erworben, die Strafe, welche über Sie, wegen Theilnahme an einem Duelle, durch Urtheilsspruch

*) „Setzen auf" heißt in der akademischen Kunstsprache „traktiren mit."

des hohen Kriminalſenates verhängt wurde, haben mich jedoch durch Sr. Exzellenz den Herrn Juſtizminiſter von Schickman beauftragt, Ihnen einen Verweis dafür zu geben; nehmen Sie denſelben hiemit hin, und noch bevor ich mich von meiner tiefen Verbeugung wieder aufrichten konnte, war der Herr im ſchwarzen Anzuge verſchwunden, und nachdem ich mich bei einem der im Vorzimmer protokollirenden Referendaren nach dem Namen dieſes liebenswürdigen Verweisgebers erkundigt, erfuhr ich, daß derſelbe der Kriminalrath Hitzig ſei.

Hievon gebührend Kenntniß genommen, wandte ich mich noch einmal der Thüre zu, und wenn ich dem liebenswürdigen Kriminalrichter ſchon früher eine tiefe Verbeugung gemacht, ſo verfehle ich nicht jetzt nachträglich dem ebenſo geſchätzten als zelebrirten Biografen ... Hoffmann's, dem humanſten aller Literaten, dem unvergeßlichen Julius Eduard Hitzig meine Achtung und Verehrung durch eine tiefe Verbeugung zu bethätigen.

Sechs Jahre ſpäter, nachdem ich, wie Wallenſtein's Wachtmeiſter, den Hauptpotentaten der Erde gedient, gelüſtete es mich, die liebe Heimat einmal wieder zu beſchauen; ich kehrte nach Berlin zurük und ſtand an einem ſchönen Berliner Sonntag-Morgen müſſig vor der Thür eines Palais in der Wilhelmſtraße, als ein auffallend ſchöner Wagen raſch vorfuhr. Der Zuſchnitt des ganzen Zeuges verrieth deutlich und klar die ſogenannte Doktorequipage, im eleganteſten Styl gehalten, zwei muthige Braune vom edelſten Blute arbeiteten unter ſilberbeſchlagenen Kumptgeſchirren die Auffahrt herauf, die Wagenthüre öffnete ſich, der Beſitzer der Equipage ſtieg aus, und vor mir ſtand: „der Paukdoktor.“ Kaum traute ich meinen Augen, wohl ſchaute der ſichere, feſte und doch ſo milde Blik noch unter der hohen weißen Stirn hervor, aber das Studentenmützchen war fort; anſtatt des alten, braunen Ueberrokes trug der Herr einen ſchönen, blauen Frak, in deſſen Knopfloch viele und hohe Ordensbänder hingen, die kleine, weiße Hand führte einen Stok mit wunderbar ſchön ziſeliertem goldenen Knopfe, und ſo ſtand der ehemalige „Paukdoktor“ vor mir und ſchien auch nicht recht zu wiſſen, wohin mit meiner Wenigkeit. Einige Worte, die wir wechſelten, orientirten den Arzt und gaben mir die Ueberzeugung, daß mein ehemaliger Paukdoktor im harmloſen braunen Röckchen, Niemand anderer als der jetzt wohl mit Recht weltberühmte Doktor und Profeſſor — Dieffenbach war. In dieſem Augenblik erinnerte ich mich lebhaft der Worte, welche er zu Treptow am See zu mir geſprochen: „Naſen kann man ja wieder machen.“ Lange noch ſchaute ich der ſchnell enteilenden Karroſſe nach, und nachdem dieſelbe gänzlich meinen Augen entſchwun-

den, ſetzte ich erſt meinen Hut wieder auf. — Was aus dem Paukdoktor geworden, weiß nicht allein Europa, ſondern auch die ganze ziviliſirte Welt; was aus meinen kleinen Duellanten geworden, will ich dem geneigten Leſer mittheilen. In einem Zweikampfe, den er mit dem berühmten Händelmacher „Freund Hain, genannt Moritz von der Hippe" entrirt, iſt er erlegen, und dann haben die Menſchen ihn in Frankfurt an der Oder begraben, und was nun aus deinen fleißigen Schreiber dieſer Zeilen noch werden wird, je nun! das mag die Zukunft lehren. —

Ueber den gegenwärtigen Zuſtand

der bildenden Kunſt in Deutſchland.

Deutſchland zählt in dieſem Augenblik eine Menge Kunſtvereine, Kunſtſchulen, Kunſtliebhaber, Kunſtkenner und Künſtler, und das Alles wäre gewiß recht ſchön und gut, wenn uns nur nicht eins fehlte: die ächte Kunſt ſelber.

Daß dem ſo iſt, davon liefern leider unſere großen Kunſtausſtellungen — (wer kann ſie alle aufzählen) den ſchlagendſten Beweis! Wir kommen und ſehen und wenn wir uns müde geſehen haben, gehen wir, wie wir gekommen ſind, ohne einen nachhaltigen, rein erhebenden Eindruk von irgend einem der ausgeſtellten Werke mit uns zu nehmen; denn daß hin und wieder Einem und dem Andern ein Bild mehr gefällt als alle Uebrigen, weil es in ſeinem Sinn gemalt iſt und der darin behandelte Gegenſtand ſeiner Individualität zuſagt, kann doch unmöglich in Anſchlag kommen, wo von einem Kunſtwerke die Rede iſt, das auf jedes fühlende für das Schöne und Wahre empfängliche Gemüth gleichmächtig wirken ſoll, wären auch die Anſichten über Einzelnheiten unter den Einzelnen noch ſo verſchieden.

Fragen wir nach dem Grund dieſer betrübenden Erſcheinung, ſo dürfen wir nicht lange ſuchen! Der Künſtler ſoll ſeine Zeit verſtehen, ſie richtig erfaſſen, und was ihrem Geiſte den Stempel des Großen und Edlen aufdrükt in ſein Werk übertragen, und das iſt es, was unſere bewährteſten lebenden Meiſter nicht begriffen haben, nicht begreifen zu wollen ſcheinen! Sie würden ſonſt nicht dabei verharren, einen Weg zu verfolgen, auf welchem für ſie faſt nichts mehr zu gewinnen iſt.

Gebt den Lebenden ihr Recht! gebt uns Leben in euern Werken und nicht todte Schattenbilder einer Zeit, die für das Volk todt und vergeſſen iſt, die ſelbſt den Geſchichtsforſcher nur noch inſofern intereſſirt, als er ſich müht und hofft, einen bisher noch nicht bekannten Nebenumſtand, in Bezug auf irgend ein wichtiges Begebniß auf-

zuſtaden. Laſſet ruhen, ihr Künſtler! was für das Leben todt iſt und nur in der Geſchichte fortleben kann, was uns *da* ergreift und zur Theilnahme auffordert, aber nimmermehr in euren Bildern, wo wir erſt in der Geſchichte nachleſen müſſen, wenn uns klar werden ſoll, was Ihr mit euern Bildern wolltet und doch *nicht konntet*, denn ihr ſelber ſchöpftet ja nur aus der Geſchichte dahingeſchwundener Zeiten und nicht aus dem Leben.

Jedes Werk der bildenden Kunſt, das nicht dem Quell des Lebens ſelber ſeinen Urſprung dankt, iſt ein *todtgebornes* für das *Volk*, für die jetzige und die kommende Zeit! Verfolgen wir die Geſchichte der bildenden Kunſt von ihrem Anbeginn bis auf unſere Tage, ſo finden wir: daß die größten Künſtler dieſe Wahrheit erkannt und beachtet haben, und daß es vorzüglich *jene* Werke waren, welche ihren Ruhm für alle Zeiten gründeten, in denen ſich das Leben ihrer Zeit wiederſpiegelt.

Jedes Werk der bildenden Kunſt ſoll dem Ideal des Schönſten und Vollkommenſten zuſtreben, zu idealiſiren vermögen wir aber nur das *Leben ſelbſt*, heraufbeſchworene Schatten laſſen ſich ſo wenig idealiſiren als das, was nach uns kommen könnte — wir finden da nirgends einen Halt und verfallen der Unnatur, wo nicht gar der Lächerlichkeit.

Die Antike iſt *dem Leben* des Alterthums entnommen, die Meiſterwerke der italieniſchen und deutſchen chriſtlichen Malerei gehören einem *ſcharfbegränzten* Zeitabſchnitte an, wo die religiöſe Begeiſterung und das Ideal der Schönheit zugleich Künſtler und Volk erfüllten, das neu-römiſche Volk *verſtand* ſeinen *Rafael* und nannte ihn den Göttlichen, weil er ſeine Madonnen ſo göttlich ſchön malte, und die frommen Deutſchen jener Zeit verehrten ihren frommen Albrecht *Dürer*, weil er ſo ganz *deutſch* war und für alle verſtändlich. Unſere Künſtler aber, die mit Gewalt in jene Zeit zurückſtreben, wo *Rafael* und Albrecht *Dürer* lebten, (wenn ſie nicht gar bis in die Zeit des *Cimabue* ſich verſteigen!) wie können ſie von unſerem Volke verſtanden werden? wie es begeiſtern, da ihr Gelungenſtes in dieſer Art nicht das erreicht noch je erreichen kann, was *Rafael* und *Dürer* gaben? — Mag der ſogenannte Kunſtkenner in Verzükung gerathen, über die treue Nachahmung altdeutſcher Kunſt, in den Werken vieler unſerer neuern Meiſter oder wenn ein gewaltiges Talent, wie *Cornelius*, auf den unſeligen Einfall geräth, ſich aus den Bildern der altdeutſchen und altflorentiniſchen Schule, ſo wie aus Manier des Michael *Angelo*, einen *eigenen* Stil zu bilden, in welchem er neue Bilder malt aus dem Nibelungenliede und jüngſtem Gerichte voll ungeheurer Fantaſie, aber der Schönheit ebenſo ſehr entbehrend als des eigentlichen dem Deſchauer begeiſternden Lebens und der Wahrheit.

Die bläßliche, süßliche Art und Weise der Düsseldorfer Schule, ihre Kraftlosigkeit, der gänzliche Mangel der Handlung in allen ihren Bildern, in denen nur ein ewiges Trauern, Sinnen und Schmachten immer wiederkehrt, ist schon jetzt vielen ihrer einstigen Anhänger selbst zum Ekel geworden, und der kräftige Lessing wußte kein anderes Mittel, sich derselben zu entreißen, als daß er protestantische Controversen wider das Pabstthum malt und so, leider, anstatt den freien Geist seiner Zeit richtig zu erfassen, der Tagesfrage einer Partei dient, die weder protestantisch noch katholisch ist.

Ich weiß es recht gut und berücksichtige es wohl: daß der moderne Künstler insofern übel dran ist, als er nicht weiß: was er malen soll, wenn nicht geistliche Gegenstände oder Historie. Aber Beides ist ja keinem Künstler verwehrt, der den Drang dazu in sich fühlt und den Beruf hat, aber ohne diesen Beruf nützt ihm der Drang nichts und für die Kunst wär' es besser, er malte anstatt schlechter, religiöser und historischer Bilder, gute Ladenschilder.

Moderne Geschichtsmalerei zu versuchen, möchte ich keinem Künstler von Begabung rathen, denn unsere neuere Geschichte bietet dem wahren Künstler keinen Moment, der einer idealisirenden Darstellung fähig wäre *), um so weniger, als unsere moderne Tracht ja leider die unschönste ist, die nur immer ein französischer Schneider ersinnen konnte! Werfen sich doch in dieser Hinsicht selbst dem Genremaler, der sich in ernsten Genrebildern versuchen will, Schwierigkeiten in den Weg, die ihm jeden fernern Versuch verleiden könnten und ihn endlich immer dahin zurücktreiben: seinen Figuren, damit sie nur nicht ganz bösiern und eckig dastehen, ein Kostüm zu geben, das sich dem der Rokokkozeit nähert; wie dieses z. B. der treffliche, zu früh verstorbene Dannhauser, in Wien, nicht vermeiden konnte.

Für Genremaler, wenn sie sich nicht auf ländliche Szenen beschränken wollen, ist übrigens dieser Ausweg immerhin noch zu empfehlen und fragen möchte ich nur: warum wir Deutschen noch keinen Genremaler im großen edlen Stil, gleich dem herrlichen Franzosen Robert, haben? Auch Aug. Scheffer ist ein Genremaler, wie er uns Deutschen zu wünschen wäre und wir könnten einen gleich guten Genremaler haben, einen Maler des Volks! — Lessing könnte es sein! Schade, daß er's nicht will.

Für das burleske Genre besitzen wir gegenwärtig in Hasenklaver einen genialen

*) Das fühlten ausgezeichnete Künstler wie Schnorr, Kaulbach, von denen man Illustrazionszeichnungen verlangte, und weil sie nicht idealisiren konnten, halfen sie sich wohl oder übel, indem sie die Allegorie anwandten, natürlich nicht sehr glücklich! —.

Maler, wer kennt nicht seine köstlichen Bilder aus der Jobsiade, so wie seine streitenden Aerzte? Osterwald, in Hannover, der Schüler Rambergs, scheint leider nicht gehalten zu haben, was seine allerliebsten Skizzen zu Gellerts Fabeln versprochen, und Sonderland und Pistorius sind bei großer technischer Ausbildung leider in eine große Manirirtheit verfallen, von der auch der sonst so tüchtige Waldmüller in Wien nicht frei zu sprechen ist. Hansch in Dresden ging schon ganz unter in Manier, und die meisten Münchner Genremaler treiben in neuester Zeit die Kunst — gleich Hosemann in Berlin — rein fabrikmäßig.*)

Wenn von den jetzt lebenden Historienmalern in Deutschland die Rede ist, wird Kaulbach in München vor allen genannt werden müssen. Er ist klarer und korekter als Cornelius, und überließe man ihn ganz sich selbst, insofern es zu schaffen gilt, so glaube ich, würde er dem Volke näher treten, als es jetzt der Fall ist, wo er Werke im Auftrage seines Königs ausführen muß, deren gegebener Stoff ihm wohl nicht immer ganz zusagt. Seine Komposizion „das Narrenhaus" ist ein großartiges Werk; seine Zeichnungen zum „Reineke der Fuchs" stehen den Rambergschen Umrissen an Genialität und ungezwungener Laune — so wie in der korekten naturtreuen Zeichnung der Thierfiguren unendlich nach, und erscheinen mir vorne herein als ein arger Mißgriff des Künstlers. Unsern berühmten Kirchen- und Historienmalern wird es gewiß nie an Aufträgen von Fürsten, Kirchenvorständen und einzelnen Kunstliebhabern fehlen; für das Volk aber, (ich muß es wiederholen) ist, wo von Kunst die Rede sein soll, die Zeit vorüber, wo Historien- und Kirchenbilder ihm Bedürfniß waren, wo es sich daran begeisterte und die jetzigen Künstler selber vermögen in diesem Genre nur bestellte Arbeiten in möglichst größter technischer Vollendung, aber keine Kunstwerke mehr zu liefern.

Auf diese Weise erscheint mir (soll endlich die Historienmalerei nicht ganz und gar in eine todte Manier ausarten, und von dem Volke völlig unbeachtet und unverstanden bleiben) der einzige Ausweg der, daß unsere Historienmaler — (wie es ja auch schon Italiener, Franzosen und Engländer thaten) — aus den Werken unserer klassischen Dichter, die das Volk kennt und liebt, ihre Stoffe schöpfen. Freilich dürfen sie sich dabei nicht herausnehmen, den Dichter korrigiren zu wollen, wo er wider die

*) Von A. Richter, G. Schick und Andern in Leipzig, die für die Weberſche Illustrazionsfabrik arbeiten, kann hier nicht die Rede sein, da es nur nachahmende Talente sind, die sich immer mehr und mehr in die Manier der französischen und englischen Illustrazionszeichner hineinarbeiten.

historische Wahrheit sündigte. Sie dürfen es nicht machen wie jener Dresdner Maler, der die Gartenszene aus Schillers „Don Karlos“ malte, und den spanischen, vor der geliebten Königin knienden Infanten als einen süßlichen, magern, rothhaarigen und etwas verwachsenen Menschen darstellte, „weil er es der Geschichte nach in Wirklichkeit gewesen.“

Sie müssen mit dem Dichter idealisiren und sündigen, der Schönheit zu Gefallen, und ihre Ritter dürfen nicht mehr wandelnde Rüstungen mit Haken, Schuppen, Spitzen an den Knien und Ellenbogen aussehen, weil es historisch richtig ist, sondern müssen in menschlicher Gestalt einhergehen.

Am besten wäre es aber, der Maler dichtete selber, dichtete malend wie z. B. der leider! viel zu wenig gekannte Bonaventura Genelli, der den Stoff für seine genialen Skizzen aus seinem Denken, Fühlen und Kämpfen schöpft, und so Zeichnungen zu Tage fördert, die Jeden, der sie sieht, bald entzüken und erheitern, bald erschüttern, und mit Grauen erfüllen. — Genelli, (glaube ich) wäre bekannter als er ist, stünde er nicht so ganz vereinzelt mit seiner Art und Weise da! Gäbe es Mehrere seines Gleichen, er würde als der Größte, Genialste unter Allen berühmt und gefeiert werden. So geht der Menge der Maßstab für seinen Werth ab, und die Männer vom Fach hassen ihn, weil sie ihn nicht verstehen.

Besser als mit der Malerei in Deutschland, steht es um die Bildhauerkunst, und hier ist es Schwanthaler in München, der als der erste jetzt lebende Meister seines Faches — und nicht nur in Deutschland! anerkannt werden muß.*) Rauch, Kiß in Berlin, Rietschel in Dresden dürften ihm am nächsten stehen, und an tüchtigen strebenden Schülern fehlt es wohl Keinem dieser Männer, wie denn auch aus den Erzgießereien zu München, Nürnberg, Berlin und Dresden schon manches gelungene Werk hervorgegangen ist. In Oesterreich sah ich beachtenswerthe Leistungen in Zinkguß, so wie auch die Eisengießereien daselbst rühmende Erwähnung verdienen, da sie vortreffliche Kunstgegenstände liefern.

Wenn von der bildenden Kunst im Allgemeinen die Rede sein soll, darf die Baukunst füglich unerwähnt bleiben. Was die neuesten öffentlichen Prachtbauten in München, Dresden und Berlin betrifft, so sind mir nur diejenigen der beiden letztgenannten Städte bekannt, und diese, ich gestehe es offen, in ihrem verschnörkelten Rokokogeschmak, sagten mir wenig zu. In Wien werden große — übergroße Häuser gebaut, meist kahl und schmuklos, geschmakvoll selten! eigentlich schön nie, wenn auch

*) Wien besitzt eines seiner schönsten Werke in dem neuen Brunnen auf der Freiung.

nie so geschmaklos als in Dresden und Leipzig, nur zu häufig der Fall ist, in Dresden sind die meisten neuen Häuser wirklich so gebaut, als sei es dem Baumeister völlig unmöglich, ein recht wirkliches Gebäude herzustellen, die meisten Häuser in Berlin stehen schnurgerade, wie Grenadiere in Reih und Glied und kalt wie der Berliner Witz. — Aus dem hier Gesagten geht hervor: daß der Zustand der bildenden Kunst in Deutschland, wie er eben ist, nicht wenig zu wünschen übrig läßt, und wünschen müssen wir aus Herzensgrund: daß es besser damit werde.

Kunst und Wissen waren von jeher heilige, theuere Güter des deutschen Volks! Es kann, es darf sie nicht entbehren! Es darf nicht dem reinen nüchternen Materialismus verfallen, der immer mehr und mehr um sich zu greifen droht und welchem, Gott sei's geklagt! — so viele unserer modernen Schriftsteller in ihren Büchern und von der Bühne herab predigen. Aber die Kunst, muß, wie das Wissen, mit der Zeit gleichen Schritt halten! sie darf nicht verharren auf einer und derselben Stelle, noch gar zurükgehen, von wo sie ausging vor Jahrhunderten und so sich der Zeit und dem Leben entfremden! Sie muß befreit werden von dem Muste des Herkömmlichen, Veralteten und Beschränkendem, was anihr haftet und darf nicht mehr wie bisher, nach unendlichen Recepten gelehrt werden. — Kommt es dahin, dann dürfte auch der Zudrang vieler Unberufener, die die Kunst nur als Handwerk betreiben, sich verringern, wie sich hoffentlich die Zahl der unberufenen Schriftsteller verringern wird, wenn unsere Journalistik endlich einmal jene Umwandlung erfährt, die von Allen, welche es gut mit unserer Literatur meinen, schon so lange herbeigesehnt wird.

Die Musik der Gegenwart.

In Skizzen.

Von F. Gernerth.

I.

Schutzsystem für deutsche Musik. — Alte Gebrechen. — Prager Geschichte. — Die Sänger. — Wünsche.

Die deutsche Musik bedürfte jezt mehr als sonst eines Patrioten, der, wie Dr. List für Gewerbe und Handel seiner Nation aufgetreten, mit gleichem Feuereifer das Interesse nazioneller Musik aufzufassen und zu wahren verstände, und gern gäben wir darum zehn andere Liszt's, ob sie auch Doktoren und Hofräthe zugleich wären; denn nichts kann den Flügelschlag der Schaffenden mehr lähmen, als das Gefühl,

keine Sympathie im Bewußtsein seiner Nation und ausländischer Kunst immerfort mit unbegreiflicher Rücksichtslosigkeit Weihrauch gestreut zu sehen. Noch ist mir jener Tag frisch erinnerlich, als in Wien zum ersten Male die Oper Marschner's „Hans Heiling" gegeben wurde. Abgesehen von der mehr oder minder verunglückten Aufführung jenes Abends, die jedenfalls einen Bestandtheil des Mißfallens in sich trug, war es dennoch schauderlich klar ersichtlich, welch eine Kluft zwischen dem deutschen Künstler und dem deutschen Publikum herrsche. Ich will diesen Satz vorerst nur auf Wien bezogen wissen; aber um so trauriger ist der Gedanke, wenn in einer Stadt „deutsche Kunst" verhöhnt wird, die sich rühmt, die größten Geister deutscher Tonkunst groß gezogen zu haben und zwar zu einer Zeit, wo das nazionale Bewußtsein wenig große Stimmführer hatte, und die italienische Musik im höchsten Nimbus glänzt.

Allerwärts in Deutschland sieht man jetzt Dramaturgen für das Gedeihen einheimischer Bühnen zu gewinnen; thäte es nicht auch Noth, für die deutsche Oper solch eine Art Dramaturgen zu ernennen? Wo finden wir eine italienische Bühne, welche deutsche Opern gäbe; wird in Paris ein dramatisches Tonwerk über den Rhein hergeholt? Aber in Deutschland sehen wir wie überall die Repertoires bunt zusammen gestikt werden und gerade das Ausländische mit zarter Nachsicht, ja mit einer gewissen Manie aufgenommen und gehätschelt. Diesen Grundfehler der Deutschen — Mangel an Nazionalgefühl sammt seinen traurigen Konsequenzen hier auseinander zu seßen, habe ich nicht die Absicht. Es ist dieß ein Gegenstand, der in tausend Sfären schon längst erläutert, getadelt und verdammt wurde. Aber was nützt das Worte machen? Die That muß eingreifen, soll etwas Lebendiges daraus werden.

Wahrlich man wäre fast versucht, zu wünschen, daß die zum Schutze deutscher Industrie errichteten Schlagbäume neben materiellen Dingen auch die geistigen Erzeugnisse schützten, namentlich Wort- und Tondichtungen für die Bühne; denn, wie es jetzt steht, erliegen wir noch immerfort der fremden Konkurrenz! — Mit welcher Muthlosigkeit muß schon von vornherein ein deutscher Komponist zur Verfassung eines dramatischen Werkes gehen, da er weiß, wie viel Schwierigkeiten ihm im Wege stehen, um nur die Gnade zu erlangen, daß seine Partitur zur Durchsicht angenommen werde. Und dann fragt sich's, wer sie durchsieht, und von welchem Standpunkte sie aufgenommen wird? — Während der deutschen Opernsaison in Wien ist es bestimmt, daß drei neue Opern zur Aufführung kommen; daß es deutsche sein sollten, ist eine natürliche Voraussetzung; so wenig man zu sagen braucht, daß in einer italienischen Saison italienische Opern zu Gehör gebracht werden. Aber was brachte die letzte sogenannte deutsche Saison? Zuerst die „Musketiere der Königin von Halevy," dann den „Förster"

oder vielmehr die franzöſiſche Oper von Flotow: „Leine eu peine“ und zuletzt hörten wir noch die vergeſſene Semiramide. Was würde ein tüchtiger deutſcher Opern-Dramaturg zu ſolchen neuen Opern-Acquiſitionen ſagen? Die Opern mögen an und für ſich recht gut ſein, in Paris mögen ſie hundertmal gefallen haben; aber wir beſitzen auch Talente, die bei Gott! ſo viel ſchreiben können als Halevy und Flotow. Aber was iſt Schuld daran, daß nichts von ihnen zum Vorſchein kommt? Das Publikum hat das Vertrauen auf deutſche Opernkräfte verloren, und ſelbſt dann, wenn in der That Gutes produzirt wird, hat es nicht den Muth, daran zu glauben. So geſchah jüngſt in Prag ein komiſcher Vorfall. Die neue Füchs'ſche Oper „Guttenberg,“ die in Wien, Gratz und Brünn mit ſeltener Einmüthigkeit der Kritik und des Publikums gefallen hatte, und in der That ein Werk iſt, welches die vollſte Aufmunterung verdient, ſowohl wegen ſeiner formellen Gediegenheit als wegen der darin herrſchenden Wärme der Empfindung, — gefiel auch am erſten Abend in Prag außerordentlich. Tags darauf erſcheint in dortigen Blättern die Kritik und zwar ſpricht ſie der Oper aus weiß Gott welchen Privat-Rükſichten ihren eigentlichen Werth ab. Das Publikum hatte nun darüber bei der nächſten Aufführung ſolch einen Reſpekt vor der Kritik, daß es ſich kaum zu klatſchen getraute. Und doch war es daſſelbe Publikum, das einige Tage vorher ſein größtes Wohlgefallen an dieſem neuen Werke gezeigt hatte.

Die Prager oder wenigſtens ihre Stimmführer glauben noch immer dieſelben zu ſein, die ſie damals waren, als Mozart ſagte: Meinen „Don Juan“ habe ich für die Prager geſchrieben, „Tempora mutantur etc.....“ Daß bei den oben bemerkten bunten Repertoiren auch die Sänger leiden und leiden müſſen, iſt ebenfalls leicht erklärlich. Jede Sprache formirt die melodiſchen, rithmiſchen und deklamatoriſchen Elemente des Geſanges nach dem innerſten Weſen ihres Idioms. Soll nun der deutſche Sänger drei Nationen gut repräſentiren können? Gewiß nicht. Ein wie viel leichteres Spiel hat der Italiener! Dieſem fällt es nicht ein, eine aus dem Deutſchen überſetzte Oper zu ſingen, auch wenn ſie noch ſo vortrefflich wäre. Die Rithmen berühren ſein Ohr ganz hyperboräiſch, die Melodien ſcheinen ihm im Nebel zu verſchwimmen — kurz, das ganze Element iſt ihm ein fremdes, unzugängliches, mit dem er ſich gar nicht befaſſen kann und will. Der deutſche Sänger hingegen ſaugt alles Fremde, ob es ihm zuſteht oder nicht, mit gleicher Geduld ein; denn das Publikum verlangt von ihm in jedem Genre Vortreffliches, daher ſtammt denn aber auch dieſe Unvollkommenheit, Halbheit und Zerriſſenheit der Auffaſſung und des Wiedergebens. Eines iſt hier nicht zu verſchweigen und zwar, daß die italieniſchen Kompoſiteure das

Geſangliche gut zu behandeln verſtehen; aber was haben ſie Alles dieſer praktiſchen Tendenz geopfert? — Die jetzige italieniſche Muſik wäre nicht ſo gehaltlos und widerſinnig, wenn dieſe Sucht für Kehlen dankbar zu ſchreiben, nicht ſo überhand genommen hätte.

Was ſollen wir ſagen? Eine der erſten jetzt lebenden dramatiſchen Sängerinnen wenn nicht überhaupt die erſte — feiert jetzt ihre größten Triumfe in einer der unbedeutendſten Opern Donizetti's; dieſem erhabenen Geſangsvorbild folgen, wie natürlich ſehr viele untergeordnete Talente, und ſuchen darin die Rechtfertigung für die Vorliebe zu italieniſcher Muſik. Wir erleben oder hoffen es wenigſtens noch zu erleben, daß der gänzliche Mangel an Ehrgefühl für die deutſchen Kunſtbeſtrebungen einmal einer warmen Theilnahme weiche, daß das Monopol, welches die italieniſche Oper noch gegenwärtig zu behaupten verſteht, durch die Liebe und Anerkennung für einheimiſche Talente falle, und daß es den deutſchen Bühnen, welche Opern zur Aufführung bringen, nach und nach klar werde, welche Blüten des heimatlichen Bodens ſie zu Grunde gehen laſſen, aus Mangel an gehöriger Pflege. Wo bleibſt du, Liszt der deutſchen Muſik? Wir harren ſehnlichſt deiner Ankunft.

II.

Erziehung zur Muſik. — England. — Deutſche Opernkomponiſten — Mayerbeer.

Je mehr ich über den Gegenſtand dieſer Zeilen nachdenke, deſto nothwendig ſtellt ſich mir heraus, daß es vor Allem Noth thue, das Publikum zur deutſchen Muſik zu erziehen. Denn wem bisher nur immer Datteln und Feigen zur Speiſe vorgeſetzt wurden, dem fällt es ſchwer, ſich an die kräftigen, aber mitunter herben und derben Speiſen des Nordens zu gewöhnen, und wer bisher nur die Converſationsſprache der Pariſer-Salons vernommen, dem wird der rauhe Schall deutſchen Idioms eben nicht anmuthlich dünken.

England hat ſich noch zur Stunde zu keiner nazionalen Oper von hiſtoriſcher Bedeutung aufſchwingen können. Die ſonſt ſo praktiſchen, nazionalſtolzen Britten handeln in Bezug auf Muſik ihrem gewohnten Syſteme ganz entgegen; ſie importiren das Meiſte, und in ihren großen Muſikfeſten glänzen meiſtens die Werke deutſcher Tonſetzer. Auch waren ſie überhaupt immer große Mäzene deutſcher Muſik. Bei ihnen lebte Händel, wurde Haydn zum Doktor graduirt (wohl wegen anderer Verdienſte als in jüngſter Zeit Liszt), ja auch Weber; dieſe herrliche Blüthe deutſcher Tonkunſt, flüchtete ſich, als ihn ſein Vaterland mit Unmuth erfüllte, nach dem gaſt-

freundlichen Inselande und starb daselbst. Liegt nun diese Vorliebe der Engländer für deutsche Musik in der genetischen Verwandtschaft der beiden Nationen, so hält doch London, die Weltstadt, wo der Geschmak aus ganz Europa sein Urtheil spricht — nichts desto weniger die italienische Oper sehr hoch in Ehren und bezahlt für die wälschen Künstler enorme Summen. Ob nun auch für England eine Zeit kommen wird, wo es der fremden Opern überdrüssig wird, und nur einheimische Produkte zu hören verlangt, wage ich nicht zu entscheiden. Ich glaube jedoch, daß wenig Hoffnung dazu vorhanden ist, denn England hätte müssen schon längst Lebenszeichen einer ausgeprägten, nazionellen Opernmusik von sich geben.

In Deutschland hingegen sind alle Faktoren vorhanden, daß es künftighin die Konkurrenz eines ganzen Erdtheils nicht mehr zu scheuen braucht; und wüßte der Riese, mit welch lokern Banden des Vorurtheils und der Geschmaklosigkeit er gefesselt am Boden liegt, er hätte sie längst von sich geschüttelt und wir wüßten nichts mehr von Auber und Donizetti. Aber eben dieser sonderbare Grundzug unseres Volkes, daß es so streng und abweisend gegen sich selbst und so freundlich und zuvorkommend gegen Fremdes ist — trägt vielleicht mit bei, daß es mit dem Besten aus allen Ländern vertraut, seine eigene Produkte um so gelungener hinstellen kann.

So weit ist es mit der deutschen Opernmusik gekommen, daß man vielfach „deutsche Opern und langweilige Musik" für gleichbedeutend hält. Und daran, wir können es nicht läugnen, sind die Gebrechen der Komponisten zum Theile selbst Schuld, weil es die wenigsten vermögen, jene glükliche Mischung der Melodie und Harmonie, jenes freie, behagliche Schweben der Stimme über die Flut des Orchesters hervorzubringen. Der Opernkomponist aller Zeiten — Mozart — der in seinem idealen Schwunge den Gemüthern aller Nazionen zusagt — hat diese Kunst meisterhaft verstanden; daher kommt es auch, daß seine Opern noch immer und überall die größten Wirkungen hervorbringen. Dann klebt auch unsern Komponisten gewöhnlich die Sucht an, ihre musikalische Gelehrtheit zu zeigen und der formelle abstrakte Theil gewinnt dann die Oberhand über das eigentliche Lebendige der dramatischen Musik, was natürlich auf den Zuhörer abspannend wirken muß. Die größte musikalisch dramatische Kraft der Gegenwart — Mayerbeer — flatterte zuerst in den südlichen Gärten auf, dann erst trug er seine erstarkten Schwingen nach der Stadt des Ruhmes und von da nach ganz Europa. Man kann nicht sagen, Mayerbeer's Musik sei deutsch, italienisch oder französisch — sie ist der Inbegriff aller drei, ohne jedoch der Einheit zu entbehren, die ihr die Originalität des Genies aufzuprägen versteht (!). Den Grund zu Mayer-

beer's Größe legten deutsche Lehrer; aber ohne Italien und Paris wäre er nicht das geworden, was er jetzt ist.

III.

Nachhaltige Wirkung deutscher Komponisten. — Pariser Partituren.

Welcher nachhaltigen Wirkungen haben sich die jetzt lebenden deutschen Opernsetzer zu erfreuen? Welche sind so wie Mozart und späterhin Weber in Blut und Fleisch ihrer Nazion gedrungen? Es ist traurig, sich mit einer weichbildlichen Anerkennung begnügen zu müssen, und was im Norden gefällt, davon erfährt der Süden nichts, und umgekehrt. Soll etwas seinen Weg durch ganz Deutschland machen, so muß es in Paris vom Stappel gelaufen sein, während das einheimische Erzeugniß nicht für gut und wirksam genug gehalten, dieselbe Bahn zu durchwandern. Was ist es z. B. mit Wagner's Opern, die von sich so viel sprechen machen? Werden sie anderswo aufgeführt, als in ihrer nächsten Umgebung? und fürchten sich die andern Bühnen nicht völlig, einen neuen Opernkomponisteur an's Tageslicht zu ziehen, im Wahne befangen, er möchte das spärliche Licht deutscher Tonkunst noch eher verdunkeln helfen? Wie schlecht ist's auch mit den Partituren und dem Eigenthumsrechte deutscher Opernkomponisten bestellt! In Paris wird die Partitur der Oper gestochen und ganz Frankreich und dann in gleichem Maße Deutschland und andere Länder beziehen zu billigen Preisen dieß Werk, während in Deutschland die Kunsthändler sich zum Druke der Opernpartituren schlecht verstehen werden, da sie wissen, welch' großen Schaden wegen Mangel an einem durchgreifenden Eigenthumsgesetze sie sich durch die Auflage bereiten.

Die mächtigsten Beherrscher der jetzigen Opernbühnen sind ohne Zweifel Mayerbeer und Donizetti, zwei ungeheure Gegensätze, sowohl bezüglich des Quale als des Quante, und im Vergleiche mit ihnen stellt sich die ganze andere deutsche Produktionskraft für die Bühne im Hintergrund. Größtentheils gelangen deutsche Komponisten nur mit Einem Werke an dem Kulminationspunkte ihrer Wirksamkeit, woher es auch kommt, daß gewisse Namen immer mit gewissen Werken, die ihre erste und letzte Blüte waren, zusammengenommen werden. So z. B. Winter und sein „unterbrochenes Opferfest," Weber und sein „Freischütz," Lindpaintner und seine „Genueserin," Kreutzer und sein „Nachtlager." Es soll damit nicht gesagt sein, als ob diese Werke überhaupt die einzigen ihrer Wirksamkeit gewesen wären, aber jedenfalls die einzigen von objektiver und nachhaltiger Wirksamkeit, und leider in der Musik ist

die Sterblichkeit am größten, und unter ihren Zweigen wieder die dramatische Blüte die vergänglichste. Daher ist der Komponist einer Oper größtentheils an seine Generation gewiesen, und Schmach über jene Verhältnisse, die ihn nicht einmal während dieser kurzen Frist zu gehöriger Wirksamkeit zu gelangen erlauben.

Der spukende Amtmann.

Ballade von J. N. Vogl.

Der Amtmann war gestorben,
Der Gröbste den es gab,
Und lag nun selbst ad acta
Mit seinem Zopf im Grab.

Nie hatte er vor Andern
Gerükt den spitzen Hut,
Und manch ein Rüken wußte
Von des Gestrengen Wuth.

D'rum auf den Friedhof folgten
Nur Wen'ge seiner Trub;
Und Schöpp und Schreiber dachten,
Nun ist doch endlich Ruh.

Allein die Guten irrten
Als Solches sie gedacht,
Denn bald erscholl die Kunde
Der Amtmann spukt zu Nacht.

Und wirklich sah man wandeln
Den Amtmann, steif und schwer,
Allnächtlich durch die Gassen
Voll Gravität einher.

Den Dreispitz in den Brauen,
Mit goldbetreßtem Rok,
Wie sonst in seiner Rechten
Den prügelfert'gen Stok.

Und wer an ihm vorüber
Zu geh'n besaß den Muth,
Dem schlug er, eh' er's dachte,
Vom Kopf herab den Hut.

Ja selbst die Stadtsoldaten,
Die schlafend meist am Thor
Die liebe Stadt bewachten,
Erhielten Eins auf's Ohr.

Nur wenn sie präsentirten
Vor ihm mit dem Gewehr,
Ließ er sie ungeschoren
Und brummte: Serviteur.

D'rob ward, wie leicht zu denken,
Das Städtchen in Allarm,
Die Schreiber und die Schöppen
Erfaßte tiefer Harm.

Und wer da nur erblikte
Das Nachtgespenst, o Graus!
Der wich mit pan'schen Schritten
Dem groben Wandler aus.

Im ganzen lieben Städtchen
War nur ein einz'ger Mann,
Herr Staps, der Bürgermeister,
Der glaubte nicht daran.

Der lachte ob der Mähre
Und rief gar froh und dreist:
„Ha ha, das ist zum Lachen,
In unserer Stadt ein Geist.“

Doch als ihm einst der Wächter
Heimleuchtete bei Nacht
Von einem Ehrenschmause
Der eben ward vollbracht,

Begegnete dem Edlen
In seinem frohen Muth,
Der Geist, und schlug herunter
Auch ihm vom Kopf den Hut.

Hu, gab's im Dach da Feuer,
Ob solcher Freveltat,
Versammelt schon am Morgen
Ward d'rauf der weise Rath.

Ein Geisterbanner wurde
Berufen alsogleich
Den groben Strolch zu bannen
Hinab in's Todtenreich.

Und als die zwölfte Stunde
Erscholl in nächster Nacht,
Da stand auch der Beschwörer
In rabenschwarzer Tracht,

Mit Zauberstab und Mütze
In seinem Kreise schon,
Und harrte auf den Amtmann,
Und zählte seinen Lohn.

Doch schwupps vom Haupt gerissen
Ward ihm die Mütze da,
Als er mit finstern Brauen
Vor sich den Amtmann sah.

Da sprach er seine Formel
Und schwang dabei den Stab:
„Gesteh', Praefectus rudis,
Was trieb dich aus dem Grab?“

Darauf der todte Amtmann:
„Nun so vernimm Du Wicht;
Die Höflichkeit auf Erden
War meine Tugend nicht.“

„Auch war ich oft morosus
Und — etwas heiß von Blut,
Und zog vor keinem Andern
Zu Gruß und Dank den Hut.“

„Nun muß ich promeniren,
Ganz wider mein Gelüst',
Und muß den Dekel nehmen
Jedwedem, der nicht grüßt.“

„Ei, sag,“ versetzt der Bauer,
„Was ist für Dich zu thu'n,
Wie lang wirst Du noch wandeln,
Und darfst im Grab nicht ruh'n?“

Da spricht mit tiefem Seufzer,
Der Todte und entschwebt:
„So lang als noch auf Erden
Ein grober Amtmann lebt!“

Faustin.

Novelle.

Von Sigmund Engländer.

1.

Ein junger Mann stieg rasch und stolz die Treppe hinauf, stark riß er die Glocke, und fragte dann mit dreister Entschiedenheit: „Ist Dagobert zu Hause?“ Auf die bejahende Antwort des Dieners stürmte er hinein, und rief: „Nun Antwort erhalten?“

„Ja,“ sprach der Angeredete, indem ein lichter Strahl der Freude aus seinem Antlitz zukte, „hier lieb.“

Der Freund ergriff hastig und neidisch den Brief, und las:

„Lieber guter Dagobert!

Ich habe mit meinem Vater geredet, er ist vorbereitet — — —“

Unwillig legte er das Schreiben wieder weg, und sagte: „Was kümmert mich das Liebesgewinsel! Ich meinte, ob der Verleger Dir geschrieben?“

„Der Verleger?“ sagte Dagobert erstaunt, „ja doch, dort liegt sein Schreiben. Aber wie kannst Du nur jetzt von Lettern reden, wo der heiße Kuß des Lebens auf meinen Lippen brennt! Faustin, wenn Du wüßtest wie mich Alles freudig durchströmt, nichts als Himmel und Himmel! Gott wie kann der Mensch nur unglücklich sein. Kunst und Liebe! Wem die beiden keine Flügel verschaffen, trägt keinen Götterfunken in sich.“

Faustin hatte unterdessen den Brief des Verlegers gelesen, er wurde roth über das große Lob, das seinem Freunde darin gespendet wurde, las ihn noch einmal, und blikte dann Dagobert falsch und befangen an.

„Nun ich gratulire! Ein Erstlingswerk so schnell an Mann gebracht, also wieder ein neuer Stern. Ich bin sehr begierig auf die Aufnahme, auf die Kritik. Ich arbeite jetzt auch äußerst viel, aber es jagen sich so viele Stoffe, daß ich noch nichts zu Ende geführt habe.“

„Aber Eisklumpen!“ jubelte Dagobert, „laß jetzt die Druckerschwärze ungerüttelt, und überschütte ein liebend Herz nicht ewig mit Dinte.“

Faustin war beleidigt durch die Freude Dagoberts, er kam ihm widrig, unausstehlich vor; der Brief des Verlegers nagte an ihm. Es drängte ihn, ein Gedicht von sich ihm jetzt, wo er die Anerkennung des Freundes wahrgenommen, vorzulesen, und nur mit Mühe unterließ er es.

„Wenn ich es jetzt schon gewiß wäre,“ rief er, „daß die erste Scholle, die einst polternd auf meinen Sargdekel fallen wird, nicht einen Nachhall in den weiten Gauen

Deutſchlands finden werde, ich würde mir das Gehirn zerſchmettern, um nicht mit leeren erfolgloſen Bemühungen ein zweckloſes Leben geiſtig fortzuſtechen. Ich will nicht ſo leiſen Trittes über die Erde wandeln, daß nach meinem Dahinſcheiden der gelindeſte Wind die Spuren meines Ganges verwehen kann. Ich will nicht zur blinden Menge mich zählen, die nichts zeugen kann als Kinder, und an nichts ſich freuet als an der vollen Tafel, die keine Werke liefert als die ihrer Hände, und wenn ſie von Ruhm reden hört, an Punſch denkt. Ich will nicht in den Reihen der Nehmenden ſtehen, ſondern zu den Gebenden gehören. Mit ſtarken Zügen will ich meinen Namen in den Baum der Zeit graben, daß er an ihr fortwachſe, ſich feſt an ſie anklammere, und ſpäten Geſchlechtern noch grünend in die Augen trete. Meinem Namen muß ich Schwingen geben, daß er emporſteige, gekannt, geliebt, bewundert werde. Ich muß noch ein großer Mann werden; was hältſt Du von mir Dagobert, rede aufrichtig."

„Ich glaube," erwiederte dieſer, „Du trägſt zu viel Anfänge in Dir, um zu etwas Ganzem zu gelangen. Du biſt zu ängſtlich, Dir zittern die Hände beim Schreiben. Gib dieſe zähe fiebernde Gier nach Ruhm und Unſterblichkeit auf, ſuche den Kern des Lebens, aber nicht unter todten Papierballen, ſondern in den raſchen Wellen der Zeit wirſt Du ihn finden."

Faustin dachte ſich: „Der Elende, der Eitle weiß nicht, welche poetiſche Wunderwelt in dieſem Buſen nagt, wie das Alles herausſtrömen, Geſtalt gewinnen wird. Nur ein Lorbeerkranz kühlt dieſe heiße Stirne."

„Doch nun wieder genug von den Papiergeſchichten," fuhr Dagobert fort, „in mir iſt Alles in einander geſchüttet, ſo unordentlich munter, daß ich über Nichts in der Welt fünf Minuten in einem Zuge reden könnte als von meiner Liebe."

„Sag mir nur noch," drängte Fauſtin, „was Du jetzt arbeiteſt? Biſt Du fleißig, haſt Du ſchon wieder etwas Neues angefangen? Rede!" Er lechzte darnach, daß Dagobert ſich nach ſeinen Plänen erkundige, über ihn ſpreche.

„Es ſtürmt in mir ſo Vieles durcheinander, rief Dagobert, daß ich die flatternden Ideen noch nicht in Reih und Glied ſtellen konnte. Doch umwebt mich ſeit Kurzem ein duftiges Nebelbild, das ich nächſtens in feſte geſtaltete Formen drängen, und die ganze heitere Welt, welche den Gehalt daran bildet, mit einem raſchen, gewaltigen Wurf aus mir herausreißen will."

Fauſtin nahm ſich vor, gleich nach Hauſe zu rennen und von jetzt an auf das fleißigſte und ſtrengſte den Farbenkelch ſeiner Fantaſie auszubeuten. Er zitterte darnach zu dichten. Er freuete ſich, daß Dagoberts Liebe ſeiner poetiſchen Protektion viel

Zeit entziehe, und grollte seiner Erfindungskraft, die schon wieder einen neuen Stoff überwältigt hatte.

„Nun," fragte er sich zu einem Lächeln zwingend, „was macht denn Karoline? Du schwebst ja in argen Liebesnöthen?"

Dagobert fiel seinem Freunde stark aufathmend an die Brust und rief: „Faustin, ich möchte mich wälzen und kugeln vor Freude! Sie ist mein! Dagobert und Karoline! Man könnte sich die Adern aufreissen vor Lust, wie die beiden Namen herrlich zusammenpassen. Dagobert und Karoline! So liebte Romeo seine Julie nicht, wie ich sie. Ich wollte, Ihr Name stünde mit Sternenschrift am Firmament, Jeder müßte an Gott glauben, Jeder müßte verrükt werden vor Freude. Da lies!"

Er reichte ihm Karolinens Brief, und Faustin fing mehrmals vom Anfang an:

Lieber, guter Dagobert!

„Ich habe mit meinem Vater geredet, er ist vorbereitet, er hat geschmunzelt als ich ihm unsere Liebe gestand, und mich auf die heißen Baken geklopft. Zwar hätte ich Dich geliebt, wenn der gestrenge Herr Papa es auch nicht erlaubt hätte, aber kannst Du es mir verdenken, daß jezt meine Liebe stolzer, berechtigter, drängender geworden ist. Lieber, guter Dagobert! bisweilen schleicht sich mir furchtsam der Gedanke zu: Wie, wenn Du mich nicht liebst. Nicht wahr, lieber Dagobert, Du liebst mich auch und zwar recht sehr? Sage, schreibe, schreie es mir zu, ich kann es nicht genug hören. Komm gleich zu mir, hörst Du, gleich, ich lasse keine Entschuldigung gelten. Was hast Du auch Wichtigeres zu thun, als bei mir zu sein. Ich bin immer bei Dir in Gedanken mindestens, Du aber nicht; siehst Du, Bösewicht, daß Du mich nicht liebst. Geschwind komme und sage das Gegentheil.

Deine Karoline."

Bei einer Stelle des Briefes dachte sich Faustin, „das muß ich mir merken, um es irgendwo in einem Drama zu benützen."

„Nun, ich gratulire Dir zu Deinem Glük," sagte er zu Dagobert mit einer theilnehmenden Miene, und dachte sich dabei: „könnte man nicht diese ganze Liebeshistorie bearbeiten?"

„Ich weiß nicht," jauchzte Dagobert, „wie eine Menschenbrust solchen Jubel fassen kann, ohne zu bersten. Jeder Gedanke meines Gehirns ist durchwirkt von ihrem Bilde. Wenn ich sie einige Stunden nicht gesehen, so ist es stets als hätte ich mich auf etwas zu besinnen, und wenn ich dann recht nachdenke, ist stets sie es, die ich ver-

misse. Gott, wie kann man nur nicht lieben; Faustin, wie kannst Du nur leben ohne Liebe?"

„Ich wollte, daß Liebe an mir nagte ohne Erhörung zu finden," entgegnete dieser. „Ich brauche einen Schmerz, der wäre Sporn und Stachel für mich. Glük ist Faulen, Du schreibst nichts seit du liebst und Dich glüklich fühlst. Die Peitschenhiebe des Unglüks treiben uns auf den Helikon, um aus der Dichterquelle Genesung zu trinken. Ein Unglük würde elektrisches Feuer in mein Dintenfaß blitzen, und jedes Wort das ich schriebe, müßte zuken und leuchten. Freilich darfst Du unter einem Unglük nicht einen schreienden Magen oder leeren Beutel verstehen."

Faustin hatte den letzten Satz langsam und deutlich ausgesprochen, blikte mit einem unterdrükten Lächeln befriedigt vor sich hin, und nahm sich vor, ihn zu Hause aufzuschreiben.

„Ich glaube, lieber Freund," entgegnete Dagobert, „daß Du das Schöne und Gute zu wenig um ihrer selbst willen liebst. In allem, was Dir das Leben bringt, suchst Du nur den Wein, der Dich zur Begeisterung besauft, Du führst stets den Griffel bei Dir, um Dir jede Regung abzustehlen und jedes Gefühl in Papier zu verwandeln. Dir fehlt die Harmlosigkeit und Unschuld des wahren Genies, Du bist zu sehr Letternmensch, und auf diesem Wege, kann ich Dir versichern, wirst Du kein Ziel erreichen."

Faustin fuhr beleidigt auf, dunkles Blut röthete seine Wangen zornig und seine Stimme zitterte: „Wirf einmal den Schulmeisterstab weg! ich duld es nicht. Jeder thue wie es ihm gut dünkt. Ob ich nichts erreichen werde, kannst Du nicht wissen. Was hast denn Du schon erreicht? Du schmachtender Wangenschleker, erbärmlicher Lippenvergötterer! Gott befohlen!"

Damit rannte er weg, Nebel umfing seine Augen und seine Beine zitterten, markleer vor Ingrimm. „Nichts soll ich erreichen! Das wäre ihm recht, damit er bequemer den Lorbeer erobere. Nichts erreichen! Ich muß all die Götter von ihrem Wolkensitz herabschleudern, ich fühle Ossa und Pelion in mir. Wogt und stürmt es nicht in meinem Innern, fühle ich nicht die Kraft in jeder Ader sich bäumen? Freilich, es ist schwer unter all den tausend Stimmen die von jedem Zweige herabschreien, die seinige geltend zu machen, es ist schwer, durch das dichte Buchergedränge sich hervor zu arbeiten. Es fehlt die Anerkennung, den Lebenden lassen sie unbeachtet dahin wandeln und erst dem Leichnam werfen sie ihre Kranze zu, und ich will, ich muß noch bei Lebzeiten gekrönt werden. Shakespeare und ewig Shakespeare, und Göthe und Jean Paul, und wie sie sonst alle heißen, als wenn es sonst nichts gäbe, als wenn der Lebende gar

kein Recht hätte. Ich wollte, die Wellen der Zeit hätten längst schon ihre Werke verschlungen, dann würde es der nachgeborenen Kraft leichter, sich geltend zu machen. Nichts erreichen! Und ich konnte dieses stolze Todesurtheil anhören, ohne ihm die Kehle zusammen zu schnüren. So ein eitler Wicht! Nicht erleben mag er es, daß ich je mehr ein Wort an ihn richte. Ich will ihn noch vor meiner Größe verschwinden sehen, ihm zum Trotz muß ich berühmt werden."

Er schlenderte fort, und seine Fantasie umspann ihn mit einem glänzenden Gewebe von übergroßer Trefflichkeit seiner Schriften, unerhörter Anerkennung und unerschöpflicher Produktivität. Immer fester und rascher wurde sein Tritt, immer voller und wärmer sein Puls, seine Augen leuchteten, sein Gang wurde aufrechter, er ward größer. So machte er in Gedanken all die süßen Fasen eines berühmten Mannes durch, und fühlte sich nicht anders, als wenn er es schon wäre. Als er einiger Maßen zur Besinnung kam, dachte er sich, „wenn mir jetzt der Teufel erschiene, mein einziger Wunsch an ihn wäre: mich zum großen Dichter zu machen."

Eine Gänsehaut überflog ihn, als ihn mitten in diesen Gedanken die kläglich kreischende Stimme eines alten Bettlers unterbrach, der ihn um ein Almosen bat. All die holden Träume von Ruhm schwebten rasch verscheucht hinweg; er war wieder Faustin.

„Gnädiger Herr, bitt gar schön," flehte der Arme, „wenn Sie meine Geschichte kennen würden! Es ist schrecklich. So von der Höhe herabgestürzt, so vom Schicksal zertreten!"

Faustin dachte einen Romanstoff zu erhalten, und sagte theilnehmend, ihn am Arme packend: „Kommt, lieber Alter, da habt ihr ein kleines Geschenk, erzählt mir Eure Schikſale, vielleicht kann ich etwas für Euch thun."

Dem Alten drängte es sich heiß empor und die Augen wurden ihm feucht. „Also doch ein Mensch," rief er, wonnige Dankbarkeit in der Brust, „der mir nicht die Gabe in vornehmer Gleichgiltigkeit hinwirft, sondern der ein theilnehmendes Herz besitzt." Faustin machte ein liebreiches, ermunterndes Gesicht, und dachte sich: „wenn nur seine Geschichte interessant genug ist! Wie werde ich sie anfangen?"

Der Bettler fing nun mit gedrükter Stimme ein Schauerbild aufzurollen an von seinen Nöthen, wie das Leben mit ihm eine gräßliche Komödie gespielt habe. Das ganze war jedoch eine einfache Geschichte ohne tragische Donner, und das Unglük saß nur auf einem eingefallenen Hause. Faustin wartete vergebens auf kizelnde neue Pointen, auf interessante Geißelhiebe des Schikſals, und erkaltete von Minute zu Minute, da er das Fatum nur mit einem leeren Beutel und einer Wassersuppe auftreten sah. Dem Alten hatte die Erzählung seiner Unglüksfälle wohl gethan; brennende, erleichternde Thränen

stürzten ihm am Ende hervor, und er drükte mit seiner harten, knöchernen Hand Faustins Rechte und dankte ihm innig für seine Theilnahme. Dieser gab ihm noch ein Almosen, und rannte voll Unwillen davon, daß nicht eine interessantere Folter die Leidensstunden des Bettlers hervorgerufen haben.

Abermals fuhr ihm Dagobert in den Sinn. Er knirschte die Zähne und rief: „Eher erstiken, als ein Wort mit ihm reden! Der Niederträchtige, ich hasse ihn, er ist mir zu wenig dumm; so bodenlos eitel ist Keiner, und doch .... wenn ich mich mit ihm entzweie, weiß ich was er schreibt, welche Sukzesse er macht?“ Neid und Eifersucht sporniten ihn, sich wieder mit ihm zu versöhnen, um jeden seiner Federzüge zu belauern, jedem seiner Gedanken nachzugehen, obschon ihn ein natürlicher Widerwille von ihm wegtrieb.

„Alles Ueble,“ rief er, „sendet über mich, Ihr Götter, nur nicht Krankheit. Mäkelt nicht an den paar Augenbliken Leben die Ihr mir geschenkt. Nur wer gesund ist, kann Gesundes schaffen. Wie soll der Dichter die Saiten rein greifen, wenn seine Hand vor Fieberhize zittert. Gebt mir einen Körper, so will ich Euch Geist geben, der Körper ist Alles; wie schwächlich, wie kränklich ist meine Maschine. O hätte ich den Körper eines Bauers, ich würde mich zum König in der Literatur erheben; denn bei allem Vorzüglichen, was wir in der Literatur haben, fehlt es dennoch an dem Vorzüglichsten. O gebt mir eine jährliche Rente von zehntausend Thalern, und ich schreibe Euch Dramen, daß Ihr vor Furcht sterben müßt. Aber als Kopiermaschine und Dreschflegel in einem Amt zu vegetiren, sich um den elenden Bettel abzurakern, aus der Pfennigbüchse den stürmenden Lebensdurst befriedigen oder mit dem Pegasus pflügen zu müssen, das erdrükt am Ende den Geist, lähmt die Schwingen.“

Faustin war oft gewohnt, sich auf ähnliche Weise in glänzenden Monologen zu ergehen und sich in Begeisterung hinein zu reden, oder einen Ingrimm gegen die Welt in sich durch Worte und Deklamazionen zu erzeugen.

Als er in der Nähe seiner Wohnung angelangt war, traf er einen Bekannten, der ihm den unerwarteten schweren Krankheitsfall eines Freundes anzeigte. Es traf ihn unangenehm, und er hörte eine Stimme in sich: wenn er nur so lange lebt, bis mein Werk gedrukt ist und er meinen Ruhm vernimmt. Er lud den jungen Mann, der ihm diese Neuigkeit mitgetheilt, ein, ihn zu besuchen, und dachte sich: was wird er zu meinem lezten Gedicht sagen?

2.

Einige Zeit nach diesem Vorgange, finden wir Dagobert im fröhlichen Kreise seiner Schwiegerältern. Er befindet sich in einer so süßen Befriedigung und Wunschlo-

sigkeit, wie der Mensch nur in den Feststunden seines Lebens sich fühlt. In den holden Kreis seines Lebens ist nun auch Hymen getreten und schwingt freudig die Fakel. Lauter warme, freundliche Gedanken summten durch sein Inneres.

„Ja, jetzt fühl ich's" rief er, indem er Karolinens warmen Körper an sich drükte und sie im süßen Einverständniße anblikte, „das wahre Glük wohnt nicht auf luftigen Höhen, sondern in schweigenden Thälern. Wozu die ganze Welt, dieses unermeßliche Universum, zwei Schritte genügen zum Glük, ich brauche alle Welten nicht wenn ich Dich habe. Gib mir einen Kuß Linchen."

Karoline drükte ihn neksch mit beiden Händen zurük, blikte ihn mit ihren Schelmenaugen wie erstaunt über eine Unverschämtheit an und rief: „Was? Willst Du schon den Ehetirannen spielen? Um einen Kuß muß man schön bitten?"

„Merk Dir das, Du Wauwau," sprach die Mutter von ihrer Handarbeit aufsehend zu ihrem lächelnden Gemal.

Dagobert faltete flehend die Hände und bat um einen Kuß, aus seinen Augen blitzte das ganze harmlos unbekümmerte Glük der Liebe.

„Jetzt nicht," scherzte Karoline, „später vielleicht. Jetzt sagen Sie mir einmal gestrenger Herr Ehemann wie mir dies Häubchen steht? Hahaha! Mutter wissen Sie noch neulich — ach es ist zum Todlachen — was die Frau von Winkler für eine Haube..... Doch nein die arme Frau ich thu' wohl Unrecht, sie hat ihren alten Vater verloren. Ach es muß recht traurig sein einen Vater zu verlieren."

Sie flog zu ihrem Vater und gab ihm einen heftigen Kuß. „Doch legen Sie jetzt den faden Zeitungskram weg," sagte sie zu ihm „ich hätte nicht die Geduld das Alles durchzustöbern."

„Ich wette," sagte der Vater erfreut, „Du wirst doch die zwei Artikel durchbuchstabieren, die ich da eben gelesen. Es sind die neuesten Urtheile über Dagobert."

„Ists wahr?" rief Karoline in die Höhe springend und klatschend. „Hat man ihn weidlich zerzaust? Lassen Sie sehen, richtig: Dagobert." Sie sprang zu ihrem jungen Gatten, umfing ihn und rief: „Da hast Du einen Schmatz, bist Du der Dagobert?" Unter Thränen lachend, eilte sie dann zur Mutter und sagte, sich zärtlich zu ihr beugend. „Ich bin so glüklich lieb Mütterchen, ich möchte immer rennen und schreien und Jeden auslachen." Sie umarmte ihre Mutter, welche über ihre Freude gerührt war und stach sich dabei den Finger an der Nähnadel. Hastig sprang sie zurük, hielt den verwundeten Finger in den Mund und es fehlte wenig so hätte sie geweint. Es fiel ihr nicht weiter ein, die Kritiken über Dagobert zu lesen und sie tanzte um ihn herum indem sie dabei allerlei neksche Possen trieb.

Dagobert hatte jeder ihrer flinken Bewegungen mit lächelndem Wohlbehagen zugesehen und rief jetzt ganz von der Poesie des Lebenskitzels gepakt: Mensch zu sein ist doch der höchste Beruf! dieses Leben hat so viele Wunder, daß man nichts braucht als zu leben um selig zu sein.

Es wurde geklopft und Faustin trat ein mit dem finster brennenden, starren, bangen, beleidigten Blik des Ehrgeizes. Die gemüthliche Familiengruppe kam ihm filiströs, beengend vor, und innerlich sagte er sich beim Eintreten: „Was soll ich hier? Mich duldet es nirgends.“ Er grüßte befangen und gedrükt, und hätte Dagobert bitter auflachen mögen, wie er ihn so versunken in Karolinens Anblik wahrnahm. Alles kam ihm dornirt und zwekloß vor. Man sprach Allerlei was eben der Tag bot, aber die friedliche Diskussion widerte Faustin an, er konnte nicht zu Ende reden, und wenn Jemand Etwas sagen wollte, so rief er verdrüßlich: „Das versteht sich von selbst.“ Es trieb ihn gewaltig, daß von ihm gesprochen werde, und so oft Jemand die Rede an ihn richtete, war er der Meinung, nun werde er es thun. Mitten im Gespräch sprang er plözlich auf und es schrie ängstlich in ihm: „Gott wie verbringe ich die Zeit! Wie, wenn ich jezt fortliefe,“ dann setzte er sich wieder nieder, gab zerstreute Antworten, verachtete Alle, daß sie glüklich sein können, dachte sich: „sie begreifen mich nicht“ und hätte minunter ohne Grund heftig werden mögen. Es durchklang ihn schrill, daß Einer vor einigen Tagen ein Gedicht von ihm getadelt, er beschimpfte ihn insgeheim und verdrüßlich raunte er sich doch selbst zu, daß Alles, was er bisher geleistet, nichts tauge, nicht das sei, was er leisten könne und wolle. Während die drei Glüklichen in harmloser Weise fortschwatzten, fühlte er Alles in sich auseinandergerissen, nach Ungewissem hindrängend und mit Allen unzufrieden. Er trat zum Tisch, fand die Journale und erschrak als er schon wieder neue Kritiken über Dagoberts Buch sah. Die erste Bewegung war, daß er die Blätter verstekten oder stehlen wollte. Er hätte das Buch und die ganze Auflage der Zeitungen aus der Welt wünschen mögen, damit Niemand Dagoberten kennen möge. Er that als ob er etwas ganz Anderes lese und las heimlich und zitternd die begeisterte Lobrede auf Dagobert. Bald nannte er den Kritiker dumm, bald bestochen, bald mußte er ihm unwillig Recht geben und bei allem dem fuhren lauter finstere Schatten durch seine Seele. Kein Wort sprach er über die Kritik, um nicht Dagobert den Triumf zu gönnen, er habe seinen Lorber wahrgenommen.

Karoline mit ihren zigeunerhaft raschen Sprüngen der Rede, die nichts erledigen, nichts zu Ende sprechen konnte und mit ihrem ewigen Lachen und Dahlen, kam ihm beleidigend, widrig vor.

„Nun Herr Zeitungsfreſſer Doktor Fauſt“ ſagte ſie zu ihm, „Sie machen ja ein Geſicht, als ob Ihnen etwas geſtohlen worden wäre. Haben Sie ſchon die Rezenſionen über den Lumpen dort geleſen? Du liebſter Dagobert, könnteſt Du nicht ſtatt der Gedichte einmal lieber ein Luſtſpiel ſchreiben, das man aufführt, das alle Leute ſehen und dann ſagen, die Schwarze dort iſt die Frau von ihm, ſo ein Stük, wo man ſich zu Tode lacht und die Hände wund klatſcht. Geh liebes Männchen thu' mir den Gefallen, ich hätte eine närriſche Freude daran, wenn ſo an allen Eken ſtünde: von Dagobert. Weiß Gott, ich ſchämte mich aber doch am Ende.“

Der Vater war zu dem jungen Ehepaar getreten, hielt der ſchwatzenden Karoline den Mund zu und ſagte: „Jetzt ſoll Dagobert vor Allem einige Zeit auf ſeinen Lorbeern ausruhen und ſich in ſeiner neuen praktiſchen Sfäre Bahn brechen. Der Amtstalar iſt kein Schlafrok, er muß eine Weile arbeiten, und ich bin überzeugt, er wird ſich auch hier tüchtig erweiſen.“

In Fauſtin ſprang ein lachender Dämon auf. „Im Aktenſtaub erſtikt der Geiſt,“ flog ihm ſchadenfroh durchs Gehirn, er ſah ſchon Dagobertchen als Dummkopf vor ſich. Was mich betrifft, ſagte er, ich mußte aus dem Amte wieder weggehen, in das ich kaum getreten war; man ſtopft ſich in einer Amtsſtube ſo gräulich mit der ſiliſtröſen Proſa des Lebens voll, daß man dann ein Flügelroß nicht bequem genug findet.

„Du wirſt vielleicht lieber Freund“ entgegnete Dagobert „niemals auch daraus die Poeſie des Lebens hervorſchmeken, was Hinz und Kunz im Amt von ihren geringfügigen Familienangelegenheiten ſchwatzen; es iſt ſehr leicht mit dem vornehmen Worte Filiſterium das ganze Stillleben einer beſchränkten Häuslichkeit wegzuwerfen. Auf dieſen anſcheinend bornirten Sorgen um Frau und Kind, auf dieſem regen Geplätſcher in den Wogen des Lebens beruht die Weltgeſchichte. Man muß die hohe Menſchheitsidee auch in den gemeinſten Menſchenhaufen herausfinden. Zwar was mich ſelbſt angeht, ich würde, wenn ein Glükshorn ſich über mich ergöße, die Amtsfeder vergnügt weglegen, aber nicht um thatlos und verachtend auf rührige Hände herabzubliken, ſondern um nach den Geſetzen eines eigenen Geiſtes thätig zu ſein.“

Fauſtin blikte höhniſch vor ſich hin, und fühlte es wieder einmal ſo recht, wie erhaben er über das Menſchengeſchmeiß ſei. Der Vater drükte Dagobertchen erfreut die Hand und Karoline betheuerte hoch und theuer, kein Wort von der langen ernſthaften Rede verſtanden zu haben. Fauſtin wollte eben mit friſchem Muthe weggehen, als der Briefbote eintrat und er unwillkürlich noch einige Zeit verweilte. Der Brief war an Dagobert gerichtet und Karoline ſprang gleich zu ihm und las, über die Schulter ſehend, mit. Mit einem Mal ſprang ſie in die Höhe, klatſchte, lachte, weinte,

umarmte Jeden und ſchrie einmal über das andere Mal: das iſt ja prächtig! das iſt ja prächtig! Auch Dagobert zeigte eine lebhaft geäußerte Freude. Faustin ſah dies Alles mißtrauiſch mit verzogenen Mundwinkeln an und die beiden Alten hatten Mühe zu erfahren, welche Freudenbotſchaft der Brief gebracht. Unter unſäglicher Verwirrung und ſteten wechſelſeitigen Unterbrechungen wurde endlich herausgebracht, daß Dagobert das große Los in der Güterlotterie gewonnen habe.

Am tollſten benahm ſich Karoline, welche ſchon allerlei Pläne für die Zukunft machte und ſich von ihrem freudigen Gatten wiederholt verſprechen ließ, daß ſie nun auch Equipage halten werden. Faustin fühlte die Vernichtung in ſich, er ſah ihn im Geiſte ſchon auf ſeinem Landſitze ganz den Muſen leben, während er ſelbſt den Fluch des Karrengauls tragen müſſe und dadurch in allem Streben beengt ſei. Er gratulirte mit gezwungener Freundlichkeit der fröhlichen Gruppe und fühlte ſich ganz außer ihr ſtehend und verachtungsvoll, beleidigt, neidiſch und ungläubig.

„Auch Du Freund“ wandte ſich nun Dagobert herzlich zu Faustin, „ſollſt unter das Füllhorn treten und alle Gaben des Glükes mit uns genießen.“

„Was gibt Dir ein Recht,“ fuhr Faustin bitter auf, „mich als Bettler zu behandeln? Behalte Dein elendes Geld für Dich und beſorge nie eine Anſprache von meiner Seite. Nur wer arm iſt, iſt reich.“

Dieſe unwirrſche Rede Faustins brachte auf einen Augenblik einen bittern Tropfen herein, bis Karoline in ungebundener Ausgelaſſenheit ein übergroßes Gelächter aufſchlug, ſich überhaupt gar nicht beſänftigen ließ und in den wenigen Pauſen Faustin, der mit verachtendem Ernſt zuſah, ſtets um Verzeihung bat und dann von Neuem anfing. Beinahe wäre die übrige Geſellſchaft, ebenfalls von ihrem Lachreiz angeſtekt worden, und nur Faustin ſtand in aufgelöſter Herbigkeit und ſelbſt verachtender Ausdruksloſigkeit da und fühlte ſich einſam, verſtoßen und zwekloſ. Endlich nahm er ſeinen Hut, glaubte in der Freundlichkeit der Andern nur verborgene Falſchheit und Spottſucht zu finden, nahm ſich vor, nie mehr dieſe Schwelle zu übertreten, raſtlos zu arbeiten und am Ende doch ſein hohes Ziel zu erreichen.

Als er fort war, ſprang Karoline munter herum und jubelte, daß der fade Menſch fort ſei. Sie küßte den Glükbrief, ſtellte ſich vor Dagobert in ernſter Haltung hin, ſah ihn ſtarr an, lachte ihn dann aus und hielt weder Hände noch Füße längere Zeit ruhig.

„Nicht wahr Mütterchen auf den Garten .... es wird doch ein Garten beim Landhaus ſein, ach ſonſt hätte ich keine Freude daran, ... ja auf den Garten da werden wir viel Sorgfalt verwenden. Weißt Du Dagobert, Du ſitzeſt im Landhaus und ſchreibſt,

ich mit einem großen Strohhut, wißt Ihr wie die Emmy im vorigen Sommer ihn trug, spazire im Garten auf und ab, und gaff Dies und Jenes an, und wenn's mir einfällt ſpring ich zu Dir hin und ſtöre Dich bis Du mich davon jagſt. Dann gehen wir zu .... nein das nicht, dann fahren wir auf den Ball, auch das nicht, kurz wir treiben Allotria. Aber hört Ihr, den Fauſtin ladet mir nicht ein, ſonſt ſterb ich vor Langeweile und Wiederwillen."

„In der That iſt auch mir der Menſch ein Grauen" ſagte der Vater.

„Mir iſt er nur lächerlich," verſetzte die Mutter, welche den Brief ſchon zum vierten Male las, lächelnd aufblikend.

„Sie haben liebe Mutter nicht die wahre Anſchauung ſeines Seelenzuſtandes" verſetzte Dagobert. „Es iſt einer von jenen Menſchen, welche die Natur anfangs zu einem groſen Talente bilden wollte, ſie hatte alle Elemente hiezu bereits vereinigt, nur den Schlußſtein des Ganzen vergaß ſie aufzuſetzen. Jezt gährt und ſiedet bei ihm Alles im Streben nach Vollendung, er fordert ſie von der Natur, ſich bewußt, zu etwas Höherem geſchaffen zu ſein. Wäre er ein geiſtloſer Menſch, ſo träte ſein Streben nach Dichterruhm nur komiſch hervor, ſo aber iſt es höchſt tragiſch. Wie der Zauberlehrling in der Ballade kann er nur das Wort nicht finden, womit er all die regellos und in nebelhafter Undeutlichkeit ihn umgaukelnden Geiſter bändigen, zu einem harmoniſchen Ganzen regeln könnte. Eben dieſes Bewußtſein, höhere Elemente in ſich zu tragen, iſt es, was ....

Karoline hatte mehrmals vergebens ihn unterbrechen, dieſe Rede endigen mögen, jezt gab ihr die Verzweiflung das beſte Mittel in die Hand: Sie fing ein übertriebenes Gelächter an, welches jedes Wort Dagoberts übertönte und ihn zwang, aufzuhören. Er umfing nun alle drei und koſtete in ihrem ſtillen Anblik die ganze Süßigkeit und den poetiſchen Reiz des Lebens aus.

3.

„Ich ſollte alſo wirklich nur gelebt haben, nur um gelebt zu haben? Ich ſollte wie ſo vieles andere Menſchengethier nur dazu auf der Erde erſchienen ſein, um mich darauf ein wenig umzuſehen und dann wieder in finſtere Nacht ſpurlos zu verſinken? Gleich nach meinem Tode ſollen Menſchen von mir ſich nur erzählen können: Er war, und einige Zeit hierauf nicht einmal mehr das? Nach fünfzig Jahren ſollen Kinder, die auf meinem Grabeshügel ſpielen, den Namen, der auf meinem Grabſteine ausgehauen, mühſam buchſtabiren und ſich fragen müſſen, wer war der fremde Mann? Und der Wanderer, der vorüberzieht, nicht ſeine Schuhe wegtegen müſſen, weil er auf heiligen Boden tritt? Nicht ſoll die Welt nach meinem Tode wiſſen, welche Gedanken mein

Gehirn durchkreuzt, welche Riesenplane ich geschmiedet, welche tantalische Qualen dies Herz zerrissen. Nichts soll ich auf Erden zurücklassen als Asche, mein Geist soll verstäuben und Niemand wissen, daß ich einen solchen gehabt? Ein lebendiges Selbstbewußtsein sagt es mir, ich gehöre nicht zu den gehaltlosen Alltagsmenschen, zur gewöhnlichen Hefe; doch womit habe ich es der Welt gezeigt, womit habe ich mich losgesagt von dem gemeinen Haufen, welchen Rechtstitel kann ich aufweisen, wenn ich mehr als die kalte Achtung verlange, die jedem Spießbürger zu Theil wird, wenn er eben kein Dieb ist? Was weiß die Welt von dem gewaltigen Gedankenmeere, das in meinem Innern braust; habe ich bereits eine Perle daraus hervorgezogen, sie den Menschen hingegeben und ihnen gesagt: Ihr verdankt sie mir? — Ja es ist etwas Großes, ein großer Mann zu sein, etwas Erhebendes um Dichtergröße! Welche unnennbare Seligkeit bietet ihm das Bewußtsein, den Tönen, die er von den Saiten kühn dahin brausen läßt, lausche eine halbe Welt; die Gedanken, die er in Worte ausgedrükt, nehme eine kolossale Menschenmasse in sich auf; beseligend ist es, über einen Gegenstand so geschrieben zu haben, daß gleichzeitig alle Menschen, die über denselben sinnen, an seine Worte denken müssen und keiner andern Anschauung sein können als er, daß noch nach Jahrtausenden ein Gefühl nicht inniger ausgesprochen, eine Wahrheit nicht tiefer ausgedrükt werden, eine Idee nicht lebenskräftiger zur Erscheinung kommen konnte, als durch ihn geschehen. Und von Allem dem soll ich Nichts erreichen können? Nein, es ist nicht möglich, dieser stürmische Drang der in meiner Seele tobt, muß einmal losbrechen; dieses endlose Sehnen und Streben einmal Befriedigung finden. Doch nein, wenn plötzlich der Tod mich überraschte, wenn er heimlich geschlichen käme und mich aus einer Welt reißen würde, für die ich noch nichts gethan und die mir noch nichts geboten, wenn meine Lebensfakel ausgelöscht würde, bevor sie noch eine Flamme entzündet, an der sich noch in späten Tagen Mancher wärmen könnte; entsetzlicher Gedanke, der all meine wärmsten Träume zu Eis macht und zerstörend auf diese Brüke tritt, die ich mir in die Zukunft gebaut? Doch nun rüstig, der Gedanke hat mich aufgerüttelt und läßt mich nicht ruhen, bis ich ein Werk geschaffen, das mir die Unsterblichkeit erobert. — —

Vergebens! — weil ich nach Ideen jage, fliehen sie mich, Bild auf Bild gaukelt in wilder Fülle vor meinen Augen vorüber, doch wenn ich nach einem greifen will, entschlüpft es mir und die holden lokenden Züge wandeln sich in eine grinsende, höhnische Fratze. Doch so kann es nicht bleiben; hassen, verabscheuen, verachten soll mich die Welt, doch wissen soll sie von mir; kann mein Name nicht beseligend und entzükend zu ihr dringen, so soll er es schrekend und vernichtend thun, kann er nicht Begeisterung weken, so soll er Furcht verbreiten ... Ich will ein Herostrat werden. Doch nein,

auch dieſer Weg verſchafft nicht mehr Unſterblichkeit, heutzutage würde nicht Clio Heroſtraten in ihre Blätter aufnehmen, ſondern der Scharfrichter ihn hinrichten, und nach einem Jahre ſein Name vergeſſen ſein, einen Diogenes würde man als Tollhäusler behandeln. Ja früher war es leichter, berühmt und unſterblich zu werden, als die Menſchheit noch in der Wiege lag, da galt jeder Knabe, der ohne Gängelband allein gehen konnte für einen Mann; wer das Wort Geiſt nennen konnte, der beſaß ihn auch; wer auf ſeinen Kleidern Bücherſtaub zeigte, vor dem bükte man ſich als Gelehrten, ach, daß dieſe Zeiten entſchwunden ſind! Kultur, ich haſſe dich, ich wollte die Menſchen wären noch roh und ungebildet; damals war es noch leicht, zu wirken und zu ſchaffen, brach und unberührt ruhten die Felder des Geiſtes, dem leiſeſten Bemühen die ſchönſten Früchte ſpendend; die Edelſteine, die jetzt der Fleiß von Jahrhunderten in die glänzenden Schatzkammern der Poeſie aufgeſchichtet, lagen frei und harmlos für jeden auf der Gaſſe herum, von jedem Zweigchen flimmerte noch ungepflükt eine herrliche Frucht, überall konnte man der Erſte ſein, da wars noch nicht nothwendig zu ſinnen: wo kann ich ſchaffen und fordern. Jeden der nur wollte, umhüpfte einſchmeichelnd der himmliſchen Genien holde Schaar, „Nimm mich“ ihm zurufend; von allen Seiten rannten ihm Engelsgeſtalten dichteriſche Gedanken ins Ohr, das ganze Reich der Poeſie lag noch unerobert, jeder der nur einen Schritt hineinmachte, konnte die üppigſten Roſen, die blühendſten Gefilde mit leichter Mühe für ſich einnehmen, alle Klänge und Bilder ſchwirrten und gaukelten noch ungefaßt in den Räumen. Doch jetzt, wohin ich blike, finde ich Alles in Beſitz genommen, jedes Blatt der Geſchichte, das ich aufrolle, iſt geleſen und ausgedeutet, jede Empfindung, die in meiner Seele erwacht und ſich hervordrängt, hat ein Anderer ſchon gefühlt und ausgedrükt, jede Blüte iſt abgenagt, jedes verborgene Veilchen erſpäht, jeder Tropfen Geiſt ausgepreßt, an welchem Theile der Poeſie ich auch anklopfe, ſtets finde ich rieſige Geiſter darinnen, die ihn für ſich eingenommen, den ganzen Raum anfüllen und für Nachkommende kein Flekchen freigelaſſen haben, jeder Lichtſtrahl iſt in tauſend Brechungen zerlegt und jeder einzelne beſungen worden; der Menſch iſt nach all ſeinen edlen und unedlen Regungen analiſirt und Liebe, Haß, Tugend, Laſter und alle andern Seelenzuſtände ſchon ſo oft parafraſirt worden, daß Alles folgende Pleonasmus iſt. Selbſt keine Verwirrung des menſchlichen Geiſtes und der Fantaſie gibt es mehr, in die nicht ſchon Jemand gefallen und nun in den Tempel der Unſterblichkeit als Popanz und Schrekbild dieſer Richtung in eine Niſche geſtellt wurde; was hatten alle dieſe für ein größeres Recht auf Nachruhm als ich? Kann die Priorität der Erſcheinung in dem Reiche der Geiſter einen Vorzug verſchaffen, geſtohlen haben alle dieſe Dichter mir alle Ideen, alle Stoffe, alle Bilder; hätten ſie nicht früher gelebt, ſo hätte ich ſie den Menſchen hingegeben und

ihre Kränze wären mir zu Theil geworden. O, hätten diese Gauner nie gelebt, und die Menschheit wäre noch roh und noch nicht durch die süßen Töne der Lyra mildern Gemüthes geworden. Dieser Wunsch muß ja aber am Ende doch erfüllt werden. Die Welt ist ja schon so sehr auf die Spitze getrieben und die Kultur so hoch gestiegen, daß sie bald taumeln, in Untiefe fallen, und das ganze Gebäude, das sich die Menschen seit Jahrtausenden gebaut, einstürzen muß; wie wäre es, wenn ich doch dichtete und wäre es auch Unbedeutendes, einst gräbt vielleicht die verarmte Menschheit in dem Schutte der Zeiten, findet mich und stellt mich in die ersten Reihen ihrer großen Männer. Vielleicht soll ich einer Möglichkeit mein Leben nach dem Tode verdanken, wenn sie mich nicht fänden, sondern wieder instinktmäßig nach ihren früheren Größen greifen würden, wenn ich vermoderte unter dem Schutte und nie das strahlende Licht der Nachruhmssonne erblikte. Wehe, wehe! — Ach, ich bin krank, fieberhaft wälzt sich ein Glutstrom in meinen Adern und treibt mir Aberwitz und Wahnsinn in's Gehirn. Doch nein, ich darf nicht krank sein, krank dürfen nur diejenigen sein, die für die Zeiten der Krankheit sich ein weiches duftiges Bett von Lorbeern errungen. Ich muß streben, wirken, schaffen! — Wie, wenn ich Plagiarius würde, wenn ich das, was Andere mir gestohlen, ihnen wieder nehme, wenn ich in den dunkeln Schacht der Vergangenheit hinabsteigen und heimlich die fremden Schätze heben würde, die dort den Augen der Menge entzogen ungekannt ruhen, wenn ich Alles durchstöbern, diesem eine Idee, Jenem einen Einfall rauben und unter dem fremden Schmuk meine eigene Armuth bergen würde; könnte ich nicht auf diesem Wege mein Ziel erreichen? Doch nein, dazu bin ich zu stolz und wenn auch das nicht wäre, würden nicht diese gelehrten Bücherwürmer, die Alles, jeden alten Unflath durchsucht, gleich mit ihrer literarischen Mauthwächternase es wittern und hämisch als Dieb mich ergreifen, mich den gemeinen Spitzbuben anreihen und mit dem Kothe des Schimpfes meinen enthüllten Geist bewerfen? Pfui, dieser Weg führt nur zum Pranger und auch da glotzt mich die Menge nur eine Weile verächtlich an und vergißt mich dann. Es ist mir unerklärlich, wie ich bei all meiner Verachtung dieser Volksmasse doch nur in die Lobsprüche mein Glük setzen würde, und mich nur unglüklich fühle, weil sie nichts von mir weiß. Doch warum erreichen Andere dieses Ziel? warum ist mir der Parnaß zu steil, da ich doch neben mir Andere seinen Gipfel erklimmen sehe? Dieser Dagobert — wie hasse ich ihn glühend, was hat er für ein größeres Recht als ich, geistreich zu sein? Oder ist er es etwa gar? Er ist es nicht, und doch nennt ganz Deutschland seinen Namen, und wenn ein volles Herz des Nachts auf den flimmernden Sternenhimmel blikt und vor sanfter Rührung überströmt, sieht es seinen Namen oben flammend aufgeschrieben, der das Gefühl, von dem er übermannt wird, in weiche Melodien ge-

bracht; und schreiten heitere Gestalten der Liebe und Schönheit oder ernste der Vergangenheit vorüber, so gaukelt auch sein Name in rosigen Zügen um sie herum; wo ich hintrete schwirrt mir nur sein verhaßter Name entgegen, in jedem Gedränge schaulustiger Menge ist von ihm die Rede, in jedem Bücherladen wird sein Geist dütenweis verkauft, und jede verliebte Maid lispelt seinen Namen mit einem Ach. Den jungen Götzen haben sie hinauf gepflanzt neben ihren alten, und diese sehen ihn schon scheel und eifersüchtig an, doch ihm zu Knien liegt die Gegenwart und streut ihm ihren Weihrauch und Alles liebt und verehrt ihn. Worin besteht sein Anspruch auf diese allgemeine Liebe, welche Anlagen kann er aufweisen, die nicht auch ich besitze, habe ich ihn nicht als ein dummes Kind gekannt und jetzt soll ich unter ihm stehen? Und die mich kennen, sollen Nichts von mir rühmen können, als daß ich sein Jugendfreund sei? — Freund? nein, das bin ich nicht, ich bin sein erbittertster Feind, sein Ruhm nagt an meinem Lebensglüke, Andern könnte ich es verzeihen berühmt zu sein, ihm nicht. Wir waren stets gleich, warum soll er über mir stehen und ich vor ihm verschwinden? Jedes Wort des Lobes, das ich über ihn höre, ist der herbste Tadel für mich, ist Hohn und Spott und Schimpf für mich, daß ich ihn nicht erreichen könne, daß ich nichts besitze und er Alles. Höhnen soll mich diese Lobhudlerzunft nicht oder ich zerschmettere ihr Götzenbild und sie mag dann über seine Trümmer heulen. Welch ein Gedanke durchzukt mich! Wenn ich Dagobert tödten würde, wenn ich die Fakel seines Geistes erlöschen möchte! Doch tödte ich allen Geist, wenn ich seinen vernichte? Ja in welches Labyrinth habe ich mich hier verirrt?

4.

Dagobert hatte die wenigen Tage, welche, seitdem er die Glücksbotschaft erhalten hatte, verstrichen waren, bloß mit süßen Bildern der Zukunft verträumt. So sah er denn jeden Stein von seinem Lebensweg weggesäubert und kein Stükchen Blei an seinen Flügeln. Eine stechende Lebenslust ließ ihn nirgends ruhen und hundert heitere Bilder seiner Fantasie tummelten sich in seiner Seele. Er rannte zum Stadtthor hinaus ins Freie, da lag eine frische, blühende Natur, daß ihm die Brust weiter und sein Athem freier wurde. Er fühlte eben jenes behagliche Summen der Ideen im Kopfe, wie es dem Dichten vorhergeht, da sah er Faustin in einiger Entfernung im langsamen schleppenden Tritt des Mißmuthes dahinwandeln. Er rief ihn an und Beide setzten nun ihren Spaziergang mit einander fort, Dagobert mit dem heißen, hoffnungsvollen Puls des Lebens, Faustin gelähmt, verdroßen, den Schmerz im Gesicht eingefroren zur Schau tragend. Faustin war so namenlos weh zu Muthe, als wenn ihm eine theuere Person gestorben wäre, Dagobert fühlte Alles in sich hüpfen und singen.

Sie gingen stillschweigend neben einander her; die beiden entgegengesetzten Pole der Welt lagen in ihnen und keiner konnte recht den Gesprächsfaden anneteln. Es war ein warmer, freier Tag, wo die Welt endlos scheint und die Brust sich öffnen möchte, um all die Wunder in sich aufzunehmen. Faustin brannte ein schmerzliches Gefühl der Erfolglosigkeit aller seiner Bestrebungen in der Seele und wirr und taumelnd schwammen die Ideen des Neides in ihm durcheinander.

„Wie schmekt eine verlorene Schlacht?“ rief er plötzlich, „das weißt Du Ovator vielleicht nicht, ich kenne den nagenden Zahn dieses Gefühls. Man fühlt bisweilen eine Empfindung durch die Brust laufen von einer verlornen Schlacht, ohne gerade Soldat zu sein.“

„Laß heute alle trüben Empfindungen zu Boden fallen,“ sagte Dagobert. „Beflügelt dieser sonnige Tag nicht Deine Seele, in mir ist heute Alles so ineinander gewälzt und tumultuarisch, Alles springt und zukt vor Lust, daß“ —

Faustin blikte ihn mit einem furchtbaren Ernst an und sprach: „Willst Du meiner spotten? In mir sind alle Saiten zersprungen, Alles zerquetscht und geknebelt und Du wirfst mir Deinen Jubel in den Weg? Er hielt inne, sah seinen Freund mit ängstlich verschlingenden Bliken an und schrie dann auf einmal: „Dagobert, glaubst Du, daß ich wirklich nichts erreichen werde?“ Seine Stimme bebte und seine Beine schlotterten.

Dagobert fühlte nur grausenhaftes Mitleid mit dem Zustande des Freundes, er wollte ihm zureden, aber Faustin richtete sich mit einem stolzen Lächeln empor und sagte kalt: „Gib Dich zufrieden, es war nur ein Moment, daß mich dieser Gedanke höhnisch durchfuhr, jezt ist es schon vorbei. Innerlich kreischte es: Seh' ich nicht Jubel in seinen Zügen? Zu früh jauchzest Du Elender ob einer Niederlage.“ Alle seine Gedanken zitterten und seine Seele lag schwer in ihnen. Sie waren unterdessen rasch fortgegangen. Eine schauernd erhabene Landschaft lag in säumender Stille vor ihnen.

„Welch eine Gegend!“ unterbrach plötzlich Dagobert das Stillschweigen. „Als hätte die Natur ihre schönsten Stellen hieher exerpiren wollen, herrlich, herrlich! Aber doch etwas beängstigt mich hier: Es fehlt der genießende Mensch, weit und breit außer uns Niemand. Eine Gegend erscheint bald schwül und als eine abgelebte, zur Gleichgültigkeit geküßte Schönheit, wenn nicht irgend ein Leben von Fleisch und Blut in ihr herumkrabelt. Solch ein wunderbarer Zauber liegt in der Menschengestalt, daß wenn sie sich auch nur schweigend und unbeachtet uns gegenüber befindet, sie einen beruhigenden Einfluß auf uns ausübt. So auch in dieser herrlichen Gegend!“

„Theaterdekoration, nichts als eine natürliche Theaterdekoration,“ warf Faustin unwirrsch hin. „Dumme Einförmigkeit, die sich seit Jahrtausenden jedes Jahr abschreibt.

Die Natur iſt für den Unglücklichen ſtumm und hat blos für den eine Zunge, der ſelbſt mit hundert Zungen ſprechen möchte und es oft vor Freude mit ſeiner einzigen nicht vermag. Gott, wie abgegriffen, erſcheint mir Alles, ſo fern, ſo fremd, und dieſe ängſtlich und armſelig bebauten Felder, ich kann es nicht faſſen, wie man in einer Nußſchale ſich glücklich fühlen kann, wie man zufrieden leben kann, wenn Einen nur drei Menſchen kennen."

Die Gegend welche ſie durchſchritten ward nun einſamer und wilder. Dike Felſen ſtiegen ſchwindelnd in die Höhe, warfen ſchwarze Riſſe in den grünenden Boden, hin und wieder grinste ein Abgrund lokend zum Sprung und gruppenweis wie zum geheimnißvollen Geſpräch waren an verſchiedenen Orten Bäume emporgeſchoſſen und verliehen dem Ganzen einen halb wilden Charakter. Fauſtin wurde durch dieſe trotzig ſtarre Gegend von einem zaghaften Lebensgefühl beſchlichen, er fühlte ein geiſtiges Todesurtheil in ſich, während Dagoberts Seele von einer erhabenen Ahnung des Univerſums durchzittert wurde. In Fauſtin ſtiegen ſchwarze Geſpenſter des Haſſes gegen die ganze Welt auf; er wurde, während er mit Dagobert ruhig ging, in einem Moment ſein erbittertſter Feind. Da rief Dagobert: „Laß uns hier am Abhange dieſer ſteilen Tiefe von unſerer Wanderung raſten. Es hat für mich ſtets etwas Lokendes an einem ſolchen Abgrund der Vernichtung im vollſten Lebensbewußtſein zu ruhen. Ein Kitzel der menſchlichen Allmacht faßt mich, wenn ich überlege, wie hier ein leichter Sprung jedem künftigen Looſe, das die Parze für den Menſchen geſponnen, ihn gewaltſam entreißen könne." In Fauſtin ſchrie es mit tauſend gellenden Stimmen: Stoß ihn hinab! Alles hämmerte und zitterte in ihm, er ſprach kein Wort; ſie ſetzten ſich beide an den ſchwindelnden Abgrund und Fauſtin wagte nicht auf ſich ſelbſt zu hören, nicht Dagobert anzuſehen, und ward durchſchauert, als er zufällig ihn ſtreifte. Er fühlte in eine Sakgaſſe des Lebens gerathen zu ſein und hatte nicht den Muth, haſtig umzukehren, er fürchtete und hoffte, daß Menſchen kommen, daß Dagobert weglaufen werde. Dann fuhr wieder eine wilde Jagd von Gedanken durch ſein Gehirn, er ſah ihn mit Schwingen des Aars dem Himmel zufliegen, und ſich den Staub der Erde aufleken.

„Dagobert!" ſchrie er ängſtlich auf.

„Was iſt Dir?" fragte dieſer erſtaunt.

Fauſtin wußte nicht was er ſagen wollte. „Dagobert," ſagte er nach einer Weile mit einem bangen ſcheuen Ausdruk der Stimme, „höre mich an. Aber ich bitte Dich lache, o es gibt Gedanken, die ſo ſchauerlich ſind, daß man ſie zæglachen muß, ſonſt übermannen ſie uns, und reißen uns fort in ein todtes Meer raſender Entſchlüſſe."

„Was geht in Dir vor?" ſprach Dagobert mit Theilnahme.

„O ein verlorenes Leben liegt in fürchterlicher Oede hinter mir," schrie Faustin verzweifelnd. „Dagobert, ich fange an, mich vor mir selbst zu fürchten. —"

„Nichts erreicht! Nichts! Nichts! Und Du so Vieles. O wärst Du nur nicht mein Jugendfreund, hätte ich Dich nie gekannt, es beißt mich zu Tode, es erwürgt mich wenn ich an das Ziel denke, das ich mir gesetzt, und wie ich nach den ersten fünf Schritten machtlos niederfiel; so darf es aber nicht bleiben, ich darf nicht namenlos in die Grube sinken."

„Faustin," rief Dagobert unwillig, „wenn Du mitten in dieser erhabenen Naturwelt auf keinen andern Gedanken kommst, als auf den Kitzel des Ruhmes, dann wahrlich, steht es schlecht mit Dir!"

Faustin ergriff Dagobert krampfhaft fest bei der Hand, hielt sie mit eiserner Gewalt, sah ihm in starrer Verzweiflung in's Gesicht, und schrie leidenschaftlich: „Gib mir Ruhm! gib mir Ruhm! Lobe mich!"

Dagobert glaubte im ersten Augenblike, er sei wahnsinnig geworden, dann wollte er einige besänftigende Worte sagen, aber Faustin ließ ihn nicht weiter reden, und schrie noch mächtiger: „Gib mir Ruhm!" dann ließ er ermattet Dagoberts Hand fahren, und die Aufregung preßte ihm unbewußt Thränen aus. Dagobert versuchte nun, bedenkend, daß wenn der Trost nicht verkappt auftritt, er wie ein sich herablassender Reicher den Unglüklichen noch mehr erbittert, sachte und vorsichtig einen Stachel nach dem andern aus Faustins Brust zu ziehen. Mitten in seinem dumpfen gehörlosen Schmerze that ihm doch jedes geistreiche Wort Dagoberts weh. Geschikt wußte er endlich die Rede auf den Ruhm selbst zu lenken, und sagte unter Anderem: „Ruhm ist ein glänzendes Nichts, ein großer mathematischer Ausdruk, der, näher betrachtet, sich in Null auflöst, eine mit Schaum geschriebene Hyrogliphe, Ruhm ist gräßliche Einsamkeit mitten im Lebensgedränge, auf einem Nachen sitzt Du im stürmischen Meere, und vom Ufer sind tausend spöttische Teleskope neugierig auf Deine Qualen gerichtet. Du gleichst dem Geizigen, der das Mittel zum Zwek erhebt. Ruhm — —"

„Ruhm!" schrie Faustin, der in stummer Erbitterung wie ein wildes Thier, das auf den Sprung lauert, zugehört hatte, „ist es denn blos dieses? Wahrhaftig — — Gott wie arm, wie erbärmlich arm ist die Sprache — — — Es ist was Edleres als der Stachel der Magd, als eine gute Köchin ausgeschrieen zu sein, was mich aufjagt. Ich schäme mich — — ein Mann, und ruhmlos! thatenlos! Fragt mich Jemand nach meinem Namen, und ich nenne ihm einen unbekannten, so nenne ich ihm zugleich meine Schmach, blos als Fresser und Säufer, und nicht auch als Schöpfer und Gott zu leben — — Teufel und Hölle! in einer Klasse mit jedem Schuster und Schnei-

der und jedem elenden Schurken, der blos Ohren und keinen Mund hat — — gibt es eine süßere Hetze, einen kitzelnderen Peitschenhieb zur Arbeit als der Ruhm? O Ruhm! Ruhm! Ruhm ist Alles, Ruhm ist das Zeugniß meiner Mannheit, Ruhm ist der Adelsbrief meines Werthes, Ruhm ist eine Schwinge, ein Stachel, ein Stük der allverehrten Gottheit. O Himmel! ruhmlos dahinsiechend, in der Nacht spurlos verweht, weh mir!"

Dagobert hielt ihn ängstlich bei der Hand, er hatte einen Augenblik geglaubt, er wolle sich in den Abgrund hinabstürzen. Es trat einer jener schauerlichen Momente ein, wo der Mensch dem Menschen nichts mehr sagen kann, wo der Höhepunkt des eigenen Lebens in grausamer Isolirtheit ausläuft, und Alles was wir vernehmen, uns nur als leere abgenützte Worte erscheint.

„Sieh' Faustin," sagte Dagobert, um die peinliche Pause während welcher Faustin im sprachlosen Schmerze dahinstierte, zu brechen, „Deine ganze Lebensanschauung ist schielend und ungesund. Der gigantischen Weltidee gegenüber, ist jeder Ruhm eine äußerliche, beinahe komische Nichtigkeit. Der Nachruhm ist ein todter Denkstein, ein Name kann Jedem ertheilt werden, kannst Du Dir in Deiner Todesstunde nicht denken: Du heißest Shakespeare und alle Kränze, welche ihm geflochten werden, gelten Dir. Glaube mir, Freund, das Glük des Lebens wohnt nicht auf dem Forum, sondern in einer Hütte."

Faustin blikte ihn an wie einen Tollen, als wenn ein Hungeriger eine Rede gegen das Essen anhörte; er wußte selbst nicht, welche Beschimpfung er ihm zuschleudern sollte, der Kopf klopfte ihm vor Weh und Ingrimm. Alles schwamm und drehte sich.

„Warum strebst Du denn nach Ruhm?" bebte er endlich hervor.

„Ich dichte nicht weil ich will, sondern weil ich muß!" rief Dagobert.

„Dagobert," schrie Faustin unter Thränen, „ich beschwöre Dich — — höre auf zu dichten. Steig' herab von Deiner Höhe, ich bitte Dich darum. Rette mich!"

„Du bist krank, lieber Freund," entgegnete Dagobert. „Komm von dieser schwindelnden Höhe hinweg, Dein Auge glüht, Deine Hände beben. Komm, stehen wir auf, doch früher höre mich: Kannst Du die Freude des Schaffens nicht genießen, so erquike Dich an dem Vergnügen des Empfangens. Nimm die Meisterwerke der Poesie in Dich auf, die Du schon lange aus den Händen gelegt, begeistere Dich an — —"

„Elender, schweig!" schrie Faustin, „wie gewappnete mit schneidenden Messern andringende Mörder läßt Du Deine kalten Worte auf mich losziehen. Wisse, daß jene Werke, welche Andere begeistern, mich darniederschlagen, mich beklemmen, mich mit Mißmuth und Ingrimm erfüllen. Was Schönes, Gutes, Geistreiches in der Literatur besteht, ist für mich eine Qual, ein Leiden, ein Unglük. Wo aber Andere über Geist-

losigkeit klagen, da juble ich, da prikelt neuer Muth in mir, und hinge die ganze Kultur der Menschheit, Alles was sie sich errungen und aufgeschichtet von einem Worte aus meinem Munde ab, ich spräche es entzükt aus, und im wilden bachantischem Freudentaumel würde ich auf dem Grabe der Bildung tanzen."

Bei den lezten sprang er athemlos auf, seine Brust hob sich, und seine Augen wurden größer. Auch Dagobert sprang auf, blikte ihn mit Abscheu an, und sagte: „Faustin, Du bist ein verworfener Mensch, dessen Verrüktheit mir Grauen erregt; fortan taugen wir nicht mehr für einander, diese Deine Rede hat uns für immer getrennt."

„Du sprichst es aus, Nichtswürdiger," raste Faustin, „sie hat uns für immer getrennt." Ein Schrei des Entsezens erschallte in der lautlosen Einsamkeit. Faustin hatte Dagobert in den Abgrund hinabgestürzt.

3.

Ein ausgeschüttetes Füllhorn des Glükes: freudige Gesichter, hüpfende, frische Gedanken, durcheinander schreiende Stimmen und ursachloses Gelächter. Die munterste, tollste ist Karoline. Jezt hat sie hier am Triumfbogen etwas auszubessern, dann rennt sie zum Sammtpolster, und küßt den darauf befindlichen Lorbeerkranz, dann sagt sie wie ein kleines Kind seine Lektion, ihre Rede auf, und bringt sie nicht zu Ende. Hierauf springt sie zu den Mädchen, welche im fantastischen Schmuke zum allegorischen Zuge vorbereitet dastehen, und sich gegenseitig auslachen; jezt ist sie voll Verdruß, daß Dagobert noch nicht zurükgekehrt sei, und gleich darauf besorgt sie, daß er schon komme während noch nicht Alles zur Ueberraschung vorbereitet sei. Ueberall hat sie etwas auszubessern, zu arrangiren. Was schon am rechten Platze steht, muß sie nochmals dahin sezen, und in übertriebener Geschäftigkeit jagt sie allenthalben einher, und bringt die Verwirrung auf's Höchste.

Keiner der Anwesenden steht über den lustigen Kreis, Alle fühlen ein Stük Kindheit in sich. Auch die beiden Eltern sahen aus ihrem Winkel, wo sie Karoline als Zuschauer allein duldet, mit vergnügten Gesichtern dem harmlosen Treiben des jungen Völkchens zu, und ohne einen bestimmt ausgesprochenen Gedanken, fühlen sie es doch, wie sich alle Ideen in behaglicher Wärme in ihnen wiegen.

Das lärmende Gewimmel löst sich nach und nach zur Ordnung. Jeder weiß nun genau was er zu thun oder zu sagen hat, und harrt vergnügt der Ankunft Dagoberts entgegen. Man läutet, Alles fährt erschroken zusammen, in jeder Brust hämmerte es. „Er ist es" wispern Alle, und stehen in ängstlicher Ordnung. Karoline repetirt sich schon die ersten Worte ihrer Anrede: „Heute ist es ein Jahr, daß Dein erstes Werk erschienen ist ——" Er war es nicht, der geläutet. Alles fährt wieder auseinander

ander, und die Stille, welche einen Augenblik geherrscht, wechselt wieder mit einem verwirrten Stimmengetümmel.

So vergeht nun einige Zeit, ohne daß der Erwartete kommt. Bange Angst schleicht sich nach und nach in jede Brust, ohne daß Einer seine Besorgniße zu äußern wagt. Endlich, da man schon auf alle mögliche Weise die Zeit todt zu schlagen und sich der trüben Gedanken zu erwehren gesucht hat, springt Karoline mitten in einem heitern Gespräche auf und schreit: „Es ist ihm ein Unglük wiederfahren .... er ist todt, sonst müßte er schon da sein. Gott, warum habe ich ihn so oft geneckt! Er ist der beste, edelste, herrlichste Mensch! Ich verdiene gar nicht mein Glük, jetzt weiß ich erst, wie sehr ich ihn liebe.“ Sie läßt sich auf keine Weise beruhigen, weint und schreit und läßt Niemanden zu Worte kommen. All das Dekorationswerk, woran sie noch vor einigen Stunden so viel Freude gehabt, ist ihr nun ein Gräuel, jedes muntere Gesicht eine Beleidigung, jedes theilnehmende gerührte eine Heuchelei. Sie wirft sich ihrer Mutter, welche ihre Thränen nun auch nicht mehr zurükhalten kann, an die Brust und schreit: „Nicht wahr, er ist todt!.... O Himmel, warum haben wir ihn nicht auf Händen getragen .... Warum haben wir ihn allein weggehen lassen .... Verflucht sei ich, daß mir der Gedanke zu dieser Ueberraschung kam, ich bin an Allem schuld.“ Sie stampft mit den Füßen, ringt die Hände, starrt Alles ängstlich an, rennt hundertmal zum Fenster und lebt sich immer mehr und mehr in die Ueberzeugung hinein, daß Dagobert auf irgend eine Weise verunglükt sei. Mit jeder Minute, welche verstreicht, wird sie immer ängstlicher und furchtsamer, und schon vermögen auch die Eltern sich nicht mehr zu belügen und erst in Blicken, dann in Worten, stimmen sie der Besorgniß Karolinen's bei. Einen sonderbaren Kontrast mit dieser Seelenpein bildet die Szenerie: die festlich aufgeschmückten Arrangements und die Speisen und Getränke, welche aufgetischt sind. In einer Eke liegt stolz der Lorbeerkranz auf weichem Kissen und blikt ernstäugig auf den Jammer, den er verursacht. Schon haben sich nach und nach die Gäste unbehaglich weggeschlichen und der Sonnengott geht zur Ruhe und noch immer diese qualvolle Ungewißheit. Die Bedienten, welche man ausgeschikt, sind ohne das Mindeste erkundigt zu haben zurükgekehrt; Niemand hatte ihn des Tages über gesehen, an allen Orten, die er gewöhnlich besuchte, war er nicht gewesen.

„Ihr lügt,“ schreit ihnen Karolinen zu, „Ihr habt Euch verschworen, Ihr wollt mich betrügen. O wie das nagt und preßt! Geh'! Geh'! und bring' mir Gewißheit, ich will Dich fürstlich belohnen, ich will Altäre bestehlen und Dir mein letztes Kleid schenken. Doch geh' nur, geh'! Du Abscheulicher, Du Garstiger! Dagobert, Dagobert, warum hast Du mir das gethan? Seine Leiche mindestens, seine Leiche!

Gebt mir sie heraus, wagt mir sie nicht zu verheimlichen, ich zerkratze Euch, ich... ich muß noch einmal seine lieben, theuern Züge sehen. Mutter, Mutter! o ich bin namenlos unglüklich."

Unter solchen verwirrten Klagen und geistigen Bissen, windet sich noch einige Zeit hin; endlich schreitet das Unglük erschütternd über die Schwelle. Dagobert's Diener stürzt herein athemlos, bleich und verstört. Aus seinen thränenden Augen zukte der Bliz hernieder, der die Besorgten vernichten sollte, noch bevor sein Mund die Donnerworte ausgesprochen. Ihm nach ein Zug unbekannter, gleichgiltiger Gesichter; eine Sänfte; Dagobert, bewußtlos, blutig, ein Schrekensanblik! Karoline hatte kaum mit bangem, starren Entsetzen das Fürchterliche wahrgenommen, als schwarze Wolken vor ihr aufstiegen und sie in bewußtlose Ohnmacht fiel. Ihre Eltern vergaßen vor Entsetzen das Nothwendigste. Wie Mahomed's Sarg zwischen zwei Magneten schwebte, so schwankten auch sie selbst halbtodt vor Schreken, wem sie zuerst beispringen sollen. Wie fürchterlich sahen sie sich in ihren Erwartungen von dem festlichen Vergnügen dieses Tages getäuscht, durch einen Windstoß Alles entwurzelt! Dagobert wurde in ein anderes Zimmer getragen und schleunigst nach Aerzten geschikt; Landleute, die in die Stadt hineing'ngen, hatten ihn bewußtlos im Blute schwimmend gefunden. Die herbeigeeilten Aerzte erklärten ihn außer aller Gefahr, sagten, daß der Sturz ihm keinen Schaden gemacht und daß er in kurzer Zeit wieder genesen werde. Welch eine Freude bei der ängstlichen Familie, die nun erst ihren Glükshimmel durch diese vorüberfliegende Unglükswolke ganz zu schätzen wußte! Am spätesten war es Karoline, die sich beruhigte; die sinnliche Erscheinung hatte so viel Gewalt über sie, daß sie über die Bewußtlosigkeit Dagobert's, wenn sie auch den Aerzten glaubte, daß sie nur von kurzer Dauer sein werde, unaufhörlich ängstlich blieb. Ein schwarzes Gewirre von Vermuthungen über die Veranlassung von Dagobert's Sturz durchkreuzten sie nun. War er durch einen andern hinabgestürzt worden, hatte der Zufall oder sein eigener Wille diesen Sturz herbeigeführt, der nur durch ein Wunder ohne lebensgefährliche Folgen geblieben war? Man vereinigte sich endlich dahin, daß er in Gedanken vertieft an dies en Abhang getreten und auf diese Weise verunglükt sei. „Wie hängt doch das ganze Leben eines Menschen," rief der Vater, „oft nur von einem kleinen Tritt und sein Lebensglük von der geringsten Bewegung ab."

Unter der zärtlichsten Wartung verfloß ein Tag. Dagobert erholte sich, doch welcher Pinsel malt das Entsetzen Karolinens und ihrer Eltern, da er zu ihnen wie zu fremden Personen sprach, sie um ihre Namen fragte. Schon glaubten sie, die schwarzen Fittige des Wahnsinns hätten seinen Sinn verdunkelt. Doch Alles was er

redete, war klar, bestimmt, ohne Wiederspruch. Man fragte ihn, auf welche Weise er verunglükt sei, er wußte nichts. Sein Unglük hatte ihm die ganze Vergangenheit gestohlen, keines seiner Erlebnisse warf mehr einen Schatten in sein Gedächtniß, keiner seiner Gedanken saß fest in ihm. Von welchen schneidenden Empfindungen wurde Karolinen's Herz zerrissen. „Ist es denn möglich?" rief sie, „nein, es kann nicht sein! Mich soll er vergessen haben? Mich? vergessen! In einer Stunde Alles vergessen, was ich ihm gewesen, nicht einmal meinen Namen! o ich Bettlerin!" Dieser außerordentliche Unglüksfall versetzte Alle in die ungewöhnlichsten Trauergefühle. Durch den Verlust des Gedächtnisses war ihnen Dagobert scheinbar fremd geworden, weil dadurch alle Bande zwischen ihnen abgeschnitten wurden, welche die miteinander verlebten Zeiten gesponnen, und doch wie nahe stand er ihnen durch jeden ihrer Pulsschläge, durch die Flamme, welche Hymens Leuchte ihnen angezündet.

Karoline begriff gar nicht, wie dieß Alles möglich sei, die Biografie dieses Unglüks war ihr unerhört, sie fühlte sich vom Schikfal verrätherisch überrumpelt, wehrlos überfallen, von einem Gift, das sie nicht einmal den Namen nach kannte, getödtet. Dem Arzt hätte sie in die Bake beißen, ihn zerkratzen mögen, da sie ihn einmal sagen hörte: „Ein interessanter Krankheitsfall!" Sie faßte es nicht, wofür so ein verdorrtes Männchen ein Gedächtniß habe, wie einer es wagen dürfe, ein Gedächtniß zu besitzen. In jeder Theilnahme erblikte sie Neugierde, alle ihre Pole waren umgestoßen, sie das leichtgläubige raschblütige Kind war nun ernst, mißtrauisch geworden.

Die Aerzte verordneten auf einige Zeit die größte Einsamkeit, möglichste Entfernung von allen Menschen, damit die Seele durch den Mangel gegenwärtiger Eindrüke zum Rükblik in die Vergangenheit genöthigt werde. Man entschloß sich zur eiligen Abreise auf Dagobert's Gut, welches man nicht auf eine so traurige Art zu beziehen gedacht hatte. Karoline hoffte von Tag zu Tag, daß Dagobert plözlich wieder sein Gedächtniß erlangen werde. Sie war beleidigt, daß ihr Anblik ihm eine so glükliche Vergangenheit, wie sie sie ihm bereitet, nicht wieder zu entzünden vermöge. Sie schämte sich vor Jedem wegen der Ungewöhnlichkeit des Unglükes und der Seltenheit der Krankheit. Als es zur Abreise kam, warf sie sich weinend an die Brust ihres Vaters, sie könne es nicht überleben, daß er sich nicht einmal an den ersten Kuß erinnere, den er von ihr erhalten.

„Auch auf meine Brust," erwiederte der Vater, ohne über diese Aeußerung lachen zu können, „hat sich dieses plözliche Unglük wie eine unermeßliche Last gelegt, es hat die letzten grünen Blätter von meinem Lebensbaum abgeschüttelt, nun steht er da,

mit seinen schwarzen, kahlen Aesten und nicht einmal in der Erinnerung sehe ich mehr die Stellen, wo er einst süße Frucht mir getragen.

Alle zogen nun hinaus auf Dagobert's Gut. Keiner konnte sich jedoch in dem neuen Aufenthaltsorte heimisch machen. Dagobert's Geist, der sonst die finstern Tiefen der Vergangenheit aufgrub und in die fernen Räume der Zukunft flog, blieb an einem Stükchen Gegenwart kleben. Jeder einzelne Tag war ihm ein ganzes Leben und von dem vorhergehenden blieben ihm nur dunkle, unbestimmte Eindrüke. Karoline und ihre Eltern sahen mit unabgestumpften Stacheln des Schmerzes zu, wie ein so hoher Geist geknebelt lag, und jeden Tag wurde ihre Hoffnung auf seine Genesung geringer und furchtsamer.

6.

Erstes Fragment aus dem —schen Literaturblatt.

Anhang zu Nro. ——. — Ein großer Mann kann nur durch ein großes Unglük zu Grunde gehen. Sichern Trittes wird er auf seiner Erdenwanderung manches Gezücht kleiner, zischender, giftsprühender Schlangen durchschreiten und nur eine ungewöhnliche Riesenschlange wird ihn niederstürzen und vernichten können. Auf eine solche außerordentlich schrekende Art, wurde kürzlich Dagobert, die vorzüglichste Zierde unserer heutigen Literatur und einer ihrer Glanzpunkte zu allen Zeiten, von einem fürchterlichen Unglük getroffen.... er verlor nämlich plötzlich durch einen Sturz das Gedächtniß. Wenn schon bei gewöhnlichen Menschen sich nicht leicht ein härterer Schlag denken läßt als dieser, so ist es bei diesem genialen Dichter doppelt hart und entsetzlich. Lebt doch der Mensch nur in den glüklichsten Momenten seines Lebens ganz in der Gegenwart, und muß doch sonst die Vergangenheit stets die Folie sein, durch welche uns der gegenwärtige Augenblik erscheint. Ja, ist nicht all unser Träumen in die Zukunft, all unser Hoffen und Ahnen nur ein Vergleich mit entschwundenen Stunden? Die Gegenwart, welche nicht Verbindungspunkte in der Vergangenheit und Zukunft hat, begeistert nicht. Mag uns ein grausames Geschik Alles rauben, jede goldene Frucht, jedes grüne Blatt uns entziehen, die Erinnerung an hingewelkte Blüthen wird stets auch noch eine Blüthe sein, und mitten in dem Kelch des Unglükes perlt noch mild und himmlisch ein Nektartropfen der Erinnerung an einen Freudenbecher. Und so windet auch einem Glüklichen der Rükblik auf traurige Tage als einnehmenden Contrast eine dunkle Myrthe in einen glühenden Rosenkranz. Ja die Erinnerung ist für den Menschen ein kastalischer Quell und die sinnigen Alten hatten wohl recht, die Musen zu

Töchtern des Gedächtnisses zu machen. Denn man kann kalt und apathisch die Gegenwart aufsteigen sehen, wer aber in das Grab der Vergangenheit oder gar in den Muttermund der Zukunft ruhigen Sinnes bliken kann, der ist einer edlen Begeisterung nicht fähig. Die Erinnerung ist eine umgekehrte Fantasie, sie ist das zweite Gesicht an dem Januskopfe der Fantasie. Jede nicht ganz gewöhnliche Begebenheit, die wir erlebt, spannt eine Saite in unserm Innern auf, welche in Momenten der Weihe zum harmonischen, ergreifenden Einklang vibriren. Die Erinnerung ist unser köstlichster Besitz auf Erden, den wir nie verlieren wollen, wie Orpheus können wir es nicht unterlassen, rükwärts zu bliken und wenn selbst eine Euridice auf dem Spiele stünde. Die Erinnerung ist nicht bloß ein trokenes Nachschlagen in dem Buche der Vergangenheit, sie ist kein todtes Gemälde, vor dem man die Hülle abzieht, sondern ein reich bewegtes Leben, sie schafft, wekt, befruchtet, sie ist kein Oeffnen eines Grabes und Herausholen der verstorbenen Zeit, sondern eine lebensvolle Umarmung mit dem Geiste der Vergangenheit, aus welcher neuer Geist hervorgeht. Was man erlebt, erzeugt wieder Leben; die Erinnerung bewahrt den Zeugungsstoff in sich. Die Erinnerung ist ein Umgang unter Geistern, sie geht nicht zwischen Leichnamen, sondern unter den Seelen, die einst dieselben belebt haben. Jede Stunde, die wir erlebt, bildet eine Sprosse in der Himmelsleiter, die uns zum Reiche der Geister führt. Jede Zeit, die wir in der Erinnerung noch einmal leben, leben wir geistiger, reiner, menschlicher als früher. Das Gedächtniß ist eine Speisekammer, in welcher wir die Früchte, die uns der Lebensbaum bringt, aufbewahren. Jede Stunde des Lebens sezt frischen konzentrirten Nahrungsstoff in unsere Erinnerung ab, und wenn einst unser Baum des Lebens fahl und dürr und ohne Früchte emporragt, dann zehren wir von dem Gesammelten und Ersparten, von dem ausgepreßten Geist des vergangenen materiellen Lebens. Ein Greis hat keine Zukunft, nur eine große Vergangenheit und ein Bischen Gegenwart. Das Gedächtniß ist für den Menschen eine Schatzkammer, in der er alle seine Anschauungen, Erfahrungen, Hoffnungen, Träume niederlegt, es ist das Perspektiv, durch welches er zum Anblik seiner selbst gelangen kann; denn der weiß nicht was er ist, der nicht weiß, was er gewesen, so wie Niemand die Gegenwart versteht, dem die Vergangenheit dunkel ist. Die Augenblike, in denen wir die Vergangenheit vergessen, mag es in höchster Freude oder im größten Schmerz geschehen, leben wir nicht, sie gehören uns nicht an, wir sind in ihnen nicht wir selbst. Wir können keinen Satz im Buche des Lebens lesen, wenn wir nicht früher die vorhergehenden Blätter durchblikt haben. Wer sein Gedächtniß nur auf einen Augenblik verliert, ist in demselben um sein ganzes Leben betrogen, und es ist so viel, als hätte der Mensch die Stunden gar nicht

gelebt, von denen er nicht weiß, wie er sie durchlebt hat. Quält es den Menschen, wenn er beim Erwachen sich sagt, er habe einen schönen Traum geträumt, ohne sich mehr desselben erinnern zu können, um wie viel mehr muß ihn der Gedanke betrüben, er habe von einer gelebten Stunde Nichts sich gerettet von seinem Eigenthum, Nichts sich erhalten. Wahrlich, das Gedächtniß ist ein hohes Gut und höher zu halten, als man gewöhnlich thut. Wenn wir aus einer reizenden Gegend scheiden, so blicken wir recht häufig auf dieselbe zurük, doch mit jedem Schritte, den wir uns weiter entfernen, legt sich ein neuer Schleier auf dieselbe, verdunkelt sie immer mehr und das allmälige Entschwinden läßt uns nicht an ihren Verlust denken. Würde aber gleich beim ersten Schritt die ganze Gegend plötzlich und gänzlich verschwinden, es müßte uns herb und schmerzlich überraschen. Gleiches gilt vom Gedächtniß. Würden wir es auf einmal verlieren, wir wüßten was wir verloren. So aber verlieren wir es stükweise und deßhalb denken wir an keinen Verlust. Die Zeit bröckelt an der einen Seite ab, was sie an der andern zusetzt und mit jedem Schritte, den wir auf dem Paradewege des Lebens weiter machen, wird uns das Tuch hinter uns abgeschnitten, um es vor uns wieder hinzulegen. So kommt es, daß wir uns selbst betrügen und nicht wissen, wie wenig es ist, was wir haben oder auf was wir treten. Ist aber schon bei jedem Menschen das Gedächtniß der Grund, auf dem Alles, was ihm sein Leben gewährte, Wurzel gefaßt, so ist es beim Geistreichen noch mehr der Fall, und nur so können wir den Verlust würdigen, den die Menschheit erlitt, weil Dagobert sein Gedächtniß verloren. Bei einem so großen Genie, wie Dagobert es war, schlummert eine Ueberfülle von Gedanken, denen nur die Gelegenheit einen Weg bahnt, in üppiger Pracht loszubrechen. Wie die flüssige Masse, die zur Krystallbildung bereit liegt, nur des Stoßes bedarf, um nach demselben zum schönsten Krystall sich zu gestalten, so bedarf die gestaltlose Menge von Ideen, die in einem solchen Geiste ruhen, nur des anregenden Anstoßes von Außen um zur vollendetsten Form sich zu bilden. Wie viele erhebende Gedanken sind uns nun auf diese Weise unwiederbringlich verloren gegangen! Unwiederbringlich? Nein, dieß wenigstens wollen wir nicht befürchten. Dagobert kann und wird sein Gedächtniß wieder finden. Wenn wir die Analogie ähnlicher Fälle berüksichtigen, glauben wir nicht zu irren, wenn wir behaupten, daß dieses eben so plötzlich und durch einen eben so heftigen äußern Einfluß geschehen werde, als der Verlust herbeigeführt wurde. Interessant dürfte schließlich für unsere Leser eine Zusammenstellung der wichtigsten historischen Fälle sein, in welchen Menschen plötzlich ihr Gedächtniß verloren, was wir im Nachfolgenden thun. Der Grammatiker Artemidor vergaß einst durch einen heftigen Schrek Alles, was er erlebt. Der römische

Redner Messala Corvinus, verlor nach Cälius Bericht durch eine Krankheit so vollständig sein Gedächtniß, daß er nicht einmal seinen eigenen Namen behielt. Plinius erzählt von einem Manne, der, als ihm ein Stein auf den Kopf traf, die Buchstaben vergaß, so wie von einem Andern, dem die Namen aller seiner Verwandten entfielen, als er von einem Dache herabgestürzt war, und von einem Dritten, der nach einer Krankheit die Namen aller seiner Diener vergessen. Boerhave erzählt von einem spanischen Trauerspieldichter, der nach einer Krankheit alle seine Werke gänzlich vergessen hatte und sich ihrer erst nach vielen Jahren, als er schon wieder lange gedichtet hatte, erinnerte. Uebrigens mußte dieser Alles vom Neuen lernen, nicht nur die ersten Elemente in jeder Wissenschaft, sondern sogar das Alfabet. Sartorius berichtet von dem Grammatiker Orbilius, er habe durch eine Krankheit all sein Wissen verloren. Dasselbe trat nach Valerius bei einem vornehmen Athenienser durch einen Steinwurf auf den Kopf ein. Nach Suidas geschah Gleiches auch bei dem Kaiser Antonius Caracalla, der früher in allen Wissenschaften sehr erfahren war. Apollinarius hat ein Epigramm auf einen gelehrten Philologen, der durch einen Sturz von seinem Esel das Gedächtniß verloren, gemacht. Capitolinus erzählt in seiner Lebensbeschreibung des Kaisers Maximinus, daß er einst, um seine Wuth über den Senat zu unterdrüken, sich betrank und hierauf in gänzliche Gedächtnißlosigkeit verfiel. Bomba, König der Gothen, büßte das Gedächtniß durch Gift ein, welches ihm sein Nachfolger reichen ließ. Zwinger erzählt in seinem Theatrum humanä vitä, daß Conradus Acostenes im Jahre 1555 durch einen Schlagfluß des Gedächtniß plötzlich verloren, es aber nach längerer Zeit wieder erlangt habe. Dasselbe berichtet Zwinger von Georgus Trapezuntus. Nach Beattin verlor ein Geistlicher die Erinnerung an die vier letzten unmittelbar verflossenen Jahre nicht aber an die frühern. Der Naturforscher Brousſel vergaß im Jahre 1807 nach der Genesung von einem erlittenen Schlagflusse alle Hauptwörter; bis zu seinem Tode, der nicht lange Zeit hierauf erfolgte, half er sich bei seinen Arbeiten mühselig durch Häufung der Beiwörter u. dgl. Teetzel berichtet von einem Manne, der, als er auf der Reise mit dem Wagen umstürzte, dadurch, daß ihm bei dieser Gelegenheit ein nicht sehr schweres Kästchen auf den Kopf fiel, das Gedächtniß gänzlich einbüßte, es aber als er beim Rükweg auf einem steinigen Wege stark gerüttelt wurde, wieder erlangte. Linée hatte in spätern Lebensjahren das Gedächtniß so sehr verloren, daß er seine Frau um den Namen ihres Vaters fragen mußte, da er an diesen einen Brief schrieb. Löhr theilt viele merkwürdige Gedächtnißwunder mit. So erzählt er von einem Manne, der, als er einst mitten in der Rede durch eine plötzliche Verwun-

dung am Kopfe sein Gedächtniß verloren hatte, in dem Augenblike, als er es nach langer Zeit wieder erhielt, die damals unterbrochene Rede gerade mit den Worten fortsetzte, welche zu den früher gesprochenen im genauen Zusammenhange standen.

7.

Zweites Fragment aus dem —— Literaturblatte.

Rezension aus Nro. — „Elfenliebe" Romantisches Gedicht von Faustin.

Gewöhnlich bietet ein Schriftsteller dem Publikum erst einzelne Rosen, selten ist der Dichter, der gleich mit einem vollen duftigen Strauße vor die Lesewelt hintritt. Meistens werden früher einzelne elegische Seufzer durch den Preßbengel der Zeitungsliteratur und zerstreute poetische Blätter auf den Goldschnittblättern der Almanache der Lesemenge übergeben, bevor ihr ein selbstständig gewundener Kranz überreicht wird, und in der Regel hat heutzutage Derjenige schon ein Dutzend Werkchen geschrieben, der mit einem Werke auftritt. Hier wird uns, ohne alle Vorbereitung auf einmal nicht ein Strauß, nicht ein Kranz geboten, nein, den schönsten und blühendsten Dichtergarten sehen wir mit wundersamer Plötzlichkeit vor unsern staunenden Augen entstehen. Des Dichters liebliche Worte erschließen uns hier einen Zaubergarten, von dessen unnennbaren Reizen wir bis jetzt noch nichts geahnt. Lust und Wonne und Scherz hausen hier in allen grünenden Gängen, schattigen Lauben, duftenden Fluren und Rasen im anmuthigsten Vereine; kosend rieselt ein Bächlein zwischen blumigen Gestaden, das süße Weisen murmelnd, Jeden in selige Träume einlullt, sanfte Genien gaukeln in den blauen Lüften und raunen sich einschmeichelnde Märchen und Geschichten in die Ohren, das Auge wird beraubt durch all die schlüpfrigen Blendwerke und üppigen Wunder, die in unerschöpflicher Menge in einander verschwindend vorübergleiten, holde Grazien, tanzen und hüpfen unverhüllt in edler Einfachheit vor dem Beschauer vorbei, Lust und Freude zwitschert von allen Wipfeln, kost in allen Büschen, glüht von allen Rosen ihm entgegen. Nächst Shakespears lieblichem Feengebilde „der Sommernachtstraum" das erquikend und befruchtend wie Maienregen in die dürr gewordene Menschheit fiel, kennen wir kein Gedicht, in welchem die unsichtbare Wunderwelt mit der Materie des Lebens in solchem ergreifendem Liebreiz verschmolzen und ineinander übergegangen ist, als das vorliegende. Eine reiche Fülle von Poesie spricht aus jedem Gesange, eine lebenswarme, kräftige Dichterader pulsirt durch alle Worte, ein milder, zarter, liebetrunkener Sinn spricht aus jeder Zeile. Welche herrlichen, feinen Beziehungen entdekt das tiefergehende Forscherauge in allen diesen nekischen Scherzen der Elfen, welche zarte

Idealisirung, welche hochpoetische Konzepzion, welche scharf pointirte Karakteristik, welch großer Reichthum von Gedanken und welche vielen anderen Vorzüge dieser Dichtung eigenthümlich sind, detaillirt auseinanderzusetzen, behalten wir einer andern Gelegenheit vor, bei welcher wir mit nüchternem Sinne zur Betrachtung derselben schreiten werden können. Es ist das erste Werk des Verfassers, doch es hat ihm zum ersten Dichter der Zeit gemacht. Haben wir noch vor Kurzem das Geschik grausam gescholten, daß es uns Dagobert so viel als entrissen, so nehmen wir unsern Vorwurf jezt zurük, in Faustin hat es uns ihn wiedergegeben. Es herrscht auch die größte geistige Verwandtschaft zwischen diesen beiden Dichtern. Bei beiden entzükt uns eine ächte dichterische Kraft, eine erwärmende Gluth des Ausdrukes, eine durchdringende Kenntniß des Seelenlebens, welche uns beinahe erschrekt, weil wir unsere innersten und geheimsten Zustände in keken Zügen hingestellt sehen, nur daß bei Faustin diese und andere Vorzüge in einer noch größern Entwiklung sich entfalten als bei Dagobert. Möge es Jedem, der dieses Buch zur Hand nimmt, gelingen, all den reichen Geist sich zum Bewußtsein zu bringen, der in der mannigfaltigsten Form und nicht nach der Manier der Armuth mit umgehängter Lärmtrommel, sondern oft verborgen vom Leser gefunden wird.

8.

Es ist ein eigenthümlich drükendes Gefühl, wenn man spät des Nachts nach einem wüsten Gelage nach Hause eilt, und so zwischen den stillen Häusern mit ihren bleichen Wänden und finstern Fenstern, wie zwischen steinernen Leichnamen mit todten Augen vorüberhuscht. In jedem Haus scheint Alles erloschen, jede Leidenschaft verbannt zu sein und die ernsten Massen bliken Einem wie grollend an. Man eilt über das kalte Pflaster dahin und vernimmt nichts als das gespenstische Echo seiner eigenen Tritte. Der ganze Himmel scheint verdreht, weil der abendliche Stand der Gestirne sich ganz verändert hat, man wandelt wie auf untergegangenen Leben, wie durch Pompeji oder Herkulanum. Die Laternen brennen trübe und nüchtern wie ermüdet und man denkt sich verdrüßlich: Mancher wird das Lager schon bald verlassen während Du es suchst. Ein banges Zwiespaltsgefühl zwischen einer dunklen Ahnung des herannahenden Morgens und dem Schlummer der Nacht, welchem man erst jezt entgegengeht, erfüllt die müde Brust.

Unter solchen Empfindungen schritt Faustin mit seinem Freunde Norbert, durch die einsame Straße. Ihm zu Ehren hatte ein geräuschvolles Festgelage bis spät in die Nacht hinein stattgefunden, wobei alle Hände blos beschäftigt gewesen, ihm Kränze zu winden; alle Zungen Lobgesänge anzustimmen. Da ging er nun nach Hause,

blos von Norbert begleitet, der bis zu Ende ausgeharrt. Auch dieser sprach Vieles zum Lobe Faustins und wurde immer wärmer und wärmer. Faustin verzweifelt und ängstlich, ließ ihn fortreden ohne ihn zu unterbrechen, und mit jedem Worte, das er weiter sprach, wurde er immer finsterer, und doch waren es ja die freundlichsten, rühmlichsten Worte, die er hörte. Aus seiner Brust rief es tonlos und matt: o wie fürchterlich leer! So habe ich es mir nicht vorgestellt! Goldene Früchte doch ungenießbar!

Vom Himmel blikten die Gestirne in ernster Erhabenheit herab, doch er konnte sich keine Idee von den Sternen zur Stütze herabholen und ein grausenhaftes Gefühl der Vernichtung beschlich ihn während Norberts feuriger Rede. Norbert kam ihm wie ein Kind, wie ein Dummkopf vor. Als dieser das Wort Ruhm aussprach, erschrak er und rief: „Halten Sie ein!“

Norbert sah ihn verwundert an, doch Faustin fuhr nach einer ernsten Pause fort: „Ruhm! Hahaha! Zum Erfrieren! Tausend Stacheln und Dornen! Wer sich durch Dichtungen auszeichnet, erhebt sich wohl über viele Menschen, aber er entfernt sich auch von ihnen. Auf jeder Höhe steht man wohl der Sonne näher, aber es ist doch kälter als unten. Im Thale mag man unter der Menge verschwinden, und nicht von so vielen gesehen werden als auf einem Gipfel, aber man fühlt sich nicht so einsam als dort. Posaunenstöße und Lärmtrommeln aber keine Liebesmelodie. Gibt es denn ein größeres Lob als die Liebe? Es ist, als ob man den Dichter der geistigen Buhlerei schuldig fände. Selbst die Fieberhitze einer begeisterten Verehrung ist nicht die natürliche Wärme der Zuneigung. O ich sehne mich nach einem Menschen, nach einem Herzen, ich bedarf der Liebe. Ich erstike im Weihrauch, es ist eine ungesunde scheußliche Luft.“

Norbert hatte ihm voll banger, entzükter Scheu zugehört. Zitternd rief er dann mit leiser Stimme: „Wenn sich nun Einer fände, dessen Herz von liebevoller Freundschaft überströmte, der die Arme schon offen hielte, der ..... Gott! der ohne Liebe und Freundschaft gar nicht bestehen könnte.“

Faustin blikte ihm mißtrauisch in's Gesicht, das begeistert leuchtete, und sagte nach einer Weile düster: „O Himmel, nun fühle ich es erst, ich kann nicht Freund sein, ich kann nicht lieben.“

Norberts Brust hob sich hochathmend, er wagte es nicht, ihm die Hand zum Freundschaftsbündniß zu reichen. Die wunderbare Gestaltenwelt in Faustins Dichtung schwebte ihm begeisternd vor und er rief, indem eine Thräne in seinen Augen perlte: „Gott, gibt es denn etwas Heiligeres als die Freundschaft?“

— „Es gibt keine Freundschaft,“ rief Faustin mit eisigem Ernst. Im Hinter-

grunde wandelte, wie ein schwarzes Gespenst, sein Verhältniß zu Dagobert vorüber und er fuhr fort: „Wäre die Zeit im Stande, einen Orestes zu gebären, er würde keinen Pilades mehr finden. Freundschaften gibt es, aber keine Freundschaft. Die ideale Freundschaft kann ebenso gut, nur mit dem Begriff der Unauflösbarkeit gedacht werden, wie die ideale Ehe; statt dessen leben wir in efemeren Verbindungen. Man bricht alte Freundschaften ab, wenn man zu wenig gelobt wird und geht andere ein, wenn man von dem neuen Freunde mehr gelobt zu werden hofft. Man schließt Freundschaften, weil man hier am meisten von sich reden kann, den besten Freund hat man nur lieb aus Eigenliebe, wenn man nämlich in ihm sich wieder findet. Wie oft glaubt man nicht, schon Freund zu sein, wenn man es noch kaum anfängt zu werden. Je mehr man sich kennen lernt, desto mehr nimmt die Freundschaft ab. Es gibt keine Menschen, die sich genau kennen und Freunde bleiben. Angewöhnung gilt oft für Freundschaft. Wo gibt es eine Freundschaft, die es zu allen Stunden ist, wo einen Freund, der nie lästig gefallen? Wo gibt es zwei Freunde denen nicht oft, wenn sie am besten mit einander stehen, die Möglichkeit ihrer einstigen Trennung in den Sinn kommt. Aber was sich für trennbar hält, ist schon getrennt oder war nie verbunden. Das Kind, dem es beifallen kann, sein Vater werde einstens sterben, hat eine schwache Liebe zu ihm. Wehe der Freundschaft wie der Liebe, die nicht an ihre Unsterblichkeit glaubt! Es gibt aber keine Freundschaft mehr, die ein ganzes Leben währt, die sich nicht abnützte! Wie lange würden wohl unsere Freundschaften dauern, wenn Jeder Alles wüßte was der Andere von ihm denkt. Jeder hat gewöhnlich eine Geheimseite, die er dem Andern verbirgt. Wo gibt es eine Brust, in der man nicht, wenn man hineinblicken könnte, eine Schlange kriechen sähe? Seinen größten Fehler entdekt man nie dem Freunde. Und andererseits der Freund, dem man alle seine Fehler vorrechnet, bleibt es auch nicht mehr; denn ein Freund ist ein Nachtwandler, ruft man ihn bei seinem wahren Namen, so erwacht er und hört es auf zu sein. Hältst du dem Freund den Spiegel vor, in welchem du ihm seine wahre Gestalt zeigst, so tödtest du hiedurch seine Freundschaft, so wie der Basilisk durch Vorhaltung des Spiegels stirbt. Zwei Menschen könnten nicht lange Freunde bleiben, wenn nicht Jeder heimlich von dem Andern einen Fehler wüßte. Gegen jeden Freund trägt man, ohne es selbst zu wissen, im innersten Winkel der Seele versteckt einen Widerwillen mit sich herum, der bisweilen in dem herzlichsten Verhältniß sein grinsendes Haupt erhebt, und uns, ohne äußern Grund Alles an dem Freunde widrig, hassenswerth erscheinen läßt. Wie Wenige gibt es, die ihre Freunde loben hören können. Man lobt wohl häufig selbst seinen Freund, doch will man nicht, daß ihn ein Anderer lobe. Jedes Unglük, das den Freund trifft,

können wir ertragen, ein Vorwurf, der dem Freund gemacht wird, kitzelt uns. Wo gibt es Einen, der noch die frühere Freundschaft für den bewahrt, den er schmähen gehört. Wer hat nicht, wie es Cardanus von sich selbst gestand, bisweilen den Drang, seine Freunde zu beleidigen? Niemals bringt es uns in Verzweiflung, einen Freund verloren zu haben, und wenn es uns schmerzt, so ist es nur, weil wir seiner bedurft. Die Hauptwirkung, die selbst der Tod eines Freundes verursacht, ist, daß man einige Zeit hierauf erstaunlich diätetisch lebt. Man sagt gewöhnlich, nur unter Gleichstrebenden könne wahre Freundschaft bestehen, gerade unter diesen ist sie unmöglich. Neid und Mißgunst sind hier stets mit der Farbe der Freundschaft übertüncht. Mit jedem Schritt, den der Eine vorausmacht, entfernt er sich mehr von dem Herzen des Andern. Wie oft verheimlicht man nicht dem Freunde einen Fortschritt, um ihm nicht zu gesteigerter Bestrebung anzueifern und umgekehrt, wie ist jede Kunde, von der Thätigkeit des Freundes nur ein Peitschenhieb auf die Rosse unseres Geistes, um sie zu schnellerem Lauf anzutreiben. Wie oft stellt man sich dem Freunde gegenüber, schlechter als man ist, um nur nicht ihn besser zu machen. Hat es nicht etwas Vergnügendes, ein Hinderniß dem Freunde entgegengestellt zu sehen, dessen Beseitigung ihn retardirt? Man ertheilt, um seinen Verstand zu beweisen, einem Freunde Rathschläge zu seinem Besten, befolgt er sie aber und hebt ihr Gelingen ihn empor, so ärgert man sich, daß man sie ihm gegeben. Wenn ein Freund im Begriffe ist, dem Andern ein neues Werk vorzulesen, so fürchtet sich dieser, es möchte zu gut sein. Wie widrig erscheint uns ein Freund, der Etwas besser weiß als wir und es uns erklärt. Können wir es einem Freunde vergessen, daß er uns auf einer Unwissenheit ertappte? Wo gibt es eine Freundschaft, bei welcher ein Freund dem Andern es verzeiht, größer zu sein als er selbst? Man ist gegen seinen Feind minder ungerecht als gegen seinen Freund. Und wie viele andere Klippen gibt es nicht, an denen die Freundschaft scheitert? Würde eine Freundschaft, welche Gütergemeinschaft einführen wollte, fortbestehen? Ist nicht Geld die Achillesferse der Freundschaft? Wo gibt es eine Freundschaft, bei der ein Freund dem zweiten nicht gemein erschiene, wenn er Geld begehren wollte? Könnte je Freundschaft zwischen einem Armen und einem Reichen bestehen? Hat schon je ein Freund das Unglük des Andern getheilt? Ist schon je Einer von einem lichtumstrahlten grünenden Hügel in einen grausen Abgrund hinabgestiegen, weil sich sein Freund in ihm befand? Ein Hungriger ist kein Freund. Ein Freund wird dem Andern nur ein Opfer bringen, wenn die Fantasie ihn dazu bewegt, der Verstand bringt kein Opfer. Wann verzieh

schon ein Freund vollständig dem Andern eine Beleidigung? In der Wunde, welche ein hartes Wort oder eine unzarte Handlung des Freundes uns schlug, bleibt, wenn sie auch schon längst durch Versöhnung vernarbt, doch ein kleiner Splitter zurük, welche uns nie dieselbe ganz vergessen läßt, und wodurch sie oft spät neuerdings wieder aufbricht. In einer Zelle unserer Gedächtnißkammer bewahren wir in herbem Weinessig oft Jahre hindurch die kleinste Beleidigung auf, welche uns ein Freund zufügte, und wenn dann einstens in einer Stunde der Wehmuth über den Freund unser ganzes Innere vor Ingrimm überfluthet und alle Dämonen des Hasses aus demselben herausgedrängt werden, dann schlüpfen auch jene kleinen nekischen Gespenster, grinsend und frisch erhalten hervor, und stellen sich mehr als alles Andere abwehrend und ankämpfend dem Freunde entgegen, denn man verzeiht oft eher die größten Verletzungen als die kleinste Beleidigung. Das Band der Freundschaft, welches oft die größten Verletzungen ertragen könnte, zerreißt oft bei der geringfügigsten. Und welche Feindschaft ist dann bitterer als die, welche einst Freundschaft gewesen; das sind die ärgsten Teufel, die einst Engel gewesen. Und Sie, Norbert, wollen behaupten, Sie seien in Wahrheit, mein Freund? Es gibt keine Freundschaft!"

Norbert hatte mit grauenhaft wechselnden Gefühlen des Entsetzens und der Bewunderung zugehört. Endlich ergriff er krampfhaft fest seine Hand und rief: „Hören Sie auf, Sie thun mir weh. Welch ein furchtbarer Irrthum! o könnte es mir doch gelingen, Ihnen die Menschheit zu retten! — Faustin, es gibt eine Freundschaft!"

Thränen rollten ihm über die glühenden Wangen, er hielt einen Augenblik inne, dann rief er nochmals: „Es gibt eine Freundschaft! — Ich bin Ihr wahrer, inniger Freund." Mit diesen Worten warf er sich ihm an die Brust und weinte sich aus. Faustin überflog es kalt, er empfand gegen Norbert einen Widerwillen, weil dieser in ihm den Dichter und nicht den Menschen liebte. Ein höhnisches Gefühl des Egoismus grindte in ihm empor, die Neigung Norberts war ihm unbequem, lächerlich. Er sagte sich innerlich: ich kann nicht lieben, es ist mein Fluch, einsam zu sterben. Doch ich muß wieder einmal Komödie spielen. Er erwiederte die heiße Umarmung Norberts, und so lagen sich unter dem ewigen Sternenzelt zwei Menschen wie Brüder an der Brust, wovon der erste im jünglinghaften Rausch sich selbst belog und der zweite aus theatralischer Rüksicht den Andern belog.

Norbert trennte sich unter Freudenthränen von Faustins Brust und jubelte: „Also wirklich? — Mein Freund Faustin! So hätte ich Dich erobert! Mein Faustin! Mein Faustin! Ganz mein, auf ewig! Nicht wahr, du Harter, es

gibt doch eine Freundschaft, o mir zerspringt die Brust, ich möchte bis zum Himmel springen; wie nur die Leute jetzt Alle schlafen können und Alles so still sein kann, mein guter, edler, bester Faustin."

Faustin sann auf eine geistreiche Bemerkung und blikte ihm dabei wie von Rührung überwältigt, zärtlich in's Gesicht. So wie jeder Mensch etwas Verachtung gegen den fühlt, der ihn bewundert, so schlich auch eine Geringschätzung gegen Norbert in Faustins Brust, es war ihm, als stünde er einem Kinde gegenüber, und er dachte sich: wenn ich nur den Unausstehlichen schon los wäre!

Norbert fuhr jedoch fort: „Und nun geliebter Freund, den Schmerz aber auch für immer aus dem Gesichte gewischt! Ist denn der Dichterquell nicht zugleich ein Gesundbrunnen? In der ersten Stunde unseres Freundschaftbündnisses, will ich gleich meiner Besorgniß die Zunge lösen."

Während dem dachte sich Faustin: „Gott, was besitze ich nun? Deßwegen alle diese schweren Opfer? Um die Bewunderung eines naseweisen Burschen zu erbeuten. Ist das der Ruhm? oder verstehe ich ihn nicht? Gibt es noch etwas Anderes als den Ruhm? Mir sagt es eine Ahnung aber ich kann es nicht finden."

„Der finstere Mißmuth," hatte indessen Norbert mit herzlicher Wärme weiter gesprochen, „welcher deine Seele meistens umnachtet, braut das Gift zu einem geistigen Selbstmord. Die Welt erwartet von Dir noch Vieles und Schönes, man verwundert sich schon, daß deinem ersten Werke nicht schon ein Anderes nachfolgt."

Faustin erschrak, es war ihm, als stünde er vor einem Richter, in seiner Brust hämmerte es ängstlich.

„Wie erst," sprach Norbert mit Feuer fort, „wenn gar keines nachgeschikt würde oder wenn auch Du in jene verkrüppelte und verknorpelte Zwergpoesie, in jene Galgendichterei verfielest, die ihre Macht nur darin beweisen kann, daß sie zerschmettert und zertrümmert, während die wahre Poesie nur erhebt und beflügelt. O Faustin, reiße den Wurm aus deiner Brust; wenn auch Du nur Höllenthore und keine Paradiesespforten öffnetest, wenn auch deine Leier nur das Geschrei der Verdammten hören ließe. — Welch ein Verlust für die Menschheit! Mein Faustin, fühlst Du Dich unglüklich?"

„Ob ich mich unglüklich fühle?" sagte Faustin mit dem Bewußtsein, in diesem Augenblik geistreich zu reden und der Gewißheit, Norbert werde ihn bedauern. „Was ist denn das Unglük? Ich war bisher noch nicht so glüklich, es zu erfahren. Ein Mensch, der Zahnschmerzen hat, hält jeden für glüklich, der sie nicht hat. Kann also

das Unglük eines Menſchen darin beſtehen, daß er einen freiliegenden Nerven hat? Es gibt eigentlich gar kein Unglük; was wir gewöhnlich ſo nennen, iſt nur Mangel an Glük, wahres Unglük könnte Niemand ertragen. Es gibt kein Unglük, das nicht noch einen Komparativ und Superlativ hätte. Das ganze Unglük der Menſchen beſteht nur in der Unfähigkeit, vergeſſen oder abſtrahiren zu können. Oft wäre Einer der glüklichſte Menſch, wenn er nur einen Tag ſeines Lebens vergeſſen könnte, und ein Anderer könnte glüklich ſein, wenn er nur davon zu abſtrahiren im Stande wäre, daß die reiche Wittwe, die er heirathen ſoll, triefende Augen habe. Wer abſtrahiren kann, hat den Säbboden des Glüks, und das geringſte Saamenkörnlein treibt dann das Glük ſelbſt empor. Deshalb kann Niemand leichter ſich glüklich fühlen, als der wahre Filoſof. Wäre ich im Stande, nur eine Minute meines Lebens zu vergeſſen, ſo wäre ich glüklich. Oft trägt der Menſch in einer Bruſt, welche Blüthen hervorbringt und die ſich frei emporhebt, ein Grab mit ſich herum, um das die Geſpenſter verſtorbener Stunden in grauſem Reigen herumtanzen. Ach, ſo iſt das Stük Vergangenheit das man ſich rettet, ſtets nur ein Trauerſetzen und nur die Schmerzen verſteinern ſich im Bewußtſein und werden dort aufbewahrt, während die Freuden ſich verflüchtigen und vergeſſen werden. Fragen Sie nicht weiter. Gewiſſe Wunden, die das Schikſal dem Menſchen ſchlägt, bluten, wenn man ſie noch ſo zart berührt."

Norbert war ihm, mitten in dieſer Rede, an die Bruſt geflogen und hatte ihn an ſich gedrükt. Rührung quoll jetzt über in ſeiner Bruſt und er rief: „O wie glüklich habe ich Dich mir gedacht, als ich fern von Dir ſtand! O Fauſtin, warum biſt Du nicht glüklich?"

Fauſtin überrieſelte es, alle ſeine Gedanken konzentrirten ſich zu der raſchen, ernſten Frage, ob er noch glüklich auf Erden werden könne? Die Idee ſeines Lebens ſtand auf einmal in einer furchtbaren Klarheit vor ihm, es gellte ihm vernichtend zu: Du kannſt nie mehr glüklich ſein.

„O, iſt denn der Ruhm, der Dichterwerth, ein ſo geringes Gut, daß es den Laſten des Lebens nicht die Wage zu halten im Stande iſt?"

Fauſtin fühlte tauſend Meſſer in ſeiner Bruſt, es war ihm ſchrekklich verhöhnend, in dieſer Minute, wo er ſein ganzes Leben aufgeben mußte, den Ruhm preiſen zu hören. „Die Strafe iſt zu bitter", kairſchte er vor ſich hin. Er wußte Norbert nicht mehr zu antworten, jedes Wort wäre ihm jetzt überflüſſig, ruchlos vorgekommen. Er fühlte ſich, wie am Tage vor der Hinrichtung, nirgends ein Strohhalm, an dem er ſich hätte anklammern können, Nichts als ein unüberſehbares Waſſergrab! Als

Norbert nochmals ungeſtüm ausrief: „Gilt Ihnen denn der Ruhm nichts“? hätte er ihm wie einen Feind in's Geſicht hauen, weinen, lachen, heulen mögen. Es war ihm als könne er gar nicht mehr in der Sprache Norberts ſich mittheilen, als könne er nur eine Sprache reden, die kein Menſch verſtünde. Er ſchwieg und Norbert, der noch eine Weile von der Wonne des Ruhmes ſprach, hatte keine Ahnung davon, welche furchtbare Umwälzung in dieſer kurzen, ſtummen Pauſe in Fauſtins Bruſt vorgegangen. Während ſo kurzer Zeit ſtand ein ganz anderer Menſch vor ihm. Fauſtin empfand ein Grauen vor Norbert, es war ihm, als gehe ein böſer Geiſt neben ihm, der ihn verhöhne, ſein Lebensziel ſo ſchrecklich verfehlt zu haben. Er wollte wegrennen und wagte es nicht, es war ihm, als ſchrumpfe Alles in ihm ein, als verkröchen ſich alle ſeine Gedanken furchtſam, er wagte nicht zu denken, weil in jedem Gedanken ein Todesurtheil lag. In dieſem Moment wich die Literatur von ihm, er ſtand dem Univerſum gegenüber und ſchämte ſich vor der erhabenen Idee desſelben. Norbert exiſtirte nicht mehr für ihn, er hörte ihn gar nicht. So gingen ſie nebeneinander hin, und es war eines der ſonderbaren Verhältniſſe, welche das Leben bisweilen herbeiführt, daß Norbert in derſelben Stunde den Ruhm pries, wo Fauſtin ſeinetwillen die Vernichtung aus ſich herausſchmeckte.

Doch Fauſtin konnte ſich nicht mehr länger auf der Höhe geiſtiger Anſchauung erhalten, welche er einen Augenblik erklommen und ſank wieder herab. Eine dumpfe Gedankenloſigkeit lag ſchwül in ſeinem Innern, er begriff nicht, warum er nicht Norbert von ſich ſtoße und erſchrak vor ſich ſelbſt, daß er in dieſem Augenblik wieder darauf zu denken im Stande war, vor Norbert keine Blöße zu geben und in einem Moment, wo ſich ein Grab vor ihm öffnete, noch das Urtheil der Menſchen berükſichtigen könnte.

Norbert drängte ihn um eine Antwort. Matt, gezwungen, verdrüßlich wie ein Kind, das dem Lehrer ein begangenes Vergehen eingeſtehen und ihm um Verzeihung bitten muß, ſagte er: „Ruhm iſt ein gnädiger Spott der Welt, der hohe Fels, an dem ein Prometheus geſchmiedet wird, daß jedes gemeine Vieh ihn zerhaken kann, ein Kahn auf einem wogenden Meer. Der Ruhm iſolirt den Menſchen. Man bewundert wohl, wie den berühmten Mann kräftige, elektriſche Ströme durchziehen, bedenkt aber nicht, daß er hiedurch allein und unſicher auf einem kalten gläſernen Schemel ſtehe.“

Er hielt einen Moment inne und rief dann mit ſchrecklichen Gefühlen: „Gott, gibt es denn ein glänzenderes Elend als den Ruhm?“

Norbert griff erſchüttert nach ſeiner Rechten, er begriff dieſes unbändige Weh

nicht und rief im Tone begeisterten Muthes: „Glaube mir, Bruder, es wird noch Alles gut werden.“ Faustin wurde durch diese Hoffnungslosigkeit auf's Tiefste ergriffen. Mitten in seinem Schmerze kam es ihm jedoch beinahe komisch vor, daß Norbert ihn tröste, ohne die entfernteste Ahnung von seinem wahren Unglüke zu haben. Die Sterne wurden bereits bleicher, als Faustin seine Wohnung erreichte. Vom Weltvernichtungsgefühle, das in ihm brannte, zerpeitscht, mußte er von Norbert, der ihm wie ein Tollhäusler vorkam, freundlich Abschied nehmen. Dann stürmte er müde gehetzt die Treppe hinauf, und barg lange Zeit sein glühendes Haupt in den Kissen, ohne schlafen zu können.

9.

Eine graue Nacht bei Tage, ein Nebelschleier auf den andern hernieder; schon raubten sie mir die Welt, man sieht keine zwei Schritte weit. Kein Strahl, kein Licht, wie das lastet und erdrükt; die Blätter sind abgefallen, die Bäume streken ihre nakten schwarzen Arme Hilfeschreiend zum Himmel empor. Vergebens, ihr müßt dürre und saftlos werden. So recht, jetzt zeigt sie sich in ihrer wahren, nakten Gestalt, diese Natur mit ihren buntbepinselten Lügen. Die Dekorazionen sind zerrissen, verblichen, das Bühnenlicht erloschen; die schaale, nüchterne, ausgewaschene Wirklichkeit gähnt mir trostlos entgegen. Jetzt komme ich erst ganz zu dem vernichtenden Bewußtsein meiner Einsamkeit, zum Erfrieren, zum Verdorren einsam; abgeschnitten sind alle Fäden, mit keinem einzigen Blutstropfen dieses Herzens gehöre ich mehr dieser erbärmlichen Menschheit an. Ausspeien möchte ich unaufhörlich, ausspeien, pfui, pfui, wie ausgekocht und leergespritzt ist Alles. Ich verhungere, Hilfe! Leichenhaft, kalt, todt, todt ist diese ganze Welt! Der ganze Lebensweg ist ein Todesthal, das Schritt für Schritt mit Friedhöfen besäet ist. Im ganzen Weltall Nacht, alle Sonnen ausgebrannt, alle Sterne erloschen, nichts als Dornen und Verwesung. Die ganze Menschheit besteht aus Greisen, alles Holz ist Sarg und Todtenbahre, die ganze Erde aufgeworfene und zugedekte Gruben; von Allem auf dieser Erde, diesem harten Eisball ist die Sahne weggekostet, Alles fahl, vergilbt, versengt. Jeder Athemzug meines Lebens ist ein Seufzer, jede Stunde eine Dornenkrone. Fast könnte ich glauben, der ewige Jude zu sein. So lebendig todt, so gezwungen lebend komme ich mir vor. Wie viel Jahrhunderte lebe ich schon? Alles ist mir so tödtend bekannt, ausgekostet, stachellos, vertroknet. Ich bin hinter das Geheimniß dieser stinkenden Lügen endlich einmal gekommen. Alles wächst auf Misthaufen, das ganze Leben ist ein fürchterlicher Selbstbetrug. O wie das nagt und zusammenquetscht! Ich möchte mir das Herz zerwühlen, die Brust wund klopfen um nur Etwas zu fühlen, um nur zu erwachen. Von Allem jagt mir nur ein Schatten vor der trüben alt

gewordenen Seele vorüber ohne einen Nachhall zurükzulaſſen. Ich fühle ein Stük Verweſung in mir; faſt auseinander Staubhaufen, mich ekelt, daß ich dieſer Fleiſchklumpen bin, der morgen den Appetit der Würmer ſtillen kann. Träume ich oder habe ich geträumt? Habe ich je an ein Glük, an einen leichten freien Sprung des Lebens geglaubt? Und jetzt nichts als Kerker und Kerkerwände? Wie, wenn ich mich unklar nach meinen Thaten während einer Beſoffenheit entſänne. Drang nicht einmal ein Jauchzgeſchrei aus meiner Kehle, waren dieſe Füſſe immer Blei? Ausgewaſchen, leer, todtgekitzelt iſt dieſe Bruſt; wälzte ſich nicht einſt ein heißbewegter, unruhiger Blutſtrom in mir? Glaubte ich nicht zu fliegen, den Sternen nahe zu ſein, und jetzt das dumpfe, abgemattete Gefühl des Herabziehens zur Erde! Gehört dieſe mürriſche, ſchwärmeriſche, hoffnungsträumende Vergangenheit mir an? Ich begreif dieſe Paar Athemzüge nicht, die man Leben nennt. Wo ſind die Götter, die ich mir einſt aufgerichtet, das zerbröckelte Geſtein ſoll mir einmal das Höchſte geweſen ſein? Hieß es nicht einmal Kunſt und Poeſie und Liebe und Freundſchaft und Geſchichte und Natur und Leben, was die Blutwellen in mir aufwarf? Warum iſt mir Alles, Alles jetzt ſo entſetzlich gleichgiltig? Die Stunden ſchleppen ſich wie lauter Jahrtauſende dahin, wahrlich, es gehört ein Muth dazu, Gott zu ſein, ewig zu leben, einzig im All, in gräßlicher Einſamkeit dies Puppenſpiel in millionfacher Erneuerung zu ſehen, dieſe ewigen Auferſtehungen, wie jeder die Komödie mitmacht und ein Leben das Andere abſchreibt, wie der Greis den Jüngling nicht überreden kann, das Hoffen zu verlernen wie .... Hölle will ich mir das Vomitiv erſparen, daß ich mir dieſe Erbärmlichkeiten auf den Finger aufzähle? Wie aber Gott dieſen tollen unaufhörlichen Kreisgang ſehen kann, ohne in ein herbes Spottgelächter zu verfallen, welches das Weltall durchfährt und alle Weſen vor Schreken tödtet, das begreift mein Gehirn nicht. — Mir iſt als hätte ich warmes Waſſer im Munde, wenn ich von Ruhm reden höre. Ich habe mit vollen Zügen getrunken aus der roſenumkränzten Schale des Ruhmes und nur irdiſches Geſöffe, keinen erquikenden Tropfen Himmelsthau darin gefunden; ich habe mich ſatt gerochen an Eurem Weihrauch und er ekelt mich an; ich habe alle Süßigkeiten des Ruhmes gekoſtet und nichts Süßes an ihm gefunden; ich habe mich begaffen laſſen, wie ein Wunderthier und Alle verachtet, die es gethan, und auch mich verachtet; ich bin zu den blauen Höhen des Ruhmes, die ich unten für Himmel hielt, hinaufgeflogen und habe keinen Himmel gefunden, ſondern nur verdünnte Luft, in der es ſich ſchwer und beklommen athmen läßt; ich habe Alles dahingeopfert, und Nichts dafür erhalten; nun ſtehe ich da ohne Ziel- und Haltpunkt. Was hält mich an das Leben mehr zurük? Beſteht nicht das Leben aus lauter Athemzügen und iſt nicht jeder Athemzug nur ein breitgedrükter Seufzer? Was liebe ich an

dir du Leben? ich leide, und wünsche die Fortsetzung meines Leidens. Leben? Gibt es denn ein Leben? Ist denn nicht das ganze Leben eigentlich nur ein Sterben? Bei der Geburtsstunde fängt man an zu sterben und in der Todesstunde hört man es auf; das ganze Leben ist der Anfang einer Agonie. So lange wir leben, wohnt der Tod in uns und nagt an unserm Mark und schlürft unsere Kräfte ein, wenn wir uns am stärksten fühlen, haben wir doch den Tod in uns; hinter Rosenwangen wittere ich nur Moder, in einem Kusse sehe ich nur das Zusammendrüken zweier Häute, die bald faulen werden; in einem Lokenhaupt sehe ich nur den Todtenschädel. Mit jeder Minute pflükt der Tod in uns neue Blüthen von unserm Lebensbaum, bis er einst im Alter ganz kahl und leer dasteht; an jede Lebensader legt er sich an und saugt ihr den belebenden Geist aus, stükweise verlieren wir uns durch ihn, jedes Gefühl haucht er an und es welkt, auch die Vergangenheit macht er uns endlich zur Leiche und wie einst Missethäter an Leichname gebunden, herumgeschleppt wurden, so ziehen auch wir dann eine abgestorbene, freudenlose Zeit mit uns herum, die Gegenwart macht er uns unnütz und die Zukunft lügnerisch, da sie nur verspricht und nichts hält. Wie ein Wurm in der scheinbar gesunden, frischen, unschuldigen Frucht, so sizt der Tod in uns und zehrt von unserm Leben. In der innigsten Liebesstunde, in der Stunde der erhabensten Begeisterung, in jedem Momente unseres Lebens, bilden wir den Kampfplatz, auf dem Tod und Leben ringen. Und auch rings um mich herum sehe ich nur ein stetes Sterben, der Ton hat kaum mein Ohr umschwirrt und in süßer Melodie es erquikt, so ist er schon todt, und die Erinnerung an ihn ist der Umgang mit einem Gespenst. Alle Bücher, die erhabensten Schriften, die ich durchlese, sind entweder von Sterbenden oder von Todten geschrieben worden, Todte sind es die uns lachen machen, Sterbende, die uns ergözen. Wenn ich ansehe das lachende Kind, den muntern Jüngling, das blühende Mädchen, den kräftigen Mann, den abwelkenden Greis, wie ich sie auch wie immer beschäftigt finde, stets kann ich den Gedanken nicht los werden: Wie wird dieser Mensch einst todt aussehen? Stets denke ich mir ihn schon sterbend. Mir graut unter den Menschen, ich gehe unter lebenden Leichen herum. Die wärmste Hand, die ich berühre, denke ich mir kalt, den schwellenden Busen abgestorben. Wo ich hinsehe, sehe ich nur Tod. In jeder Minute hat eine halbe Welt zu leben aufgehört, und wir selbst tödten sterbend noch Andere. Jeder Athemzug verschlingt Tausende von Geschöpfen, mit jedem Tropfen Wasser trinken wir eine Schöpfung aus. Wir, selbst Sterbende, machen uns zum Grab für Todte. Unsere Nahrung bilden zugerichtete Leichname. Was kann mir das Leben mehr bieten? Wie eine weite, leere, sandglühende Sahara mit nakten Gestein und ausgetrokneten Quellen und heißen brütenden Qualm liegt es vor mir. Gleich einem großen Waldbrande hat das Schiksal

mir meine Lebensbahn abgebrannt, und hiebei auch die giftigen Schlangen und Ungeheuer, die sich darauf befanden und die mich zu Schrecklichem führten, vernichtet, aber auch jedes freundliche Hoffnungsgrün, jeden erquikenden Himmelsthau, jede zarte Blüthe der Freude, jede Frucht, die mir das Leben gebracht, Alles hat der Brand auch verschlungen, und der ganze Lebensweg der mir noch geblieben, ist ein weiter verlassener Kirchhof ohne begränzende Mauern. Nur auf den Gräbern meiner Freuden und Bestrebungen schreite ich umher. Was hält mich ab, selbst in eine Grube zu springen und zu sterben? Mich ekelt mein Dasein an, ich will nicht leben. In welche Welt ich auch durch die Todespforte komme, ich werde denselben Ekel beibehalten und mich in allen Welten ermorden. Was verliere ich durch den Tod? Meine Zukunft, denn die Vergangenheit kann er mir nicht rauben, und was ist mir die Zukunft? Nur Todtenschädel grinsen mir aus ihr entgegen und von den Rosenstöken des Lebens sind nur die Dornen geblieben. Geistig blind bin ich geworden, ich sehe nur todte Nacht vor mir. Die ganze Welt scheint mir leer zu sein. Nein, alle Reize des Lebens beruhen nur auf der Einbildung, die Natur mußte dem Menschen den Schminktiegel der Fantasie ertheilen, damit er sich das Leben schön mache, ohne alle Fantasie würde sich jeder Mensch ermorden. Wer die Welt in ihrer wahren Lage ohne Verschönerung der Fantasie betrachtete, dem erscheint sie nüchtern, fade, reizlos und abgeschmakt. Ohne Fantasie ist jede Blume ohne Duft, jeder Vogel ohne Sang, der Sonnenuntergang ein Reflex von Strahlen, der Gesang einer Nachtigall eine Erschütterung der Luft, die Liebe eine Gährung von Säften, die Scham ein Andrang von Blut, und Musik eine kizelnde Geräuscherregung. Ohne Fantasie erscheint das Leben als eine Zeit, in welcher man ißt und trinkt, der Sarg als ein Trog, in welchen man einen Todten zum Verfaulen hineinlegt, die Liebe als eine Eitelkeit, die Freundschaft als ein Egoismus, die Aufopferung als ein Wahnsinn und die Poesie als eine Spaßmacherei. Ob ich nach meinem Tode fortdauere? Ich will nicht als Ich fortdauern, und eine andere Unsterblichkeit ist mir gleichgültig. Ob es einen Gott gibt? Hätten die Menschen einen Charakter und Muth, so würden sie sich alle vereinigen sich selbst zu ermorden und es darauf ankommen zu lassen, ob sich dann ihnen die Gottheit offenbaren würde um sie daran zu hindern. Ich wenigstens werde mich ermorden!

10.

Ein Salon in Dagoberts Landhaus hatte eine Gesellschaft von Freunden des Hauses empfangen. Jeder fühlt sich durch das Unglük, das noch immer in dieser Familie wie fest genagelt ruht, gedrükt; und spricht kein lautes freies Wort, als

ob Jemand im Zimmer schliefe. Karoline und ihre Aeltern, welche den Schmerz in der Brust lauernd fühlen, zwingen sich vergebens die Conversazion in einen ungehemmteren Gang zu bringen, jeden Augenblik stoken die Räder oder knarren in widrigen Mißtönen. Es kann auch nichts Qualvolleres geben, als wenn ein Herz, an welchem der Gram zehrt, sich selbst zurükpressen muß, damit Niemand bemerke wie es ängstlich pocht, und wenn ein Antlitz, das ein innerer Schmerz auseinander reißt, sich vor Andern freundlich zuspitzen, und Füße, die Hilfe flehend niedersinken wollen, höfliche Knixe machen müssen. Karoline sah Jeden neidisch und empfindlich an, und wenn Jemand Etwas zu erzählen begann oder sich auf Etwas zu erinnern suchte, hätte sie weinen mögen.

Der Arzt Dagoberts war auch zugegen, und sagte, „er erwarte sich von diesem Tage viel Gutes für ihn."

„Elender Spötter," dachte sich Karoline, an seine vielen verunglükten Versuche denkend.

„Er hat ihn schon so lange Zeit nicht gesehen," fuhr der Arzt fort, „vielleicht wekt sein Bild die Erinnerung an frühere Tage. Auch sieht er hier lauter Freunde versammelt, die er schon längere Zeit nicht um sich wahrgenommen, der neue Eindruk, so viele Menschen in Gesellschaft zu sehen, während er jezt an die Einsamkeit gewohnt ist .... kurz ein Instinkt ruft mir zu, das Beste zu hoffen."

Zwei junge Männer, die abseits standen, unterhielten sich mitten unter diesen schmerzlichen Hoffnungen mit Gesprächen über Faustin, der, so wie alle übrigen Freunde Dagoberts, eingeladen war.

„Wie freue ich mich," sagte der Eine „ihn kennen zu lernen! Kennen wir nicht die Züge eines Dichters, den wir verehren, so lieben wir gleichsam eine Idee, wir haben nichts, das uns ihm nähert. Ein Dichter geht erst dann ganz auf die Nachwelt über, wenn auch seine äußere Persönlichkeit, der Abdruk seiner Seelenzustände, ihr bekannt wird. Wie erhebend muß es erst sein, einem solchen Genius nahe zu stehen, wie viele Perlen, welche oft die gleichgiltigste Conversazion aus ihn hervorhub, sind schon im Schutt des Gespräches verloren gegangen."

„Was mich betrifft, Adalbert," entgegnete der Andere, „so theile ich diesen Wunsch nicht. Wie oft hat nicht schon der Anblik eines großen Mannes ein Ideal verdorben. Häufig sieht ein Mann, dessen Geist so riesig stark wäre, die Last einer Welt zu ertragen, wie ein Lastträger aus, und der Maler der Grazien ist oft ein Vulkan. Wer einen Himmel vor uns aufgethan, sieht oft wie ein Teufel aus, und dessen Worte Donnerkeule sind, spricht oft kaum vernehmlich, und wer zu einer Welt geredet, weiß häufig drei Dummköpfe nicht zu unterhalten; nein ich will nicht Gefahr laufen, daß eine

Bayerische Staatsbibliothek München

krumme Nase mir den Genuß der herrlichen Schriften ihres Besitzers raube. Noch weniger will ich mit einem großen Dichter näher bekannt werden. In der Nähe gibt es keine Heiligenschimmer und ein Gott, der unter Menschen wandelt, wird selbst zum Menschen. Der Stiefelputzer eines großen Mannes wird nicht begreifen können, wie ein so kleines Männchen groß sein könne, und es ist eine alte Wahrheit, daß es vor einem Kammerdiener keinen Helden gäbe. Ich will nicht in die Küche schauen, aus welcher die köstlichen Gerichte kommen, sie ist nur zu oft unrein. Weit lieber ist es mir das geheimnißvolle schöne Gespinnst der Spinne zu sehen und das edle Thier nicht selbst. Rembrandt'sche Gemälde und große Männer verlieren in der Nähe."

Während dieses Gespräches war Faustin gekommen, und wurde sogleich von allen Gästen umringt. Je mehr man zu ihm sprach, desto finsterer wurde er und doch waren es nur die schmeichelhaftesten Dinge, die er über sich vernahm. Wie er in der Miene eines jeden der Hausfreunde den Willen und die Berechtigung weiter zu leben, erblikte, wurde er darin bestärkt, daß er nicht mehr fortzuleben habe, daß sein ganzes weiteres Leben ein überflüssiger Stillstand wäre.

„Wie glüklich muß dieser Mann sein," dachte sich Adalbert, begeistert durch seinen Anblik.

„Wie interessant leidend sieht er aus," dachte sich eine Dame.

Hätte Faustin gewußt, daß sein namenloses Weh interessant gefunden und die Dornen seiner Lorberkrone für ein Glük gehalten wurden!

Es waren nun alle versammelt, welche man erwartet hatte, und der Arzt bat bei Dagoberts Erscheinung, sich ganz ruhig zu verhalten, damit er den Eindruk den die gewohnte Gesellschaft auf ihn mache, beobachten könne. Karolinen wurde es bei dieser Verabredung hinter dem Rüken Dagoberts schwer ums Herz. Ihr war es als mache man ein Komplott gegen Dagobert und alle erschienen ihr gehässig.

Der Vater fragte, ob er jetzt Dagobert aus seinem Zimmer herüber holen sollte. Auf die bejahende Antwort des Arztes machte er sich auf den Weg.

„Mein Dagobert, mein Dagobert!" schrie Karoline wehklagend. Welch ein Unglük über uns! Er ohne Gedächtniß!"

Faustin durchzukte es, wie glüklich er ohne Gedächtniß wäre, wenn er seine ganze Vergangenheit verlieren könnte.

„Warten Sie noch einen Augenblik," schrie Karoline, sich an ihren Vater anklammernd, „o jetzt kann ich noch nicht ruhig sein, wenn er kommt. Sein Anblik zerrisse mir das Herz. Doch nein, gehen Sie, vielleicht ist gerade jetzt ein günstiger Augenblik und ich Unglükselige hielte ihn zurük."

Faustin hatte seine Rechnung geschlossen. Kaltblütig sagte er zum Vater: „Warten Sie noch! Wenn Dagobert kommt — — ich bitte die ganze Gesellschaft sich ruhig an den Wänden des Zimmers niederzusetzen und mich mit Dagobert etwas reden zu lassen."

Karoline blikte ihn mißtrauisch an, dann zitterte wieder eine Hoffnung in ihr, sie fühlte sich einsam und ohne Rath.

Der Arzt fragte Faustin, was er beabsichtige. „Eine Komödie," sagte dieser bitter lächelnd. Dann fuhr er fort, „ja, ich hoffe es soll lustig werden, wenigstens redet die Welt acht Tage davon und ein solches Aufsehen ist ja auch etwas werth. Nicht wahr? Hahaha!"

Man beschwor ihn zu sagen, was er thun wolle.

„Es ist schade um jedes Wort das man spricht," entgegnete er. „Laßt Euch genügen, daß ich bloß auf seinen Vortheil spekulire."

Man ging und holte Dagobert. Er trat in dumpfer Gleichgültigkeit ein, sein Blik schweifte theilnahmslos über die Gruppen der Freunde dahin, als erblike er fremde Gestalten. Jedem hämmerte das Herz und zitterten die Füße vor banger Erwartung. Heimlich gab der Arzt die Hoffnung auf. Alle blieben ruhig sitzen und sprachen miteinander als bemerkten sie ihn gar nicht. In der Mitte des Zimmers stand Faustin, das ganze Weltall verachtend. Wie Dagobert vorschritt, bemerkte er ihn plötzlich, blieb stehen, starrte ihn an, rieb sich die Augen, besann sich sichtlich mit der größten Anstrengung, konnte seine Seele dessen ungeachtet zu keiner Erinnerung zwingen, und stieß einen thierischen, gellenden Schrei aus. In Faustin zukte ein Funke Lebensliebe empor, er bereute es, auf die Einladung gekommen zu sein, doch dann stieß er wieder Alles von sich und in ihm rief es: „Nicht der Mühe werth davon zu laufen, oder sich das Gesicht zu versteken. Führe den Puff zu Ende!" Karoline hielt sich mühsam zurük nicht zu Dagobert zu springen, heiße Thränen stokten in ihrem Auge und konnten keinen Ausweg finden. Alles war in gespannter Erwartung und der Arzt flüsterte stolz Einigen zu: „Hab' ich's nicht gleich gesagt?" Vor Faustin wich die Welt, als wenn er jeden Eindruk erst aus zweiter Hand erhielte, so verblaßt und schwach erschien ihm Alles. So fanden sich Faustin und Dagobert gegenüber seit ihrem letzten Zusammentreffen furchtbar verändert.

„Ich muß schon der blöden Natur nachhelfen," dachte sich Faustin mit einem herben Lächeln. Er trat hastig zu Dagobert, ergriff ihn beim Arme und sah ihn fest an. In Dagoberts Mienenspiel jagten sich Angst und Erstaunen. Faustin sah ihn so lange an, bis er in ein lautes Gelächter ausbrach und ihm dann stark

in's Ohr schrie: „Ich bin es der Dich hinabgestürzt und dies sei das Ende vom Lied"

Bei diesen Worten stieß Dagobert einen entsetzlichen Schrei aus. Gleichzeitig hatte Faustin ein Pistol hervorgezogen und sich an den Kopf geschossen. Dagobert fiel bewußtlos nieder. Alles eilte bestürzt herbei.

11.

Drittes Fragment aus dem — — Literaturblatte.

Anhang zu Nr. . . .

Wir beeilen uns in Kürze unsern Lesern die Ergänzung der Nachrichten über Dagobert und Faustin zu liefern. Dagobert hatte an jenem Tage an den ihn Faustin tödten wollte, eines seiner Meisterwerke „Elfenliebe" an welchem er, wie es seine Gewohnheit war, insgeheim gearbeitet und nicht einmal seiner Braut, um sie damit zu überraschen, hievon eine Mittheilung gemacht hatte, zu sich genommen. Er ging zu Faustin mit dem Manuskripte um ihm dasselbe auf einem Spaziergange vorzulesen. Dieser bat ihn, ihm lieber das herrliche Gedicht auf einige Zeit zum Durchlesen zu borgen und den Spaziergang mit Gesprächen zuzubringen. Hier schilderte er ihm nun, wie unglücklich er sich fühle weil seine heftige Ruhmesgier unbefriedigt bleiben müsse. Als ihm Dagobert sein eitles Streben verwies, gerieth er in Aufregung und stürzte ihn den steilen Berg hinab. Daß er nun der Versuchung, Dagoberts Werk, das er in Händen hatte, für das seine auszugeben nicht wiederstehen konnte, es wirklich that und sich einen übergroßen Ruhm verschaffte, ist bekannt. Nun aber, da er sein Ziel erreicht, gelangte er zur Erkenntniß, daß der Ruhm als solcher blos etwas Nichtiges sei. Theils diese Selbsttäuschung, theils der Umstand, daß er den Anforderungen um neue Werke, die an ihn gestellt wurden, nicht entsprechen konnte, theils Gewissensbisse und innere Zerfallenheit, brachten ihn zu dem Entschluße sich selbst zu ermorden, und wo möglich Dagobert wieder genesen zu machen. Er entdekte ihm nämlich, daß er die Ursache seines Zustandes sei, da er ihn den Berg hinabgestürzt hatte. In einem Briefe, den er hinterließ, gestand er alle Triebfedern seiner Handlung, seine Anmaßung des fremden Werkes, seine nicht befriedigten Wünsche und seine Reue. Durch den gewaltigen Schrek hierüber, so wie durch die gemachte Entdekung, trat bei Dagobert eine Krisis ein, er verfiel in ein heftiges Fieber und als er genas, hatte er sein Gedächtniß wieder erlangt. Das Entzüken über diesen glüklichen Ausgang, welches seine Angehörigen befeelt, findet wohl in jeder Brust ein freudiges Echo. So gleicht das

Leben des Menschen meistens einem Theaterabend in Frankreich, in welchem nach einem Trauerspiele ein Lustspiel aufgeführt wird.

12.

Viertes Fragment aus dem — — . . . Literaturblatte.

Notiz aus Nr. . . .

Wenige Monate sind verflossen, seitdem Dagobert uns wieder von einem gütigen Geschik gerettet wurde und schon erfreut uns sein genialer Schöpfungsgeist mit einem neuen Werke, das wir versucht wären sein Meisterwerk zu nennen, wenn uns dieses nicht bei jeder seiner Dichtungen, die wir eben zulezt lasen, eben so gegangen wäre. Unsere nächsten Blätter werden weitläufigere Besprechungen dieses herrlichen Kunstwerkes liefern.

Aus dem Tagebuch eines Wiener Literaten.

Von Sigm. Kolisch.

Wien 20. Okt. 1846.

Die Blumen im Frühling sollten sich nicht so viel einbilden, man wird ihrer, man wird des Frühlings satt und man sehnt sich bisweilen nach Dornen und Frost. Im Frühling hat man den Frühling auf dem Lande, im Winter hat man die Kunst in der Stadt. „Anch' io sono pittore" ich kann auch mit Blasirtheit prahlen; aber wenn mich das Landleben hinreichend ennuirt hat, freue ich mich, beschämt vertraue ich's euch ihr stillen Zeugen meiner geheimen Gefühle, euch ihr verschwiegenen Blätter ich freue mich — auf die Konzertsaison in der Stadt; es ist heraus, ich athme freier.

10. November.

Wieder drängt sich an mir vorüber der vielbewegte athemlose Schwarm von Vergnügungshaschern, Industrierittern, Glüksuchern, Ehrgeizigen, Hungrigen und Uebersättigten. Hoffnungsvoll treten sie in die Arena, theils mit geschlossenen, theils mit offenen Visiren, mit marktschreierischen Devisen, mit prunkenden meist lügenhaften Losungsworten und Wahlsprüchen, ein ärmliches Heldenthum, ärmliche Siege, ärmliche Preise! Um dieser Kämpfe willen vergessen sie die Weltgeschichte, wunderliche Leute! was thätet ihr, wenn euch eine große Idee plötzlich überkäme. Ihr könntet sie nicht aufnehmen, ohne eure häuslichen und sonstigen Verhältnisse umzugestalten, zu erweitern, wie die Liliputaner thun mußten, als sie den riesigen Gulliver in ihre Stadt bringen wollten. Ihr seid doch für Ideen gar nicht eingerichtet. Es ist ein wahres Glük, daß aus der Kunst, wie sehr sie auch herabgebracht und mißbraucht ist, ein geistiges Element nicht

ganz auszuscheiden ist. Der Materialismus, der zivilisirte Barbon würde sonst unumschränkte Herrschaft gewinnen. Man muß sich am Ende noch über die Triumfe des Virtuosen: Franz Liszt freuen, wie sehr man sich über die lächerliche Abgötterei, die mit ihm getrieben wird, ärgert. 13. November.

Ich habe wiedergesehen das blasse Weib, das wie ein großer Schatz von einem schwarzen häßlichen Drachen gefangen gehalten und bewacht wird. Es kommt mir immer ein Gebet in den Sinn, wenn ich diese holden Züge sehe, die der Schmerz aufgezeichnet zu haben scheint; wie doch das Leiden, besonders das geheime, stumme, einen Menschen weiht und verklärt. Die leidende Schönheit ist doppelt reizend. Ich habe viele, schöne, rührende Geschichten gelesen in den Augen dieser blassen Frau, Novellen, die in duftigen rauschenden Wäldern unter lispelnden Bäumen bei Mondenschein spielen, ich werde diese Gesichte nie vergessen. Es ist so schlimm, daß in unsern Tagen nur die Unholde, die sich des Schönen bemächtigen, geblieben und die Ritter zur Befreiung fehlen. Gefangene Krimhilden gibt es genug; aber die gehörnten Siegfriede haben heutzutage eine ganz andere, ganz entgegengesetzte Lebensaufgabe als in jener dahingeschwundenen Zeit. 17. Nov.

Ich habe gestern Bauernfeld's Lustspiel: „Großjährig" auf der hiesigen Hofbühne aufführen gesehen. Was für Umwälzungen haben die Ideen, haben Kunst und Künstler, hat das Publikum (das Volk kann man bei uns nicht sagen) seit zwei Dezenien erfahren! Wie rasch und rücksichtslos rollt ein neuer Geschmak über den alten dahin; aber dieser neue Geschmak ist zersplittert, ohne Halt, ohne Einheit, er ist schwankend und vag wie die Zeit, wie das Wollen, das Streben die Ueberzeugung der Gegenwart angeschwemmt, die durch ewig neue Strömungen erzeugt und wieder weggespült werden.

Unter diesen Verhältnissen ist es sehr schwer für einen Dichter, der weithin wirken will, das rechte wirksame Mittel zu finden; er muß das Interesse, wie den Vogel im Fluge treffen; diese journalistische Hast ist Schuld, daß unsere populärern Dichter zu keiner rechten künstlerischen Durchbildung gelangen können; diese Parforce-Jagd der Ideen ist der Grund, daß geistreiche, gewandte Schriftsteller ein Uebergewicht über die eigentlichen Dichter erlangen. Ideen und Tendenzen, die sonst als Arriere-Garde zur Dekung des Rükens dem Kunstwerk dienten, müssen jezt als Avant-Garde Quartier machen. Allerdings eine Verkehrtheit.

Ein Dichter muß ein Publikum haben, muß wirken; sonst ist seine Existenz überflüssig. Klänge, die nicht gehört, Farben, die nicht gesehen werden, sind zwekos.

So eine starre, steinerne, verborgene Unsterblichkeit, über die kein Lufthauch des Lebens hinfährt, die einsam verwittert, ist eine triste, unerquickliche Erscheinung.

Nichts ist verzeihlicher als die Zugeständnisse, die ein Dichter oder sonst ein Künstler an die herrschenden Forderungen der Zeit macht, und wären sie auch auf Kosten seiner künstlerischen Ueberzeugung. Nur ein Genie überwältigt und erobert und erhebt sich über den Widerstand; ein Talent muß gewinnen und erwerben, muß nachgeben und einräumen.

In Oesterreich Popularität zu erlangen, ist leichter und schwerer als anderswo; schwerer, weil daselbst gar keine herrschende Idee zum Ausdruk kommt, weil daselbst kein allgemein gültiges, tiefes Interesse aufzufinden ist, das man berühren könnte, um einer großen Theilnahme gewiß zu sein, weil daselbst der Pulsschlag des Volkes gar nicht zu erlauschen ist. Leichter, weil der Wechsel der Simpathien und Antipathien daselbst nicht so rasch erfolgt, weil man in dem Lande der Genügsamkeit nicht so rasch verwirft, was man einmal angenommen hat.

Bauernfeld, der nun einmal in seiner Art Patriot ist, der nur aus seinem Volke und mit seinem Volke leben, wirken und wachsen kann, muß ebenso zu Werke gehen wie er geht. Es ist ebenso thöricht ihm vorzuwerfen, daß er schon längst verbrauchte Ideen dem Volke vorführt, als einem Pädagogen, er lehre seinen Zögling alte Dinge, wie die Bibel. — Dem Zögling sind sie neu. —

5. Dezember.

Meyerbeer ist hier angekommen, in der Stadt der Musik, der Konzerte, der Heiterkeit, die freilich nur mehr zur Sage verblaßt ist. Welchen Ausdruk wird die hiesige Bevölkerung, wird die hiesige Journalistik ihrer Stimmung geben? Sie haben längst allen Jubel, alle Huldigungen, alle Begeisterung verpraßt und vergeudet. Liszt, sollte man glauben, habe alle Begeisterung bis auf den Keim abgeweidet. Die Wieck-Schuhmann ist das rührendste Opfer der überreizten Ohnmacht des Geschmacks. Sie kam mit guter, gesunder Kost, und die will nicht mehr munden nach der französisch vollgewürzten Küche. Die Wieck-Schuhmann findet leere Herzen und leere Häuser. Es mag übrigens gut sein, daß sich das Virtuosenthum selber todt geschlagen. Diesem Selbstmörder wird die Bestattung auf heiligem Boden gestattet. Meyerbeer wird wieder ein Fressen sein für die Notabilitäten-Jäger, für die Wiener Ostentazion. Sie werden mit ihm groß thun, und sich zu seiner Weltberühmtheit emporschwindeln wollen. Er wird zwischen Adel und Industrie hin und hergerissen werden, die Börsespekulanten werden auch ihren Antheil haben wollen wie an einem herzentigen Anlehen. Gott schüze den Komponisteur und bewahre ihn vor dem Schiksal des Orfeus, denn

bachantisch ist der Wiener-Enthusiasmus geworden. Ich aber freue mich ihn zu sehen, den Mann mit dem großen Talent, mit der geistigen Potenz, die zu erfreulichen Siegen und großen Erfolgen geführt trotz dem Geschrei der Narren und Gelehrten, der der Musik eine größere Bedeutung gegeben, ohne sie und ihre eigentliche Natur aufzuheben und zu vernichten, der dem Lied nicht etwa die Schwingen abfilosofirt, sondern das Ziel des Fluges höher gesteckt.

Auch etwas Schadenfreude läuft mitunter darüber, daß der großthuende, aufgedunsene Dünkel nun armselig zusammenschrumpfen wird mit dem sie einherstolzirten die Lokalberühmten, die aus eitel Konvenienz anerkannt und hochgehalten werden, daß sie nun in ihren Hintergrund zurükkriechen werden die winzigen glitzernden Sternchen, die sich so sonnenhaft geberden, wenn kein größeres Licht leuchtet. Man wird dem großen Komponisteur hoffiren in Wien; aber nicht wegen seines Talentes sondern wegen des ungeheuern Erfolgs, man kümmert sich in Wien um keinen Baum, der nur Blüthen aber keine Früchte trägt. Wer weiß nicht die alte abgedroschene Geschichte von Grillparzer, von dem Gegensatz, den seine Geltung gegen seine Bedeutung bildet. An der Unsterblichkeit sogar berechnen sie auf Heller und Pfennig den Ertrag.

24. Dezember.

Männer und Frauen rennen umher in der Stadt, Angebinde einzukaufen, um sie als Zeichen der Liebe an die Christbäume zu hängen. Es ist gut, daß in der bewegten Residenz, die Zeit daran erinnert, man müsse auch an etwas Anderes denken als an sich selbst; die Frauen behängen an diesem Abende nicht nur ihre üppigen Leiber, sondern auch die Christbäume mit Schmuk und Flitter. Die Männer, die Hausväter zumal spielen an diesem Abend statt Karten und Billard das Spiel der Liebe, welches gar sobald abgespielt, gar sobald im Geschäfts- und Bierhausleben vergessen ist, aber die Kinder behalten die süße Ueberraschung, die strahlenden Kerzen, den blendenden Schimmer, sie behalten die feierliche Stunde im Gedächtniß, um sie dann als holden bunten Kindertraum in ihr Leben einzuregistriren und sie brauchen das Stükchen Lebkuchen, das ihnen der Zauberbaum abgeworfen, um sich manche bittere Pille, die sie später verschlingen müssen, zu versüßen. Manche Wiener Frau weint an diesem Abend geheime Thränen; sie denkt, warum ist nicht jeder Abend so reich an Eintracht, an Freude und an Glük; sie vergißt, daß die stillen Weihestunden nicht nach ihrem Geschmake sind, daß sie Geräusch, Getümmel und Eroberungen braucht, um nicht das Leben trübselig zu finden und nicht von der langen Weile geplagt zu werden an der Seite des Ehegatten, an den sie entweder wie an einen Erwerbszweig oder wie an einen Stammbaum sich hängen ließ, nachdem sie ihre Liebe, das weinende Kind zum Schwei-

gen gebracht. Ob wohl am Christabend dieses schlafende Kind erwacht, und auch seine Gabe verlangt! Es lebt eine schöne heilige Idee an diesem Abend in den Herzen der Wiener Frauen, und sie tritt auch heraus in ihre Züge. Sie sind auch sonst nie so reizend wie an diesem Abend, darum wandelt sich's so leicht und froh durch die Straßen, man glaubt sich von andern Menschen umgeben in diesen Tagen, da fast die ganze Bevölkerung, Arme und Reiche, Geordnete und Zerrüttete dem erfreulichen Geschäfte nachgeht.

30. Dezember.

Gestern hat die Concordia dem Meyerbeer ein Fest gegeben, des Künstlervereins und des großen Kompositeurs würdig. Ich freue mich, daß ich von meinem geringen Pfund mitbeigesteuert. Den Eindruk zu sehen, den ein großes Talent, eine große Berühmtheit auf eine größere intelligente Gesellschaft macht, bleibt sehr interessant. Schon die Stimmung Aller, die in der erwähnten Gesellschaft herrschte, die viele hervorragende Erscheinungen aus allen Kunstfächern zählt, war eine Huldigung für den ausgezeichneten Tondichter.

1. Jänner 1847.

Das alte Jahr ist begraben worden und ist verjüngt auferstanden. Die Menschen alle stehen als Wächter an dem Grab und jeder glaubt, ihm sei der Heiland erstanden; wie vielmal muß ein Mensch sich irren, bis er seinen Irrthum erkennt, das hat noch kein Mathematiker ausgerichtet, von Euclides bis herab auf Professor Jenko, der doch auf der Universität tradirt. Was für Gestalten muß so ein neues Jahr annehmen! dem Einen erscheint es als Bankier, der seine Kassa öffnet und reich macht, dem zweiten als Lorbeerbaum, der seine Zweige niedersenkt und zu Kränzen windet; dem Dritten als Gelegenheitsmacher, der für ihn bei Jugend, Schönheit, und Reichthum wirbt; dem Kranken als ein unfehlbarer Heilkünstler, dem als Brutus, und Jenem als Cäsar: und Keiner ist so alt, daß er nicht von ihm die Gaben erwartet, die nur der Jugend gebühren, die nur die Jugend gibt und empfängt.

Was erwartet vom neuen Jahre ein Wiener Literat? Kein Glük bei den Weibern, denn die Wiener Frauen wollen sich pussiren, vermälen, versorgen, sie wollen reiche Kaufmänninen, hohe Beamtinnen, Kapitalistinnen werden; was fangen sie mit einem einzigen tristen Talent an, für das sie kaum einen Hut einkaufen können? Ein Wiener Literat hat auch auf keinen Reichthum, auf keine Kränze, auf keine Gesundheit zu hoffen; er ist und bleibt das Stiefkind der Gesellschaft, das Opfer seines eigenen Dranges und der Verhältnisse, nicht etwa dem mächtigen vernichtenden Schwertfieber des Schikſals, wie sie den Helden treffen, sondern den schmerzlichen Nadelstichen preisgegeben. Sein Martyrerthum findet im besten Fall Mitleid, Bewunderung nie.

Keine Illusionen mehr! die Hoffnung, das bettelhaft zudringliche Zigeunerweib, weise ich von mir; und von dem jungen Jahre erwarte ich nichts weiter, als daß es mich um ein Jahr älter macht. Der Kunst will ich mich anschließen, fest und innig. Sie sei meine Welt, sie sei mein Trost, meine Zuflucht; den andern Göttern will ich nicht mehr dienen, auf ihrem Altare will ich nicht mehr opfern. Vielleicht ist mein Leben nicht ganz verfehlt.

In diesem Sinne habe ich das neue Jahr ein neues Leben begonnen, in einem kleinen Kreise, in dem Schönheit und Begeisterung, Freundschaft und Liebe miteinander um den Vorrang stritten, trank ich dem jungen Jahre zu. Ich preise diese Stunde als eine glückliche, o daß sie sich häufig wiederholte in dem Leben, mit dem ich mich abgefunden habe. Ich darf auf mehr nicht rechnen; vielleicht ist's genug.

8. Jänner.

Ein Ereigniß in der österreichischen Hauptstadt! Die Jenny Lind ist wieder daselbst angekommen, sie zieht wieder Menschenströme in das Theater. Allmacht der Schönheit und der Poesie wollen sie wegläugnen und folgen dienend, huldigend ihr unbewußt. Von der gespreizten Ueberschwenglichkeit wurde die Lind „Mensch gewordene Lyra" genannt, sie ist aber Künstlerin gewordenes Weib. Sie macht in der Regimentstochter die Marketenderin den superklugen Kritikern zu fein, natürlich im Vergleich zu den andern Sängerinnen. Die Lind stellt eine Marketenderin dar, wie wenn die Lind eine Marketenderin geworden wäre; die andern Sängerinnen als wenn die andern Sängerinnen Marketenderinnen geworden wären; die Darstellungen sind bei allen wahr, aber schön ist nur jene der Lind. Ich bin überzeugt, daß die Lind im Soldatenleben erzogen und emporgewachsen, graziös und liebenswürdig geblieben wäre.

Ich habe noch keine Sängerin gesehen, die so natürlich mit der Handlung, mit der Situation, mit den andern sie umgebenden Karakteren in inniger Verbindung steht, wie die Lind, die in das unbedeutendste, nichtssagendste Getriller einen Sinn zu legen weiß wie sie. Die Lind ist im eigentlichsten Sinne des Wortes dramatische Sängerin, während die meisten andern, singende Bühnenerscheinungen sind. Wenn die Lind singt, werden alle Geister und alle Sinne befriedigt. In unserem Drama thut eine solche Schauspielerin Noth, wie die Lind eine Sängerin ist. Die Triumfe der Lind beweisen, daß die Welt der Schönheit und der Poesie trotz Materialismus und Lebensprosa huldigt.

Literaturskizzen.

Von Sigmund Engländer.

1. Die Volksnovelle.

Die Novelle hüpft goldverändert durch alle Taschenbücher, sie schleppt sich zerhakt durch die Zeitungen, sie sitzt dikbauchig in den Bänden der Leihbibliothek, kurz sie wälzt sich wie ein Heuschrekenschwarm durch das ganze Lesegebiet, doch wie äußerst selten tritt sie in künstlerischer Reinheit und Kompaktheit auf. Meistens erscheint sie aufgedunsen und schwammig, durch Pfeffer und Salz verzerrt, durch zerfließende Dialoge blos äußerlich angeklebte Beschreibungen und Reflexionen, den harten, straffen Gesetzen der historischen Kunst Hohn sprechend. Die Novelle muß nakt, streng, in eng und scharf abgeschlossener, durchsichtiger Objektivität, ohne daß der Erzähler die mindeste Theilnahme selbst bei der schrecklichsten Lage zeigt, hastig, und doch nicht in affektirter Ueberstürztheit erzählt werden. Das Wesen der Novelle löst sich so ganz in die Form auf, daß ihr Kunstgeheimniß selten verstanden wird. Ihrem Gehalte nach ist die Situation das Lebenselement der Novelle, doch darf diese Situation nicht durch ihre Pikanterie die Novelle begründen wollen, sondern sie muß durch die Tiefe der Erfindung irgend einen einzelnen Lebensgedanken zum Ausdruk bringen, während der Roman die breite Fülle des Lebens in allen seinen Endpunkten zur Verdichtung bringt.

In neuester Zeit öffnete das Proletariat, das früher in seinen schmuzigen Winkeln wimmerte, plötzlich die Thüre des Reichthums, und schaute mit seinem hungerbleichen, starren Gesichte mitten in die glänzende Gesellschaft, so daß diese über den schrecklichen ungeahnten Anblik erschrak, und ihn nicht mehr aus der Vorstellung wegbringen konnte. Auch die Poesie bemächtigte sich mit glüklichem Griffe dieser Proletariatszustände; denn die Dichtkunst hat dann ihre Aufgabe verstanden, wenn sie sich nicht in ein grillenhaftes Gedankenspiel einspinnt, sondern mitten aus dem Zeitenstrudel sich ihren Stoff heraufholt, was die Gegenwart erschüttert und bewegt, zum poetischen Ausdruk bringt, mit dem Ideale versöhnt. So trat also nicht blos der erschrokene Staatsmann, sondern auch die heitere Muse in die Hütten der Armuth. Aber zwei Abwege haben hier Dichter betreten.

Die Einen entwerfen ein farbentolles Gemälde aller Verdammnisse der Armuth, werden am Ende über ihre eigenen Figuren entsetzt, werfen, ohne die versöhnende Idee durch irgend einen positiven Gedanken in diese Welt des Schrekens zu bringen, den Pinsel hinweg, und entfliehen. Diese Art von Proletariatsdichtung hat vornämlich die Henkersfantasie der modernen französischen Schule hervorgebracht, wo die Welt so trüb und mit so gemeinem Schreken aufgefaßt wird, daß der Leser am Ende glaubt,

er könne auf der Erde nicht mehr aufrecht stehen, weil sich der Himmel wie eine kalte schwere Deke erdrükend auf ihn herabgesenkt hat. Auf solche Art die Armuth darzustellen ist ekelhaft, und widerspricht dem obersten, friedlichen Gesetze der Kunst, der Schönheit.

Noch widriger ist die falsche Naivität, welche sich auf der andern Seite geltend gemacht hat. Die Volkseinfalt künstlich präparirt, und in Spiritus aufbewahrt, Kinder mit runzlichen Gesichtern, bärtige Reken, welche sich Windeln umbinden, und lallen, und glauben, man werde sie nun für Kinder halten. Diese kindische, bornirte Poesie, welche sich zur Einfachheit zurükschrauben will, und sich beengt, und gezwungen im längst entwachsenen Kinderkleide bewegt, besizt noch weniger Lebensfähigkeit als die frühere Richtung. Soll die Novelle, die in neuester Zeit überall im Bauernkleide auftritt, eine wirkliche populäre Bedeutung haben, so muß sie diesen engen Kreis mit der Tiefe der Idee auszufüllen im Stande sein. Sie hat ihr Ziel noch nicht erreicht, wenn sie blos ländliche Bilder vorschiebt, sondern sie muß die ganze Welt in diesem kleinen Gebiete aufgehen lassen, die Idee des Daseins, die Mystik und Unmittelbarkeit des Naturlebens, die Ursprünglichkeit der Menschheit uns zu erbliken geben. Sie darf mit der Rohheit nicht liebäugeln, sondern überall den Hintritt zur höhern Bildung uns erbliken lassen. Daguerres Erfindung kann wohl hier durch die Treue der Abspiegelung ungebildete Leser überraschen, blenden. Aber nur die läuternde und veredelnde Kunst, welche die vorhandene Welt eben nur, insofern als sie zum Träger der poetischen Idee sich passend erweist, darstellt, hat etwas Höheres geleistet. Der geräuschlose Friede der Welt, welche diese Volksdichtung zur Darstellung bringt, verträgt das Wettergetöse eines Reichthums von Begebenheiten nicht. Es darf nicht viel äußeres Leben auftreten, damit das leise Weben des Naturgeistes nicht erschrekt, verscheucht wird. Diese stoffliche Leere muß jedoch durch ein tiefes Gemüth, durch ein treues brennendes Auge für die Einfalt und die süß wiederkehrende Einförmigkeit dieses Lebens, durch das liebevolle Aufspüren aller positiven Seiten desselben, wobei die nakte urgewaltige Natur den Hintergrund bildet, ausgefüllt werden. Meistens dichten diese Volksdichter in Marmor, ihre Gruppen erstarren, gefrieren ihnen, kein flüssiges bewegtes Leben sprudelt empor. Die Landschaft rükwärts ist fest wie eine Dekorazion, und die Menschen vorn stehen unbewegt und der Leser betrachtet das Ganze wie ein seltsames versteinertes Ding, das einmal Leben besessen. Nur wo ein allgemein menschliches Verhältniß die Personen hezt, da kommt ein heller Blutstropfen in das Gemälde, dann erst rauscht der Wald, und summt es über der Landschaft. Die Gewalt der Poesie zeigt sich uns erst auf diesem Gebiete, wenn eine Leidenschaft wie eine lustige Schlange durch die Einsamkeit des Schauplatzes sich schlenderte. Dann erst überkommt uns recht das Schrekende der ur-

sprünglichen Natur, wenn wir schon in ihr alle Gespenster des Hasses und der Liebe wandeln sehen. — Schon aus diesem geht hervor, daß Derjenige, welcher in der Volksnovelle nur das Niedliche, Anmuthige, Nürnbergerwarenmäßige, kurz das lammfromm Idyllische herumtänzeln läßt, ihre Kraft nicht begriffen hat. Nicht nette, lieblich herumkitzelnde Eindrüke darf die Volksnovelle uns bieten, sonst werden sich bald wieder die frisirten Amoretten der Geßnerischen Dämmerungsepoche einfinden. Der ungeknebelte, gewaltige Geist der Natur muß mit seinen Riesengliedern auftreten, die Menschen allein bringen noch nicht den vollen, starken Begriff des ursprünglichen Lebens in die Dichtung.

Kein neuerer Dichter hat dieses gewaltige Leben der Natur als das nothwendige Element der Volksnovelle so tief erkannt, als Adalbert Stifter. Er schreitet in seinen neuesten Dichtungen mitten in das Grausen der Waldeinsamkeit, von allen Seiten stieren ihn die wilden Augen der Waldgeister an, immer weiter und weiter wandelt er in das grünende Dunkel, die Urgewalt der Schöpfung umrauscht ihn in schrekender Erhabenheit, es drängt ihn fort, und alle Wunder der Natur nähern sich ihm bereits liebevoll. Möchte der edle Dichter, der das Große der Natur so tief erfaßt hat, der es begriff, wie die Volksnovelle ohne den schrekenden Hintergrund des ungebändigten Naturlebens zu niedlich und klein ausfällt, und die Geister der Einsamkeit in ihrem Flüstern versteht, nur sich nicht zu weit von dem Menschen entfernen, und sich nicht dabei verirren. Denn wie nahe ist die Gefahr, von der Natur verschlungen zu werden, daß man dann von dem Menschlichen nichts mehr vernimmt. Sonderbarer Weise zählt man gewöhnlich nur Berthold Auerbach, Jos. Rank, Jeremias Gotthelf*) u. s. w. unter die Vertreter der Volksnovelle, und führt Stifter in eine andere Loge, während gerade blos er diesen einen Faktor derselben in ihrer vollen Gewalt handhabt.

Ueber Berthold Auerbach hat die Kritik nicht mehr nothwendig, ja zu niken. Es gibt wohl keinen deutschen Leser, der nicht in Nördlingen heimisch wäre. Eine reine klare Poesie schaut uns aus seinen Dorfgeschichten mit warmen Augen an, das ganze Stimmregister der Brust klingt ineinander, da wandeln echte starke Menschen vor uns vorüber. Das Volkselement hat nie einen innigeren, duftigeren Ausdruk gefunden; nur möge der treffliche Dichter sich wahren, daß wenn er seinen Zirkus ausgefüllt, er nicht in unkünstliche, und dadurch unsittliche Wiederholungen seines Themas verfalle. Denn einem echten, großen Dichter zerfährt die Idee in mannigfache Strahlen, und hat er jeden einzelnen zum Kunstwerk verdichtet, dann hat er auch seine ganze Aufgabe erfüllt. Diejenigen hingegen, die nicht im Reiche der Idee, sondern in der rohen

*) Ueber welchen herrlichen Dichter ein eigener Artikel folgen soll.

Welt der Stoffe und Begebenheiten dichten, und welchen, weil sie gar keine Form besitzen, jeden Augenblik eine neue Form zu Gebothe steht, können sich in's Endlo'e nicht stofflich, sondern der Idee nach wiederholen. Das ganze Geheimniß der modernen Produktivität besteht darin, daß man nicht in's Tiefe geht. In der Tiefe wächst Alles ineinander. Nur auf der Oberfläche, wo dasselbe Blümchen in hundertfacher Wiederholung vorkommt, ist die Menge möglich. Im höheren geistigen Sinne, nicht was den materiellen Inhalt betrifft, sagt daher ein produktiver Autor, meistens dasselbe nochmals und nochmal. Sind auch die Begebenheiten verschieden, ihr Sinn ist derselbe.

Josef Rank ist ein treues, einfaches Gemüth, ein Stük Urmensch, der in die Stadt gewandert, und seinen geliebten Böhmerwald mit sich genommen hat. Die Hauptforderung ist, eine Individualität zu sein, etwas Spezielles zu leisten. Rank ist eine solche eigenthümliche, weiche Natur, die alle Eindrüke des Landlebens in sich aufgenommen, und nun tanzen und wirbeln ihm unaufhörlich alle seine Bauern im Geiste herum, er sieht die Burschen des Nachts „fensterln," der volle Hochzeitlärm tönt ihm noch immer in den Ohren, er kennt jede Hütte und jeden Balken daran, und vermag nun einen ganzen Kleinhandel mit zahllosen Zügen aus seinem Dorfleben zu eröffnen. Ja, er ist zu gesättigt von Eindrüken, darum kommt mitunter eine Wildniß von Farbenstrichen in seine Novellen; zu viel Lichter machen wieder den Eindruk des Dunkeln. Bisweilen packt ihn eine Wehmuth nach seinem Dörfchen, und dann stellt er rührende, weichere Gestalten, volle, keusche Bilder hin. Er hat eben jetzt „Neue Geschichte aus dem Böhmerwalde" herausgegeben, welche wohl abermals Aufsehen in der Lesewelt machen werden. Es kommt durch solche Dichtungen etwas Gesundes in die Spitalluft unserer Literatur, kernige, echte Menschen, tüchtige, starke Verhältnisse, in welche Auflösung und Versöhnung gebracht wird. In seinen ersteren Versuchen konnte er noch nicht zur Klarheit der Objektivität gelangen, später drang er zur Verdichtung aller seiner Bilder und Gestalten in die Novellenform, und in seiner letzten Novelle bahnt er sich in dramatischer Entwikelung den Weg zum Volksschauspiele, welchem er sich nun zuwenden will.

Es winden sich noch viele Dorfnovellisten durch die moderne Literatur, lauter Echos, die keinen eigenen selbstständigen Ton in der Brust tragen, warmes Wasser, nüchtern, leblos.

2. Das Geheimniß der Form.

Man begreift wohl leicht, welch einen Reiz, welch einen Gewinn es bietet, dem Geheimniß des poetischen Schaffens nachzugehen. Nichts kann unsern Sinn für das Schöne mehr schärfen als wenn wir den Meister beobachten, wie er sein Gebilde herstellt. Freilich werden wir nie den raschen Flügelschlag der Fantasie belauschen können,

nie dem Geheimniß des poetischen Erfindens, wo oft von der winzigsten Anregung, der Flug in die höchsten Welten geschieht, näher treten. Die Fantasie läßt sich nicht konstruiren, es steckt eine dämonische Geheimgewalt in ihr, die der Dichter selbst nicht beherrschen, begreifen kann, von der er unwillkürlich getrieben wird, und noch weniger kann der Beobachter dieses warme, flüchtige Summen und Weben der Ideen, welches der Fantasiethätigkeit geheimnißvoll eigen ist, begreifen. Das eigentliche Dichten wird stets ein unentrathselbares Wunder bleiben, weil es einer andern Welt angehört. Hier ist es sowohl unnütz als thöricht, Licht suchen zu wollen; hier herrscht kein Bewußtsein und nur bei lahmen Schwingen und eingefrornen Ideen kann die Fantasie willkürlich und bewußt gemeistert werden.

Wohl aber kann man dem Dichter nachgehen, wie er den erfundenen Stoff künstlerisch bearbeitet. Ein echter Poet überwindet nämlich seine poetischen Gefühle und Bilder zur Kunstform, während ein mäßiges Talent nicht reich genug ist, um dem Formgesetz zu Folge manche Linie schwächer zu zeichnen, als er es vermöchte. Um aber das Wesen der Form zu begreifen, müssen wir etwas weiter ausholen. Derjenige versteht den geistigen Schöpfungsakt der Dichtung nicht, welcher nicht die Naturwissenschaften betreibt. Durch die ganze Natur geht ein wunderbarer Trieb, Alles in's Enge zu bringen. Jeder einzelne Himmelskörper, z. B. auch unsere Erde, ist wie geologische Untersuchungen zweifellos gemacht haben, ein verdichteter Gasball. Bei einem Kometen sieht man diesen Bildungsprozeß deutlich an dem Kern desselben, der noch von unverdichtetem Dunst umgeben ist. Auch in den einzelnen Gebilden der Schöpfung zeigt sich dieses Bemühen der Naturkraft, Alles zu verdichten, zu konzentriren. Die Mineralien sind nach einer Skala, hinsichtlich ihrer gesetzmäßig zunehmenden Härte, geordnet. In dem Stufengang von der anorganischen zur organischen Natur und in dieser selbst wieder aufwärts findet sich ein immer reicher pochendes Leben. Im Thierreich sind alle Sinneseigenschaften des Menschen in größerer Schärfe einzeln vertheilt, als er sie selbst besitzt; aber in ihm sind alle zugleich vereinigt und durch Harmonie gezähmt, geordnet. Immer höher steigt das bewußte Leben und unter den Menschen selbst konzentrirt die Natur stets in einem einzelnen Genie, alle geistige Kraft eines Zeitalters. Es ist wunderbar, wenn man die Männer, welche dem Erscheinen eines Genies stets vorhergehen, betrachtet, wahrzunehmen, daß in Allen von ihnen, Etwas von diesem Genie stele. Sie bilden gleichsam die Stufenleiter, auf welcher die Natur vorschreitet, bis sie endlich das Genie selbst als Standpunkt hinsetzt, in welchem alle zerstreuten Elemente vereinigt sind. Also auf Verdichtung beruht der ganze Naturgang und auch die Dichtkunst beruht darauf. Wie überhaupt aus der Sprache die tiefsten

Geheimniſſe abgeleitet werden können, ſo liegt ſchon in dem Worte „Dichtkunſt“ das Erforderniß der Verdichtung des poetiſchen Stoffes.

Es iſt nämlich der Unterſchied zu machen zwiſchen poetiſchen Büchern und Kunſtwerken. In jenen laſſen ſich nicht Kreislinien ziehen und Gränzmauern feſtſetzen; in dieſen iſt ſtets die Verkörperung einer beſtimmten Idee und inſofern alle Ideen mit der abſoluten Idee zuſammenhängen, die Idee ſelbſt vorhanden. Bei dieſer Verkörperung einer Idee iſt Alles überflüſſig und für die Idee nachtheilig, was nicht zu deren Träger gemacht wird. Ohne daher der ſinnlichen Wärme der Dichtung zu ſchaden, muß Alles aus ihr verbannt werden, worauf die Idee ſich nicht ſtützt; alle die Idee nicht berührenden Arabesken, Verzierungen, und das bunte Blendwerk der Einrahmung muß ſcharf abgeſchnitten werden. In dieſer Gruppirung der Bilder und Charaktere, um den Mittelpunkt der Idee zeigt ſich der Künſtler. Es gelangt dadurch etwas Strenges, Feſtes in das Kunſtwerk, das einen eigenen Zauber für einen in Formen geübten Betrachter enthält. Das affektirt Beſchnittene, Erfrorne iſt hier die Klippe. Aber wie bei einem plaſtiſchen Kunſtwerke ein ſteinernes Feuer uns entgegenflammt, der feſte, harte Stein Wärme und Leben gewonnen hat, ſo auch bei der wahren Konzentrazion.

Wenn ein Autor nichts Hartes, Feſtes in ſich beſitzt, ſo taugt er nichts. Jean Paul iſt noch der Beſte der Weichen, aber vom höchſten Standpunkt beurtheilt doch noch kein echter Poet. Die Fäden alle durch ein Zentrum zu führen und ſie doch erſt am Ende zu vereinigen, Alles durch einander fliegen zu laſſen und am Ende gleichzeitig wieder einzufangen, jeder Geſtalt ein Leben zu geben und doch nicht lauter Licht in das Werk zu bringen, den Reichthum zu verbergen im Stande zu ſein, nicht blos aufwiegeln, auch beſänftigen, klar zu ſein und dennoch Mathematikern ein Rebel, nicht blos anfangen auch endigen zu können, eine geiſtige Potenz des Werkes aus der andern mit Nothwendigkeit ſich entwikeln, gebären zu laſſen, die Idee innerlich ganz aufgehen und ohne Reſt zerfließen, zuſammenſtrömen zu laſſen, dies iſt das Geheimniß der inneren Form. Wie ſich die Erfindung daher beim Künſtler ganz dem Geſetze der Form unterordnet, iſt klar. Nur wer für dieſes innere Räderwerk der Kunſtform Empfindung hat, der ſieht die Göttin ſelbſt.

Wer aber dieſen Formſinn beſitzt, dem iſt die Literatur im gewiſſen Sinn grauenhaft, da er ſo viele halbe unvollendete Naturen, Krüppelwerk, Anfänge, Chaos wahrnimmt. Ja, jene Werke, wo die Form gar nicht beobachtet iſt und Alles innerlich wild und regellos durcheinander wirbelt, der Autor einen Kitzel darin ſetzt, Alles unvorbereitet hervorpuffen zu laſſen und deshalb die zahlreichſte Zahnhazelbande um ſich her verſammelt, da kann ein künſtleriſches Gemüth von einem wahren Entſetzen gefaßt werden, weil er eigentlich das Nichts angebetet ſieht. Denn ohne Form iſt eine Dichtung

gerade das, was ein Haus ohne Sparrenwerk, ein Mensch ohne Knochen, eine Welt ohne Ordnung. Da heulen die Geister wild durcheinander, ein verrükter Hexensabbat von Bildern tanzt umher, und was gewöhnliche Menschen verwirrt, betäubt, blendet, das quält den künstlerisch gebildeten Betrachter. Eine ungebändigte, ungeläuterte Poesie ist der Wahnsinn in der Kunst. Die Kraft liegt im Maße, Maßlosigkeit ist blos Fieberhitze und Schwäche. Mag der Fieberkranke noch so viel thun, wozu Stärke gehört; er ist doch schwach. Wer keinen Sinn für Rythmus hat, hat keinen Sinn für Kunst. In der Form liegt der echte Reichthum, für den die wenigsten Menschen die Wünschelruhe besitzen. Wer die Form begreift, kann nicht anders sein als objektiv. Der Subjektivismus verkörpert ein Gefühl aber verdichtet es nicht; was nicht zur kompakten Objektivität gezeitigt ist, nähert sich nicht der Form.

Es gibt keine Generalform, jedes dichterische Werk hat seine eigene Form. Jede Idee, jeder poetische Gehalt braucht eine neue Form. Eben darum läßt sich der Begriff der Form nicht erlernen, weil er bei jeder Dichtung erst neu zu erfinden ist. Weil die Form versteckt ist und die wenigsten Menschen überhaupt dafür Augen besitzen, so wird sie auch am wenigsten erzielt. Und doch liegt nur in der Form das Schöne, nicht im Stoff. Für den Künstler, für den ein Stoff nicht existirt, wenn er ihn nicht zur Form überwinden kann, gibt es nichts Peinlicheres als eine stofflichrohe Wirkung eines Kunstwerkes zu sehen. Die Idee hängt so innig mit der Form zusammen, daß es schon aus diesem Grund ganz unmöglich ist, ein Kunstwerk zu verstehen, wenn nicht die Form in uns lebendig ist. Denn als bloßer, todter Begriff erdrükt sie das warme Leben des Stoffes; wer das Lebendige der Form nicht zu fassen weiß, erstarrt, verknöchert auf halbem Wege.

In jeder einzelnen Dichtungsart tritt die Form anders auf. Im Drama zeigt derjenige Dichter die meiste Gewalt über die Form, bei welchem Eines aus dem Andern gleichsam herausfällt, wo jeder Theil den andern erzeugt, aus einem einzigen Körnlein, Alles aufsprießt, und Alles untereinander mit drängender Nothwendigkeit zusammenhängt, keine Szene verschoben, keine Gestalt verrükt werden kann. Obschon dieses Gesetz der Form auch bei allen übrigen Dichtungsarten gilt, so ist es beim Drama doch der hauptsächlichste Lebenspuls. In der epischen Dichtung, im modernen Zeitalter, also im Roman, ist es nur dem Genie möglich, nicht gegen die Reinheit der Form zu sündigen. Hier fühlt sich der Dichter meistens am freiesten in seinen Bewegungen, am willkürlichsten in seinem Schaffen, weil er die bindenden Gesetze der Form am wenigsten fühlt. Hier nichts Ueberflüssiges zu schaffen, die Idee in's Universelle, nicht in's Individuelle gehen zu lassen, einen Mittelpunkt zu finden, beim gehörigen Moment beginnen

und ſchließen zu können, nicht den Wahn zu hegen, daß man willkürlich den Schlußpunkt verſchieben könne, ſich nicht mit novelliſtiſchen Elementen zu vermiſchen, iſt äußerſt ſchwierig. Am Seltenſten wird die Form bei dem lyriſchen Gedichte erreicht. Denn kaum zittert einem Dichter ein Gefühl durch die Seele, ſo gibt er ihm ſogleich Füße und Reime, und glaubt, es würde abſtehen oder verduften, wenn er das Gefühl in der Seele zurükbehielte, um ihm ein eigenes Leben zu verſchaffen, es bis zur Durchſichtigkeit und Klarheit aufblühen, alles blos Anklebende abwelken zu laſſen und es dann in ſeiner ganzen, ſtrengen Fülle hinzuſtellen. Den muſikaliſchen Zauber des Metrums in ſeiner tiefern Bedeutung aufzufaſſen und ihn mit dem Stoffe zuſammenfließen zu laſſen, iſt auch nur dem echt lyriſchen Talente gegeben, während ſonſt bei vielen Dichtern, die metriſche Seite des Gedichtes nicht aus dieſem herausgeboren wird.

Man faßt gewöhnlich unter Form etwas Aeußerliches auf, bezieht das Wort nur auf den ſprachlichen Ausdruk; die innere Seite derſelben überſehen die Meiſten. Form und Gehalt erzeugen ſich wechſelſeitig, können gar nicht getrennt werden. Auch die äußere Form iſt übrigens mit der innern auf's Innigſte verwachſen. In der Sprache muß eine darſtellende Macht, ein Karakter liegen, ſie muß mit dem Gehalte zuſammenfließen. Poetiſch iſt die Sprache nicht, wie man gewöhnlich wähnt wenn ſie ſtimmert, ſondern wenn ſie darſtellt. Es muß in dem einzelnen Wort der ganze Menſch aufgehen, er muß nicht zum Interpreten ſeiner ſelbſt, ſondern zum unbewußten Verräther ſeines Innern werden, wenn er nach poetiſchen Geſetzen ſich ausſprechen ſoll. Klebt ganze Maſſen von poetiſchen Bildern an einander, es iſt doch keine Poeſie vorhanden, die poetiſche Sprache liegt im Karakteriſtiſchen, Bedeutenden, nicht im ſchön Klingenden oder poetiſch Aufgewichſten. Meiſtens ſpricht aus den einzelnen poetiſchen Geſtalten nur der Verſtand, während das Gefühl aus ihnen hervorzittern ſollte. In der leidenſchaftlichſten Situazion ſprechen ſie ſyntaktiſch vollſtändige Sätze, gegen die Jakob Grimm nichts einzuwenden hätte. Es iſt nicht das Stammeln einer erregten Seele, der Naturlaut, der aus dem tiefſten Innern, wo jeder Menſch eigenthümlich iſt, dringt, ſondern der gleichgültige allgemeine Sprachſchatz.

Styl iſt der verdaute Gehalt, alſo nicht im Worte liegt der Styl, ſondern im Gedanken. Das allein iſt ſeine objektive, künſtleriſche Seite. So betrachtet, wird der wahre Dichter nicht ein Konzilium zuſammenrufen, ob er ſeine Tragödie in Proſa oder in Verſen ſchreiben ſoll. Er hat keine Wahl, eine der beiden Formen drängt ſich ihm mit Nothwendigkeit auf. Denn bald hat er auf die eine, bald auf die andere Weiſe ſeinen Stoff verdaut. Alle Subjektivität in der ſprachlichen Form iſt daher bei einem poetiſchen Werke nothwendig unkünſtleriſch, weil dies der Beweis iſt, daß ſie nicht aus der Dichtung heraus organiſch erzeugt worden iſt. Daß auch hier Alles in's Enge ge-

trieben werden muß und jeder Wortſchwall unkünſtleriſch ſei, iſt leicht zu faſſen. Deßungeachtet leiden die modernen Swlarten an einem wahren Durchfall. Die Sprache iſt die abgränzende Haut bei einem Kunſtwerk und die neueren Schriftſteller tätoviren dieſe mit allerlei Farbenklex, hängen goldenen, flimmernden Zierrath an, daß einem künſtleriſchen Gemüth vor dieſer Ueberladung bange wird.

3. Das Schlechte in der Literatur.

Büchermaſſen bilden noch keine Literatur; eine Nation kann ganze Papierberge beſitzen, und doch keinen Parnaß. Nur einzelne, wenige Genien ſchaffen eine Literatur. Göthe iſt die deutſche Literatur. Nur Kunſtwerke, in denen die Ideenwelt einer Nation zum allgemein Menſchlichen, Idealen gereift und konzentrirt werden, bauen ein Literaturgebäude. Aber in Wahrheit bilden für die größere Leſewelt nicht dieſe wenigen Kunſtwerke, welche eine jede Literatur beſitzt, ſondern die breite Baſis des Schlechten, Kunſtloſen die Literatur. Die Kunſt iſt ſchwer und hart, nur in geweihten Stunden kann man ſich ihr nahen. Wohl bietet ſie die reinſten, herrlichſten Genüſſe, doch kein Naſchwerk für einen vollen Magen; ſie braucht die ganze Seele des Menſchen. Ein Grauen packt ein gebildetes Gemüth, wenn Jemand ein Kunſtwerk zur Zerſtreuung, Unterhaltung, zum Fliegenwedel gegen langweilige Gedanken in die Hand nimmt. Die Poeſie iſt nicht zum Amüſement in freien Stunden in der Welt, die Fantaſie des Dichters malt nicht bunte Bilderchen hin, um das genußſüchtige Auge eines Zuſchauers zu reizen, die Muſen machen nicht Sprünge, um die Neugier zu befriedigen. Dem höchſten Gehalt der Seele, allen Träumen und Gefühlen einer Menſchenbruſt gibt ſie einen Ausdruk. Die Verzweiflung des Denkens, in welches der Verſtand geräth, weiß ſie zu verſöhnen, alle Abgründe des Lebens mit ihren Ideen auszufüllen, das Wunder der Welt zu begreifen. Sie durchfliegt die Weltenräume, findet den ewigen Gehalt im Menſchlichen, bringt uns die Grazien ins Leben. Ohne Poeſie beſäßen wir arme Menſchen Nichts; ſie iſt von einer höhern Welt.

Aber die meiſten Menſchen wollen nichts Hartes in der Poeſie, woran man beißen müßte, oder ſie ſpielen ſelbſt damit, wie das Kind mit den Kieſeln. Sie wollen Nichts haben, was ihnen nahe an den Leib rükt; alles Strenge, Feſte, Wunderbare ſchrekt ſie zurük. Schaum, der leicht zwiſchen den Fingern durchgleitet, farbige Seifenblaſen, Flitter fordern ſie von der Kunſt. Nicht erhoben, unterhalten wollen ſie vom Dichter werden. Die Poeſie gehört bei ihnen in die Gewürzſchachtel, ſie ſoll aufreizen, würzen. Wirrer, toller Spuk der Fantaſie, verzerrte Karikaturen, Blokbergfeſtivitäten kitzeln

ſie am meiſten. Bei einen ſolchen Dichter, auf deſſen Schreibtiſch alle Leſerhandwerker mit größter Spannung bliken, herrſcht meiſtens etwas Ungeſundes, Erſtikendes, Krankendunſt; ſeine Muſe iſt die eiſerne Jungfrau, welche den Leſer mit lauter eiſernen Meſſern zerſchneidet. Ein Stük Wahnſinn in der Dichtung glüht am meiſten durch die Seele des Leſers, daher eine Fieberfantaſie, die lauter Schrekensbilder erzeugt, ihn am meiſten unterhält. Es gibt deßhalb eine bunte Menge von Modeſchriftſtellern, welche den höhern Begriff der Literatur gar nicht beachten, und bloß dem Bedürfniß nach Unterhaltung entgegenarbeiten. Ein ſeltſames Geſchlecht, das in jeder Epoche ein anderes iſt, das neben der eigentlichen Literatur einhergeht, von dem die Nachwelt nichts weiß, das nur lauter Begebenheiten erfindet und vom Ideellen ganz fern iſt. Ein ſolcher Dichter ſpekulirt nur auf die Neugierde des Leſers; Alles treibt Verſtekens im Buch, Alles will aufwiegeln, zünden, überraſchen.

Dieſe bloße Unterhaltungsliteratur hat die Bedeutung eines Düngers auf dem Literaturfelde. Allerdings verdunkelt ſie den Kunſtbegriff, zerrt auch ideale Gebilde in ihre Reihen, verwäſſert den Literaturgedanken. Aber ſie iſt eine nothwendige Grundlage der eigentlichen Literatur, welche dadurch ins Breite geht, ſo wie durch die Kunſtwerke ins Tiefe. Die echten Kunſtwerke ſind lauter verzauberte Schlöſſer, in welche nur derjenige dringen kann, der einen geweihten Zweig beſitzt. Sie exiſtiren daher für die Maſſe gar nicht. Dieſe participirt von der höhern Bildung der Zeit nur durch die Lektüre des Schlechten. Denn ſo ſchlecht kann kein Buch ſein, daß nicht in ihm ein Athemzug der Zeit, oder eine Idee aus einem guten Buche hinüberwehte. Das Schlechte hat daher in jeder Epoche eine andere Fiſiognomie. Wenn gar nichts von der Zeitidee darin lebte, ſo könnte es ſich nicht geltend machen. Stets iſt es die unfreiwillige, oft verſtekte Karrikatur des Guten in dieſer Epoche. Denn nie iſt das Schlechte neu, wenn man den Begriff der Neuheit richtig faßt. Das wahrhaft Neue iſt nicht ſchlecht, trägt einen geſchichtlichen Funken, ein geiſtiges Lebensmoment in ſich. Das Schlechte macht daher auf ein gebildetes Gemüth ſtets den Eindruk des Alten, Abgeſtandenen. Tanzt nur um Euer goldenes Kalb, der Prophet kommt doch, der es zerſchmettert.

Seltſam iſt es, daß das Schlechte, was in der jetzigen Literatur erzeugt wird, bei weitem nicht mehr die Lebensfähigkeit beſitzt, welche oft ſchlechtere Dichtungen in kurz vorhergegangenen Literaturperioden beſaßen. Manche ſchale, lebloſe Dichtergeburt aus früheren Jahrzehenden wird jetzt noch gekannt, während bei den jetzigen Erzeugniſſen Geburtshelfer und Todtengräber ſich die Hand reichen. Uebrigens darf man ja nicht vornehm die poſitive Seite des Schlechten in der Literatur überſehen wollen. Es exiſtirt, wirkt, iſt eine Macht. Bekämpfen muß man es, aber man darf es nicht ignoriren,

ſonſt kann es überwuchern. Es kann ſich auch als Stufengang zum Beſſern, als Darſtellung eines Zeitmotives, oder als vermittelndes Element eine höhere Berechtigung verſchaffen und die Kritik darf dann keinen bethlehemitiſchen Kindermord begehen wollen. Mit Stumpf und Stiel Alles ausrotten zu wollen, iſt für manchen Lebenskeim gefährlich, der oft mitten in ſchlechter Umgebung liegt.

Schnee.

Mich faßt in der Seele ein tiefes Weh,
Seh ich auf Erden die Decke von Schnee.

Ich weiß es, unter des Schnees Hut,
Da ſchläft verborgen — die Roſenglut.

Sie wartet nur auf des Lenzes Hauch;
Und kömmt er, und weckt ſie, da regt ſie ſich auch.

Sie wartet nur auf den Sonnenſtrahl,
Dann bricht ſie hervor mit einem Mal.

Sie wartet nur auf den Lerchengeſang,
Dann quillt ſie und duftet in freudigem Drang.

Und in manchen Herzens tief einſamer Hut
Da ſchläft verborgen manch ſchönes Gut;

Und wartet nur auf den Sonnenkuß,
Der die kalten Bande entſiegeln muß.

Es wartet — und altert, — und muß vergehn —
Und bricht, — und hat keinen Frühling geſeh'n! —

Mich faßt in der Seele ein tiefes Weh',
Seh' ich auf Erden die Decke von Schnee!

Siegfried Kapper.

Bluetten.

Johann Strauß und seine Geige.

Musik — süße Zaubersprache, die Jeder versteht, der den Schlüssel zu deinen Zeichen, der Gefühl in seinem Herzen trägt. Ich glaube immer, die Menschen können die Musik nicht erfunden haben; sie entbehrt der Worte und ist so allumfassend. Als einige Engel vom Reiz der Erdenbewohner verführt, sich dem Sündentaumel der Sterblichen ergaben, dann zurückkehrend von ihren neidischen Engelsgeschwistern aus dem Himmel gestoßen wurden, und endlich als gefallene Engel unter den Menschen lebten, bestürmten die neugierigen Erdenbewohner die hohen Gäste mit Fragen, wie es im Himmel aussehe, welche Kräfte oben walten, welche Sprache oben gesprochen würde! — Aber die Befragten wußten kein Bescheid zu geben — sie waren aus den Wolken gefallen, und im Falle verloren sie das Gedächtniß — sie wußten auch nicht das geringste Himmelsgeheimniß; nur manchmal erinnerten sie sich des Genusses eines geliebten Engelfreundes, der Mahnung des hohen Himmelmeisters oder der Klage einer melancholischen Engelin — sie wollten diese Erinnerung wieder erzählen, und statt der Worte brachten sie melodische Laute, rythmische Tonfälle und Tonsteigerungen hervor; die erstaunten Zuhörer lauschten den süßen Klängen und nannten es Musik — Lieder; es waren aber nur einzelne Erinnerungen der gefallenen Engel ihrer frühern Himmelssprache. Ob die Engel auch Walzer und Quadrillen sprachen, das weiß der liebe Gott; aber jeder Mensch spricht nicht erhaben, denkt nicht filosofisch und schreibt nicht Unsterbliches; so werden wohl die lieben Engelein anno dazumal als noch der Himmel voller Geigen waren, nicht alle Beethovensche Sonate und Bach-Händelsche Fugen gesungen haben. Hat die deutsche Musik das göttlich Erhabene, bildet sie den Kopf des Musikkörpers, so spricht Bellini, Rossini, manchmal auch Donizetti gewiß die Sprache des Herzens, und der trokenste Kontrapunktist wird bei einigen wälischen Gesängen nicht ungerührt bleiben. — Der Mensch hat aber nicht nur Kopf und Herz, er hat auch Füße; und diese unsere musikalischen Füße beugen sich vor dir, Walzer-Vater Strauß! Wenn Popularität die lohnende Anerkennung eines geistigen Wirkens ist, so wird sie unserm Strauß Frankreich und Italien, England, Holland, tönen wieder von den lieblichen Weisen eines Wieners. In den engen Pariser Passagen ergelt dir ein Stelzfuß Straußische Walzer vor, am Markus Platz, am Forum Roms, und in der Toledo Straße Neapels spielt eine Geige mit Handtrommeln und Triangelbegleitung Straußische Walzer, da wo die Oxfort Street und die Queenstreet sich kreuzen, wo Londons höchste Aristokratie mit Irlands hohlwangigem Elend sich mischt, spielt eine kleine blinde Harfnerin einen Straußischen Walzer. — Man halte diese Worte nicht für Uebertreibung. Jeder Wiener liebt seinen Strauß, wie er seinen Nestroi, wie er seine Poeten überhaupt, wie er seine Vaterstadt Wien liebt; das heißt über Alles. — Aber wir achten Strauß erst dann als Alleinbeherrscher aller jener Menschen, die manchmal Terpsichorens Tempel zum Abendgebete besuchen, das heißt aller Grabfüßigen von Domayer in Hitzing, bis zum Porzelanthurm in Penzing; verehren ihn erst dann als Reformator der

Ländler, als Tödter der haarsträubenden Menuette, wenn wir in fremden, in den entferntesten Ländern seine Weisen hören, wenn wir es fühlen, wie seine zauberhaften Klänge die große magnetische Kette um alle jungen Menschen wirft, sie näher und näher zum Hüfte umschlingenden Reigen führt — sie zu glücklichen Paaren macht, die um so glücklicher sind, da ein Walzer nie länger als eine Viertelstunde dauert. Gewiß — kein Mensch hat noch so viele Brüder und Schwestern, für eine Nacht wenigstens, so glücklich gemacht als Strauß. Möge der unerschöpfliche Born seiner frischen fröhlichen Melodien noch lange beglükende Lethe für die kurze Zeit eines Balladends über unsere oft trüben Schikſale schütten. — So lange Strauß Walzer schreiben und spielen wird, so lange wird es glükliche Paare geben; denn was wünscht so ein halbes Tänzerpaar mehr, als einen etwas versprechenden Händedruk, ein Hoffnung gebendes Wort und wie leicht, wie gerne gibt man das bei einem Straußischen Walzer; und hätte er kein anderes Verdienß, als daß er Tausende von Liebesbündnisse gestiftet hat, der Zwek des Lebens eines Menschen wäre vollkommen erreicht. Wie wir hörten, bildet sich ein Antiheiratsverein, wozu sich zufällig als Mitglieder lauter verheiratete Männer meldeten. — So viel ist gewiß, Strauß, der Stifter unzähliger Ehen, wird kein Mitglied. Und nun dieses Champagnerglas auf das Wohl unseres einzigen Strauß getrunken — hoch Strauß — hoch seine Geige!

J. S. Tauber.

Wiens Theaterwesen.

Die Geschichte des Theaters einer Nazion ist die Geschichte ihrer Bildung. Das Volk, welches den heiligsten Altar der Kunst, die Bühne, durch Bokssprünge entweihen läßt, besizt auch keine feinere Gesittung und erhält keine reinere Grundlage seiner Entwikelung. Es ist daher oberflächlich geurtheilt, wenn man sagt, unsere Zeit sei viel zu ernst um spizige Federn durch die Theaterkritik abzustumpfen und man möge nicht stets über Komödiantenwesen seine Stimme abgeben. Reichen sich überhaupt die Kunst und das Leben und zwar oft an Punkten, wo die Meisten es nicht ahnen, die Hand, so greift die Poesie und noch dazu in ihrer höchsten Form von der Bühne herab unmittelbar ins Leben. An die Theaterkritik läßt sich daher am wirksamsten anknüpfen, was man über wichtige Zeitfragen zu bemerken hat. Börne zeigte zuerst seine Krallen, indem er die Frankfurter Histrionen schlachtete und dabei sein scharfes Auge für Staatsverhältnisse bewährte. Mit der Feder, mit welcher Lessing seine Theaterrezensionen schrieb, reinigte er unsere Literatur, brachte männliche starke Elemente in deren Prozeß, in den deutschen Geist. An der Theaterkritik entwikelten sich in der lezten Literaturepoche unsere meisten Talente und dies bei den Deutschen um so mehr als das Theater ihr Forum ist. Das Drama ist jezt überhaupt das Schikſal unserer Literatur geworden, alle Kräfte müssen wir stramm erhalten, um die Reinheit und Stärke unserer Nazionalpoesie zu retten. Der Roman, der überhaupt geschichtlich als eine Degenerazion epischer Kunst in einer barbarischen Literaturepoche aufzutreten ist und der allein geeignet wäre, unsere Literatur zu zerstören, wie er es zum Theil in der lezten Zeit schon bewiesen hat, hat sich sammt einer rohen und wil-

den, wenn auch äußerlich getheilten Kritik in einen Kampf mit dem Drama eingelassen. Jeglicher dem das Schikſal der Literatur am Herzen liegt, ſollte das Seinige thun, um dem Drama den Sieg zu verſchaffen, damit es das hohe Ziel dem es nun, nachdem der deutſche Geiſt aus der Sakgaſſe der humoriſtiſchen Dichtung wieder zurükgekehrt iſt, zuzuſtreben ſcheint, die echte Komödie erreiche. Ein populärer, ſcharfer Theaterkritiker, der nicht auf den allgemeinen Höhen der Reflexion herumwandelte, ſondern durch ein detaillirtes Eingehen in die Dichtung eine Wiedergeburt derſelben hinſtellte, würde in dieſer Beziehung unſerer Literatur ſieberlich ſein können.

Dabei muß der Irrthum vermieden werden, als habe die Theaterkritik nur dem dichteriſchen Werke und nicht auch ſeiner bühnlichen Verſinnlichung ihre Aufmerkſamkeit zuzuwenden. Die darſtellenden Kräfte bilden das Theater; der ganze Reichthum unſerer dramatiſchen Literatur geht dem Volksbewußtſein verloren, wenn nicht die Schauſpieler die Kraft beſitzen, denſelben Charakter darzuſtellen. Ein Theater, das künſtleriſche Darſteller beſitzt, kann ſich bei guter Benützung derſelben, Einfluß auf die Bildung der Nazion, auf den ganzen Literaturorganismus verſchaffen. Um ſo mangelhafter erſcheint die Leitung eines Theaters, wenn es ſeine tüchtigen Mitglieder zur Darſtellung überſezten Schunds und poſſenhafter, werthloſer Gebilde mißbraucht, ſtatt den Entwikelungsgang der Nazionen in den großartigen Denkmälern, welche die dramatiſche Poeſie dafür geſchaffen, vor uns vorüberziehen zu laſſen. Die größte Aufmerkſamkeit verdient ferner das Volksſchauſpiel, vor welchem die Kritik meiſtens mit einem vornehmen Naſenrümpfen vorübergeht, während Leſſing auch einem Kaſperl und nicht bloß einem Shakespeare ſeine Betrachtung widmete. Vor der Volksbühne ſitzen Zuſchauer, die in ihrer rohen Natürlichkeit, in ihrer feſten Selbſtſtändigkeit die Empfindlichkeit für alles Gute und Schöne beſitzen. Den Fluch jeder Bildung bringen uns blos die „Gebildeten“ die mit einer wäſſerigen Brühe, auf welcher in matten, ekten Fettaugen von allem Wiſſen Etwas ſchwimmt, übergoſſen worden ſind. In fauler, feiger Urtheilsloſigkeit, in verſtoktem, unverbeſſerlichem Dünkel, in ſkandalſüchtiger, nach leeren Novitäten lechzender Gemüthloſigkeit geben ſie Jedem Recht, der eben vorangeht. Alles laſſen ſie vorüberziehen, ohne daß ihnen ein Eindruk bleibt, in Allem blättern ſie, ihnen fehlt das Herz, ſie lieben Nichts, Alles iſt Modeartikel bei ihnen. Nur das Volk hat Schillern mit tauſend Händen an ſich gedrükt; nur wenn ſich die Hütten und Bürgerſtuben öffnen, hat der Dichter einen feſten Boden, treue Anhänger, die ihn nie im Stiche laſſen. Bloß unter den ſogenannten Gebildeten tritt die Karikatur der Menſchheit auf; da brennt kein ewiges Gefühl, Alles iſt kalte Phraſe. Reißt man einem ihrer Götzen den Flittertand herab und zeigt ihnen den Holzblok, den ſie angebetet, ſo wenden ſie ſich gleichgültig einem Andern zu. Das Volk hingegen iſt ſpröde und mißtrauiſch, es läßt ſich durch keinen leeren Wortland blenden, es wittert ſogleich die Fäulniß, nur zu dem Feſten und Prallen, das ſich greifen läßt, tritt es hin. Es applaudirt nicht, weil es Mode iſt, ſondern es liebt oder verlacht. Weh demjenigen, der das Volk um ſeine Liebe betrügt, es haßt ihn dann, es kann ihn zerreißen. Wer wahrhaft populär iſt, wen das Volk wirklich liebt, der muß tüchtige, ſtarke Elemente in ſeiner Natur beſitzen. Was das Volk bloß der Unterhaltung we-

gen duldet und ſelbſt darüber ſchmält oder was der Pöbel anjetzt, darf nicht zur Einwendung benützt werden. Und in welchem Zuſtande befindet ſich das Volksſchauſpiel! In frecher Nacktheit raſt die Unſittlichkeit umher und athmet lauter Gift aus. Wir nennen es nicht unſittlich, daß die Sprache ſich in Zoten berauſcht, denn dies taſtet noch nicht das ſittliche Fundament an und gehört in die Atmoſfäre der Poſſe. Wohl aber tritt die Unſittlichkeit verpeſtend auf, wenn in der Erfindung der Handlung, in der Anlage der Charaktere entweder in gemüthender Verderbtheit liebäugelnd um die Fragen des Lebens herumgeſchlichen, oder in roher Entſchiedenheit eine pöbelhafte Verhöhnung alles Edlen in einer Menſchenbruſt geboten wird. Denn freilich hat die Poſſe eine Karikatur des Lebens hinzuſtellen, aber wenn dies ohne alle Verſöhnung der höhern Mächte geſchieht, dann ſchleicht ſich das Gift in die Gemüther der Zuſchauer und der Kern des Volkes wird angefreſſen.

Doch wir haben zur Einleitung genügend angedeutet, was wir aus manchen Gründen nicht auf die Sache ſelbſt anwenden können, und wollen nun über das Theaterweſen Wiens einige Bemerkungen machen.

Nirgends bietet ein Publikum in ſeiner Empfänglichkeit ſo ſehr die Möglichkeit dar, das Theater zur Blüthe zu bringen, als in Wien. Noch nie ſahen wir ein klaſſiſches Kunſtwerk hier zur Darſtellung kommen, ohne daß das Schauſpielhaus nicht überfüllt geweſen wäre. Dazu kommt eine große Schauluſt und das lebhafteſte Intereſſe am Theater, welche weitgreifende Wirkungen möglich machen. Die äußeren Hinderniſſe, welche auf der anderen Seite Statt finden, treffen zum Theil weniger das reine Kunſtwerk als die Zeitungsphraſe, welche ſich auf die Bühne drängt. In Wien ſind fünf Theater, jedes mit einer eigenthümlichen Geſtaltung ſeiner innern Verhältniſſe, die wir, ſo weit es hier möglich iſt, näher charakteriſiren wollen. Das Burgtheater iſt vermöge der ausgezeichneten Kunſtkräfte, welche ihm zu Gebote ſtehen, ſo wie des Einfluſſes, welchen jeder ſeiner Schritte auf das geſammte deutſche Theater nehmen kann und der unabhängigen Stellung, deſſen es ſich erfreut, eines der erſten Inſtitute Deutſchlands. Es wäre bloße Oppoſizionsſucht, wenn man in Abrede ſtellen wollte, daß hier manches Stük mit einer ſolchen Feinheit und Kunſt dargeſtellt wird, wie ſonſt vielleicht auf keiner Bühne. Doch wäre es gemeiner Servilismus, zu behaupten, die Aufgabe, welche das Burgtheater in ſeiner Stellung zur deutſchen Kunſt einnimmt, ſei gelöſt; und was noch mehr, biete auch für die Zukunft die Garantien der Löſung. Denn, um nur von dem letzten Punkt zu reden, ſehen wir gar keinen künſtleriſchen Nachwuchs und da der Beſtand und die Wirkſamkeit einer Bühne von den Schauſpielerkräften abhängt, welche ihr zu Gebote ſtehen, ſo wiſſen wir nicht, wie es in einigen Jahrzehenden mit dieſer Kunſtanſtalt ſtehen wird. So ausgezeichnet nämlich zum Theil die älteren Mitglieder dieſes Theaters ſind, eben ſo wenig Hoffnung gewähren ſeine jüngeren Akquiſizionen. Vorzüglich macht ſich der Mangel jugendlicher, tragiſcher Liebhaber empfindlich geltend. Vornehmlich dieſem letzten Umſtande iſt es wohl zuzuſchreiben, daß das klaſſiſche Repertoir dieſes Theaters ſo dürftig iſt. Von den Anfeindungen, welche man ſonſt in dieſer Kunſtanſtalt macht, beruht ein Theil auf perſönliche Gehäſſigkeit oder auf utopiſche Vorſtellungen und übertriebene Anforderungen. Die zweite Bühne Wiens iſt das Hofopern-

theater, welches ebenfalls eine Reihe ausgezeichneter Künſtler zu Mitgliedern hat und ſich hinſichtlich ſeiner orcheſtralen Wirkſamkeit und zum Theil des Sologeſanges mit den erſten Kunſtinſtituten Europas meſſen kann. Doch geſchieht für deutſche Kunſt viel zu wenig, die großen Meiſter unſerer Muſik werden theils gar nicht, theils zu ſpärlich vorgeführt. — Wien beſitzt noch drei Vorſtadttheater, welche auf das Volksſchauſpiel angewieſen ſind und es auch großentheils pflegen. Jede höhere Anforderung weicht hier beleidigt zurück. Eine leere Mißbalgerei vertritt die Stelle der Komik, pöbelhafte Einfälle ſpringen nackt umher. Eine echte Darſtellung des Volkscharakters, ein tieferes Eindringen in deſſen Innigkeit und Urſprünglichkeit, dem wahren Erfaſſen des Bürgerlebens und deſſen innerer Konflikt mangelt. Die Volksmuſe ſitzt verwaiſt auf Raimunds Grabe, und ſelbſt Raimund, welcher die tiefſten poetiſchen Elemente in ſich trug, hat die Volksdichtung noch nicht zur kompakten Realität gebracht, ein märchenhafter Duft und ſein abſtraktes, unpoetiſches Mißverſtändniß, daß die Poeſie allegoriſiren müſſe während ihr Ziel dahin geht, Symbole der Welt und des Lebens aufzuſtellen, hat ihn nicht zum vollen, fruchtbringenden Begriff des Dramatiſchen kommen laſſen. Aber eine ſittliche Reinheit, eine kindliche, rührende Friſche, ein Tiefblik in das Leben und ſeine Erſcheinungen und Geſtalten drükt ihm den Stempel eines Dichters auf. Seinen Nachfolgern fehlt alle tiefere Erfindungskraft, alle ſchöpferiſche Fantaſie, ſie fangen das Leben mit allen ſeinen rohen Zufälligkeiten durch das Daguerotip auf und glauben durch dieſe proſaiſche Wirklichkeit poetiſche Wahrheit erſetzen zu können; die Perſonen werfen gegenſeitig den Ballon des Witzes hin und her, alles dramatiſche Leben iſt jedoch erfroren. Kein einziges von den drei Volksbühnen trägt einen reinen Volkscharakter. Das Leopoldſtädter-Theater käme ihm noch zunächſt, wenn es nicht zu den verzerrteſten Mißgeburten franzöſiſcher Faubourg-Theater, zu dem leerſten Vaudeville-Schaum hingedrängt würde. Uebrigens hat dieſes Theater eine Stütze an Neſtroy, welcher die geſunde Poſſe nicht ganz durch die verpeſteten Vaudevilles zerſtören läßt. Das Theater an der Wien befindet ſich in einem krampfhaften, pathologiſchen Zuſtand, es wird durch ein Syſtem erhalten, welches nicht für die Länge ausreichen kann. Es wird nämlich durch Gäſte erhalten. Selbſt einige ſeiner engagirten Mitglieder wie Staudigl, und Jerrmann, gehören gleichſam nicht zur Familie, ſondern haben noch immer einen gewiſſen fremden Schein behalten, man glaubt nicht, daß ſie bleibend dieſer Bühne angehören werden. Hauptſächlich bringen aber erſt gaſtirende Künſtler Leben und Bedeutung in die Vorſtellungen, bald muß das Mezza voce Piſcheks zum Lokkät werden, bald das liebliche Lied der ſchwediſchen Nachtigall ertönen, bald die Tongewalt Mayerbeers das Publikum herbeitrommeln. Immer iſt es etwas Fremdes, das den Vorſtellungen dieſes Theaters Intereſſe verſchafft, es iſt vielleicht die einzige Bühne die gar kein Repertoir hat. Das Theater in der Joſefſtadt endlich wollen wir lieber gar nicht betrachten. Wir könnten hier nicht von dramatiſchen Darſtellungen ſondern blos von den Verdienſten des Dekorateurs und Balletmeiſters reden. Die Dichtung iſt hier ſtets nur Erklärung der Dekorazionen und Tänze und man gibt den Zauberſchleier hundert Male hintereinander, damit ihn alle Welt kenne und ſich die wandelnde Schlußdekorazion beſehe und ſich an den Sprüngen und Bliken der Tänzerinnen erwärme. Dann werfen wieder Jongleurs ihre Kugeln und Taſchenſpie-

leresien, und Nebelbilder erfreuen die Kinder. Dies ist ein kurzer Blik auf die Bühnenverhältnisse Wiens. Halte uns Niemand für blind, wenn wir nicht Alles berühren, was sich sagen läßt. Manches darf man leider nicht sehen. Es wäre ungerecht zu behaupten, es sei hier schlechter als sonst irgendwo bestellt, die deutsche Bühne hat überall faule Flecken. Aber ob wir auf eine bessere Zukunft unserer Theaterzustände hoffen dürfen? Ich glaube nicht. Jede unserer Bühnen hat einige ausgezeichnete Darsteller, die sich jedoch alle schon im vorgerükten Alter befinden, und wenn diese einmal zu wirken aufhören, so weiß ich nicht, wie es mit unsern Theatern bestellt sein wird.

S. E.

Aus den Papieren eines Bücherwurms.

1.

Als Stranitzky seinen Nachfolger Prehauser dem Wiener Publikum zum ersten Male vorstellte, fiel dieser auf die Knie und bat die Zuschauer fußfällig um Gottes Willen über ihn zu lachen.

2.

Im Jahre 1783 wurde im Kärnthnerthore „der Hanßhahn“ aufgeführt, wobei die Schauspieler als Hähne und Hennen erschienen und ihre Arien krähten und gackerten. Indessen ist nebenher bemerkt, die Idee zu einer solchen Hahnkomödie, schon eine alte. Im Jahre 1514 erschien in Wien ein Buch, das den Titel führte: Joachimi Vadiani Helvetii Mythicum Sintagma cui titulus Gallus pugnans, worin ein Kampf zwischen den Hühnern und Hähnen geführt und dann von den Kapaunen die Entscheidung gegeben wird. Aber die Geschmaklosigkeit, eine solche Komödie auf die Bühne zu bringen, war erst diesem Jahre vorbehalten.

3.

Wiener Theaterzettel vom Jahre 1767: „Heute Dinstags den 29. Dezember 1767 wird auf dem kaiserlichen privilegirten Theater nächst dem Kärnthnerthor aufgeführt werden, eine wohlintriguirte, überaus lustige und sehenswürdige Hauptburleske, betitelt: die größte Thorheit der Welt ist eine ungegründete Eifersucht zwischen vernünftigen Eheleuten, mit Hanswurst, einem lustigen Gastwirth, eifersüchtigen Ehemann, lächerlichen Procurator des Hausfriedens, neumodischem Frauenzimmer, Hochzeitbilder und brutalem Trakteur.“ Die Theaterzettel waren damals sehr groß und mit Karrikaturbildern überhäuft.

Einigemal wurde es eigends auf den Zetteln bemerkt, „daß in diesen Stüken Harlekin nicht erscheinen, und daß der Inhalt dieses Trauerspiels sehr rührend und die Verstellung den Zuschauern Thränen entreißen würde,“ dann waren aber auch alle Bänke leer. Wenn der „Jackerl zu St. Marx,“ die „drei Hanswurften von Salzburg,“ „Basilico de Bernagosse,“ „die Macht der Fee Galaktine,“ „die galante Pilgerin oder zwei Hanswurften“ und andere Schellenkappenstüke angekündigt wurden, dann waren die Räume zu eng und die gemeinsten Zoten wurden angewiesert. Wenn der Teufel mit einer Schafblase oder ein papierner Drache an vier Leinen oder eine Menge Balletänzer als Hunde verkleidet die Bretter betraten, dann gab's ein „Gaudium.“ Ein gleichzeitiger Schriftsteller schrieb, „die Pariser Marionettenspiele würden sich schä-

men, solch verständloses Zeug aufzuführen, wie es auf vielen Schaubühnen Deutschlands wie in Wien, das Herz und den Beifall der Nation erringen. Welche niedrige Stellung damals die deutschen Schauspieler einnahmen, möge aus einem gleichzeitigen Werke ersehen und daraus gefolgert werden, daß auch dieser Umstand eben nicht geeignet war, die deutsche Bühne zu heben. Dem deutschen Schauspieler werden in Wien zwar auf seinem Sterbelager die Sakramente nicht verweigert, aber es sind auch nur wenige Häuser, die sich über das Vorurtheil wegzusetzen und ihm den Eintritt zu gönnen das Herz haben. Wo es ja geschieht, da geschieht es allenfalls auf den Fuß eines Lustigmachers und Hausschalken, welche Rolle einem ehrlichen Manne sehr sauer werden muß. Die Geringschätzung der Nationalschauspieler fällt desto furchtbarer in die Augen, weil man die französische Tragödie mit aller Unterscheidung empfängt, und beinahe möchte ich sagen, auf eine läppische Weise vergöttert. Da wo der deutsche Schauspieler in der Ecke eines Vorgemaches mit der Livrée verwegt wartet, bis er das Glük haben kann, den ihn übersehenden Vornehmen den Saum des Kleides zu küssen, da wird der Franzose, dessen Unverschämtheit ich und Sie kennen, unangemeldet eintreten und mit einer Umarmung empfangen werden. In den unbedeutendsten Dingen ist diese Unterscheidung beobachtet. Der fremde Schauspieler z. B. kleidet zum Schauspiele sich bei einem Wachslichte an, der deutsche mag bei einem übelriechenden Talglichte zufrieden sein, eine Kleinigkeit für sich selbst betrachtet, aber nicht mehr eine Kleinigkeit, sobald es die Geringschätzung gegen den Nationalschauspieler vermehrt. Zwar kann sich der Adel über dieses sein Verfahren nur zu sehr rechtfertigen. Es ist nicht möglich einen Menschen zu Mittag an die Tafel des Herren zu ziehen, der Abends in einem Bierhause mit dem Kutscher eine Wette trinkt, und im Durchschnitt ist dieses Beispiel und zu allgemein auf die deutschen Schauspieler anpassend. Aber wenn niemals irgend ein Anfang gemacht wird, so muß man die Hoffnung einer jemaligen Verbesserung fahren lassen." Später kamen die Schauspieler zu besserem Ansehen. Im Jahre 1756 übernahm Kaiser Josef das Burgtheater unter seinen unmittelbaren Schutz. Es wurden bessere Stüke gegeben, worauf sogleich die Logen ihre Abonnenten verloren, und das Theater schlecht besucht wurde. Kaiser Josef sagte bei solchen Gelegenheiten, „nur so fortgefahren, sie werden schon kommen." Wenn ein Schauspieler sehr gut spielte, schenkte er ihm oft den ganzen Betrag der Einnahme. — Zur Ermunterung wurden in den Gemächern, die von der Burg zum Theater führten, die Bildnisse der Schauspieler in ihren besten Rollen aufgehängt.

4.

Gagen der Schauspieler im vorigen Jahrhundert. Der berühmte Kurz erhielt für eine Burleske mit Arien sechs Gulden, ohne Arien nur drei Gulden, aber bei jeder Wiederholung dasselbe. Für einmal in die Luft geflogen, einen Gulden (es baumelten nämlich bei jeder Posse einige Schauspieler wie Hängeleuchter an Stricken in der Luft) ins Wasser gesprungen, einen Gulden; empfangene Prügel 24 Kreuzer, Ohrfeigen 3 Kreuzer; Fußtritt 24 Kreuzer; da in dieser klassischen Theaterepoche sehr viel Prügel ausgetheilt wurden, so mögen die Schauspieler gute Einnahmen gemacht, und für das Geprügeltwerden mehr Gage erhalten haben als für das Spielen.

5.

Wiener Theaterpreiſe im vorigen Jahrhunderte. Im Jahr 1772 waren die Abonnementpreiſe für eine Loge im deutſchen Theater im erſten Stok jährlich ſechshundert Gulden, im zweiten Stok fünfhundert Gulden, im franzöſiſchen Theater ſiebenhundert Gulden, Parterre noble monatlich 21 Gulden, jährlich 150 Gulden; geſperrter Sig monatlich 25 Gulden, dritter Stok monatlich 15 Gulden, jährlich 100 Gulden; zweites Parterre monatlich 9 Gulden, jährlich 60 Gulden.

Die Armen.

Kürzlich hatte ich einen erſchütternden rührenden Anblik, der mir noch unverſöhnt in der Erinnerung liegt. Es war ein ſchneidend kalter Tag, und ich wandelte zum Stadtther hinaus, da ſah ich auf dem Glacis ein altes Weib niedergekauert hoken, ohne alle Bewegung, wie erfroren. Erloſchene Augen, herbe Geſichtszüge, ein furchtſamer, feiger Blik, ich erkannte die wahre Lirve des Unglüks. Auf ihrem Schoße hatte ſie ein Bret und auf dieſem ſtanden allerlei Figuren, mit wahrer Kunſtloſigkeit gemacht, einige Schäfchen, mit Kalk übertüncht, vier Holzſtifte als Füße; dann einige Hühne, nur der rothe Lappen am Kopfe verrieth ſie; noch einiges Spielwerk, nicht einmal geeignet, einem Kinde zu gefallen. Arme Alte, früher mochteſt du von dem Verkauf dieſes roh gearbeiteten Spielzeugs leben können, der raſch fortwallende Strom der Bildung, der gewaltige Maſchinentrieb hat ſogar auf dich eingewirkt, hat dich um deinen Erwerbszweig gebracht. Nur arme Leute, die es nicht wiſſen, daß man dort in der glänzenden Kinderſpielereiwaarenhandlung ebenſo billig und weit ſchöner gearbeitet, dasſelbe Figürchen erhält, mögen hin und wieder für den Groſchen, den ſie ſich abhungern um ihren Kindern eine Freude zu machen, bei dir einen kleinen Einkauf machen. Aber das Holz iſt theuer und das Brot ſo winzig klein, das Geld kehrt ſo ungern bei den Armen ein, gewiß kauft man dir äußerſt ſelten eine deiner unanſehnlichen, lächerlichen Figuren ab.

Die unbarmherzige Kälte hatte auch mich unbarmherzig gemacht; ich war vorübergegangen. Wie mich aber der Wind eiſig kalt anblies, kam mir der Gedanke umzukehren; ich ſchämte mich vor ihr, endlich überwand ich mich und eilte zu ihr. Sie rief mir zu, ich möge ihr etwas abkaufen. Ich gab ihr ein Geldſtük zum Geſchenke und fragte, ob ſie wohl heute ſchon viel Geld eingenommen habe. Vier Groſchen, erwiederte ſie. Ich fragte, was ihr ganzer Kram koſte. Zwölf Groſchen war die Antwort. Schrekliche! Einen ganzen Tag in dieſer großen Kälte zu ſitzen, und ein Waarenlager im Werth von zwölf Groſchen zum Geſchäftsbetriebe zu haben. Ich mußte fortrennen. Welch eine Kluft zwiſchen dem erſten Großhandlungshauſe Wiens und dieſem alten Weibe! Gibt es eine größere Verdammniß auf Erden als die Armuth? Was das Menſchenleben ſchön und groß macht geht dem Armen verloren, keine freiere ſelbſtſtändige Regung kommt in ihm auf. Wie kann man nur Muth haben zu verſchwenden? Wie viele Menſchen können mit den Koſten eines einzigen Balles leben, ja was bisweilen nur ein Hund zu ſeiner Erhaltung bedarf, wäre geeignet eine hungernde Familie ein ganzes Jahr zu erhalten. Zu ſchrekliche berühren ſich die Gegenſäze, als daß eine Vermittlung derſelben zu denken wäre.

Die Macht des Geldes greift immer greller um ſich, ſie entſittlicht die Maſſen, verdunkelt den Menſchenwerth, verbreitet Stolz, Mißtrauen, Neid und Habſucht. Aber andererſeits ſind die geſchichtlich wichtigſten Zeitalter jene, wo eine große Verarmung eintritt und wo die Gegenſätze des Lebens ſchroffer auftreten. Dann herrſcht eine allgemeine Aufgeregtheit im Reiche des Geiſtes, friſche, keke Ideen treten hervor, eine Erfindung jagt die andere, jede Wiſſenſchaft tritt dem Leben näher, unfruchtbare, grillenhafte Unterſuchungen mögen ſich nicht hervor und der Ernſt und die Würde des Lebens ſo wie der Pulsſchlag der Geſchichte wird tiefer empfunden. Auch tritt die Anmaſſung in ſolchen Zeiten mehr zurük und die natürliche Gleichheit der Menſchheit wird eher empfunden. Alle dieſe poſitiven Seiten der Armuth treten jedoch zurük, wo drükende Noth den Geiſt ängſtigt, ihn ſtets auf das Kleinlichſte und Gemeinſte zu ſorgen nöthigt und nie den reifen großen Begriff der Menſchheit in ihm auftauchen läßt. Da verſiegen alle Springquellen geiſtiger Kraft, thieriſcher Selbſterhaltungstrieb wirbelt die ſchmuzigſten Empfindungen durcheinander und ein ſtumpfes verzweifeltes Brüten, von deſſen Schrekſichkeit ſich kein Bewittelter eine Vorſtellung machen kann, packt die Seele.

Wie in der Natur ein ſtetes Sterben Statt findet, welches ſie aber unter lauter Erſcheinungen des Lebens verbirgt und ſtets auf Gräbern Roſen wachſen läßt, ebenſo verkriecht ſich auch das Elend der Menſchen hinter dem ſtarren Luxus des Reichthums. Es iſt gräßenhaft, allenthalben nur die Anzeichen des Reichthums wahrzunehmen und doch zu wiſſen, daß die hungerbleiche Armuth zuſammengepfercht aus dumpfen Kammern auf die Straße herabblikt, wo die glänzenden Karoſſen dahinrollen. Beſonders in den Hauptſtädten wo die Luſt ihr Füllhorn weit ausſchüttet und das Vergnügen in tauſend Farben auftritt, bietet auch die Armuth alle ihre Schrekniſſe dar, bluten die meiſten Wunden des Elends. Hier jauchzt die Luſt in bachantiſchem Taumel und leert alle Freudenbecher und daneben wimmert das Unglük. Dieſe Pole des Lebens rütteln am meiſten die Fantaſie und das Denken wach und der Staatsmann wie der Dichter findet hier am meiſten Anregung.

E.

Inhaltsverzeichniß.

I. Novellen und Charakterbilder.

Seite.

Anna. Novelle von Friederich Hebbel 3

Der Schneidermeister Tobias Schlägel auf der Freudenjagd. Novelle von Friederich Hebbel 9

Ferdinand Raimund. Materialien zu seiner Biografie. Von Ludwig August Frankl 18

Andrews. Episode von Sigmund Engländer 25

Der Paukdoktor. Von Rupertus 37

Faustin. Novelle von Sigmund Engländer 57

II. Gedichte.

Paraphrase. Von Bauernfeld 8

Der spukende Amtmann. Von J. N. Vogl 55

Schnee. Von Sigfried Kapper 117

III. Literatur und Kunstskizzen.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der bildenden Kunst in Deutschland 44

Die Musik der Gegenwart. Skizzen von Franz Gernerth 49

Aus dem Tagebuch eines Wiener Literaten. Von Sigmund Kolisch 101

Die Volksnovelle. Von Sigmund Engländer 107

Seite.

Das Geheimniß der Form. Von Sigmund Engländer . 110
Das Schlechte in der Literatur. Von Sigm. Engländer 115

IV. Bluetten.

Johann Strauß und seine Geige. Von J. S. Tauber . 118
Wiens Theaterwesen. 119
Aus den Papieren eines Bücherwurms. 123
Die Armen. 125

Der Salon.

Mittheilungen

aus den Kreiſen

der

Literatur, Kunſt und des Lebens.

Unter Mitwirkung geachteter Schriftſteller

herausgegeben von

Sigm. Engländer.

II.

Wien 1847.

Verlag von Wiltenbecher, Siegel und Kollmann.

Inhaltsverzeichniß.

Seite.

Des Herrn Pfarrers Dose. Geſchichte von Joſef Rank . . . 1
Eine Pflicht. Drei Schikſale. Von Friedrich Hebbel . 14 15
Mittheilungen. Von Ernſt Freiherr von Feuchtersleben . . 15
Der Soldaten-Chor und das Echo. Von Franz v. Holbein 21
Was bleibt? Von Andr. Schumacher 23
Erinnerungen aus dem deutſchen Norden. I. Hamburg . . 23
II. Berlin 33
Stille Hingebung. Ungerechte Klage. Von Karl Hugo . 45 46
Die ſchweizeriſchen Volksſagen. Von A. v. Sprecher-Bernegg.
1. Graubündten 46
Trutznachtigall. Ein Fehdebrief von Heinr. Ritter von Levitſchnigg 60
Aus Italien. I. Ein Beitrag zu einer wiſſenſchaftlichen Darſtellung des italieniſchen Fuhrweſens 65
II. Die Literatur auf der Gaſſe 72
Dichterzorn. Von Ludwig Foglár 79
Ueber die Zukunft der ſchönen Literatur in Ungarn . . 81
Die neueſte franzöſiſche und engliſche Literatur . . . 83
Ueber die Fortſetzung von Alexander v. Humboldts Kosmos 89
Meyerbeer und Jenny Lind 92
Der Schutzverein in Hernals 96
Gedicht von Th. Stamm 98
Die Geiſtreichen Wiens 99
Ueber den gegenwärtigen Zuſtand der Muſik in Deutſchland 101
Diogenes mit der Drehorgel. Aus meinem Tagebuche, von Fernand 106
Im Duz. Lebensbilder von Wolfram Bucher 112
Von den drei braven Reitern. Ein Kriegesdenkmal, von Rupertus 119
Miniaturen. Von J. P. Lyſer 121

Des Herrn Pfarrers Dose.

Geſchichte

von Joſef Rank.

Der Herr Pfarrer ging in ſeinem Studierzimmer mit ernſten Schritten auf und nieder und hörte mit Aufmerkſamkeit dem Vater Stedtiner zu; beinahe eine volle Stunde ſchon dauerte die geheime Audienz.

Vater Stedtiner ſprach ſehr angelegen, ſehr beſorgt, ſehr nachdrücklich, es handelte ſich um das irdiſche und ewige Seelenheil eines Menſchen, für den ſich Vater Stedtiner ſo wohlmeinend ereiferte.

„Hm!“ ſagte jetzt der Herr Pfarrer, „alſo weder euer Ermahnen, Warnen, Drohen, noch euer Bitten will bei ihm fruchten? Was hat er euch denn für Antworten gegeben, wenn ihr mit ihm ſo geredet habt?“

„.... Dagelehnt iſt er an der Stallthüre als wie angenagelt und hat ſeinen Tauben auf dem Dach zugeſehen, oder iſt auf dem Futtertrog geſeſſen und hat den Roſſen geſchnalzt, oder hat den Hut aufgeſetzt, nicht „ja“ und nicht „nein“ geſagt und gleich drauf iſt er mitten unter den kleinen Buben ge'eſſen und hat ihnen Peitſchenſchnür gedreht. Neulich ſag' ich, er ſoll ein wenig wurmen, der Kirſchenbaum, ſag' ich, geht uns ſonſt noch ganz zu Grund; denk' ich mir, daß ich ihn recht über mir hab' und daß er mir ja nicht auskann, wenn ich anfang und halt' ihm wieder eine geſalzne Vorred'. Nun ſag' ich, Kaſchber, wie er oben iſt auf dem erſten Aſt und mit einem Stecklein die Würm in ein Sieb, das ich halt', herunterſtriegelt: Nun Kaſchber, wie ſtehts denn mit uns? Werden wir jetzt bald über die Lebererkapellen hinauskommen und ein Schweifel von einer Predig oder einen Löffel voll heiliges Meßopfer fangen? Läuten hör ich alljeden Morgen und kein Menſch kann ſich erwehren und geht hin, wie ſtehts denn mit uns Zwei'n? Werden wir nicht auch einmal wieder die Kirche von inwendig ſehen? Ich — ich geh', das weißt; aber dich mein' ich halt, Kaſchber, dich; ob denn du nicht auch einmal fortzurichten wärſt wie ein anderer Menſch? Was, glaubſt du nicht? Und wie ich noch eine Weile ſo fortthu', ſagt er auf einmal: „Bauer!“ —

„Was?“ sag' ich. — „Möchtet ihr mir das Sieb nicht selbst ein wenig heraufgeben? Ich striegl' euch viele Würm' daneben, wenn ihr's so weit drunten halt't, gebt mirs auffer.“ — Da, sag' ich, wenns dir lieber ist so, meinetwegen, da hast du's Kaschber, mir ist's auch recht. Ich schütt' die paar Würm, die noch im Sieb sind, aus und verstampf sie und gib ihm das Sieb hinauf; — kann ich auch besser reden, denk ich, wenn ich nichts in Händen hab', gut so, auch recht, so meinetwegen. Ich gib ihm das Sieb, er nimmt's; ich huft' ein wenig und richt' mich zusammen, ich muß mich schon recht ansetzen diesmal, denk ich mir, und will ihn immer z'erst scharf anschauen, wie der Herr Pfarrer vor der Predigt.....“

Hier lächelte der Herr Pfarrer —

„Was geschieht? Wie ich ihn so scharf anschauen will, seh ich ihn wie ein Eichhorn mit dem Sieb bis zum Kirschbaumgipfel aufwärts steigen und jetzt hätt' ich schon fürs ganze Dorf predigen müssen, wenn er mich hätte hören sollen..... Laß't ihn gehn und sagst ihm gar nichts mehr? denk ich mir wie ich das seh' und es hat mich schier verdrossen, oder steigst ihm nach? Ich steig' ihm nach; jetzt muß es biegen oder brechen oder es biegt und bricht nimmer mehr; was ich ihm hab sagen wollen, ist gar zu heilsam. Alsdann kehr ich mich gleich um und schau wo die Leiter ist; die Leiter sind ich in der Scheuer, in der Scheuer lad' ich's gleich auf meine Schulter, — hott! sag' ich zu mir selber wie man ein paar Stiere handume treibt — gut, so predigst du halt auf dem Baum ein bischen höher als auf dem Boden. Gut; wie ich um die Scheuer herumkomm', was seh' ich aber? Ist der Kaschber ganz und gar vom Baum herunter und sagt: Bauer! — Was? sag' ich. — Ich will doch z'erst die kleinen Bäumchen wurmen, eins nach dem andern in aller Geschwindigkeit, weil es schon Nacht wird, sagt er, der große Kirschbaum ist heute so nicht mehr zu zwingen. — Ja sag' ich Kaschber, wenn du meinst, so wurm' die kleinen Bäumchen erst, mir ist's auch recht, und trag meine Leiter schön langsam wieder in die Scheuer, denk' ich mir wart' komm ich nur zurück, ich will dir schon am Halse sitzen bis du mich nicht mehr verschleppen kannst — Gut; was geschieht aber? Ich komm zurück und stell mich als wollte ich ihm helfen; gelt Kaschber, sag ich, jetzt können wir erst mit einander reden, wie's lieb und werth ist, was? nicht? — Ja, sagt er, wenn nur 'm Christofferjosef sein Roß nicht auskommen wär'. — Wo? sag ich. — Dort, sagt er. — Wo dort? sag ich. — Nun dort, dort, sagt er und zeigt herum, daß sich keine Katz nicht ausgekannt hätte. — Ich, seh nichts, sag' ich. — Vogelbeerlaufendsapperamentowara, sagt er und stellt das Wurmsieb nieder und kommt in's Gehn und geht und geht immer stärker und kommt noch ganz und gar ins Laufen, ich seh'-aber keinen Christofferjosef

und kein Roß und bald drauf auch keinen Kaſchber mehr — das hab' ich von meiner verſalzenen Chriſtenlehr' gehabt..."

„Und ihr ſagt doch, daß er ſich ſeine Sünde zu Herzen nehme?"

Das ſag ich auch; das hab' ich die ſelbige Nacht noch geſehn. Ich bin ein wenig lang im Wirthshaus geblieben und wie ich heimgeh, ſteht er auf einmal vor mir da und wartet auf mich. — Bauer! ſagt er. — Was, ſag ich, biſt du auch noch da, Kaſchber? — Ich wart' auf euch, ſagt er. — Warum denn das? ſag ich. — Ihr werdet ſchön zornig ſein auf mich, ſagt er. — Ich? ſag ich; z'wegen meinſt du denn? — Weil ich dem Chriſtofferjoſef ſein Roß geſehn hab' geſtern. — Deßwegen? ſag ich; jaja, da ſiehſt du halt Allerhand, wenn ich mit dir reden will. Sag mir nur Kaſchber, ſag mir aufrichtig, willſt du denn gar nicht mehr anders werden? Deine Arbeit thuſt du, ich könnt nicht klagen; ein braver Knecht biſt du, ich wünſch' mir keinen andern, das muß ich ſagen; du biſt vor der Sonne auf und legſt dich erſt wieder nach der Sonne nieder; du gehſt in kein Wirthshaus und auch ein ganzes Jahr ſchon zu keinem Spielmann nicht; du haſt keine Schulden und nimmſt von deinem Lohn keinen Kreuzer voraus, nicht einmal Tabak magſt du rauchen — das Alles wäre recht und heilſam, aber du gehſt in keine Kirche Kaſchber, und das iſt dein großer Schaden; am End iſt doch der Himmel mehr werth als das Alles. — O laß mich gehn, ſagt er, mit mir und der Kirche iſt's doch für immer aus. — Warum? ſag ich hitzig. — Es iſt einmal zu ſpät, ſagt er, ich ſehe keine Kirche mehr! — Teufel owara! ſag ich, warum denn nicht? Was? Gar nimmermehr willſt du eine Kirche ſehn? Chriſt, Heid, Türk! Was biſt du denn nacher, was willſt du ſein? — Ich bin ſo ſchon zu oft ausgeblieben, ſagt er, jetzt gings doch ſo nimmermehr. — Wer ſagt denn das? — Nehmt nur den Pfarrer an, was ich nur mit dem zu thun hätte, wenn er dahinterkäm', daß ich ſo lange in keiner Kirchen geweſen bin; und ſagen müßt ich ihms doch, wenn ich wieder umkehren wollt'. — Ah ſo, ſag' ich; du möchteſt halt auch noch bezahlt werden für deine Sünd; nun ja, das wär' ſo übel nicht. Aber geh du nur hin und ſags dem Herrn Pfarrer; laß ihn nur ſchrein und wettern, verdient haſt du's, ſo hör' es auch an und merk' dir's, auf keine Weiſ' iſt's anders gut zu machen. — Nein, nein, ſagt er, ich geh' nicht; was könnt' es auch helfen? In die Kirche wär' ich doch nimmer zu bringen; ich thu's nicht. — Nacher, ſag ich, weißt du was? — Was? ſagt er. — Nacher kannſt du mein Knecht nimmer ſein...."

„Da ſeh ich noch immer keine Reue, lieber Stedtiner."

„Ja, weil ſie erſt kommt, Hochwürden. Auf das ſind vierzehn Tag vorübergegangen und mein liebes Knechtlein hot wieder keine Kirche geſehen, iſt mittlerweil' am

Sonntag Vormittag im lieben Sonnenschein unter seinen Tauben herumgestiegen oder auf dem Heu gelegen oder zwischen den Feldern hergegangen, und wenn ihm ein Mensch begegnet wär, dem ist er ausgewichen. Jetzt ist die Zeit gekommen und er hätte aus meinen Dienst sollen; das ist gestern gewesen. — Bauer, ist er zu mir gekommen, muß ich aus euerm Dienste fort? Kann ich euer Knechtlein nicht mehr bleiben? Heute ist der Tag, sagt mir's noch einmal. — Kaschber, sag' ich, du mußt aus meinem Dienste fort, ich sehe nicht, daß du dich bessern willst; du hast wieder vierzehn Tage nachdenken können, aber hast noch immer keine Kirche gesehen; so gehts mit uns nicht länger. — Auf diese Antwort ist er betrübt von mir fort gegangen, hat seine sieben Sachen eingepakt und ist verschwunden, ich habe schon gemeint, er habe sich ein Leid gethan und ich werde ihn gar nimmermehr sehen; bis er heute in aller Früh auf einmal vor mir steht und zu mir sagt: Bauer! — Was, sag' ich, du hier? — Ja ich, sagte er. — Nun mich freut's, sag' ich, du bist ja gestern fort, man hat gar nicht gewußt, wohin? Grad wie die Wilden sollten wir doch nicht von einander gehn. — Ja, sagte er, ich hab' mir's auch überlegt, ich kann lieber gar nicht fort. — So hast du dir zu Herzen genommen, sag' ich, was ich dir wie ein Vater wohlgemeint und gerathen habe? — Ja, sagt er. — So willst du wieder in die Kirche gehen und dem Herrn Pfarrer deine Sünd' bekennen? — Ja, sagt er und schlagt die Augen nieder. — Nachher sind wir wieder gut Freund, sag' ich, und wir bleiben beisammen. Wann willst du zum Herrn Pfarrer? Du mußt je eher je lieber. — Ich geh' heut' noch, sagt er. — Da ist mir gleich eingefallen, daß ich voraus gehen muß und Euer Hochwürden davon sagen; wie ich fort bin vom Hause, hat er sich auch schon die Hände und das Gesicht im Bach gewaschen, es wird nicht lang mehr dauern, Hochwürden, werden wir ihn kommen sehn."

„Sagt, lieber Stedtiner, wißt ihr denn gar keinen Grund, warum der Bursche angefangen hat, den Gottesdienst zu versäumen?"

„Wenn mir recht ist, so hat er da mit einem Mädel schon lange her zu schaffen gehabt, und das Weibsbild ist ihm, wie mir scheint, kürzlich auf einmal untreu geworden, und dahinter muß er gekommen sein. Erst ist er wie ein Wilder in meinem Haus herumgefahren, hat Alles angeschnauzt, was ihm im Weg gekommen ist, hat mir den Kindern schon kein gutes Wort mehr geben wollen, und hat mir selber allerhand Grobheiten nicht verspart, bis er auf einmal wieder nachgelassen hat und still und traurig geworden ist, und zu meinem Verwundern das Kirchengehen aufgegeben hat; ich habe schon gar geglaubt, er hat dem lieben Himmel damit einen Arger anthun wollen."

„Seh' ich recht, so kommt er dort," sagte der Herr Pfarrer, durch das Fenster blikend.

„Ja, Hochwürden, der iſt's auch," beſtätigte Vater Stedtiner.

„Schaut, daß ihr aus dem Pfarrhof kommt, ohne daß er euch erblikt."

„Ich will hinter der Gartenmauer warten, bis er herein iſt; aber ich bitte, Hochwürden, nur ſtreng, nur ſtreng! Der Burſch muß wieder auf den rechten Weg, es iſt ein guter Burſch, aber da hilft nichts, er muß angefahren werden." Jemand klopfte, der Herr Pfarrer ſagte: „Herein!" Ein Pfarrhofnachbar trat herein. Bei deſſen Anblike verdüſterte ſich des Herrn Pfarrers Stirne ſehr bedenklich, und Vater Stedtiner dachte: Das kommt gerade recht; mit dem wird ſich Se. Hochwürden, der Herr Pfarrer, erſt brav verwettern, dann kommt ihm der Kaſchber gerade recht in den Wurf; o es darf ſchon auch hageln mitunter, diesmal iſt gar nichts zu viel. In ſolchen Gedanken verließ Vater Stedtiner die Studierſtube des Herrn Pfarrers, ſchlich durch die Hofpforte nach dem Garten und durch den Garten bis an die Gartenmauer, wo er ſich ſo aufſtellte, daß er den herankommenden Kaſpar wohl beobachten konnte, ohne ſelbſt geſehen zu werden.

Kaſpar kam den langen Weg daher, ernſten Schrittes, den Hut über die Augen tief herabgedrükt, die linke Hand in der Hoſentaſche und die rechte ſchwerfällig vor- und rükwärts lenkend; es arbeitete gewaltig in ſeinem Gemüthe, denn er ſah ſich ſchon im Geiſte arg verwikelt in ein Geſpräch mit Sr. Hochwürden, dem Herrn Pfarrer. Wenn wir in das ſchwermüthig-heftige Hinundherfahren ſeiner Empfindungen und Gedanken einige Methode bringen wollten, ſo dürften wir etwa Folgendes im Zuſammenhange erfahren: „Ihr, Herr Pfarrer," hörte er ſich ſelber ſchon zu Sr. Hochwürden mit bitterem Lächeln ſagen, „mit euch redet ſich ein Bürſchlein wie ich nur hart; wir verſtehen Einer den Andern nicht recht. O was wiſt denn ihr? Ihr lebt ja ſchon gar nicht wie ein anderer armer Menſch. Ihr ſteht auf und legt euch nieder in lauter heiligen Sachen nur ſo dahin, ihr eßt gut, ihr trinkt gut, ihr ſchlaft gut, wo ihr hinkommt, da rennt man ſchon von Weitem und macht euch alle Thüren auf und ſchmazt euch die Hände, ſticht euch Hühner und Tauben ab und köchelt und kocht was gut und theuer iſt. Wer euch etwas zu Liebe thut, der thut es gern, thut ein gutes Werk damit; ihr habt Alles: ein ſchönes Haus, das ſchönſte Gewand, immer gewichſte Stiefel mit guten Sohlen daran, in euern Büchern ſtehts auch geſchrieben und gemalt, ſchwarz und roth gedrukt, lateiniſch und verdeutſcht: ſo iſt's, ſo ſoll's ſein, ſo wär's halt in der Ordnung, handle ſo und ſo und du wirſt heilig. Morgens in aller Früh könnt ihr ſchon in ein ſolches Buch hineinguken, dann leſ't ihr eure heilige Meſſe, und die wirft euch auch nicht wenig Segen ab und in Himmel habt ihr auch näher als ein anderer Menſch. Nichts vor ungut; aber ſo iſt es. Habt ihr auch ein Verlangen nach Etwas

und es wär' für euch nicht zu haben? Sagt Jemand „nein," wenn ihr „ja" ſagen wollt? Da denk' ich mich nun gleich daneben. Ich könnt' vergehen. Mein Vater iſt todt, meine Mutter iſt todt, von meinen Brüdern und Schweſtern iſt keines mehr da; hab' ich deßwegen mein Herz voll Meſſer? Weh thut es, lieber freilich wär' es mir, wenn zum wenigſtens Eines noch dawär', aber es iſt einmal ſo, und das kann einem Jeden geſchehn, auch euch. Das iſt's nicht, davon red' ich nicht. Aber ſagt mir, was iſt ein Menſch wie ich? Für was wird er herumgeſtoßen wie ich? Für was legt er ſich nieder, für was ſteht er auf? Für was ſchindet und plagt er ſich? Für was ſpart er und dient er? Wird er auch einmal ein Haus haben? Wird er auch einmal Ruh und Frieden haben? Wenn er ein wenig um und um ſchaut, was gehört ihm denn als ein einziges gutes Gewand und ein Paar gute Sonntagsſtiefel? Ein Pfarrer — ein Pfarrer hat kein Weib, darf keins haben, braucht auch keines, er hat andere Sachen genug; wir Sündenkinder aber ſind gar niemals zu arm, und dürften die Fetzen und Trümmer von unten und oben herunter hängen — ein Weib ſollte halt dennoch ſein, ein Weib möchten wir dennoch haben! Kann ich mit euch reden davon? Nein, nein, das verſteht ihr wieder nicht, nur ſoviel ſag' ich: ein Bürſchl wie ich redet ſich hart mit euch, wir verſtehen Einer den Andern nicht recht, ihr könnt euch nicht denken, wie mir iſt, ich kenn' mich in euch nicht aus. Redet jetzt in mich hinein, was Platz hat, ich lehn' mich nur an und denk' mir mein Theil. Ich red' mich nur leicht mit Einem, der nicht beſſer daran iſt als ich. Schreit, ſtampft, verflucht mich nur — tauſchen wir mit unſerm Leben und in einem Jahr wollen wir wieder davon reden."

So gefaßt und tapfer dieſe Sprache auch klingen mochte, dem Kaſpar klopfte doch das Herz immer höher, je näher er dem Pfarrhofe kam; aber je banger ihm das Herz klopfte, um ſo düſterer rüſtete er auch ſeine Gedanken zum Widerſtande. Er ging deshalb immer langſamer, um für alle Fälle eine gefaßte Antwort fertig zu haben.

Schon in ziemlicher Entfernung hörte er lebhafte Stimmen aus dem Pfarrhofe dringen, und als er etwas aufmerkſamer hinhorchte, erkannte er darunter ganz deutlich die zornige Stimme des Herrn Pfarrers. Er blieb einen Augenblik ſtehen und wankte. Die Stimme, welche er ſtets mit Andacht, Bewunderung, Furcht, Rührung und Liebe in der Schule, in der Kirche von der Kanzel, vom Altare, im Beichtſtuhle angehört hatte, verfehlte jetzt eine erſchütternde Wirkung auf Kaſpar's Seele nicht. Dieſer Stimme ſollte er nun trotzigen Widerſtand bieten, und ihr bloßer Klang durchdrang und durchrüttelte ihm doch ſchon alle Glieder. Es fehlte nicht viel, daß ſich ſeine tapferen Gedanken und Vorſätze in wilde Flucht auflöſten und ſeinen vorwärts gerichteten Schritt unaufhaltſam rükwärts wieder nach Hauſe lenkten. Aber noch im entſcheidenden

Augenblike ergriff ſein Muth die halbgeſenkte Fahne und ſchwang ſie hoch über ſeinen entmuthigten Gedanken, ſo daß ſich dieſe nach und nach wieder ermannend um dieſelbe ſammelten. So ging es nach einer kurzen Raſt wieder vorwärts; Kaſpar zog den Hut noch tiefer über die Augen, ſeine Schritte wurden zwar immer noch langſamer aber doch entſchiedener, bis er etwa noch zwanzig Schritte vom Pfarrhofe entfernt war. Hier machte er wieder Halt, um gleichſam noch eine letzte Heerſchau über ſeine tapferen Gedankentruppen zu halten und in einer kurzen Feldherrnrede das Gewiſſe: „Kinder vorwärts, mir nach!“ anzubringen. Er drükte hier zum dritten Male ſeinen Hut tiefer in die Augen und ermuthigte ſein Herz ungefähr durch folgende Gedanken: „Ich weiß was ich weiß. Da ſoll nur ja kein Menſch glauben, daß ich mich ſchreken laſſe. Ich hab' zu viel gelitten, und zu bekehren bin ich nicht mehr.“ Ein heftiger Zornruf des Herrn Pfarrers durchſchütterte ihn in dieſem Augenblike wieder und er konnte nicht verhüthen, daß ſich einige Linienregimenter ſeiner Gedanken wirklich auflöſten und in Scharen deſertirten. Mit einem ſchwermuthsvollen: „Kinder, mir nach!“ führte er hierauf den Reſt ſeines Heeres todesmuthig gegen den Pfarrhof vor. An der Pfarrhofpforte machte er zum dritten Male Halt, zog zum vierten Male ſeinen Hut tiefer über die Augen und ſendete ſein Gehör vorwärts ins feindliche Lager, um zu erfahren „was die Feinde ſchmieden.“ Hier wendete er ſich auch noch einmal an ſeine tapferen Empfindungen, welche blaſſen Antlitzes ihm treu geblieben waren, und hielt es für gut, noch einmal einige letzte Worte an ſie zu richten: „Kinder,“ hätten ſeine tapfern Worte in der Soldatenſprache ungefähr gelautet: „Kinder, meine Kinder! haben wir noch nicht genug leiden müſſen in dieſem Leben, daß wir uns jetzt auch noch ſchlagen müſſen auf Tod und Leben? Es iſt doch ſehr traurig; es iſt doch zu viel. Allein, meine Kinder, wir wollen lieber auf dem Schlachtfelde ſterben als auf demſelben untergehen.“ In Folge dieſer Anrede löſte ſich das achte Regiment Hohenſchwangau-Küraſſiere auf und riß den ganzen Nachtrapp mit ſich fort; deſto feſter hielt ſich aber der Reſt von Kaſpar's Muth zuſammen und wanken Knies ſtieg er und das dunkle Heer ſeiner murrenden Gedanken nun die Stufen aufwärts nach der kühlen Vorhalle des Pfarrhofes.

Drinnen in der Studierſtube des Herrn Pfarrers war der Streit indeſſen auf das Erbitterſte geſtiegen. Sr. Hochwürden war außer ſich, einen Menſchen vor ſich zu haben, der ſich wie ein unverrükbarer Fels vor ihn hingepflanzt hatte, und ſich weder durch Vernunft und Güte, noch durch Ermahnungen und Drohungen über den Widerſinn ſeiner Behauptungen zurechtweiſen ließ. Der Herr Pfarrer mochte dem „be-

grifſtützigen“ Nachbar etwas zugeben oder es beſtreiten und widerlegen — dieſer erwiederte nur immer mit bewundernswerther Ruhe: „Nu ja, das ſag' ich ja, das iſt ja meine Red' von alleweile her!“ Hielt ihm der Herr Pfarrer vor: „Geſtern habt ihr ja gewollt, daß ich den Grenzſtein meiner Wieſe weiter hinauf rüken ſolle?“ ſo erwiederte der Nachbar: „Sag' ich anderſt? Das ſag' ich ja!“ Setzte Sr. Hochwürden hinzu: „Nun gut, wie könnt ihr dann ſo unverſchämt ſein und heute verlangen, daß ich den Grenzſtein weiter heruntersetzen ſolle?“ ſo antwortete der Nachbar: „Sag' ich anderſt? Das iſt ja immerfort meine ewige Red', herunter muß der Markſtein kommen.“ Nachdem ſich der Streit noch um viele andere Dinge gedreht hatte, ohne einen anderen Erfolg zu haben als den immer höher geſteigerten Zorn des Herrn Pfarrers und den um ſo feſteren Glauben des Nachbars, wie recht er habe, rief endlich der Herr Pfarrer aus: „Schon gut, ſchon gut, Meierhofer, ihr werdet an mich denken. Bisher habe ich euch in Allem euern Willen gethan, weil ich geglaubt habe, ich werde euch durch Güte und Nachgiebigkeit eher auf den rechten Weg wieder zurükführen, ich ſehe aber, meine Güte iſt bei euch ſehr ſchlecht angebracht. Wenn ich euch heute etwas zu Liebe mache, ſo kommt ihr morgen und ſchreit, daß ich euch ein Unrecht angethan habe; euch thut man keinen Gefallen, wenn man gütig mit euch iſt — ſo werde ich von heute an mit euch in einem andern Tone reden. Wir prozeſſiren. Drum kommt mir nicht mehr in mein Haus; habt ihr etwas zu klagen, ſo geht nur immer gleich zur Herrſchaft, und wir wollen uns jeder alle Jahre einige hundert Gulden koſten laſſen, damit uns Recht widerfahre. So meine ich, wird's das Beſte ſein. Merkt aber wohl, daß was ich euch ſeit langer Zeit her nachgeſehen, verziehen habe, das will ich nun wieder hervorſuchen und will der Erſte ſein, der ſein Recht beim Amte ſucht, weil ich ſehe, daß ihr meine Güte nicht annehmen wollt. Merkt euch das und macht euch gefaßt. Vergeßt nicht, was ich von euch weiß, daß ihr mir ſchon öfter Nachts die Grenzſteine verrükt habt, und manchen Zaun heimlich weiter auf meinen Grund hereingerükt habt — ich habe immer geglaubt, ich werde euch durch Predigten und in der Beichte rühren, daß ihr ſelber heimlich wieder gut macht, was ihr verbrochen habt, aber da habe ich mich verrechnet, ihr kommt ja gar in keinen Gottesdienſt und euere Oſterbeichte verrichtet ihr weislich immer bei einem fremden Prieſter. Ich will euch nur Einen guten Rath noch geben: Stekt mir binnen acht Tagen meine Zäune freiwillig wieder auf die rechte Mark zurük und ſetzt mir meine Grenzſteine wieder wie ſie früher geſtanden haben, ſonſt werdet ihr im Gefängniſſe euere Sünden bereuen müſſen; — ferner fangt bei Zeiten wieder an, den heiligen Gottesdienſt zu beſuchen. Da hat euere Sünde anzefangen. Erſt habt ihr eine Predigt um die andere verſäumt, dann

auch eine heilige Messe um die andere, ihr seid immer unzufriedener mit euch selbst geworden und habt angefangen, die Leute zu neken und zu plagen; weil in euerm Herzen keine Ruhe gewesen ist, habt ihr auch andern Leuten keine Ruhe vergönnt, zuerst habt ihr mit dem einen Nachbar Zank angefangen, dann mit dem andern, das ganze Dorf ist euch deshalb schon feind und nun kommt, ihr unverschämter Mann, auch noch zu mir, um mir das Leben zu verbittern! Macht fort und geht nach Hause! Binnen acht Tagen, sag' ich, muß Alles gut gemacht sein, oder ihr werdet schwer zu büßen haben. Merkt euch's und versäumt nicht länger den Gottesdienst, sonst wird es euch hier und dort schlimm genug ergehen!" Nach diesen Worten ging der Herr Pfarrer mit raschen Tritten in das Nebenzimmer und machte die Thüre hinter sich heftig zu. Es folgte eine Todtenstille in der Studierstube, bis nach einer Weile der Meierhofer schwer ausschreitend sich der Thüre nach der Vorhalle näherte und schweißglänzenden Angesichts heraus kam; ein Lächeln des Sieges und doch auch der Erschütterung schwebte um seinen Mund, er sagte noch, indem er von der Vorhalle auf den Anger hinaustrat, vor sich hin: „Das ist ja ewig meine Rede; sag' ichs denn nicht?" Wer aber bei der ganzen Szene fast am allermeisten litt, das war unser Kaspar. Die Worte, welche der Herr Pfarrer in der heftigen Wallung gesprochen hatte, waren alle fast ungeschwächt bis in die Vorhalle herausgedrungen und wiederhallten da eigenthümlich wimmernd von allen Seiten der Wölbung zurük. Keine Silbe ging dem horchenden Kaspar verloren und die Schlußworte des Herrn Pfarrers: „versäumt nicht länger den Gottesdienst, sonst wird es euch schlimm ergehen!" verfehlten eine tiefe Wirkung nicht. Das sah nun Kaspar klar genug ein: Sr. Hochwürden gegenüber werde sich der Rest seines Muthes höchstens vertheidigungsweise halten können, angriffsweise zu verfahren, war nun jede Aussicht abgeschnitten.

Der Herr Pfarrer kam nach einer Weile wieder in das Studierzimmer zurük und ging mit lebhaften Schritten auf und ab. Kaspar stand schon einige Augenblike vorgebeugt an der Thüre, und krümmte den Zeigefinger, um leise anzuklopfen, unterließ es aber immer wieder. „Jezt laß ich ihn noch viermal hin und viermal hergehen, dann klopf' ich," dachte er sich nun, und als auch das vorüber war, fügte er hinzu: „Er darf mich nicht gleich sehen, ich klopf' und geh' hinein, wenn er gerade gegen das Fenster hinschreitet." In dem nämlichen Augenblike aber rükte der Herr Pfarrer einen Sessel und setzte sich drinnen. Kaspar kannte aus früherer Zeit, wie die Gegenstände in der Studierstube geordnet standen und vermuthete, daß sich Sr. Hochwürden zum Schreibtische müsse gesetzt haben. „Das ist gerade recht gut," dachte Kaspar, „da hat er den Rüken gegen die Thüre her gerichtet, da kann ich prächtig

hineintreten und er sieht mich nicht gleich." Nach einer Weile bog er den Finger wieder und klopfte wirklich. Ein lautes, wohlklingendes „herein!" erscholl. Heiß und kalt durchschoß es hintereinander Kaspars Glieder. Hat eine bedeutungsvolle Stimme schon Gewalt über uns, wenn sie auch gegen Jemand dritten gerichtet ist, so durchdringt sie unsere Seele um so wirksamer, wenn sie nun plötzlich gegen uns selber gerichtet wird. Wankend öffnete Kaspar die Thüre und trat hinein. Er hörte sein Herz klopfen und fühlte, wie ihm an den Schläfen der Blutandrang die Adern spannte. Hinter sich drükte er die Thüre leise zu und blieb gleich an derselben stehen; ein langer schwerer Athemzug, um sich die Brust zu erleichtern, war das Erste, was Kaspar in dieser neuen Stellung vermochte. Er wischte sich den Schweiß von der Stirne. Inzwischen machte der Herr Pfarrer keine Bewegung, um sich nach dem neuen Gaste umzusehen, er schrieb ruhig weiter und das Rauschen seiner Feder und das Picken mehrer Uhren waren die einzigen Laute, welche in dem schönen weihevollen Zimmer vernommen wurden. „Bitte Platz zu nehmen," sagte endlich der Herr Pfarrer ohne aufzublicken, und als wüßte er nicht, wer gekommen sei; er schrieb weiter. Kaspar blieb bewegungslos sahen, in den vorne gekreuzten Händen den Hut haltend und dachte, der Herr Pfarrer wisse nur nicht, wer da sei, sonst hätte er wohl nicht „ich bitte Platz zu nehmen" gesagt. Nach einer Weile lehnte sich Hr. Hochwürden im Sessel zurük, und verharrte so einige Augenblike in Gedanken. Es schien, als sähe er zum Fenster hinaus, während er doch in einem Spiegel den Kaspar aufmerksam betrachtete. Als feiner Menschenkenner übersah er nicht, daß trotz der befangenen Außenseite in des Burschen Seele ein entschiedener Widerstand sich rüstete, und daß hier ein Menschenschikſal auf dem Spiele stand. Es galt einen augenbliklichen Plan, diese verdüsterte Seele zu behandeln „Wer da?" rief nach einer Weile der Herr Pfarrer mit scharfer, durchdringender Stimme und ohne sich umzusehen. Umsort und nach einem leichten Husten, um seine volle Stimme zu erlangen, erwiederte Kaspar: „Ich." — „So" sagte der Herr Pfarrer kurz und eben so scharf wie zuvor und wieder ohne sich umzusehen. Eine lange Pause folgte. Dem Kaspar lief der Schweiß in schweren Tropfen von der Stirne, aber seine Seele ermannte sich immer düsterer zum heftigsten Widerstande, alle Pulsen schwollen, so mächtig auch das ehrwürdige Ansehen Se. Hochwürden auf ihm lastete, jeder Härte und Gewalt wollte er mit wildem Trotze erwidern. In dunklem Aufruhre durchwogten ihn gute und böse Gedanken und wuchsen und drängten sich immer heftiger, je mehr ihm der Herr Pfarrer Zeit vergönnte, ihnen nachzuhängen, und jetzt und jetzt den heftigen Angriff Se. Hochwürden zu erwarten. „I weiß was ich weiß" wiederholte er sich immer wieder in düsterer Fassung „mich anschreien und verfluchen ist

gar leicht, aber soll nur Einer erleben, was ich!“ Der Herr Pfarrer schrieb wieder eine Weile und lehnte sich dann wie zuvor im Sessel zurük; erst betrachtete er stillschweigend den Kaspar im Spiegel, dann aber sah er durch das Fenster, auf welches die liebe Abendsonne fiel und sagte mit wilder, rührender Stimme: „Wie schön die Sonne wieder untergeht, kein Wölklein ist am ganzen Himmel; es geht uns doch das Herz auf, wenn wir da hinaussehen und Alles grünt und blüht so lieblich. Der warme Regen gestern hat Alles sichtbar erquikt, ach was lebt für ein gütiger Vater über uns Allen!.. Lieber Straßer, macht doch hinter mir die Fenster auf, daß wir die Vöglein besser singen hören“. Diese unerwartete sanfte Stimme, und diese lieblichen einfachen Worte fielen wie milder Sonnenschein mitten durch Kaspars stürmisches Gemüth balsamisch bis auf den tiefsten Seelengrund und entwaffneten für einen Augenblik allen Unmuth des Herzens und stillten dessen Aufruhr wie durch unsichtbare Macht holdseliger Geister. Unwillkürlich und mit Rührung blikte er auch der Abendsonne nach, und war von diesem großartigen Anblike erschüttert, sah die frischgrünenden Felder und Wiesen und die blühenden Bäume draußen auf einmal wie durch verklärende Augen, und freute sich herzlich, wie lieb die Vöglein sangen. Daß ihn Seine Hochwürden „lieber Straßer“ nannte, machte ihn zwar stuzen, aber er sprang doch schnell hin, und öffnete die Fenster mit Eifer und Vorsicht, denkend: Straßer hin oder her; Seiner Hochwürden einen Dienst thun, ist schon Etwas werth. Als die Fenster geöffnet waren, und Kaspar in eigenthümlich freudiger Aufregung zurükkrat, besann er sich erst wieder, und nicht ohne Wehmuth, weshalb er eigentlich da sei, und daß er nun allen früheren Aufruhr des Trotzes in sein Gemüth zurükrufen müsse, denn Seine Hochwürden habe doch nur so milde, freundliche Worte geredet, weil er glaube, daß der Johann Straßer aus Brunnen im Zimmer sei. „Weil jezt doch einmal Alles in besserem Gange sei“ dachte er „sollte Seine Hochwürden doch sehen, daß man sich etwas friedlicher verständige. Aber das wird Nichts helfen“ dachte er hinzu „und so will ich mich auch wieder gegen Alles stemmen“. Nach einer Weile sagte der Herr Pfarrer wieder: Straßer... In großer Verlegenheit hüstelte und sagte Kaspar: Hier, und machte einige langsame Schritte vorwärts. „Straßer“ fuhr Seine Hochwürden fort, ohne sich umzusehen „nicht wahr, Ihr verzeiht schon, daß ich Euch so lange warten lasse? Ich habe da etwas sehr Dringendes aufzusezen, aber ich bin gleich fertig. Indessen könntet Ihr mir einen großen Gefallen thun“. — „Ja, Hochwürden“ sagte Kaspar schnell, noch einige Schritte vorwärts eilend. „Ihr könntet so gut sein, und mir ein Loth Peramuzinertabak holen; ich glaube, Ihr werdet ihn hier im Dorfe gleich kriegen“. — „Ja, Hochwürden“ sagte Kaspar mit Freuden,

und langte nach der silbernen Dose. In diesem Augenblike sah der Herr Pfarrer erst auf, und sagte mit freundlicher Verwunderung: Ah, was seh' ich? Du bist es, Kaspar Hirtel? Nun, auch gut; willst du so gefällig sein? Eine unbeschreibliche Gluth der Hast und Freude übergoß Kaspars Angesicht über diese freundliche Anrede, er hatte die Dose in der Hand, und war zur Thüre hinaus, und stand auf dem Anger vor dem Pfarrhofe, ohne zu wissen wie, und eilte mit großen Sätzen dem Tabakkrämerladen zu, und rief schon von Weitem der Deskalin, die an der Hausthüre stand, entgegen: Deskalin, ich bin so gut, und soll dem Herrn Pfarrer ein Loth Peramuziner holen; hier ist seine Dose, mich schikt der Herr Pfarrer. — „Peramuziner?" sagte die Deskalin, und stekte den Schlüssel zur Tabakkammer, den sie aus dem Sake genommen hatte, ruhig wieder ein; „Peramuziner hab' ich gar nicht". — „Was?!" sagte Kaspar lebhaft und ärgerlich „Nicht einmal Peramuziner habt Ihr? Ihr wollt dem Herrn Pfarrer nicht einmal den Gefallen thun? Was seid Ihr denn für eine Tabakkrämerin?! Pfi Teufel owara, für den Herrn Pfarrer nicht einmal Peramuziner haben!" „Recht gern, aber haben, das ist eine andere Wurst" antwortete die Deskalin; „seit wann schnupft denn der Herr Pfarrer diesen verteufelten Peramuziner?" — „Das geht Euch gar Nichts an, Ihr sollt ihn haben, wenn ihn der Herr Pfarrer verlangt" sagte Kaspar „das ist doch der tausend, jetzt muß ich schon ein Haus weiter um den guten Peramuziner". Ohne Umstände beschloß er nun, ins nächste Dorf zu eilen, in der Hoffnung, den verhängnißvollen Peramuziner dort zu finden; allein auch hier war er nicht zu haben. Der Abend brach herein; ohne Tabak meinte Kaspar seiner Ehre und seines Empfanges wegen nicht zurükkehren zu dürfen; er faßte nun einen großen Gedanken, von dessen Ausführung er sich keine geringe Wirkung auf Seine Hochwürden erwartete; der Gedanke an Aussöhnung mit dem Herrn Pfarrer war nun bereits mit aller Gewalt in den Vordergrund seiner Seele getreten, und er meinte, wenn er ausführe, was er sich in diesem begeisterten Augenblike erdacht, so müsse die beste Aussöhnung auch sicherlich erfolgen. So eilte er denn nach Hause, zog seine langen Sonntagsstiefeln an, um leichter ausschreiten zu können, stekte sich einige Groschen Geld in die Tasche, um nöthigenfalls durch eine Halbe Bier neue Wärme in die Glieder zu kriegen, und sagte dann „in Gott's Namen" vor sich hin, indem er die Bodentreppe in den Stall herunterstieg. Niemand bekam eine Antwort, wenn er gefragt wurde, was das bedeute, und wohin er denn so eile; nur seinem Hausvater hielt er vor der Stallthüre auf einige Worte Stand. „Kaschber" sagte dieser — „Peramuziner" antwortete Kaspar in fliegender Eile, und zeigte mit frohleuchtenden Augen die silberne Dose. — „Wohin denn so eilig" fragte Stedtiner. — „Für den

Herrn Pfarrer" antwortete Kaspar. — „Bist du denn beim Herrn Pfarrer gewesen?" „Ah, mit unseren Kramerinnen ist kein Hanf zu spinnen, da hilft Alles Nichts, man muß schon weiter um ein Haus; gute Nacht". Nach diesen Worten schritt er so mächtig über die Hauslusthöhe aus, daß es Vater Stedtiner aufgab, noch weiter zu fragen; sehr verwundert blikte er ihm nur nach, er wußte sich das Wunder gar nicht zu erklären.

Desto besser verstand das Wunder jemand Anderer, der mit vergnügtem Lächeln von dem Hügel gleich hinter dem Pfarrhofe herüber sah, und den in der leisen Dämmerung dahineilenden Kaspar noch wohl erkannte — es war der Herr Pfarrer. Mit unbeschreiblichem Wohlgefühle dachte er über sein schweres, aber süßes Amt einer treuen und klugen Seelsorge nach, und wie er hier auf ein schlichtes Gemüth durch das einfachste, kindlichste Mittel tief genug eingewirkt habe, um es nun mit Leichtigkeit im Guten weiterführen zu können. „Nicht lange, ermüdende Sittenlehren habe ich hier angewendet" dachte er wahrhaft weise „weil Sittenlehren auf felsigen Boden fallen, wenn Milde nicht vorher den verhärteten Boden des Gemüthes empfänglich aufgelokert hat; nicht mit dem strengen Vorwurfe seiner Sünden habe ich sein trotziges Gemüth erschüttern wollen; empfänglich ist das Gemüth nur dort, wo es noch eine unverwahrte, weiche Stelle bietet"...

Am folgenden Morgen — es war ein Sonntag — hielt der Herr Pfarrer eine sehr, sehr schöne Predigt, und die Leute weinten, daß eine Thräne die andere schlug. Am allernächsten unter der Kanzel aber stand Kaspar. Er blikte zu Seine Hochwürden empor wie zu einem Heiligen, seine Thränen ließ er über die Wangen laufen so heiß sie wollten, er wußte gar nicht, wie sehr er weinte, das Eine nur erfüllte ihn mit unnennbarem Wohlgefühle: Dieser liebe, gute, heilige Mann da oben sei nun sein Freund, und werde ihn nach dem Gottesdienste wieder freundlich empfangen. Es kam ihm vor, als wäre er von allen Leuten in der Kirche beneidet, daß er Seiner Hochwürden nach dem Hochamte die Dose werde überbringen, und wenn sie auch noch leer war, erzählen können, was für einen Weg er heute Nacht zurükgelegt habe, daß er fünf Stunden Weges bis nach der Stadt gelaufen sei, und nachdem er auch dort den fatalen Peramuziner nicht erhalten habe, die fünf Stunden nach kurzer Rast wieder zurük gelaufen sei. Nur mit vieler Mühe gelang es dem besten Willen des Burschen, diese irdischen Gedanken während der Predigt und des Hochamtes hinter seine Andacht zurük zu drängen. Als nun endlich auch das Hochamt zu Ende war, konnte sich Kaspar wenigstens diese Eile nicht versagen, daß er Seiner Hochwürden schon in der Sakristei, anstatt erst im Pfarrhofe, entgegentrat. Der Herr Pfarrer erblikte

ihn kaum, als er mit freundlichem Ernste sagte: Nun, was bringst du mir Gutes, lieber Kaspar? Gelt, der Peramuziner wird schwer zu kriegen gewesen sein? Kaspar, der noch von der Predigt her verweinte Augen hatte, erzählte nun mit Lächeln und erschütternder Freude, daß er heute Nacht bis in der Stadt gewesen sei um den Peramuziner. Der Herr Pfarrer hatte gedacht, der gute Bursche werde höchstens im nächsten Marktfleken gewesen sein, und war nun über dieses Bekenntniß einer so weiten und schnellen Reise zu Fuße so gerührt, daß er sich wegkehren und eine Thräne zerdrüken mußte. „Und doch bist du in der Predigt schon wieder dagewesen!?“ sagte er dann „ich habe dich wohl unter der Kanzel gesehen; nun, du machst mir Freude! Nun gib nur her die Dose wieder, ich hätte ja den Peramuziner auch nicht haben müssen. Das ist schön, daß du auf den Gottesdienst so viel hältest, und trotz der Müdigkeit in die Kirche gekommen bist. Jetzt geh' mit mir in den Pfarrhof, meine Köchin wird dir etwas vom Fleische zu essen geben, du mußt dich stärken“. Selig und wehmüthig folgte Kaspar; es that ihm wohl, daß von allen Seiten die Leute verwundert aufschauten, aber es that ihm weh, daß er sein Mädchen mit einem Anderen nach Hause gehen sah... Als Kaspar im Pfarrhofe bereits vor einer Menge guter Sachen saß, trat Seine Hochwürden herein, und sagte: Gelt, du wirst wunde Füße haben, möchtest du nicht dann ein Fußbad nehmen, und dir mit dieser Salbe den Schmerz ein wenig lindern? Obwohl es dem Kaspar war, als habe er die Füße im Feuer, so unterdrükte er doch alle Zeichen des Schmerzes, und sagte: O nein, Hochwürden, das werde ich schon Alles zu Hause thun. „So nimm doch wenigstens dann die Salbe mit“ erwiederte der Herr Pfarrer.

Als Kaspar nach Hause kam, und die Stiefel auszog, erschrak und weinte er doch über seine schrecklich zugerichteten Füße. Er wusch und salbte sie, und legte sich dann kummervollen Gemüthes nieder, denkend: Anne, Anne, auch Das hab' ich eigentlich um dich erleiden müssen! Aber um so frischeren Muthes erwachte er, an Leib und Seele gestärkt; sein erster Gedanke war: Besser doch, einen so heiligen Mann zum Freunde, als ein so treuloses Mädchen zur Geliebten.

Eine Pflicht.

Schönheit, wo ich dich erblike,
Huldige ich deinem Licht,
Und wie ich mich selbst erquike,
So erfüll' ich eine Pflicht.

Hast du je dich selbst genossen,
Wenn man dich nicht erst genießt?
Bleibst du nicht in dich verschlossen,
Wenn man sich vor dir verschließt?

Ja, durchſchauert es nicht leiſe
Auch die lieblichſte Geſtalt,
Wenn in einem blöden Kreiſe
Ihr verſagt die Allgewalt?

Aber wenn ſie, Luſt erwekend,
Dieſer Luſt ſich ſelbſt erfreut,
Und des Zaubers Macht entdekend,
Den ſie übt, ihn ſtill erneut:

Iſt das nicht, als ob ein Schleier,
Erſt bemerkt, indem er ſinkt,
Falle, der ihr reinſtes Feuer,
Wie ein Nebel, in ſich trinkt?

D'rum ein ungetrübter Spiegel,
Schönheit, werd' ich ſtets dir ſein;
Der Vollendung Sternenſiegel
Kommt dir durch dein Bild allein!

Friedrich Hebbel.

Drei Schikſale.

Schon dreimal ward Amerika entdekt;
Den Erſten, den der Sturm dahin verſchlug,
Hat ein Kajik als Strandgut eingeſtekt,
Dem man gebraten auf den Tiſch ihn trug.

Der Zweite, reich mit Perlen und mit Gold
Beladen, fand die Straße zwar zurük,
Doch war die Landungsſtunde ihm nicht hold,
Dem Hafen nah', verſank er und ſein Glük.

Dem Dritten endlich hat auch die gelacht,
Er kehrte heim in ſeiner Heimat Schooß,
Und ſie, der er den Goldtribut gebracht,
Hat ihm gedankt. Wem ward das ſchlimmſte Loos?

Friedrich Hebbel.

Mittheilungen.

Von Ernſt Freiherr v. Feuchterſleben.

J'ai foi aux bonnes maximes. Je crois au devoir de les professer, quels que soient les temps.

Salvandy.

Wahrheit in den Weltlebens-Verhältniſſen? was würde die gute Welt dazu ſagen? wer ſie kennt, muß über einen ſolchen Anſpruch lächeln; wer ihn machte, hat

sie und sich nicht gekannt. Wer ist denn gegen sich selber wahr? Dieser Anspruch sollte doch gelten.

Und doch! am Ziele finden sich alle Wanderer zusammen. Der vollendete Schein läßt sich nur durch das Sein erzielen.

Es ist eine eben so gewöhnliche als irrige Phrase: daß sich zwar Liebe nicht, wohl aber Achtung erzwingen lasse. Umgekehrt! Liebe läßt sich allenfalls, durch Liebenswürdigkeit des Betragens auf eine Weise erschmeicheln, der nicht so leicht zu widerstehen sein möchte. Achtung dagegen ist ein Gefühl, das nur sehr wenige Menschen — Menschen, welche selbst achtungswürdig sind, zu zollen vermögen. Achten können fordert einen höhern Grad sittlicher Kultur als er bei der Menge vorauszusetzen ist. Sei so achtungswerth als du wollest! nie wirst du die rohe, gleichgiltige, zerstreute, selbstische Masse zwingen zu fühlen was ihr fremd — und noch dazu lästig ist.

Achtung übt auch, wo sie nicht versagt wird, eine sehr geringe Macht im geselligen Verkehr. Den Geachteten speist man mit Worten ab, und überläßt ihn — sich selber. Nur Furcht und Zuneigung sichern ihren Erregern eine lebendige Wirksamkeit.

Das Stehlen wird in der Gesellschaft mehr dedaignirt als selbst größere Laster; so hat man der Lehre Gall's das Diebs-Organ übler genommen als den Mordsinn. Mit dem Begriffe von Stehlen verbindet sich der von Armuth und Unkraft, und die Begriffe von Kraft und Vermögen sind der Maßstab der populären Schätzung.

Dem populären Sinne wird das Gewissen zum Geschmak in Sachen der Sittlichkeit. Das Gemeine ekelt uns mehr an als das Verbrechen, welches oft ästhetisch imponirt. Es ist aber auch eine sehr fruchtbare Wendung, diese Bemerkung umzukehren, und den ästhetischen Geschmak als ein Gewissen in Sachen der Sinnlichkeit aufzufassen.

Es ist gleich unangemessen, das weibliche, wie das männliche Element ausschließlich gelten zu lassen. Die Männer sind wie die Konsonanten, die Frauen wie die Vokale im Alfabete der Gesellschaft. Jene bilden das Gerüste, ohne welches diese keine Stelle finden; sie sind hart, aber wesentlich und bestimmend. Mit den Vokalen allein kann man nicht sprechen, höchstens etwas — wie Gesang hervorbringen. Die Konsonanten taugen nicht zum Gesange, aber sprechen kann man auch nicht mit ihnen allein, höchstens die Sprache der Schrift (die Sprache des geistigen Bedürfens), wie bei den

Orientalen; und da bedarf es noch des Schmukes der Punkte (Harriketiren), die das weibliche Element mindestens andeuten.

Es gibt eine Beschränktheit des Gefühles, die nicht über ihren Kreis hinaus fühlen, — so gut wie eine Beschränktheit des Verstandes, die nicht über ihn hinaus denken kann. Ist es nun wahr, daß beim Weibe das Gemüth, wie beim Manne der Verstand den Haupthebel zu Allem bietet, so wüßte man, wohin bei der weiblichen Erziehung zu wirken wäre.

Verkehrte Klage gewisser zarter Seelen: daß man ihnen die Begeisterung für etwas durch's Zergliedern raube! es gibt doch wohl etwas der Begeisterung Würdiges, das also die Zergliederung aushält? nun gut, wenn die Begeisterung diesen rechten Gegenstand ergriffen hat, so wird sie, durch jede Sonderung des Zerstörbaren nur fester und inniger; ist sie ungewiß über den Gegenstand, so wird jede Enttäuschung ihr den rechten Gegenstand näher rüken, und gesezt — es gäbe keinen, der die Probe völlig aushielte, wer möchte ewig in der Knechtschaft vergänglicher Illusionen leben?

Freilich muß auch die Zergliederung eine solche sein, welche die Probe aushält; d. h. sie muß dem Gefühle geben was des Gefühls, und dem Verstande was des Verstandes ist.

Wähne nicht, daß Betrachtung oder Lehre oder Begeisterung, von oben her, dich verwandeln und beseligen können. Du selbst, von innen heraus, mußt dich empor arbeiten. Die Raupe wird nicht zum Schmetterlinge, weil sie den Nektar der Blumen gekostet hat, sondern sie nährt sich vom Safte des Honigs, weil sie Schmetterling geworden ist.

Man ändert sich im Gange des Lebens weit mehr als man glaubt. Es ist schwer, das zu fühlen, weil man sich nicht in den zurük versezen kann, der man nicht mehr ist. Aber es kommen Momente, wo dieser Gewesene auftaucht, und besonders gibt manchmal das Verhältniß zu Andern plözliche Aufschlüsse. Sich selbst in allem Wandel, am wenigsten zu vermissen, bleibt ein Abzeichen der ungemeinen Naturen.

Wer recht auf sich lauschen und in die feinsten Fälchen seines innern Gewandes (denn auch inwendig ist der Mensch noch gekleidet) schauen gelernt hat, der trägt einen

Schlüssel zu Vielem was nie in der Welt ausgesprochen wird. Es ergeht uns Allen so ziemlich gleich, und wir erleben in uns nach und nach das Nämliche, und werden auf ähnliche Weise dadurch bestimmt. Und dies Bestimmtwerden ist eben das humanum nomini alienum; das Rükwirken darauf — das Selbstbestimmen — ist das Abzeichen der ungemeinen Naturen.

Wie wahr drükte sich Rahel aus, als sie schrieb, daß man plötzlich alt werde! oder, nur weniger paradox: wie fühlt man, ehe man sich's versieht, daß man alt geworden ist! — weg sind alle Illusionen, alle Seligkeiten, alle jubelnden Kräfte der Jugend; baar und blos steht der Reifgewordene da — weise und ohnmächtig, festgewurzelt in der Erde, die ihm keine Nahrung mehr gibt, verlassen von allem, was ihn liebevoll gesellig umschlang und umblühte — wie der alte Baum im Spätherbst, der seine nakten Zweige traurig zum Himmel strekt!

Jeder Rükweg scheint weit schneller und kürzer als der Hinweg schien. So auch das Alt-werden. Kann man es besser um diesen Schein betrügen, als dadurch, daß man es als einen Hinweg betrachtet und behandelt?

Vorstellungsweisen — und was ist unser Wissen mehr? — können nicht maßgebend sein. In unseres Vaters Hause sind viele Wohnungen. Es kommt nicht darauf an, welche wir beziehen, sondern was wir darin thun, und nebenbei: wie wir uns mit unsern Nachbarn vertragen.

Das größte und unschätzbarste Gut des Menschen besteht doch zulezt im Besize und reinem Gefühle seiner selbst. Wer dieses, auch nur für kurze Zeit, vermißt, und sodann wiedergewonnen hat — nur der kennt seinen ganzen Werth, und wird mit allen Kräften seines Daseins ringen, es nie zu verlieren. Kein Wissen, kein Glauben, keine äußere Macht, keine Geltung, keine Verbindung, keine Illusion kann es ersezen, keine Verkennung kann es rauben. Der es in sich hat, nimmt es mit sich in alle künftigen Bestimmungen seines Daseins hinüber; er ist für sie reif, wie er es für die jezige war, denn dieses Gefühl ist zugleich die Kraft und das Licht seiner Wirksamkeit, ewig thätig und leuchtend, wie das Ewige, dessen Ausfluß alles Einzelne ist. — Vixit et vidit et viguit.

Wie manchmal verwechselt man den Mißmuth des Vernünftigen über die herrschende Schaalheit, — mit dem des Narren über die wachsende Vernünftigkeit in der Welt!

Freude daran, Vieles lächerlich zu finden, drükt Mißwollen — gar nichts lächerlich zu finden, drükt Bornirtheit aus.

Was ist erforderlich, damit eine Krystallisazion — eine reine, gesezliche, bleibende Bildung — gelinge? Vollkommene Auflösung im Bildungselemente und Ruhe während der Bildung.

Eine gerührte Stimmung ist wie das Abendroth oder ein farbiges Glas, durch welches wir die Welt schöner, wie überzaubert, empfinden.

Wohlthaten, Almosen, Nachsicht, Gnade sind nur sehr dürftige Supplemente wahrer Sittlichkeit. Gibt es doch Viele, welche durch diese ostensiblen Aeußerungen der Tugend sich von ihrem innern Wesen: der rechtlichen Gesinnung loskaufen zu können wähnen! Die wahren Wohlthaten sind die, durch welche Wohlthaten entbehrlich gemacht werden.

Große Wirkungen gehen von Solchen aus, die sich beständig in einer Art Rausch, und von Solchen, die sich beständig in einer unabirrenden Nüchternheit zu erhalten fähig sind.

Beifall und Ruhm begleiten nur Wirkungen, an denen etwas Illusorisches ist, und Popularität bleibt immer ein zweideutiges Beiwort. Wie kann man auf die Menge wirken, als dadurch: daß man so bornirt ist wie die Menge, oder daß man die Leidenschaften der Menge theilt, oder daß man jene Bornirtheit benüzt und den Leidenschaften schmeichelt? Wäre das Vortreffliche was es ist, — wenn es die Menge begriffe? Selbst an den Vortrefflichen, die wirklich zu Ruhm und Anerkennung gelangt sind, ist es nicht sowohl ihr eigenster Werth als vielmehr gewisse sie umgebende, mit ihnen und durch sie wirkende Verhältnisse, was sie zu Ehren gebracht hat. Das Gute und das Wahre, der Gute und der Wahre werden höchstens in merkwürdigen, seltenen Epochen, für Augenblike der Geschichte, populär, so lange nämlich eine große, reine Anregung eine Zeit oder ein Volk über sich selbst erhebt.

Je mehr die unbedingte, dilettirende, schwätzende Schriftstellerei sich von den Feuilletons aus über die gesammte Literatur verbreitet, desto sicherer bereitet sie sich selbst den Untergang. Die Bildung wird immer allgemeiner; Ansichten hat Jedermann. Die Zahl der Schreibenden, täglich wachsend, wird viel zu groß, als daß man den Einzelnen noch gewahr werden könnte; die Literatur wird zum gedrukten Gespräche Aller mit Allen. Da lernt man endlich einsehen, daß es, außer der Bildung, noch ein schaffendes Prinzip gibt, dem allein die Ehre gebührt, und bleibender Ruhm wird dann nur Jenen, welche lehren oder hervorbringen. Diese allein ragen als Selbstkräfte, aus der Gesammtbildung der Menschheit hervor, und gehören der Geschichte an, wie wir andern dem Tage. Prägnanz ist das Verdienst, dem die Natur, die es am vollkommensten besitzt, ihr Brevet ertheilt.

Wie beneidenswerth erscheint die Kunst des Dichters, der eine bestimmte, einfache, lebendige, ewige Wirkung, mit Einem Griffe, durch die That zu erzielen versteht — dem unproduktiven Schriftsteller, der sie durch tausendfache Wendungen der Gedanken — nicht erzielt!

Nichts ist wahrer als: daß die ächteste Wahrheit deines Gemüthes getrübt wird, wenn du sie anders als durch That und Dasein, wenn du sie durch Worte mittheilen oder gar vertheidigen willst. Das Wort, die rohe Waffe der Polemik, ist ein viel zu grobes Werkzeug für den Stoff des Geistes. Wie du dich darauf einlässest, ist dir die Macht über deinen eigenen Gedanken genommen. In Allem was man ausspricht, ist stets etwas Bedingtes, und kein Redender hat völlig Recht. So ist auch die Tugend, die Religion und alles Schöne nur dein, so lange du nicht um sie wortest, und so scheint alles Höchste sich nur den geschlossenen Tempel des menschlichen Innern zum alleinigen Wohnsitze gewählt zu haben.

Das ist der Zauber aller reinen und ewigen Wirkung: daß sie keinen Namen habe. Mit dem Namen schwindet sie, wie Melusina mit dem Sehen. Glüklich, wer das Namenlose erkennt! ewig war die Wahrheit in uns und zwischen uns, und ewig wird sie es sein: aber sie wird geschwiegen.

Der Soldaten-Chor und das Echo.

Chor: Horcht Brüder, ein Echo scheint uns zu verspotten,
Stört unserer Lieder so harmlosen Scherz;
D'rum singet noch stärker, ihr munteren Rotten,
Und frag't es: Was füllet dem Krieger das Herz?

Echo: . . . . . Erz!

Chor: Hört ihr, welch' verwegene Antwort es gibt?
Als wären wir schwer wie das Erz zu erweichen,
Als hätten wir kämpfend nie Milde geliebt,
Und schätzten nichts höher als Feindes Erbleichen.

Echo: . . . . . Leichen!

Chor: Laßt uns jener Felsenwand steinerne Zunge,
Die frech uns die Worte des Hohnes gebracht,
Mit Klugheit und Vorsicht erhalten im Schwunge,
Daß sie nur erwid're, was selbst wir gedacht.

Echo: . . . . . Acht!

Chor: Auf! Echo! Nun sage, wir rathen dir gut!
Du kannst uns die Antwort doch nimmer verwehren:
Wirst Du, wenn wir fragen mit rüstigem Muth,
Verweigern entschlossener Krieger Begehren?

Echo: . . . . . Ehren!

Chor: Wohlan denn, so sprich, lasse Gutes dir rathen!
Nicht frevelnd die Worte des Hohnes erneu'!
Was bringen dem Krieger der Grausamkeit Thaten,
Was bringt ihm Verletzung von Ehre und Treu?

Echo: . . . . . Reu'!

Chor: Was würde das Schicksal, verspritzten wir Blut
Aus Kampflust und Härte in strömenden Bächen,
Was würde es, wenn wir in unedler Glut
Die Pflichten des Menschen im Uebermuth brächen?

Echo: . . . . . Rächen!

Chor: Und wenn nur Gewinnsucht, nicht Vaterlandsliebe,
Uns führte als Sieger in's feindliche Land,
Wenn Raub nur und Mordlust als Führer uns bliebe,
Was wär' unser Ehren- und Ruhmvoller Stand?

Echo: . . . . . Tand!

Chor: Doch wenn wir mit Schonung und Milde gekämpft,
Allein nur von Pflicht und von Ehre getrieben,
Die Flammen des Aufruhrs und Krieges gedämpft,
Wird Jene man ehren die rühmlich geblieben?

Echo: . . . . . Lieben!

Chor: Noch einen Bescheid mußt du Echo uns geben:
Wie nennst du den Krieger, der selbst im Gefecht,
Wo Feinde gedrungen schon hart ihm an's Leben,
Sich dennoch mit Milde am Wehrlosen rächt?

Echo: . . . . . Recht!

Chor: Wenn ihn und den Gegner die Schlacht heiß umgibt,
Er als Ueberwinder mild schonet noch seiner
Und selbst in dem Feinde den Menschen noch liebt,
Sieht über den Sternen den Herrlichen Keiner?

Echo: . . . . . Einer!

Chor: Wenn treu wir der Ehre, dem Recht und der Sitte,
Allein uns dem Fürsten und Vaterland weih'n,
Bekämpfen die Drohung, willfahren der Bitte,
Wie nennest du Echo dann unsern Verein?

Echo: . . . . . Rein!

Chor: So reicht euch ihr Brüder die Hände auf's Neu',
Es soll uns das Echo nicht unverdient loben!
Doch wo wird vergolten Muth, Liebe und Treu',
Wenn unsre Atome im Winde zerstoben?

Echo: . . . . . Oben!

Franz v. Holbein.

Was bleibt?

Seit im Denken und im Wissen
Reichthum nur und kein Genießen;
Seit kein Glaube mehr zu finden,
Noch der Abgrund zu ergründen,
Seit des Aufruhrs wild Ergrimmen
Ueberschreit der Freiheit Stimmen —
Daß bei Trommeln und bei Zinken
Wortlos wir in uns versinken,
Seit der Geist im Wüsten treibt; —
Frägst du immer Herz, — Was bleibt? —

Eines bleibt im Sturz der Zeiten,
Die ein neues Sein bereiten,
Das nach stürmevollen Nächten
Künft'gen glücklichen Geschlechten,
Aber uns nicht wird erblühen,
Die am Seil der Hoffnung ziehen! —
Eigner Werth — die Macht der Tugend,
Deine Kraft, Herz, deine Jugend,
Was in dir erblüht und treibt —
Was wir sind ist das was bleibt.

Aud. Schumacher.

Erinnerungen aus dem deutschen Norden.

I.

Hamburg.

(1829—1831.)

„Sei mir gegrüßt, du große
Du wundervolle Stadt!
Die einst in ihrem Schooße
Mein Liebstes verborgen hat."

Mit diesen Versen hatte Heinrich Heine in seinem Buch der Lieder Hamburg angesungen, ehe er Italien gesehen hatte. Jetzt war er von Italien zurük gekehrt und sang:

„Schöner Süden! wie verehr' ich
Deinen Himmel, deine Götter, —
Seit ich diesen Menschenkehricht
Wieder seh' und dieses Wetter."

Die Hamburger ärgerten sich gewaltig über diese Verse und meinten: „wenn die alte ehrwürdige Hamonia dem „Muschü" so schlecht gefiele, warum er denn immer zurük käme?" Heine lachte und gab eine Antwort, die sich nicht wohl wieder geben läßt, aber die Hamburger lachten über die Antwort, waren versöhnt und Heine ließ sich's fortan unter dem grauen, wochentäglichen Himmel — der aber durchaus nicht immer grau und wochentäglich ausschaut — vortrefflich gefallen, absonderlich im Alsterpavillon auf dem alten Jungfernsteige und in Undeschedens oder Dannenbergs Austerkeller.

Ich hatte Heine's Reisebilder das Jahr vorher in Lüneburg bei meinem Kameraden den Dr. Christiani gelesen, und Christiani, der mit Heine persönlich befreundet war, hatte mir Allerlei von ihm erzählt, was mein Interesse für den Dichter um Vieles erhöhte. In Lüneburg hieß es damals: Heine sei wahnsinnig geworden. Als Ursache gab man das kürzlich erfolgte tragische Ende eines jungen schönen Weibes — den höhern Ständen angehörig — an, das man als jene Eveline bezeichnete, die von Heine so glühend in seinen Reisebildern besungen worden. Ich habe später nie mit Gewißheit von ihm herausbringen können, ob er wirklich in einem nähern Verhältniße zu jener Dame gestanden; das aber hatt' ich schon nach den ersten zwei Tagen unserer Bekanntschaft bemerkt, daß Heine so wenig als ich selber der Mann sei, welchen unglükliche Liebe zur Verzweiflung oder gar bis zum Wahnsinn treiben können, und ich bin überzeugt, daß es hauptsächlich meine Eigenheit war, das schöne Geschlecht eben so überschwenglich zu vergöttern, als mich selbst um dieser Vergötterung willen zu verspotten, welche mir Heine's Zuneigung und sein Vertrauen so schnell erworben.

Ich war damals als ein seltsames Subjekt nach Hamburg gekommen! Von frühester Jugend zum Künstler bestimmt, hatte ich die Kunst mit Leidenschaft geübt — die größten Meister erwarteten Bedeutendes von mir, als plötzlich dem zwanzigjährigen Jüngling mit einem Schlage alle Hoffnungen vernichtet wurden! Gewaltsam hinausgeschleudert aus der Bahn, die ich mit Begeisterung und glühender Liebe bisher verfolgte, verbrachte ich mehre Jahre in dumpfer Betäubung! Endlich fand ich mich wieder, aber was nun beginnen? Meine Verwandten meinten: ich sollte Buchdruker werden! und drei Monate lang stand ich vor dem Letternkasten, und setzte das „Sonderburger Wochenblatt" — die ungeheuersten Drukfehler dieser drei Monatslieferung

rungen aus dem Jahre 1823 habe ich auf mein Gewissen! dann aber hielt ich's nicht länger mehr aus und ging — zur See. Fünf Jahre lang diente ich auf einem Westindienfahrer, und als geprüfter Untersteuermann betrat ich 1828 wieder den heimatlichen Boden um — als Theatermaler mich bei meinem Vater, der damals das Theater in Lüneburg und Halle übernommen, engagiren zu lassen. *)

Der Vater machte in Lüneburg und Halle schlechte Geschäfte, bewarb sich deshalb um die Konzession für Altona, und so kam ich wieder dorthin. Ich entsinne mich nicht genau, wann ich eigentlich zu schriftstellern anfing! Meine ersten Versuche erschienen im Sonderburger und Husammer Wochenblatt abgedrukt. Ohne mein Wissen sandte mein Freund Friedrich Pauly von Flensburg aus einige meiner Arbeiten an den Herausgeber der Lesefrüchte Dr. Pappe in Hamburg, der sie drukte — darunter befand sich auch ein Sendschreiben an den Dr. Ludwig Börne über die ersten vier Bände seiner gesammelten Schriften. In Altona besuchte meinen Vater der verstorbene G. A. Freiherr von Maltiz, der mich um einige Karikaturen für seinen norddeutschen Kourier bat; ich zeichnete und lithografirte ihm einige, welche sehr gefielen, und Maltiz empfahl mich dem Buchhändler Campe als Zeichner für den Umschlag des Kotzebue'schen von unsern Freund Lebrün fortgesetzten Almanach dramatischer Spiele. Als ich meine erste Zeichnung Campen brachte, fragte er mich, was ich als Honorar dafür verlange? Ich erbat mir Börne's Schriften. Campe gab sie mir und fragte mich, ob ich den geistreichen an Börne gerichteten Aufsatz in den Lesefrüchten gelesen habe? „Nun daran ist eben nicht viel!" meinte ich. — Campe nahm das sehr übel, langte die Nummer der Lesefrüchte hervor, und wollte mir die „geistreichsten Stellen" zu Gemüthe führen; als ich ihm erklärte, „er möge sich die Mühe ersparen, denn ich selber hätte den Aufsatz geschrieben." Campe wollte das erst nicht glauben, als ich ihm aber sagte, er möge den Dr. Pappe deshalb befragen, fuhr er auf mich los „aber zum Henker! wenn Sie so schreiben können, warum widmen Sie sich denn nicht ganz der Schriftstellerei?"

„Wozu?"

Wozu? kuriose Frage! Kennen Sie den Dichter Heine persönlich?

*) Den Lesern dieser Zeilen dürfte in gegenwärtigen Augenblik die Notiz interessiren, daß mein guter Vater unter allen deutschen Schauspieldirektoren der einzige war, der Michael Beer's Tragödie „Struensee" sehr gut besetzt und einstudirt aufführte, und zwar in Kölln, der einzigen Stadt außer München, wo diese Tragödie überhaupt bis zum Jahre 1846 zur Aufführung kam. 1846 erschien sie endlich am 19. September mit Meyerbeer's dazu komponirten grandiosen Musik im königlichen Hoftheater zu Berlin.

„Nein."

Er ist eben hier, ich muß Sie mit einander bekannt machen!

Und so machte mich Campe denn nicht nur mit Heine, sondern auch mit Immermann, Reinhold, Wienbarg, Röding, Simon, kurz mit allen damals in Hamburg lebenden schriftstellerischen Notabilitäten bekannt, und ehe ich mirs ersah, war ich selber unter die Schriftsteller förmlich einrangirt. In Folge meines fünfjährigen Seelebens war übrigens mein dermaliger Anstand ganz der eines echten Seebären! Ich ging breitbeinig, wie wenn ich noch das Dek träte, und meine Konversazion wenn ich sprach, war mit den absonderlichsten nautischen Ausdrüken dergestalt gespikt, daß ich für gewöhnlich von meinen neuen Freunden tüchtig ausgelacht wurde, weshalb ich es vorzog, das Maul zu halten und anstatt zu reden zu schreiben, bis ich mir endlich mit unsäglicher Mühe wieder die gewöhnliche Redeweise angewöhnt hatte. Ich ziehe es aber oft, besonders Fremden gegenüber noch heute vor, zu schreiben, anstatt zu reden. Von allen denen, die ich in Hamburg kennen lernte, widerfuhr mir nur Gutes, und so lange ich in Hamburg war, blieb mir für meine Person, literarische Polemik ein völlig unbekanntes Ding, und wirklich abscheulich erschien mir der eben damals mit aller Wuth geführte Krieg zwischen den Grafen Platen, Heine und Immermann. Da sowohl damals Heine als später Immermann sich offen über die eigentliche Veranlassung dieser ärgerlichen, der deutschen Literatur wenig zur Ehre gereichenden Fehde gegen mich ausgesprochen, so bin ich im Stande, einige Aufschlüsse zu geben, die dazu beitragen dürften, sämmtliche Streitende um Einiges milder zu beurtheilen, als es bisher oft der Fall war.

Alle, die den Grafen Platen persönlich kannten — besonders Lewald — schilderten ihn mir als eine wahrhaft poetische, aber krankhaft überreizte Natur, die in der unbedingten Hinneigung zum rein Klassischen einen Halt suchte, welchen sie nicht in sich trug. Es war keine Prahlerei von Platen, wenn er sagte, er denke ewige Werke; aber seine Kraft reichte nicht aus, wo es darauf ankam, Alles außer sich zu gestalten, was er dachte! — Er meinte, es müsse ihm gelingen, das Erhabenste in der erhabensten reinsten Form darzustellen, und diese Form hatte er sich theilweise angeeignet wie Keiner vor ihm. Schon glaubte er sich seinem Ziele nahe, sah sich als den gefeierten, gekrönten Dichter seines Volkes, in dessen Munde seine Dichtungen widerhallen würden — wie die Dichtungen Goethes und Schillers — als er plötzlich Werke anderer Dichter, himmelweit verschieden von denen, wie er sie sich dachte, mit lautem Freudenrufe von dem Volke (für das er dichten wollte!) begrüßt sah.

Ich weiß es bestimmt, daß es Michael Beers „Paria“ war, und die laute Anerkennung, welcher dieser schönen Dichtung bei ihrem Erscheinen überall gezollt wurde, wodurch Platen den ersten Dolchstich erhielt. Und Michael Beer war reich und glüklich und obendrein ein Jude, während eben damals er, der arme Graf, nahe daran war, hungern zu müssen. Und nun kam Heine nach München, der ebenfalls ein geborner Jude war, und ebenfalls durch romantische, formlose Tragödien die Aufmerksamkeit des Publikums in nicht gewöhnlichem Grade auf sich gelenkt hatte. Ein boshafter Freund nahte sich zu gleicher Zeit, den schlechten Spaß an Platen zu sagen: „Raupach — dessen sechs und siebenaktige Tragödien (den Akt zu 50 Thlr.) Platen ein Abscheu waren, sei auch ein Jude, und Börne war ein Jude und alle berühmt und gekannt und nicht arm, wie der arme verkannte unbeachtete Platen, — daher sein krankhafter Judenhaß, der Grimm, mit welchen er auf die romantische Schule und ihr stets wachsendes Reich blikte.“

Nur lag es gar nicht in Platen's Natur, was er dachte, zu verschweigen, und eines Tages bediente er sich zur Bezeichnung der neuromantischen Schule eines andern gewiß unwürdigen Ausdrukes in Bezug auf Michael Beer, Heine, Börne und Raupach.

Der edle, sanfte Michael Beer nahm gar keine Notiz davon, Börne lachte und Raupach schnitt sich eine Feder, um eine neue sechsaktige Tragödie, den Akt zu 50 Thlr. zu schreiben; Heine aber, der nie eine Anspielung auf sein früheres Judenthum verzeiht, dachte auf Rache, und zwar auf eine weitausgreifende.

Nun hatte Immermann ihm mehre Xenien im Manuskripte mitgetheilt, darunter auch einige, in denen die Nachahmer morgenländischer Poesie stark mitgenommen wurden. Noch wenige Monden vor seinem Tode sagte mir Immermann, daß er bei Niederschreibung jener Xenien gar nicht an Platen gedacht habe, aber Heine wußte es, wie viel Platen auf seine Gaselen hielt, und so ließ er denn Immermann's Xenien im zweiten Theil seiner Reisebilder abdruken, und sagte laut, daß dadurch „der gräfliche Dichter und dichtende Graf“ signalisirt sein solle.

Platen's Zustand, als ihm diese Xenien zu Gesichte gekommen, soll wirklich schreklich gewesen sein! Er verlor völlig den Kopf, wollte Heine und Immermann auf Pistolen fordern, und als seine Freunde ihm sagten, daß er ja durchaus nicht namentlich aufgeführt sei, rief er erbittert: Nun wohl, so werde ich dieses Gezücht beim Namen nennen.

So setzte sich denn Platen hin und schrieb seinen romantischen Oedipus, eine plumpe, verfehlte Nachahmung seiner trefflichen verhängnißvollen Gabel, womit

er seine Gegner völlig todt zu machen glaubte. Welches der erste Eindruk gewesen, den das Buch auf Immermann machte, weiß ich nicht; er wollte später nie zugeben, daß er sich darüber geärgert habe, was ich aber bei seinem derben, heftigen Karakter doch nicht so recht glauben mag; von dem Eindruk aber, welchen der Oedipus auf Heine machte, war ich Augenzeuge. Es war an einem schönen sonnenlichten Morgen, als Heine unbefangen und in der besten Laune in Campes Laden trat, wo ich mich schon befand. Campe hatte das Buch den Tag vorher erhalten und sich eine Szene angemerkt, wo Jammermann (Immermann) von seinem Freunde sagt: „und seine Küsse hauchen Knoblauchduft." Ich kannte das Buch noch gar nicht, wußte nichts von Heines Zerwürfniß mit Platen, hatte aber herzlich über die verhängnißvolle Gabel gelacht. Das benüzte Campe bosshafter Weise, wie es seine Art mit seinen besten Freunden ist, gab mir das Buch und ersuchte mich, Heinen die angemerkte Szene vorzulesen.

Ich las ganz unbefangen und da ich nicht vom Buche aufblikte, konnte ich auch nicht sehen: daß Heine — wie Campe mir später sagte — erst glühendroth und dann todtenbleich wurde; als ich aber an die Stelle von den Knoblauchküssen kam, riß er mir das Buch aus der Hand und stürzte wie toll damit aus dem Laden. Campe lachte und sagte mir jezt, worum es sich handle, worüber ich so böse wurde, daß ich meinen Herrn Verleger beinahe in seinem eigenen Laden derb geschüttelt hätte! Ich verließ ebenfalls das Lokale und Campe nahm sich später sehr mit mir in Acht, wenn ihm die Lust ankam, wieder Jemanden zu ärgern.

Am Morgen des zweiten Tages kam Heine zu mir, dem Anscheine ganz ruhig, doch merkte ich wohl, wie es in ihm gährte. „Haben Sie das ganze Buch gelesen?" fragte er mich.

Nein.

„So lesen Sie es," er warf es auf den Tisch und ging. Ich las den modernen Oedipus und begriff nicht recht, wie Heine über dieses plumpe und dabei herzlich matte Pasquill so außer sich hatte gerathen können. Ich sagte ihm dies ganz ehrlich — aber Heine hatte dafür keine Ohren und erwiderte bloß: „Was wetten Sie, ich ärgere den Platen noch todt."

Als ich Campen das wieder erzählte, sagte er: „Wenn Heine das gesagt hat, so hält er auch Wort, denn er haßt unversöhnlich. Und Heine begann schon in den nächsten Tagen die famöse zweite Abtheilung des dritten Reisebildertheils. Er hätte es gern gesehen, wenn Campe dazu einige Karikaturen von mir gegeben hätte, und er theilte mir seine Ideen deshalb mit, es kam aber nicht zur Ausführung, so wenig

als meine Zeichnungen zu Immermanns „Tulifäntchen", weil dieſer durchaus Zeichnungen von Düſſeldorfer Künſtlern geben wollte, was aber auch nicht geſchah, da Campen meine Skizzen beſſer gefielen. Er zahlte mir das Honorar dafür, und beim großen Hamburger Brande ſind ſie glücklich mit verbrannt. Heine hatte ſich ſo geärgert, daß er wirklich unwohl wurde; er ſchämte ſich in Hamburg, über die Straße zu gehen, und als ihm gar ſein Onkel, Salomon Heine, ſagte: „Aber, ohne Schmeichelei, Henry, der Platen hat dir gut getrefft — war für ihn kein Haltens mehr in Hamburg, und er ging nach Helgoland, wo er den dritten Reiſebilder-Band vollendete, der dann im Herbſte erſchien.

Unterdeß hatte ſich auch Immermann gerührt, und ſeinen „im Irrgarten der Lirik herumtaumelnden Kavalier" erſcheinen laſſen; Heine ſchrieb mir darüber von Helgoland: Einiges iſt wunderſchön in dem Buche, aber viel zu zart und poetiſch! — Auf dieſen groben, gräflichen Klotz gehört der gröbſte Keil. — Campe rieb ſich darüber die Hände, und meinte „das wird eine ſchöne Hetze werden".

Diesmal aber hatte Campe ſich geirrt. Immermanns „liriſcher Kavalier" ging ſpurlos vorüber; Platen, durch Heines fürchterlichen Anblik tödtlich verletzt, antwortete nicht mehr, und Heines dritter Reiſebilder-Theil fand überall Gegner, wie er ſie, trotz herrlicher Einzelnheiten, verdiente. Heine fühlte, daß er ſich ſelber mit dieſem Buche ſehr geſchadet habe, aber er hatte ſeinem Feinde für immer die Kraft gebrochen, und damit tröſtete er ſich.

Bei dieſer Gelegenheit muß ich eines Eulenſpiegelſtreiches gedenken, welchen ich ohne Wiſſen und Willen beging, und worüber Heine nicht wenig ſich ärgerte. Bei Georg Lotz, dem Herausgeber der „Originalien", wurde der dritte Reiſebilder-Band unbarmherzig kritiſirt, namentlich machte Lotz ſich über das Selbſtlob luſtig, welches Heine ſich in dem Kapitel ſpendet, wo er ſein Geſpräch mit einem Adler erzählt, welchem er am Schluſſe räth, ſich beim erſten beſten Lorbeerbaume nach ſeinem (Heines) Namen zu erkundigen. Ich vertheidigte Heine, und fragte, wie man denn das für Ernſt halten könne. „Alle Welt hält es dafür" verſetzte Lotz, und ärgerlich rief ich: Das iſt nicht möglich, das muß ja ein Kind ſehen, daß Heine ſich hier über ſich ſelber luſtig macht. Das hatte Freund Lotz gewollt, und mit anſcheinender Gutmüthigkeit forderte er mich auf, Dieſes doch in einem kleinen Aufſatze für die „Originalien" auseinanderzuſetzen. Ich ging richtig in die Falle, und ſchrieb einen Aufſatz unter dem Titel „Adler und Lorbeerbaum", worin ich mit großem Ernſte bewies, wie das Selbſtlob, welches Heine ſich ertheilt, nur die bittere Ironie eines mit ſich ſelbſt unzufriedenen und Schwächen ſich bewußten Dichters ſei. Als Madame Lotz ihrem blinden

Gatten meinen Aufsatz vorlas, hätt' ich freilich an dem Mefistofeles-Grinsen des alten Fuchses merken sollen, was für eine Eselei ich wieder einmal begangen, allein ich hatte Alles so ernsthaft und ehrlich gemeint, daß ich mir eher des Himmels Einfall hätte träumen lassen, als, daß meine Vertheidigung Heines die bitterste, beißendste Satire auf denselben sei. Lotz drukte meinen Aufsatz, und Heine rührte der Schlag, als Madame Lotz ihm denselben bei einem Besuche vorlas; am anderen Morgen erhielt ich folgendes Billet.

Lieber ***!

Gestern war ich bei dem guten Herrn Lotz, und Madame Lotz, die liebe Dame, machte mir die Freude, und las mir Ihre Vertheidigung meiner Selbstrevange vor, wobei der gute Lotz es an den essigsauersten Bemerkungen nicht fehlen ließ, so daß ich ganz zerknirscht von so viel Liebe, Güte und Wohlwollen dasaß, um so mehr, als Ihre schöne Braut von Corinth *) eben anwesend war. Sie haben Ihre Sache recht schön gemacht, und ich bin ganz mit Ihnen einverstanden, daß es lächerlich von mir wäre, im Ernste zu sagen, ich sei ein großer Dichter. Ich bin Ihnen sehr dankbar für so viele Freundschaft. Lassen Sie Sich doch einmal bei mir sehen.

Ihr

Heinrich Heine.

Nun gingen mir freilich die Augen auf; ärgerlich lief ich zu Lotz, wo ich furchtbar ausgelacht wurde, von da zu Campe, der mir ruhig sagte: Wie können Sie den eitelsten Menschen auf Gottes Erdboden nach sich beurtheilen? Endlich ging ich zu Heine, und sagte in meiner damaligen Sprechweise: Ich habe eine Eule gefangen, aber warum segeln Sie auch immer vor dem Winde, und setzen alle Linnen bei; Sie könnten immer Ihr Topsegel brassen, und kämen auch noch mit einer halben Brise schneller vorwärts, als viele Andere. Heine, dem, was ich eigentlich sagen wollte, wohl nicht deutlicher war, als den meisten meiner Leser, merkte doch soviel, daß es eine Entschuldigung sein sollte, daß ich Alles ernstlich und wirklich gut gemeint habe. Er lachte jetzt selber, und so waren wir wieder die besten Freunde.

Den wahren Dichterberuf Platens, besonders im Lirischen, haben weder Heine, noch Immermann jemals verkannt, vielmehr war es Heine, der mich

*) Die Schauspielerin Fräulein Le Gaye, jetzige Madame Dahn in München — ich hatte ein Bild nach Goethes Gedicht „Die Braut von Corinth" gemalt, wobei mir der ausgezeichnet schöne Kopf der Le Gaye für die gespenstige Braut als Modell diente.

auf die vollendete Form der Platenſchen Lieder aufmerkſam machte, und als ich ihn in Wandsbeck, wo er ſich einige Zeit aufhielt, beſuchte, mußte ich ihm, dem Kranken, aus Platens Gedichten vorleſen, wo er beſonders das „Lied in der Nacht“ für vollendet erklärte. Immermann, der mir beſtändig vorwarf, ich ſuche Heine nachzuahmen (ich ſage das ehrlich, weil ich weiß, daß dem nicht ſo iſt!), ſagte mir noch in Dresden: Sie hätten wohlgethan, anſtatt Heine Platen ſich zum Muſter in der Form zu nehmen! Aber Immermann, obgleich er ſelber viel Ariſtokratiſches an ſich hatte, haßte in Platen den Ariſtokraten, den Grafen, und Heine haßte in ihm den Judenfeind, denn mag er (Heine) ſich Proteſtant, Katholik oder Griechiſchunirter nennen, im Herzen iſt und bleibt er Jude, nur den einigen, untheilbaren Gott verehrend, wie es das Geſetz Moſis gebietet.

Ich habe immer lachen müſſen, wenn ich las, Heine beſäße keine Religion. Ich habe wenig Menſchen gefunden, die ſtrenger, ja, eigenſinnig-religiöſer wären, als Heine; allein mit dem Kultus aller beſtehenden Kirchen, mit der Geiſtlichkeit derſelben war er immerfort im Streite, und wird es bleiben, ſo lange er lebt! Das Warum iſt ſehr leicht erklärlich, er will nur ſeiner Ueberzeugung, ſeiner **individuellen** Ueberzeugung Recht geben, und damit rennt er jeden Augenblik auf eine Sandbank, von der er nicht wieder lokkommen kann, und aus Aerger darüber bewitzelt er nun das Heiligſte, ihm ſelbſt vielleicht Theuerſte, indes doch mitten durch ſeinen ärgſten Spott ſeine ungeheuchelte Liebe und Verehrung für das höchſte Weſen — das ihm durchaus kein Gott der abſtrakten Vernunft iſt — hervorleuchtet.

Immermann war weit weniger religiös, als Heine, obgleich er nie im Stande geweſen wäre, über irgend einen religiöſen Lehrſatz, wie Heine, ſich luſtig zu machen; in der proteſtantiſchen Religion, im erzproteſtantiſchen Magdeburg erzogen, konnte der unerquikliche, nüchterne Ritus ſeiner Kirche dem Herzen des fantaſiebegabten Jünglings nicht genügen, aber zum Uebertritte in den Schooß der katholiſchen Kirche gab es für ihn, wie für ſo Viele, denen doch die proteſtantiſche Kirche nicht genügt, keine drängende Veranlaſſung, und ſo ließ ers in dieſer Hinſicht gehen, wie es eben gehen wollte.

Heine hat in ſeinem „Salon“ unſer Zuſammentreffen mit Paganini und Georg Harrys auf ergötzliche Weiſe beſchrieben! Meine Bemerkung, dieſer Georg Harrys ſei gar nicht der wirkliche Harrys aus Hannover, ſondern nur deſſen Haut, in die der Teufel zu Ehren Paganinis gefahren, derweilen die Seele des Georg Harrys zu Hannover unter anderem alten Gerumpel in einem Kaſten verſperrt läge, kitzelte ihn ungemein, und er hat ſie, wie der „Salon“ beweiſet, nicht vergeſſen.

Paganini gab denn auch die erſte Veranlaſſung zu meiner Bekanntſchaft mit Ludolf Wienbarg. Campe hatte Dieſen veranlaßt, unter dem Namen „Ludolf Vinetta“ einen Lebensabriß Paganinis in Form einer Broſchüre zu ſchreiben; eigentlich war es nichts als ein mit Geſchik gemachter Auszug aus Schottkys dikem Buche über Paganini; als das Ding aber fertig war, fand ſichs, daß eigentlich zu wenig von Muſik die Rede darin ſei, aber Freund Vinetta verſtand von der Muſik ungefähr ſo viel, als ein Reitſtiefel, und ſo holte mich denn Campe in Begleitung Wienbargs aus dem Alſterpavillon am Jungfernſteige, wo ich eben mit Paganini und Heine punſchte, heraus, und preßten den „alten Kapellmeiſter“ zum Mitarbeiter an der Broſchüre; ich ſchrieb als Anhang dazu die „Fantaſien aus B-moll“, und zeichnete und lithografirte Paganinis Porträt, welches Derſelbe ſelbſt für das einzige ähnliche, das von ihm exiſtire, erklärte; es iſt Profil, und erſchien bald auf allen Doſen und Taſſen kopirt; die Originalzeichnung ſchenkte ich an Friedrich Merkel, und eine Kopie von meiner Hand an Meyerbeers Bruder, als mich derſelbe in Dresden beſuchte.

Mit Heine traf ich ſehr oft bei Lewald zuſammen; wir fanden dort auch gewöhnlich den ehrlichen Maltiz, der der ſchönen Madame Lewald ſeine Gedichte vorlas, während Heine, Lewald und meine Wenigkeit Witze riſſen, oft auf Unkoſten des Vorleſers, der ſich aber dadurch nicht ſtören ließ, ſondern nur noch ärger ſchrie, als er dies für gewöhnlich beim Vorleſen that.

Es ſchien, als ſollte dies Beiſammenleben ſobald noch nicht aufhören, als plötzlich die Pariſer Juliwoche ganz Hamburg allarmirte. Bekanntlich gab es auch in Hamburg ein Stük Revoluzion; etwas Dümmeres, Ekelhafteres und zugleich Gräßlicheres, als dieſe ſogenannte Hamburger große Woche, iſt mir nicht vorgekommen.

Der Spektakel begann damit, daß einige chriſtliche Ladenſchwengel einige Judenjungen aus dem Alſterpavillon hinauswarfen, dann demolirte die Grundſuppe des Hamburger Berges eines der verrufenſten dortigen Häuſer, weil in demſelben „ein Hamburger Stadtkind“ war durchgeprügelt worden, endlich wollte der Pöbel Sonntags nicht eher, bis bei eintretender Dunkelheit das Sperrgeld zahlen, und ſchmiß, um dieſe ſeine Willensmeinung dem Stadtrathe zu erkennen zu geben, die Fenſter des Stadthauſes ein. In der Stadt ſelbſt ging der ganze Spektakel, einige blutige Köpfe abgerechnet, noch glüklich vorüber, da das Bürgerkorps ſich brav benahm; auf dem Hamburger Berge aber, wohin ein wohlweiſer Rath ſeine gedungenen Stadtknechte (lauter Ausländer, und aus dieſem Grunde vom Volke eben ſo ſehr gehaßt, als verachtet) geſandt hatte, fielen leider mehre Menſchenopfer, und, wie das bei ſolchen Gelegenheiten meiſt zu

gehen pflegt, gerade ſolche, die ja keinen Antheil an der ganzen Lärmerei nahm. Ich befand mich gerade in van Aken's Menagerie auf dem Hamburger Berge, als der Hauptſkandal dort losbrach, und wäre bei einem Haare, als ich eben nichts ahnend aus der Thür treten wollte, von einem vorüber jagenden Dragoner erſchoſſen worden. — Ein Mann mit einen kleinen Knaben auf dem Arme wollte ſo eben durch das nahe Müllerthor gehen, auf dieſen völlig Unſchuldigen drükte die brutale Beſtie das Gewehr ab, und — traf das vierjährige Kind! Aber im nächſten Moment war auch vor der auf's Höchſte erbitterten Menge das Unhold zu Boden, und im eigentlichſten Wortverſtande, in Stüke zerriſſen.

Am nächſten Tage ließ ſich kein fremder Miethling mehr bliken, am dritten Tage war die Ruhe wieder hergeſtellt, und am vierten ging alles ſeinen alten Gang! Das war Hamburgs große Woche, und ihre Thorſperre haben die Hamburger noch bis auf den heutigen Tag.

Heine ging nach Paris, Lewald ebenfalls, Maltiz und ich nach Dresden, wo wir gute Freundſchaft hielten, bis Maltiz ſtarb. In Hamburg ſind unterdeſſen auch Immermann, Lebrün, Schmidt, Loß, Reinhold und von Andern, die mir gut waren und deren ich gut war, geſtorben, und der Himmel weiß, ob ich je wieder nach Hamburg komme, denn auch ich liebe den ſchönen Süden, ſeinen Himmel und ſeine Götter, und würde nur ungern von der herrlichen Kaiſerſtadt ſcheiden!

* * *

II.

Berlin.

Ich war dreimal in Berlin—1821, 1836 und 1841, und immer—wie verſchieden auch bei jedesmaligem Aufenthalt daſelbſt meine Stimmung war, habe ich die Stadt nur ungern wieder verlaſſen und möcht' ich irgend anderswo als in Wien auf die Dauer leben, ſo wär's in Berlin, obgleich, wer beide Städte kennt, mir zugeben wird, daß es kaum zwei verſchiedenere gibt. — Aber an Berlin wie an Wien knüpfen ſich für mich theure Erinnerungen an die ſchönſte Zeit meines Lebens, an die beſten, edelſten Menſchen, die ich kannte! Hier wie dort fand ich nur Liebe, Nachſicht mit meinen Fehlern und freundſchaftliche, herzliche Anerkennung deſſen, was gut an mir war und iſt. Nirgends anders habe ich in kürzeſter Zeit mich ſo hineingelebt und heimiſch gefühlt als in Wien und Berlin. Ich weiß ganz gut wo-

her das kommt, ich habe es mit beiden Städten gemacht wie beide Städte mit mir, ich hielt mich an ihre Lichtſeite und fand es natürlich, daß wo viel Licht iſt, auch viel Schatten ſein muß. — Das klingt ſtolz, iſt aber doch wahr. Anderswo hab' ich's anders gehalten, wie man's anderswo — namentlich in Leipzig und Dresden anders mit mir hielt — warum weiß ich nicht zu ſagen, denn ich war an beiden letztgenannten Orten weder beſſer noch ſchlimmer als in Berlin und Wien. — Es muß an der Luft liegen oder an etwas Anderm; doch das iſt vorüber und ich gedenke nur der Lichtpunkte meines Lebens. Licht! Licht! das iſt's! „Mehr Licht!“ rief Goethe ſterbend aus. „Mehr Lichter aufſetzen!“ ſchrieb er mir das Jahr vorher, als ich ihm meine Zeichnungen zum Maler-Fauſt vorlegte. — „Die Hölle ſelbſt hat ihre Rechte — am Lichte!“ Und ich kann verſichern: dieſe glückliche Gabe Alles von der Lichtſeite aufzufaſſen, hat mir wenige Jahre ſpäter über einen Abſchnitt meines Lebens glücklich hinweggeholfen, unter deſſen Wucht manch' Anderer erlegen wäre.

Es war eine gar trübſelige Zeit als ich mich entſchloß zum Erſtenmale nach Berlin zu reiſen. Meine Mutter war geſtorben und ich ſelber hatte alle Hoffnung verloren, jener Kunſt ferner ausübend zu leben, die ich bis dahin als mein Eines und Alles betrieben hatte. Ich war, grad heraus geſagt, halb verrückt und meine Verwandten mochten guten Grund haben zu fürchten, ich möchte ganz überſchnappen. Der verſtorbene Hofſchauſpieler Krüger, der eben in Roſtok bei meinem Vater gaſtirte, trug dieſem und mir an, daß ich mit ihm nach Berlin reiſen ſollte, wo eben damals die allererſte Aufführung des Freiſchütz vorbereitet wurde. Der Vater nahm den Vorſchlag mit Freuden auf und ich hatte nichts dawider, ſo fuhr ich denn mit Krüger nach Berlin. — Unſere Reiſe von Roſtok nach Berlin mit der Deligence dauerte volle vierthalb Tage und unſere Reiſe-Abentheuer waren mitunter lächerlich genug. So z. B. wurden wir in unſerm erſten Nachtquartier zu Lübow mit einem Paar en Schwein beſoffenen Viehhändlern aus Parchim in ein und daſſelbe Zimmer einlogirt, wir lagen ſchon in den Betten als die Kerle die Treppe hinaufgepoltert und in das Zimmer geſtolpert kamen. Hier geriethen beide über einen Handel dermaſſen in Händel, daß ſie anfingen, einander auf gut mekleburgiſche Weiſe durchzubläuen. Krüger und ich ſprangen aus den Betten und wollten Frieden ſtiften, erhielten aber einige furchtbare Püffe! Krüger flüchtete ſofort wieder in's Bett, ich jedoch voller Wuth über die erhaltenen Püffe goß ſämmtliche im Zimmer befindlichen Waſſergefäße den hitzigen Kämpfern über die Köpfe und warf ihnen dann was ich erwiſchen konnte, an die Köpfe, daß ſie gar bald vom Kampfe abließen und einträchtig in das einzige noch vorhandene leere Bett krochen, wo ſie bald friedlich ſchnarchten. Als Krüger und ich am andern Morgen zur Abfahrt

geweckt wurden, erfuhren wir, daß die Viehhändler schon früh um halb vier Uhr weiter gezogen; Einer aber hatte, ob aus Versehen, oder absichtlich? Krügers seine, schwarze Tuchhosen angezogen und dafür seine ehemals braunen, nun aber in verschiedenen Farben spielenden zurükgelassen. Krüger hätte um keinen Preis diese höchst verdächtigen Viehhändler Inexpressibles angelegt! Unglüklicher Weise konnte er seinen Koffer nicht erst wieder abpaken lassen und so mußte er die Fahrt bis zum nächsten Nachtquartier in Unterhosen machen! Nach unserer Ankunft in Berlin habe ich ihn in diesem Kostüme sofort in Hoffmanns Karrikaturenbuch bei Lutter und Wegener zeichnen müssen, und ich fand das Blatt noch dort 1841.

Wir kamen Abends in Berlin an, ich wohnte in der Kronenstraße, nahe am Gensdarmenmarkt in der goldenen Krone — und es läßt sich denken: daß ich nicht versäumte mich sogleich nach meiner Ankunft durch den Hausknecht nach der Lutter- und Wegenerischen Weinhandlung führen zu lassen. Es war erst 9 Uhr und das Theater noch nicht beendet, mithin das Lokale noch ziemlich leer, ich fragte den Kellner Karl, wo Hoffmanns und Devrients Tisch sich befände und Karl zeigte mir im letzten Kabinett den letzten Tisch am Fenster rechts vom Eingange. Da ich Hoffmanns Art und Weise von Leipzig her kannte, ließ ich mir eine halbe Flasche Wein geben und setzte mich sittsam an den Tisch gegenüber, anscheinend eifrig in den Zeitungen lesend. Ich hatte dem Karl gesagt, weder Hoffmann noch Devrient zu sagen, daß ich nach ihnen gefragt hätte. Das Wagengerassel, welches nach einiger Zeit erscholl, kündigte mir an, daß das Theater zu Ende sei. Ich durfte denn auch nicht lange warten und der Braune und der Graue, (Hoffmann und Devrient) traten ein und setzten sich mir gegenüber an den Tisch rechts. Hoffmann war sehr gealtert! sein sonst pechschwarzes Haar war stark mit Grau gemischt, auch hatte er mehrere Vorderzähne verloren und die kleine Figur ging etwas gebükt; doch sein Auge hatte nichts von seiner Schärfe und Kraft eingebüßt und ohne aufzublikken fühlte ich's*) daß er mich jetzt eben scharf fixire. Plötzlich hub er in seiner hastigen, abgebrochenen Weise an zu reden: „Sie! — mein Verehrtester! da am Tische vis a vis! — Alles! ja fürwahr! Alles müßte mich täuschen, oder ich habe Ihre — sehr angenehme! Visage, schon an einem andern Orte — irgendwo, zu erblikken, das besondere Vergnügen gehabt! Könnten Sie mir vielleicht! sagen, wann und wo solches — der Fall gewesen? —

*) Man lache nicht, aber es ist wahr, wie jeder erfahren hat, der Hoffmann kannte, sein stechender, funkelnder Blik besaß etwas Magnetisches, so daß dafür Empfängliche, wenn er sie scharf fixirte, seinen Blik fühlten, wenn sie ihn auch nicht sahen.

„Wenn der Herr Kammergerichtsrath wirklich sich meiner Züge noch erinnern, versetzte ich, so gereicht mir solches zur großen Freude. Ich hatte die Ehre den Herrn Kammergerichtsrath als derselbe noch in Leipzig in der Gerbergasse logirten, einigemale Kartoffeln in der Montur zu kochen.“ — I du Range! rief Hoffmann sehr fröhlich, daß Dir der schwarzgefiederte Satan eine glühende Brille auf deinen Storchschnabel setze! hast du mich nicht erkannt oder hat er sich mit Willen zuerst von mir anreden lassen? — he? Devrient, der wieder an den Augen litt, erkannte mich jetzt erst an der Stimme und rief: Bist du's mein Alräunchen, du Wundermännchen und Knopf von Falstaff's Mütze! Rücke heran, du süßer Junge! und koste von meinem Brot oder ich beiße Dir den Daumen ab! — Wenn der Herr Kammerath es erlauben, bemerkte ich demüthig, denn ich hatte von früher her einen verdammten Respekt vor dem kleinen Braunen. — „Ja, ich erlaub' es Dir! sprach Hoffmann mir zuwinkend und ich setzte mich an ihren Tisch. Devrient zog mich bei den Ohren zu sich, küßte mich, und ich mußte aus seinem Glase trinken. Hoffmann aber fragte mich, wie mir's ergangen seit wir uns nicht gesehen? Ich erzählte — es war eine traurige Geschichte, die dem guten Devrient das Wasser in die Augen trieb. Hoffmann aber brach plötzlich den Strom meiner Rede ab, indem er mich nach seiner bekannten sturillen Weise aufforderte, dem Meister Devrient sein Leipziger Logis in der Gerbergasse zu beschreiben.

Zwei andere Männer näherten sich jetzt unserem Tische, der Eine eine hohe herrliche Gestalt, mit einem wahren Johanneskopf, der Andere eine kleine, unansehnliche, fast gebrechliche Figur, mit einem blassen, scharfmarkirtem Gesichte, die matten, träumerischen Augen mit einer funkelnden Brille bewaffnet, das lange Haupt auf dem langen, dünnen Halse stark seitwärts geneigt und im Ganzen unsicher auftretend; der große, schöne Mann war der Tenorist Bader, der kleine, unansehnliche war Karl Maria v. Weber, der unsterbliche Schöpfer des Freischütz, welchen ich an diesem Abend zum erstenmale in Berlin sah. *) — Es war auch das Erstemal, daß er und Hoffmann, (soviel ich weiß, auf Baders Veranlassung), in Berlin sich trafen, allezeit geschäftige Freunde nämlich hatten nicht unterlassen, ihm Hoffmann als einen unbedingten Anbeter Spontinis zu schildern, dem mindestens nicht ganz zu trauen sei, wenn er auch nicht offen Parthei wider Weber nehmen würde — daß

*) 1819 hatte ich ihn schon flüchtig in Cutien, seiner Vaterstadt, kennen gelernt. Es war das Letztemal, daß er sie besuchte und wir trafen bei dem berühmten Maler Tischbein zusammen.

daran kein wahres Wort gewesen, stellte sich später heraus. Hoffmann sprach sein Entzücken und seine Bewunderung über den Freischütz laut und oft aus. Allerdings war er früher für den Schöpfer der Vestalin sehr eingenommen und bekanntlich verschmähte er es nicht, den Text zur Olimpie zu übertragen, später aber wurde er merklich kälter gegen Spontini, über dessen persönliche Eitelkeit er sich häufig lustig machte, und als ich einmal über Spontinis neueste Kompositionen sein Urtheil wissen wollte, nannte er den Komponisten kurzweg: einen Triolenhengst, (bekanntlich benutzte Spontini diese Notenfigur in seinen spätern Compositionen wirklich bis zum Ekel.)

Hoffmann schien im ersten Augenblik durch Webers Erscheinen nicht eben ganz angenehm überrascht, aber Weber benahm sich, ohne aufdringlich zu erscheinen, so herzlich, liebenswürdig und fein, daß Hoffmanns Befangenheit bald verschwand und er in vollen Eifer gerieth, als er von der bevorstehenden Aufführung des Freischütz sprach, — bei dieser Gelegenheit erzählte Weber eine ergötzliche Anekdote, wie man nämlich bei der gestrigen Probe des Freischütz für das Echo, welches die Stimme des Kaspars, der die fallenden Kugeln zählt, (in der Wolfsschlucht), einen Choristen mit einer Tenorstimme, hinter die Koulissen postirt, wie dann dieses Echo immer um eine volle Oktave höher Eins, Zwei, Drei u. s. w. gerufen habe, als der zählende Kaspar. Es wurde natürlich auf Kosten des anordnenden Regisseurs tüchtig gelacht und hier war es, daß Devrient sich erbot, die Stimme des Echo zu übernehmen, die er denn bei der Aufführung auf so geniale Weise ausführte, daß der Dichter des Textbuches, dem Weber davon erzählte, nach Devrients Auffassung in den späteren Ausgaben seinen Text abänderte. — Baber und Weber blieben an jenem Abend nur kurze Zeit in der Weinstube, es war gewissermassen nur eine Visite gewesen, die Weber seinem alten Freunde Hoffmann gemacht hatte, da Hoffmann, außer in seinen Arbeitsstunden, wo er durchaus keinen Besuch annahm, in seiner Wohnung fast nicht mehr anzutreffen war, er hatte sich ganz und gar dem Weinhausleben ergeben und verkehrte mit seinen Freunden in dieser Zeit fast gar nicht; erst als — wenige Monden nachher die Krankheit, die ihm den Tod brachte, ihn an das Haus fesselte, fanden sich Hitzig, Hippel und Andere wieder zu ihm und hielten treu bei ihm aus bis ans Ende, wogegen von seinen Wirthshausfreunden, Devrient ausgenommen, auch nicht Einer den Kranken besuchte.*) Als Baber und Weber sich

*) In einer Skizze in der Wienerzeitschrift beschreibt Kuperus eine Sitzung bei Lutter und Wegener und läßt Hoffmann, Devrient, den Freiherrn v. Maltitz, Gaudy und de la Motte Fouque eine geniale Konversation mit einander halten, aber weder

entfernt hatten, nahmen zwei andere Herren ihre Plätze ein, der kleine Albrecht, dessen Holtey in seinen „vierzig Jahren“ gedenkt, und der Oberst von Wißleben, später unter dem Schriftstellernamen A. v. Tromlitz genannt; dazu kam noch der Chef der Handlung Herr Lutter, und aus diesen genannten Personen bestand jenes originelle Quartblatt, dessenvier Berliner-Nächte im In- und Auslande von sich sprechen machten, denn wohl kein Fremder von nur einiger Bildung, der nach Berlin kam, unterließ es einen oder zwei Abende bei Lutter und Wegener zu verbringen, um der geistvollen Witz- und Humorsprühenden Unterhaltung der kleinen Tafelrunde zu lauschen.

Zu lauschen sage ich, denn ich hätte es Niemanden rathen mögen, sich dummdreist oder unbefugter Weise in die Unterhaltung zu mischen, das Wenigste war dann, daß Hoffmann und Devrient kein Wort mehr sprachen, bis der Eindringling des Wartens und des sehr wohlverständlichen Schweigens müde, abtrollte; machte er aber dazu nicht bald Anstalt, so konnte es kommen, daß er von Hoffmann folgender Gestalt angeredet wurde: Sie Bester, am Ek dort, ganz ungemein würden Sie uns verbinden, gefälligst ein wenig das Maul zu halten, wenn vernünftige Leute mit einander reden! — Oft kams noch derber und Einige, die grob deßhalb werden wollten, wurden freundlichst veranlaßt das Zimmer zu verlassen.

Hoffmann und Devrient waren die eigentlichen Sprecher, Albrecht fuhr zu Zeiten mit einer lustigen Geschichte dazwischen, und Wißleben erzählte dann und wann Anekdoten aus dem Befreiungskriege, besonders aus Mecklenburg, wo er eine Abtheilung Freiwilliger kommandirt hatte. Herr Lutter aber war das eigentliche anregende Prinzip. Hoffmann selbst verließ die Weinstube nie vor Anbruch des Tages — er war stets der Letzte, der ging, und wenn die Andern fort waren, rekapitulirte er sich im Stillen bei einem Glase dunkelrothen Portweins, alles, was er und Andere die Nacht gesprochen, notirte sich's auch wohl dann und wann und entwarf die köstlichen Karrikaturen, womit er am nächsten Abend seine Freunde überraschte. Doch hier helfen alle Beschreibungen nichts und ich werde es unternehmen, meinen Lesern einmal in dialogisirter Form eine jener merkwürdigen Nächte, vom Anfang bis zum Ende, wie sie mir treu im Gedächtniß blieb, wiederzugeben.

Gaudy noch Maltitz waren jemals in dieser Art mit Hoffmann zusammen. Beide waren damals (1821) noch ganz unbedeutende junge Leute und de la Motte Fouque aber, — (obgleich in späteren Jahren selber kein Verächter des Weines,) war unserm Hoffmann nach näherer persönlicher Bekanntschaft nicht eben sehr grün, wiedenn das gar nicht anders kommen konnte, da Hoffmann fortwährend den sinnigen, frommen Ritter persiflirte. La Motte Fouque lebte damals in durchaus andern Kreisen als Hoffmann, in jenen, die Hoffmann floh.

Hoffmann befand sich zu jener Zeit, was seine äußern Verhältnisse betraf, auf dem Höhepunkte seines Glükes! Die Verleger — namentlich die Verleger der damals in vollster Blüthe stehenden Taschenbücher — überboten sich in Honorarzahlungen, um eine Novelle von dem berühmten Verfasser des „Fräuleins von Scuderi" zu erhalten, und der bekannte Stephan Schütze aus Weimar war eigends nach Berlin gekommen, um Hoffmann an eine längst zugesagte und — honorirte Novelle zu erinnern. Bei dieser Gelegenheit ereignete sich nun etwas höchst Komisches. Hoffmann und St. Schütze nämlich glichen einander in der Gesichtsbildung auffallend, nur daß Hoffmann's Gesicht etwas breiter, gebräunter und kräftiger sich ausnahm, auch trug Hoffmann einen sogenannten Tugendbrüderbart, welchen er sehr sorgfältig pflegte — wogegen Schütze immer glatt rasirt ging und die Farbe eines Stubengelehrten hatte.

Schön — das weiß Gott! war keiner von Beiden, aber Hoffmann's kleine bewegliche Gestalt zeigte das vollkommenste Ebenmaß, während St. Schütze — und das war der Unterschied — auf langen Spinnenbeinchen einen kurzen starkverwachsenen Körper trug, so daß er sich — wie Hoffmann meinte — ausnahm: wie ein gespaltener Rettig, oder: wie ein auf einer Gabel gespißter gebratener Apfel. — Der zweite Unterschied zwischen Hoffmann und St. Schütze war der: Hoffmann wußte es, daß er nicht hübsch war, spottete oft selber darüber und zeichnete Karrikaturen auf sich, indeß St. Schütze — wie fast alle Verwachsenen — sich für sehr schön hielt. Da geschah es denn nun, daß St. Schütze kurz nach seinem ersten Besuche bei Hoffmann zu dem Hofschauspieler Wolff kam, wo ich mich eben befand, und diesen alten weimarischen Bekannten seine Unterredung mit Hoffmann erzählte; am Schlusse der Erzählung äußerte er ganz naiv: „Man hatte mir den Hoffmann wie ein wahres Allräunchen, dergleichen in seinen Erzählungen vorkommen, geschildert — ich fand ihn aber doch nicht gar so mißgestaltet!" und dabei sah der gute St. Schütze uns alle der Reihe nach mit funkelnden Bliken an und kniff den Mund zusammen, daß Nase und Kinn einander fast berührten, gerade wie Hoffmann es zu thun pflegte, wenn er irgend eine Behauptung aufstellte, auf die er sich was zu Gute that.

Diese Worte aus des kleinen buklichten Schütze's Munde — es überstieg unsere Kräfte — Wolff hustete, Madame Wolff biß sich fast die Zunge ab und Mariane Wolff und ich stießen einander in die Rippen, um nur nicht loszubrechen. Es half aber nichts und wir mußten machen, daß wir aus dem Zimmer kamen, um uns draußen nach Herzenslust auszulachen. Daß ich Abends die Geschichte bei Lutter und Wegener zum Besten gab, läßt sich denken, so wie: daß es für Hoff-

mann einen köstlichen Vorwurf zu einer Karrikatur gab, die sich denn auch noch bei Lutter und Wegener findet. Mit seinen besten und wahrsten Berliner Freunden (L. Devrient ausgenommen) traf Hoffmann damals nur gelegentlich zusammen — es war dies nicht durchaus seine Schuld! — jene Freunde erkannten wie Hoffmann sehr gut das Nichtige, Leere, des damals so beliebten anstachlischen Thees — in die man den Hoffmann mit aller Gewalt hatte hinein ziehen wollen — allein die Freunde nahmen Rükſichten, von denen der energiſche Hoffmann nichts wiſſen wollte, und da ſie ihm nicht ihre Anſicht von der Sache beibringen konnten, fanden ſie's bequemer ihn ganz ſich ſelber zu überlaſſen. Was ein wahrer energiſcher Freund über Hoffmann vermochte, bewies Hippel — leider kam er zu ſpät nach Berlin — und Hitzig — der wohl zum Theil Hippel hätte erſetzen können — ſtand doch im Grunde nicht in ſo naher Beziehung zu Hoffmann, als dies nothwendig geweſen wäre, um mit voller Kraft auf ihn einzuwirken, ſo lange körperliche Leiden ihn noch nicht zahm gemacht hatten. Es muß dies endlich einmal zu Hoffmann's Rechtfertigung geſagt werden, denn weder Hitzig noch Z. Funk (Friedrich Kuny) haben in dieſer Hinſicht den Geſchiedenen Gerechtigkeit widerfahren laſſen, ſondern alle Schuld auf ſeine Extravaganz und ſeinen Trotz geſchoben; daß Hoffmann aber oft wahrhaft kindlich weich und hingebend ſein konnte, erfuhr ich als ganz junger Menſch bei mehr als einer Gelegenheit.

Das Berliner Schauſpiel, ſo wie die Oper, nahmen damals einen Rang ein, wovon ſich keine Spur mehr findet. Die Stich im vollen Jugendreiz, die Wolff, Rebenſtein, L. Devrient, Beſchort, Unzelmann, Gern, Rüthling, die Schröck ꝛc. für das Drama; die Milder-Hauptmann, Schulz, Seidler, Eureck, Vader, Stürmer, Blume, Jraur ꝛc. für die Oper, und nun eine Kapelle, welche damals als die erſte in Deutſchland — für Opernmuſik — genannt werden mußte, und eine Pracht in der Ausſtattung (Koſtüme, Dekorationen und Ballets), wovon man in dieſem Grade wenigſtens jetzt in Wien keinen Begriff hat. — Bei der Hauptprobe des „Freiſchütz" ſtand ich neben Weber im Orcheſter, und entſinne mich noch recht wohl wie er bei dem Erſcheinen der wilden Jagd in der Wolfsſchlucht vor Erſtaunen den Taktſtok ruhen ließ. Ich habe auch ſpäter, ſelbſt in Dresden nicht, nichts ähnliches in der Art wieder geſehen, und doch war das noch nichts gegen die Ausſtattung der Spontini'ſchen Opern, wo die Pracht wirklich ermüdete, ehe noch das Stük halb zu Ende war.

Um die Bildung des Orcheſters und des Theaterchors hatte ſich Spontini das höchſte Verdienſt erworben, auch hat er ſtets für die Leute, die ihm untergeben wa-

ren, sich verwendet, daß sie in pekuniärer Hinsicht gut gestellt waren; allein er wollte nur seine und immer nur seine Opern gegeben haben, und seine Opern waren es, in denen die Solosänger und Sängerinnen ihre Stimmen vor der Zeit zu Grunde richteten. Spontini lebt noch, er ist jetzt ein alter Mann und seine Allmacht in Berlin nahm ein trauriges Ende, es wäre daher eben so unedel als überflüssig, jetzt noch als Ankläger wider ihn aufzutreten, allein, daß unser armer deutscher Weber unendlich durch ihn litt — das ist Thatsache und leider nur zu bekannt. — Spontini's Opern haben ein großes Publikum gefunden, in's Volk ist keine derselben gedrungen und wird es auch nie; verschwinden seine Opern einmal vom Repertoire, so werden sie auch vergessen sein, indeß „Don Juan," die „Zauberflöte" und der „Freischütz" nie vergessen werden können.

Von Devrient, Wolff, Rebenstein und Krüger gekannt, hatte ich natürlich freien Eintritt in's Parterre beider königlichen Bühnen, ohne daß ich mich darum hätte bewerben dürfen, was ich auch später als Literat nie gethan habe. Ich machte von dieser Erlaubniß guten Gebrauch und besuchte Abend für Abend abwechselnd die Oper oder das Schauspiel wo eben Gutes gegeben wurde. Unvergeßlich werden mir die Vorstellungen „Iphigenia" von Gluck (mit der Milder-Hauptmann), „Romeo und Julie" (wo Devrient als Merkuzio aber alles neben sich todt machte), „Kaufmann von Venedig" und der „Freischütz" bleiben. Wer über die damalige Aufführung des „Don Juan" wüthender war, Hoffmann oder ich, das weiß ich nicht, wohl aber, daß wir Beide es verschworen, wieder eine Aufführung dieser Oper unter Spontini's Direktion mit anzusehen und zu hören. Sie wurde mit den besten damaligen Sängern wie jetzt leider noch in Wien, nach der alten Verstümmlung ohne wahres Verständniß und — mit eingeschobenen Ballets gegeben; kurz es war für Einen, der das Werk in seiner ursprünglichen Gestalt kennt, nicht zum Aushalten, auch der sonst tüchtige Blume machte aus dem „Don Juan" einen ganz gewöhnlichen Bonvivant und Hoffmann sagte: „Er kommt mir als Don Juan vor, wie ein Leipziger Handlungsreisender, der in der Hasenhaide sich bei Weißbier amüsirt."

Dagegen ergötzte mich höchlich die Darstellung des famösen Lustspiels von dem berüchtigten Julius v. Voß: „Künstlers Erdenwallen." Was Devrient aus der Rolle des Magisters Lämmermayer machte, das läßt sich gar nicht schildern! man mußte ihn sehen, hören — ich habe gelacht, daß mir fast der Athem verging und schauderte mir wieder die Haut vor dieser Gesunkenheit einer begabten Menschennatur. Als ich entzückt zu Hoffmann davon sprach, erwiderte dieser: Devrient kopirt hier die Natur. — Devrient bestätigte dieses und erbot sich mich zu dem Originale, das er kopirt habe, zu führen.

An einem der nächsten Tage, nachdem die Probe beendet war, bestieg Meister Devrient mit mir eine Droschke — eine Berliner Droschke 1821, das heißt mit Beethoven zu reden „des Teufels schlechtestes Fuhrwerk.“ Mit der Schnelligkeit eines Hamburger Leichenwagens, der eine Seretorsleiche zur Gruft führt, fuhren wir vom Gensdarmenplatz bis in die Kasernenstraße, was wir Jeder, der jemals in Berlin war, weiß, ein tüchtiges Stük Wegs ausmacht, in der Kasernenstraße jener berüchtigten Tabazin gegenüber, wo damals die „schöne Lotte“ florirte, welche später durch die Berliner Nazional-Hymne:

„Lott' is todt! Lott' is todt!
Jule liegt im Sterben!“

verewigt wurde, stand ein schmales, himmelhohes unsauberes Haus, mit unsauberen knarrenden Stiegen, deren fünf wir erklimmten und endlich schnaufend vor einer niedrigen Thür standen, an die ein vergilbtes Papier angeklebt war, worauf zu lesen: „Julius v. Voß, Dichter.“ — Da weder eine Klingelschnur noch ein Klopfer an der Thür zu entdeken war, hieß Devrient mich, nachdem er vergeblich mittelst des Drükers zu öffnen gesucht, von meinen Fäusten Gebrauch machen und an die Thür donnern; nach einer guten Weile erscholl drinnen eine heisere Stimme: „Wer ist da?“ — „Ik!“ versetzte Devrient, „man uffjemacht.“ Wieder eine Pause — dann ward die Thür geöffnet, und an und vorbei schoß eine vierschrötige Zimmermagd mit erhiztem Gesichte und sehr drapirter Toilette, vor uns aber stand in einem fettglänzenden Schlafroke, eine Feldmüze schief auf einem Ohr gerükt, eine lange schlotterige Gestalt mit einem Gesichte, in welchem Hunger und Kummer, Völlerei und Lustigkeit, Geist und Gemeinheit in wunderlicher Mischung aber in deutlichen Zügen unvertilgbar eingegraben erschienen. — „Ah! Devrient!“ rief der Mann, „was verschafft mir die Ehre und das Vergnügen Eures Besuches; tretet herein, aber nehmts nicht übel, daß es bei mir etwas lyrisch aussieht, es ist noch nicht aufgeräumt,“ damit nöthigte er uns in sein Zimmer. — Barmherziger Himmel! wie ward mir als ich dieses Zimmer betrat; ein mefitischer Dunst qualmte uns entgegen, eine Staubwolke flog vor uns auf bei jedem Schritt den wir thaten, Wände und Deke von unerkennbarer Grundfarbe! ein schmuziges niedergedrüktes Bett, zwei Stühle, ein Stiefelknecht, und ein Tisch — darin bestand das Ameblement; auf dem Tische einige Bücher, ein Tabakskasten nebst Pfeife, Schreibzeug, Papier, Butter, Käse, Brot und eine Rhumflasche, nebst Bierglas; die Fenster blind, und wo eine Scheibe defekt war, ein Papier darüber geklebt! An der Thür hingen ein Oberrok, ein paar Beinkleider und daneben standen ein paar blankgewichste Stiefel, die entsezlich nach Terpentinöl ro-

chen, und dadurch kund gaben, daß Voß sein eigener Schuh- und Stiefelwichs-Fabrikant sei.

„Nun? womit kann ich dienen?“ fragte Voß, indem er uns andeutete auf den beiden Stühlen Platz zu nehmen, indem er selber sich auf das Bett setzte.

„Der junge Mensch da,“ entgegnete Devrient, auf mich deutend, „wünschte den Verfasser von „Künstlers Erdenwallen“ kennen zu lernen, das Stük hat ihm sehr gefallen.“

„Obligirt!“ rief Voß, indem er das Bierglas mit Rhum füllte, es auf einen Zug halb leerte und dann Devrient darbot, der ein wenig davon trank, worauf er es mir reichte; ich, um die mich anwandelnde Uebelkeit herunter zu bringen, leerte das Glas vollends. — Voß laut lachend, bemerkte: „Der zieht ganz hübsch für sein Alter!“ —

„Er war zur See,“ entgegnete Devrient, „und übrigens stinkt es mit Eurer gütigen Erlaubniß ganz verflucht bei Euch.“

„Wie gesagt! es ist noch nicht aufgeräumt!“ sprach Voß gleichmüthig und wandte sich dann zu mir: „Also mein Stük hat Ihnen gefallen? freut mich! ist aber auch ein gutes Stük und treu nach der Natur kopirt, wie Sie schon finden werden, wenn Sie erst länger mit der Literatur sich beschäftigen und mit den Verlegern verkehren.“

„Ich werde nie etwas schreiben und druken lassen,“ antwortete ich lachend. Darauf Voß sehr ernst und bestimmt: „Sie werden ein Literat! denken Sie an mich! Hätt' es mir früher auch nicht träumen lassen, daß ich einer werden müßte! — hilft aber nichts dawider! ist alles vorher bestimmt! Schikfal! — hol's der Teufel! aber man muß sich fügen und am Ende ist's auch nicht so schlimm damit — muß es nur klug anfangen, besonders den Hunden, den Verlegern gegenüber! Bestien, alle miteinander! Wenn sie merken, daß Einer in Noth ist, treten und pressen sie ihn bis sie ihn ausgepreßt haben! War früher dumm, bin klug geworden! hilft mir aber nichts mehr — muß den Kerln von vorn herein imponiren: „zahlt ordentlich, oder geht zum Teufel, alle miteinander!“ Merken Sie sich das, junger Freund.“

„Ist es denn wahr, Voß,“ nahm Devrient das Wort, „ist es denn wahr, daß die Gardeoffiziers Euch geprügelt haben, Eurer Marketenderin halber?“

„Haben? — denn Teufel ist's! Sie wollten mich prügeln, das ist wahr! ich gab ihnen aber zu verstehen, daß ich das von meinen ehemaligen Kameraden nicht so hinnehmen würde. — Prügelt mich ein Künstler, ein Schauspieler, wegen einer Rezension — à la bonheur! da prügl ich ihn wieder und damit ist's ausgeglichen,

aber prügelte mich ein Militär, so müßt ich ihn niederschießen oder den Degen durch den Leib rennen, das ist außer Spaß.

„Ihr könntet aber auch etwas Besseres schreiben, als solche Schweinereien!“ meinte Devrient.

„Freilich könnt' ich's,“ grinsete Voß, „aber was hätt' ich davon? verhungern könnt' ich dabei total und kein Hahn würde darnach krähen — und für wem sollt ich Besseres schreiben? Auf die Nachwelt wird von mir nichts kommen und für die Mitwelt ist das was ich geschrieben habe, mehr als zu gut, und ich versichere Euch, unter hundert meiner Leser wünschen sich 99 insgeheim und offen noch mehr und ärgere Equirosen als ich ihnen auftische, und wenigstens bekomme ich für solche Sachen noch ein leidliches Honorar, das ist der Hauptpunkt.“

„Ich meine,“ bemerkte ich, „der Dichter wie der Künstler sollte stets streben, sein Volk zu veredlen.“

„Wo gibt es denn in Deutschland ein Volk?“ fragte Voß mit sardonischen Lächeln, „so viel verschiedene Städte, so viel verschiedene Publikümer, und all diese verschiedenen Publikümer zusammen bilden einen großen Plebs, wo von Poesie und wahrer Kunst die Rede ist! Freilich den Goethe und den Schiller führt der Herr Johannes Hegel beständig im Munde, aber wie hat er den Schiller belohnt, wie würde es um den Goethe stehen, wenn er nicht zufällig Minister geworden wäre? — Andern berühmten deutschen Dichtern ist's noch schlimmer gegangen, der Mehrzahl unter den Hunden schlecht! Bürger starb als Bettler, Hölderlin wurde verrückt. Nun laßt aber 'mal eine Sängerin kommen, die auf drei bis vier Rollen Gastreiset, eine Tänzerin, die während sie auf einer Fußspitze steht, das andere Bein so hoch hebt, daß ein Gardelieutenant darunter wegmarschiren kann — laßt einen Klavierpauker kommen, oder den nordischen Herkules, oder gar den Hund des Aubry, und ich will selber ein Hund sein, wenn der Plebs sich nicht en masse herzudrängt, doppelte, dreifache Preise zahlt, während die Dichter — der ächte, darben muß — dafür dank ich! Hätt' ich Perlen, ich würfe sie nicht vor die Säue, Treber thut bekannt gut, mögen sie ihn denn fressen.“

„Habt Ihr's denn auch mit Besserem versucht,“ fragte Devrient.

„Nein!“ versetzte Voß, „so dumm war ich nicht! Als ich mich entschloß, zu schriftstellern, geschah es aus dem Grunde, um zu leben, und an Andern hatt' ich's erfahren, was bei den Versuchen herauskommt. Wer ums Geld schreiben muß, thut am besten, gleich den tiefsten Grund von der Leutseligkeit anzustimmen, da kann er darauf rechnen, doch wenigstens „Schwarzbrot und Wurst“ und Etwas für den Durst

zu haben.“ Damit griff der Dichter zur Rhumflasche und that einen derben Zug daraus. „Das Leben,“ fuhr er fort, „das Leben ist ein Schluk! — Dem Einen wird reiner Wein vom Schikſal eingeſchenkt, das ſind die in Allem von den guten Göttern bevorzugten Geſchöpfe; die Andern müſſen Bier ſaufen, das ſind die ehrlichen Filiſterſeelen, die gedeihen auch ganz gut dabei, die Gottergebenen chriſtlichen Gemüther, mit der Hoffnung auf ein himmliſches Freudenreich, ſind auf ſtrenge Diät geſetzt und bekommen liebes unſchuldiges Waſſer zu trinken; wer aber ſelbſt ſeinen Mann fürſtellen muß, ſich durchſchlagen kann durch Elend, Noth, Nichtswürdigkeit, Dummheit — wer ferner verdammt iſt mit Verlegern zu verkehren — der iſt an die verſchiedenen Sorten durch Feuer veredelten Wäſſer, vulgo Schnäpſe! gewieſen, der edelſte Schnaps aber iſt der Rhum! — Er lebe!“ damit leerte Voß den Reſt der Flaſche, ſchaute uns mit gläſernen Bliken an und fragte lachend: „Wie gefällt Euch dieſe Theilung der Erde?“

Wir fanden, daß es Zeit ſei aufzubrechen, wir gingen. Devrient reichte dem armen Voß die Hand, und ich bemerkte, daß er ihm ein Papier hineindrükte — es mochte wohl ein 5 oder 10 Thalerſchein geweſen ſein.

Wieder in unſerer Droſchke ſitzend, fragte Devrient mich: Nun?

„Du haſt als Lämmermeier ſein äußeres Weſen getreu kopirt,“ verſetzte ich — „aber idealiſirt im höchſten Grade — er iſt ſtokgemein.“

„Unglüklich iſt er,“ ſprach Devrient mit Nachdruk, „wohl dir, daß du's mit aller Mühe nie bis zur Gemeinheit wirſt bringen können.“

So langten wir wieder bei Lutter und Wegener an, wo wir unſern Hoffmann ſchon trafen.

Stille Hingebung.

Sie ſprach, ſie kommt in den Garten,
Im Garten war's kalt
Doch durft' ich nicht lange warten,
Die Holde kam bald.

Wir ſetzten uns traulich nieder
In wonniger Ruh'!
Ich ſang ihr die wärmſten Lieder,
Sie hörte mir zu.

Ich ſang von beglükter Liebe,
Von Liebender Glük,
Wie mich ſelbſt ins Feuer triebe,
Ihr feuriger Blik.

Ich bat ſie, mich zu erhören
Mein Drängen nun ſtieg,
Die Bitt' mir zu gewähren,
Sie aber — ſie ſchwieg.

O Mädchen, o hab' Erbarmen,
Mit Glut ich dann rief,
Und wollte ſie heiß umarmen,
Sie aber — ſie ſchlief.

Karl Hugo.

Ungerechte Klage.

Verklag' mich, Mädchen, immer nur,
In mir verklagst du die Natur,
Die stets im Wechsel alles schafft,
Im Wechsel liegt des Lebens Kraft.

Beklage dich, doch zage nicht,
Nacht wechselt mit dem Tageslicht;
Hab' ich versucht ein and'res Glük,
Dann kehr' ich wechselnd dir zurük.

Und bleibst du stets, mich liebend, treu,
Dann steht zum Lohn dir alles frei:
Dann küß' mich oder schilt mich aus,
Und wirf mich gar zur Thür hinaus.

Wir Männer sind nun einmal so,
Nur Wechsel macht uns immer froh;
Verklag' mich, Mädchen, immer nur,
In mir verklagst du die Natur.

Karl Hugo.

Die schweizerischen Volkssagen.

Von J. v. Sprecher-Bernegg.

1. Graubündten.

Die Sage — dieses geistige Erbstük, das eine Volksgenerazion der andern vermacht — fand von jeher ihre treuesten Bewohner in den Gebirgsvölkern. Mit der Natur inniger verbunden durch größere Gefahren, gewöhnt sich der Gebirgsmensch an eine Art von scheuem Naturkultus; er sieht die Schreken derselben fast täglich von neuem, fühlt seine Kleinheit, seine Abhängigkeit von ihr, wenn die Windsbraut losgelassen ist, und Thal und Berg in eine undurchdringliche Schneewolke hüllt, wenn die Bergströme herunterrasen, Wiesen und Saaten verheeren, wenn Lawinen und Bergstürze ganze Dörfer mit Menschen und Heerden auf immer begraben. Der tägliche Umgang mit der Gefahr erzeugt eine gewisse Sicherheit, Unerschrokenheit, aber er lehrt auch zu den drohenden Elementen, die der poetische Geist des Volkes gern personifizirt, beten. Wie der Jeside zu Scheitan betet: „Verschone mich," so flehen die Gebirgsbewohner zum reißenden Waldbach, zum Schneesturme, zum Berge: „Verschone mich." Und weil sich der Naturmensch geneigt fühlt, in jedem Verhältnisse des Schutzes auch die Veranlassung zu einem Vertrage zu erbliken, setzt er so betend hinzu, „und ich will dann deine Gebote halten, Herr der Elemente!" Daher hat die uralte Ansicht von Strafverhängnissen, die ganze Völker, wie Einzelne heimsuchen, für begangene Frevel, aus den Gebirgsvölkern noch nicht ausgerottet werden können, während die Menschen der Ebene, eifrig bemüht, schnell die kurze Lebensspanne zu nutzen, in Werken der Industrie und des Handels, und Genuß die Allgegenwart des Todes vergessen. Freilich ist

dies nicht der einzige und Hauptkarakter der Sage. Wie das Volk aus seinen Urzeiten und vielfachen Bildungsepochen manchen Rest alter Eigenthümlichkeit des inneren und äußeren Wesens, in Sprache, Kleidung, Gestalt, Fisiognomie und Karakter, Gebräuchen und Sitten mit hinübernimmt in jede neue Periode, gleich dem einzelnen Menschen, dessen eigenster Karakter stets bleibt, so trägt es auch dann zuweilen die Reste der ältesten Anschauungen und Sagen aus den Zeiten der Kindheit mit hinüber in das Jüngling-, in das Mannes- und Greisenalter. Es ist aber die Eigenthümlichkeit der Völker, daß sie im Laufe der Zeiten manche, den Bildungsgrad in den verschiedenen Epochen karakterisirende Sagen schnell ausscheiden und vergessen, und statt deren uralte, in das innerste Lebenselement eingebürgerte beibehalten, welche scheinbar im schroffsten Kontraste stehen mit den neueren Ansichten, Ideen, Erziehungsresultaten. Wem solche Erscheinungen als Anachronismen vorkommen, der vergißt, daß, wie ich oben angedeutet, das Leben, die Erziehung und Bildung der Völker im Großen dem Lebensgange, innerem und äußerem einzelner Menschen in den meisten Stüken sehr gleicht. Die starken, lebendigen Eindrüke aus der Kinder- und Jugendzeit lassen sich unendlich schwer verwischen, und es bleibt am Einzelnen, wie an der Gesammtheit immer diese oder jene Erinnerung, welche oft von moralischem und poetischem Gewichte ist, haften.

Die Sagenpoesie der jetzigen Graubündtner bietet vielfache Belege zu den hier oben ausgesprochenen Behauptungen. Dieses Volk dreifacher Abstammung — rhätischer, italienischer und deutscher — bewohnt bekanntlich ein überaus hochgelegenes Gebirgsland, das in seinen 140 Quadratmeilen an Umfang kaum 10 Stunden flaches Land aufzuweisen hat; dafür aber Landschaften, die an Majestät, Großartigkeit, Wildheit und Lieblichkeit den bekanntesten der Welt gleichzustellen sind. In frühester Zeit wahrscheinlich von Italien aus bevölkert, hat es im Kleinen beinahe alle Schiksale durchzumachen gehabt, wie die Schweiz sie durchkämpfte, es errang sich auf ruhige gesetzliche Art seine Freiheit, und wies mit eben so viel Muth und Tapferkeit als die Schweizer jeden Versuch, ihm seine Unabhängigkeit zu rauben, zurük. Bis 1798 bildete Hohen-Rhätien in seinen 3 Bünden eine eigene Republik wie Bern ꝛc., und stand in freundlichem Verhältnisse, aber nicht im eidgenössischem Verbande mit der Schweiz. Wenn ich daher von rhätischer Sagenpoesie spreche, so bezieht sich dies auf die Volkseigenthümlichkeit, auf den Ursprung dieser Sagen, die schon da waren, noch ehe es einen schweizerischen Kanton Graubündten gab.

Zu den uralten Sagen, von denen man nicht weiß, ob sie vorrömisch d. h. altrhätisch oder römisch zu nennen, gehören unstreitig die von den Dialas. Unter den Dialas versteht aber der Hirte — und es ist wohl zu merken, daß dieser Name nur

bei den Engadinern und Münsterthalern, wo das reinste Romanische, Ladin genannt, gesprochen wird, vorkommt — übersinnliche, weibliche Wesen, die er sich bald als Nimfen, bald als alte, böse Göttinnen denkt. Hie und da s'len sie noch auf unerreichbaren Felsenkuppen, in tiefen stillen Bergseen dem Hirten oder Jäger sich zeigen, und in Letzteren besonders vor heftigen Stürmen. Sie erscheinen nakt und dies ist karakteristisch. Da nämlich das dortige Landvolk streng auf Sittlichkeit und Anstand hält, so können diese schönen Nimfen nur dem Heidenthume angehören, das wenig auf Zucht und Sitte hielt. Wenn sie Christinnen wären, meinte eine von mir darüber befragte Person, so würden sie wissen, daß Gott Adam und Eva selbst Kleider machen lehrte. Aber nicht nur als Nimfen und Feen, sondern auch als männliche bald überaus kleine, bald sehr starke große Wesen erscheinen die Dialas, und erweisen sich den Menschen hülfreich. Hier tritt dann schon ein neues, nordisches, deutsches Element in der Sage auf. Denn diese zwerghaften, freundlichen Geschöpfe, die im Münsterthale in prachtvollen scharlachrothen Kleidchen mit goldenen Spitzen aus den alten, versunkenen Schachten des gold- und silberreichen Ofenberges heraufsteigen, und nach welchen die Höhlen in der Nähe der Cierfer Alp „las foras dellas Dialas" heißen, sind doch nahe verwandt mit den Kobolden des Nordens, und mit den Bergmännchen in Bern, mit den Petermännlein der Niederlande und mit den Waldfänken, Geißlern ꝛc. des Prättigau und anstoßenden Montafun. Denn auch hier, wo schon seit vielen Jahrhunderten in lauter romanisch benannten Dorfschaften und Höfen deutsche Stämme wohnen, taucht diese Sage von den Waldfänken, einem überaus starkgliedrigen Geschlechte auf, und hier weiden sie gern das Vieh, und bedienen sich der Tannenbäume als Hirtenstäbe. Der Prättigauer aber ist lediglich Hirte, seine schönen, grünen Triften im hellen Sonnenglanze prangend, sind übersäet mit Ställen, Heuböden und zerstreut grasenden Rindern. In diesem Thale, wie in Valcava und Fuldera (Münsterthale), d. h. da, wo nicht Bergwerke ihnen einen andern Aufenthaltsort und Wirkungskreis anweisen, melken diese Dialas oder Waldfänken die Gemsen, und bereiten aus ihrer Milch Käse, die nie abnehmen, so oft man sie auch anschneidet oder anbeißt. Wie freundlich sie den Menschen gesinnt sich zeigen, beweisen folgende Erzählungen aus dem Munde des Volkes: Ein Kind hatte sich im Münsterthale zu der Zeit, da die Erdbeeren reif waren, tief in dem gewaltigen Forste verirrt, und war von der Nacht überrascht worden, also daß es auf dem weichen Mooslager, so die gastliche Erde ihm bot, schlafen mußte. Da es nun am Morgen, nach den Eltern jammernd, aufwachte, kam ein wunderbares Kind in prächtigen Kleidern auf das verirrte zu, setzte sich zu ihm und gab ihm, freundlich liebkosend, leckere Speisen zu essen, dann ging es vor ihm her eine Weile und verschwand plötzlich

vor seinen Augen. Das Kind wartete, des Dialen Wiederkehr erwartend, bis es Abend wurde. Da kam der Dial wieder und leitete es bis auf die Wiese vor dem Dorfe, wo das Kind wohnte.

Eine Frau, die sich in gesegneten Umständen befand, ging eines Tages durch den Wald in der Nähe von Fuldera. Plötzlich kam sie ein Gelüste nach frischgebakenem Brode an, das gerade in den dortigen Landen, wo man höchstens alle Monate einmal bäkt, der Gegenstand der Wünsche von großen und kleinen Kindern ist, nicht blos von schwangern Frauen. Nun war aber die Frau arm, und hatte vielleicht den ganzen Tag gar nichts gegessen. Wie sie nun seufzend umschaut, sieht sie neben sich im Moose ein noch dampfendes Brod liegen. Dies war ein Geschenk der Dialas. *)

Die Waldfänggen oder Fänken im Vorarlberg (Montavon) tragen schon mehr koboldartigen, oder doch wenigstens schalkhaften Karakter, wie dies aus den kürzlich erschienenen „Volkssagen aus Vorarlberg gesammelt von J. F. Vonbun" hervorgeht; einige dieser Fängga G'schichta erinnern stark an bekannte Kyffhäuser und Untersbergsagen, und eine andere an die Ueberlistung des Kyklopen durch Odysseus. Interessant ist jedenfalls die völlige Uebereinstimmung der Pointe in beiden Sagen, der vorarlbergischen und uraltgriechischen, wo der eingeklemmte Fängg auf die Frage des herbeieilenden andern Fänggen: wer ihn in diese Lage gebracht, antwortet Selb (selbst). So hatte der schlaue Bauer, der den Fänggen eingeklemmt, sich genannt. Ebenso hatte Ulysses den Namen „Outis" (Niemand) gegeben. Wenn ich nicht irre, so enthalten auch Sindbad's Seefahrten eine ähnliche Sage. — Der Volkswitz, die Volksfantasie jugendlich kräftiger Völker begegnen sich häufig auf dem Gebiete der Sage, das gleichsam ein neutrales ist, weil Politik und Religion nur in den allgemeinsten populären Umrissen darin ihre Stelle finden. Das wahre Element der Volkssage bleibt doch immer das rein Menschliche, das ein ewiges, unverwüstliches, einiges ist bei allen Völkern.

Fassen wir die Sagen über die Dialas zusammen, so zeigt sich's, daß der Rhätier mit demselben Namenwesen uralt römischer Welt in jenen Berg- und Seenimfen — und gar solche des germanischen Sagenkreises benennt. Ob aber nicht die zwerghaften freundlichen Geschöpfe, die wir jetzt besprochen, ganz unabhängig von germanischen Einflüssen, in dem rhätischen Sagenwesen sich gebildet — ist um so schwerer zu erforschen, da die Sage überall unbestimmten Alters ist. Sie ist da, und das Volk fragt

*) Im Münsterthale heißt ein wie von Menschenhänden zu Stuben ausgehauener Fels, in welchen sich Bänke und Tische von Stein befinden, „la casa dallas Dialas." In Deutschland, England ꝛc. würde man sagen: der Teufelsstein im Orient, vielleicht Adams oder Brahma's Haus.

nicht: seit wann? So viel über die Dialas. Das Wort selbst ist zweifelsohne lateinischen Ursprungs, deus, dea, dialis hergeleitet. Eine andere Sage uralt römischer Abstammung steht in Verbindung mit einem in demselben Thale, dem Engadin und der Bergelle noch heute üblichen Brauche: dem Knabenfeste der Calenda Mars. An den Kalenden, d. h. am ersten des Monats März, zieht die junge männliche Welt mit Trommeln und Kuhschellen versehen, vor jedes Haus eines Dorfes und macht einen entsetzlichen Lärm mit diesen heterogenen Instrumenten, bis die Hausbewohner ihnen Viktualien verabreichen. Der Ursprung dieser Sitte wird zweifach gedeutet von den Hirten; die einen sagen: „wir machen, daß das Gras wächst," die andern erzählen eine Geschichte aus dem Alterthume, die wie eine schöne, sehnsüchtige Erinnerung an ein reizendes Heimatland klingt.

„Einst bewohnten wir," erzählen die Hirten, „ein warmes, herrliches Gebirgsland, wo es nie schneite, wo ein ewig blauer Himmel sich ausspannte über die Landschaft. An dem ersten Tage des Monats März versammelten sich die Hirten des Thales, brachten Opfer und trieben die Heerden in die Berge hinauf, wo sie fast das ganze Jahr hindurch verblieben."

So lautet die ungeschmükte, einfache Volkssage. Welches Land diese verlorene Urheimat gewesen, ob die sabinischen oder latischen Landschaften um Rom (auf Letzteres möchte wohl Manchen der Volksausdruk „Ladin" für den dortigen reineren Sprachdialekt zu schließen verleiten), ob es die umbrischen, oder gar noch nördlicher gelegenen Gefilde des zisalpinischen Galliens gewesen; wer vermag dies zu entscheiden? Ohne Grund ist die Sage nicht. Denn am ersten März delt noch im ganzen Engadin und Münsterthale tiefer Schnee Berg und Thal, und oft bis in den April hinein. Schwerlich mochten also die Urcinwohner eine so frühe Zeit zur Begehung des Festes gewählt haben, da der Frühling so spät erst eintrat. Um so wahrscheinlicher ist, daß die Einwanderer diese Sitte mit herüber gebracht aus der fernen Heimat, wo der Lenz früh zu Berg und Thal einkehrte, und daß sich mit dem Feste in der Sage auch die Bedeutung desselben bis zu den spätesten Nachkommen erhalten. Die Hinweisung auf die rein bukolische Bedeutung des Festes scheint mir auch in dem Läuten mit Kuhglocken, die ein Jeder mit sich trägt, und in der Erklärung „wir machen, daß das Gras wächst" zu liegen.

An den Thurm und die Mauer, die einzigen Reste des wichtigen römischen Kastelles Murum im Bergell, wovon die Familie Castelmur ihren Namen herleitet, knüpft sich eine nicht bedeutungslose Volkssage. „Vor mehren hundert Jahren" sagt sie „kehrte ein Bauer aus Stampa nach Promontogno zurük; es war eine helle Mondnacht. Wie

er auf die kleine Erhöhung, welche die alte Straße unweit des Kirchleins bei Porta, gelangte, sah er plötzlich einen großen Ort und ein mächtiges Kastell vor sich liegen, hell erleuchtet, und wimmelnd von seltsam gekleideten Menschen, wie der Bauer es nie gesehen. Er kam an die Pforte des Schlosses, ward eingelassen, und schritt erstaunt durch die volkreichen, engen Gassen, bewunderte die Schönheit der Gebäude, und redete die Vorübergehenden an, die aber schweigend ihren Weg fortsetzten. Das kam dem Bäuerlein seltsam vor, daß alle Bewohner des so schnell aus dem Boden heraufgestiegenen Ortes stumm sein sollten. Darum, wie er an die Brüke kam, die so die Stadt in zwei Hälften theilte, stellte er sich hin, und rief laut: Im Namen Jesu Christi will ich, daß mir antworte, wer mich versteht. Da bedekte auf einmahl dichter Nebel Schloß und Stadt, und als er sich zerstreut hatte, und der Bauer um sich schaute, stand er dicht am Ufer der Maira, und links ragten nur die Trümmer des alten Kastelles im Mondscheine empor. Keine Spur des Spukes war mehr zu sehen. So deutlich diese Sage den Karakter mittelalterlicher Frömmigkeit trägt, die in allen Spuren römischen d. i. heidnischen Wesens ein dem christlichen Elemente feindliches Element sieht, so ist dennoch diese uralte Erinnerung an längst vergangene Zeiten bei einem schlichten, ungebildeten Hirtenvolke merkwürdig genug.

Selten wagt sich die Sage auf das dürre Gebiet der Genealogien, nur in Spanien, Schottland und besonders im Oriente, dem Sitze des Stabilitätsprinzipes, und da, wo eine Reihe von Generazionen einer oder mehrer Familien das Volk zu Sieg und Ruhm geführt, finden sich Analogien zu der in einem so demokratischen Staate wie Graubündten besonders auffallenden Erscheinung, wo dies der Fall ist. *) Es mag bei den Bergellern der Grund davon in dem Vorhandensein so vieler naheliegender römischer Ruinen und dem wirklich hohen Alterthume der meisten Ortschaften liegen, die nach und nach einen gewissen Nazionalstolz erwekten, welcher einem so rührigen, kräftigen Völkchen, wie die Bergeller sich darstellen, gut läßt. — Die Familiensage und Genealogie spielte bekanntlich auch bei den Griechen und den Römern in den schönsten Zeiten der Republik eine bedeutende Rolle; man denke, was erstere betrifft, nur an Homer und die Homeriden. Haben nun auch die Bergeller keine ἀοιδοι oder Barden, so pflanzte sich doch das Andenken an die Thaten großer Männer aus grauer Urzeit bis in die spätesten Geschlechter fort.

Bei weitem reicher vertreten ist das Sagenreich aus dem Mittelalter und der neue-

*) Das Geschlecht der Salis, das urkundlich schon 913 vorkommt, läßt hie und da das Volk im Bergell, wo jenes viele Jahrhunderte lang den größten Einfluß ausübte, von den Römern abstammen.

ren Zeit. Hier tritt das religiöse Element in den Vordergrund, wie denn überhaupt bei den Gebirgsvölkern Religion, im weitesten Begriffsumfange gefaßt, alles geistige Wesen mehr oder weniger durchdringt. In diesen Kreis des Sagengebietes gehören die uralten Legenden von wunderthätigen Heiligen, Bildern, Reliquien, und es haben sich Reste derselben sogar in den streng protestantischen Thälern, wie Engadin, Bergell, Prättigau und Davos, erhalten, obwohl nicht zu läugnen ist, daß das Volk oft aus Heiligen Krieger und andere berühmte Männer gemacht hat, denen zu Ehren dann dies oder jenes Wunder geschehen. Ferner gehören dahin die Gespenster- und Hexengeschichten, insofern das Volk das Erscheinen der ersteren fast überall als Buße für einen im Leben begangenen Frevel ansieht, und die Hexen als Repräsentantinnen dämonischer Gewalten erkennt. Was nun die Heiligenlegenden betrifft, so verbietet uns der Raum, Beispiele derselben anzuführen, besonders, da dieselben großentheils in den legendis sanctorum der übrigen christlichen Völker Seitenstüke finden. Origineller und oft hochpoetisch sind dagegen die Geister- und Hexensagen. Alfons von Flugi, ein junger Graubündtner von vielversprechendem Talente, hat vor mehren Jahren eine Reihe solcher rhätischer Sagen in der Form von Gedichten herausgegeben, und auch das bündnerische Volksblatt, „Der alte und neue Sammler“ haben aus dem Schatze der Volkssagen manch' werthvolles Stük veröffentlicht. In Nr. 32 der „Sonntagsblätter“ (1846) erschienen von mir ebenfalls einige mehr oder weniger bekannte Sagen aus Rhätien. Die folgenden sind theils noch nie, theils nur in bündnerischen Blättern veröffentlicht worden. Ein Fanaser Bauer (Prättigau) verliebte sich in die Tochter eines reichen Schiersers, und hätte sie gerne geheiratet. Auch Burgeli war ihm gut, aber weniger der Vater. Der wollte nur einen reichen, vornehmen Schwiegersohn, wie es von Alters her viele Väter gehalten. Da begab es sich einstmals, daß der Fridli — so hieß der junge Bauer — einen weit und breit berüchtigten Montafuner Schatzgräber kennen lernte. Dem klagte er sein Leid, und der Schatzgräber fragte ihn, ob er allenfalls auch ein schweres Opfer zu bringen entschlossen sei, wenn ihm geholfen werde. Der Fridli sagte: Ja. Also gingen Beide in finsterer Nacht — Johannis war es — in die alte Ruine Frackstein am Eingange des Prättigau, und der Montafuner beschwor die Burgjungfrau. Statt ihrer kamen zuerst drei alte Männer, so alt, daß ihnen der schneeweiße Bart bis zu den Füßen herabhing, und noch siebenmal als Gürtell um den Leib reichte. Der älteste fragte den Fridli, ob er ein Jahr lang die stärksten, größten Plagen, so ein Mensch leiden könne, tragen wolle, wenn er den Burgschatz gehoben hätte. Der Fridli, der schon gefürchtet hatte, er werde seine Seelle opfern müssen, wie bei Teufelspakten üblich, rief lachend: Warum nicht!? Darauff versan-

ken die drei steinalten Männer, und es erschien die Burgjungfrau. Sie trug den eisernen Geldkasten, schloß ihn mit einem der siebenundzwanzig Schlüssel, so sie trug, auf, und zeigte dem Jünglinge das viele Gold und Silber, und fragte abermals, ob er jenes Opfer bringen wolle. Als er wieder „Ja" gesagt, tauchte sie weinend hinab. — Jetzt hatte Fridli den Schatz, konnte sein Burgeli heiraten, und lebte sieben Jahre lang in glücklichster Ehe. Plötzlich kamen die Plagen, Schlag auf Schlag. Zuerst starb ihm das Burgeli, dann die drei Kinder. Ein Wolkenbruch raubte ihm seine Wiesen, der Blitz erschlug ihm die Viehhabe, und das Feuer verzehrte sein großes, neues Haus. Endlich wurde er, blutarm, eines Mordes angeklagt, und mußte ins harte Gefängniß wandern, obwohl er unschuldig war. Im Kerker fiel er in eine schwere, böse Krankheit, Beulen entstanden an seinem Leibe, und er litt furchtbare Schmerzen. Da war er der Verzweiflung nahe, und wollte sich umbringen. In der Nacht aber erschien ihm Burgeli im Traume und tröstete ihn. Zugleich aber hatte das Plagenjahr ein Ende, denn er ward gesund aus dem Gefängnisse entlassen, weil der wahre Mörder sich stellte. Und wie er nach Hause kam, d. h., an die Stelle, wo sein Haus gestanden, sah er dasselbe wieder so schön und groß dastehen, wie einst, und auf dem Tische lag ein großer Haufen Geldes. Das hatte Alles der Montafuner gebracht, von den drei alten Männern aus geschikt. Das Burgeli und die drei Kinder konnten sie aber nicht wieder lebendig machen, und der Fridli ging fortan als ein reicher und doch armer Mann einsam herum. Wer mit dem Teufel sich einläßt, wird betrogen.

Zwar nicht immer. Denn einmal betrog ein Sennhirt den Teufel. Der Senne war ein Averser, und die Averser sind entsetzlich gescheidte, durchtriebene Leute. Der Senne sagte zum Teufel: „Laß auf meiner Alp die saftigsten und würzigsten Kräuter wachsen," und der Teufel forderte die erste Kuh, die im Sommer auf des Sennen Alp ginge. Wie nun der Tag nahe war, wo die Kühe ausgetrieben werden, bestrich der Senne die Hörner und den Schwanz einer Kuh mit Fichtenharz und allerhand andern sehr klebrigen Dingen. Dann trieb er die Kühe hinaus. Die bestrichene Kuh lief voraus, weil das Harz an den Hörnern sie jukte und sie sich reiben wollte, die andern Kühe blieben zurük, um nicht vom hin- und herwedelnden Schwanz der Kuh getroffen zu werden. Jetzt kamen sie auf des Sennen Alp. Dort wartete der Teufel schon und faßte sie richtig an den Hörnern, um sie in einen Abgrund zu stürzen. Aber er hatte Pech angegriffen und konnte gar nicht mehr los kommen, also daß ihn die Kuh entsetzlich stieß, schund und hin- und herschleuderte, bis der Teufel den lachenden Sennen bat, ihm eine gewisse Wurzel zu holen, und damit die Hörner zu bestreichen, wofür er ihm

dann die Kuh lassen wolle. Das that der Hirt, und der Teufel ward frei, aber seither hat er mit keinem Aversер mehr einen Pakt abgeschlossen. Der Hirte hatte aber auf seiner Alp die besten und saftigsten Kräuter viele Jahre lang. — In mehren, besonders den deutschen Thälern, geht das Todtenvolk um. Das sind Geister, die Nachts scharenweise, unheimlichen Wesens und Gemurmels die Häuser derer umstehen, so bald sterben müssen. Noch jetzt leben viele Leute, die das Todtenvolk gesehen. Wer aber von den Geistern lauschend erblikt wird, dem lassen sie dreifache Wahl: Entweder gleich zu sterben, oder lahm zu werden, oder mit ihnen zu gehen, so oft sie ihn rufen. Auch andere Strafen bedrohen den von ungefähr ihnen Begegnenden. In Kalfreisen sah ein Bäuerlein auf engem Pfade das Todtenvolk daher kommen. Ausweichen konnt' er nicht, links war Felsen, rechts ein Abgrund. Das Volk aber zog an ihm vorbei, wie Schatten, und es war als ob sie über dem Abgrunde dahin schwebten. Der Letzte aber schlug dem Bäuerlein die Axt, so er in der Hand trug, in's Bein, also daß kein Mensch die Axt herausziehen konnte, und er an dem einen Bein erlahmte. In der Noth sagte ihm eine alte Frau: „Geh über Jahr und Tag wieder an die Stelle, wo dir das Todtenvolk begegnet ist, um die gleiche Stunde." Er that's, obwohl mit Schmerzen und Nöthen. Die Geister kamen, und der letzte sagte: „Vor einem Jahre schlug ich meine Axt in faules Holz, wo ist sie?" Der Bauer zeigte auf sein Bein, das jezt wohl wie faules Holz geworden, und der Letzte zog die Axt heraus. Ob das Bäuerlein genas, weiß ich nicht. — Im vierten Jahrhundert, da eine große Pest durch die Länder ging, sah einmal ein Churer Bürger, vor dem Thore Nachts wandelnd, einen unabsehbaren Leichenzug. Hinter dem Sarge kamen lauter noch lebende, ihm bekannte Einwohner, Männer, Frauen und Kinder, und weil er wissen wollte, wer denn begraben würde, merkte er sich die ersten Leidtragenden, welche unmittelbar hinter dem Sarge gingen, und behielt auch die letzten im Gedächniß. Jetzt kam bald die Pest nach Chur, und der erste, den sie schlug, war jener Mann, der hinter dem Sarge ging. Der Bürger erkannte nun, daß er prosetischen Spuk gesehen, und floh mit Weib und Kind in ein hohes Alpenthal, das jetzt Valzaina (V. sana) heißt. Zu gleicher Zeit floh, wer konnte, aus Chur. Weil man aber des Bürgers Gesicht wußte, fragte man von Zeit zu Zeit bei ihm an, ob die Pest bald enden werde. Dann fragte er immer: „Sind die und die noch nicht gestorben?" Er meinte die Letzten im nächtlichen Leichenzug. Als die endlich auch von der Pest dahingerafft waren, ging der Bürger nach Chur zurük, und wer gesund geblieben war und das hörte, folgte ihm. Die Pest hatte wirklich aufgehört. — Im Prättigau erscheint alle fünfzig Jahr auf der Wiese, Schnee genannt, ein Geist, die Schnenjungfrau geheißen. Sie hatte, weil der Vater ihren Liebsten ge-

tödtet, ihn erstochen und sich dann selbst von der Zinne der Burg in den Abgrund gestürzt. Darum muß sie zur Sühne umgehen, und den Menschen, die ihr begegnen, die Zukunft sagen. Das letzte Mal sah sie ein Bauer, Namens Walser, im Jahre 1804. Sie hielt ihn an, verkündete ihm des Kaisers Napoleon Kriege und Sturz, erzählte von großen Krankheiten und Hungersnöthen in Europa, und wie, ehe sie wiederkomme, ein schreckliches Kriegsgeschrei durch alle Länder hallen werde. Im ganzen Prättigau und der Umgegend weiß man von der Schnenjungfer zu erzählen. 'S ist ein sehr populärer Geist, so selten er kommt.

Graubündten weist 178 Burgen oder Burgruinen auf, von denen noch etwa 20 bewohnbar sein mögen. In den meisten übrigen, die der Mensch schon lange verlassen hat, hausen Nachteulen, Fledermäuse und Geister, hie und da auch Bären und Füchse. Im Schlosse Ruchenberg bei Chur unterhalten sich die Geister der Ritter mit Kegelschieben, und zwar ist das ganze Spiel von eitel Gold. Einst hatte sich ein junger Bursche im Walde bei der Ruine verirrt. Nacht war's, und kein Weg und Steg zu finden im dichten Gehölz. Plötzlich gewahrt er ein hell erleuchtetes Schloß und vernimmt fernes Rollen, wie von Donner, und das Geräusch hinstürzender Kegel. Der Bursche faßt sich Muth, geht hinauf, und wird von einer Menge still ritterlich gekleideter Herren empfangen. Die schoben waker Kegel und ließen sich nichts abgehen an Essen und Tinken. Sonst waren sie mäuschenstille. Wie sie aber den Jüngling an der Pforte gewahren, winken sie ihm herbeizukommen und Theil zu nehmen am Spiel. Einer brach sogar das Schweigen und sagte: „Sprich kein Wort, und trifft du dreimal alle neun, so ist das Spiel dein." Der Bursche schob und traf schweigend zweimal die neune, denn er war in der That ein tüchtiger Kegler. Als er nun auch zum dritten Male alle umwarf, entfuhr ihm der freudige Ausruf: „Jeses, alle nüni!" In demselben Augenblike verschwand der Spuk, und die schweigsamen Kegelschieber versanken mit dem Spiele. — Erinnert diese Sage, die eine der bekannteren ist, nicht an jene Erzählung von „Washington Irving," wo der Wanderer in den Alleghany-Gebirgen auf eine Gruppe kegelschiebender Verstorbener von der Begleitung Hudson's stößt? — Auch in der Umgegend von Rankweil im Vorarlberg wissen die Bauern von einem unterirdischen Gange unter der Pfarrkirche zu erzählen, der, der Junker von Hörnlingen Walhalla zu sein scheine, wo sie jetzt hausen, manchen lustigen Strauß miteinander fechten, Trinkgelage halten und mit einem goldenen Kegelspiele sich ergetzen.

Einst kam ein müder Pilgrim in das Schloß Bernegg bei Kalfreisen, und bat den Burgherrn um Gastfreundschaft, oder um eine Leuchte und Geleit durch das furcht-

bar wilde Thal. Der Burgherr schlug ihm beides ab. So wankte der Pilger weiter und stürzte in einen Abgrund. Seither sieht man den Burgherrn zuweilen in finsterer Nacht durch das Thal und die tiefen Tobel (Abgründe oder enge Thälchen) dahin brausen, und die Fakel, die er in der Hand trägt, leuchtet weithin durch die Gründe. — Wanderer, die nächtlicherweile die Straße von Zizers nach Chur ziehen, hören zuweilen aus einem Tobel seitwärts von der Straße, nahe bei Ruchenberg entsetzliches Geschrei schallen. Dann braust ein Schwarm von schwarzen Gestalten daher, die einen in uralter, die andern in der Tracht der spätern Jahrhunderte. Das sind die Geister der verstorbenen Bürgermeister und Rathsherrn von Chur, die ihre Nachtfahrten halten. Im Todtentobel kommen sie zusammen, besteigen die gesattelt bereitstehenden Rosse und jagen bis an das Rheinufer über die Wiesengründe dahin; dann kehren sie mit demselben wüsten Geschrei zurük. — Diese Sage charakterisirt den Spottgeist der guten Churer, die bei aller Achtung für die uralte ehemalige Verfassung der Stadt die nach Savigny ein getreues Abbild der alten römischen Verfassung war (zur Zeit der Republik), sich doch nicht enthalten konnten, auf solche Weise manche Fehler, der von ihnen selbst gewählten Beamten zu strafen. Das wüste Geschrei würde demnach die heftigen Parteidebatten, das wirre Herumreiten auf den Wiesen, die zwecklosen, vagen Beschlüsse und das jähe Zurükgalopiren in das Tobel, das Unnütze, Vergebliche mancher Anordnungen, der wohlweisen alten Herren persifliren.

Als im Jahre 1618 das reiche Plurs im Veltlin durch den Bergsturz verschüttet wurde mit all seinen Schätzen und seiner Herrlichkeit, da versiegte plötzlich die Goldquelle am Rothhorn, aus der, wie die Sage erzählt, die Plurser, Eigenthümer des Bergwerkes, täglich eine Kanne des reinsten Goldes schöpften. Denn diese Goldquelle in dem viele Meilen weit entfernten Bündnerlande war, die dem Plurser Reichthume wie eine Braut in uralter Zeit vermählt, und weil sie treu war ihren Gesponsen, so mochte sie keinen andern mehr freien. — Gewiß ist, daß wenig Jahre nach jenem großen Unglüksfalle fremde und einheimische Schatzgräber in die Schachte des Rothhorns hinabstiegen, um das feurige, schöne Gold herauf zu holen, aber wie viele Opfer sie auch dem Hüter der Bergschätze boten — es war vergeblich. Uns kümmert nicht, ob den Plursern allein die Goldadern bekannt waren, ob der Zeitpunkt der gänzlichen Abnahme der Goldadern nur zufällig zusammentraf mit dem Sturze von Plurs, uns genügt die poetische Weise, mit welcher das Landvolk die beiden Ereignisse verknüpft. — Eine andere Bergmannssage hat sich in der Umgegend von dem ebenfalls goldreichen Filisur (Vallis aurea oder felix auro?) erhalten. In alter Zeit, sagt sie, standen bei Filisur Schmelzhütten, der Pochhammer zerschmetterte die Erze, und nie löschte

das Feuer aus in den großen Schmelzöfen, wo Tag und Nacht das Gold aus den Erzen in die Beken floß. Sieben Gänge breiteten sich in der Tiefe des Schachtes aus, sechs davon waren von Menschenhand gegraben, und durften von den Bergleuten betreten und benutzt werden, nur den siebenten hatte der Berggeist selber gegraben und durfte nie durch den Tritt eines Sterblichen entweiht werden. Das Volk der Bergleute hielt das Gebot lange Zeit gewissenhaft, und so lange holten sie auch reiche, schwere Goldstufen herauf. Nun gelüstete einmal einen jungen Knappen zu wissen, wie des Berggeistes Pallast am Ende des siebenten Stollens beschaffen wäre. Tag und Nacht träumte er von den unermeßlichen Herrlichkeiten des unterirdischen Schlosses, und vermeinte, wenn er erst einmal an diesen Stollen mit dem Hammer klopfen dürfe, werde sich ihm die Fülle unendlichen Reichthumes eröffnen. Wie er nun nicht länger der Neugier und dem Goldurste widerstehen konnte, stieg er einmal in der Nacht hinab, da Niemand unten war, und fuhr in den verbotenen Stollen ein. Er ging lange, lange, so lange, daß es ihm eine Ewigkeit däuchte, aber er sah noch immer kein Ende des Stollens. Weil aber das Grubenlicht dem Verlöschen nahe war, wollte er zurückkehren. Es war aber zu spät. Denn jetzt schoß giftiges Gewürm von allen Seiten auf ihn zu, Schlangen ringelten sich ihm um den Leib und Füße, und Molche hüpften an ihm auf. Dennoch trieb ihn die Angst und die Verzweiflung so schnell vorwärts nach den erlaubten Gängen zu eilen, als ihm möglich war. Plötzlich versperrte ihm ein Drache, welcher der Berggeist war, den Weg. Flammen spie er aus dem Rachen und hüllte den Bergmann in Rauch; der aber empfahl seine Seele Gott, weil er sah, daß er sterben mußte, und wollte doch nicht ohne Kampf sterben. Also kniete er nieder und stach den Drachen tief in den Leib. Da nahm plötzlich der Drache andere menschenähnliche Gestalt an, aber er ragte riesengroß zum Gewölbe empor, und faßte den armen Knappen, fuhr mit ihm in die Tiefe, und begrub mit einem Donnerschlage den ganzen Schacht. Seither sind wohl Manche hineingedrungen, aber Keiner hat sich in die Tiefe gewagt. Der Knappe geht noch jetzt von Zeit zu Zeit um, und bittet, denen er begegnet, daß sie ihn aus der Gewalt des Drachen erlösen. — Der Drachensagen gibt es mehre im Lande. Nach dem Glauben des Landvolkes wohnen diese fabelhaften Thiere am liebsten in der Tiefe stiller Bergseen. Wenn dann plötzlich der See — es gibt eine Menge solcher hochgelegener Seen — aufbraust und schäumt und brüllt, so sagen die Hirten: „Das macht der Drache, der in der Tiefe haust.“ Indeß genießen bei weitem nicht alle Seen die Ehre, von Drachen bewohnt zu werden. Besonders diejenigen sind als solche bezeichnet, welche dunkle, fast schwarze Wasseroberfläche tragen, und dann und wann schäumen, ehe ein Wetter aufsteigt. Einst wohnten solche Un-

thiere in tiefen, verſteckten Moorgründen, überfielen die Hirten und Heerden, und ſchleppten manches ſchöne Stük weg. Je mehr Wald ausgerodet wurde, und je weiter ſich das Volk zu Thal und Berg ausbreitete, deſto mehr wurden die Drachen auf unzugängliche Felſen und zulezt in Waſſertiefen verbannt. Uebrigens hat auch Rhätien ſeine Sorgen von ruhmvollen Kämpfen mit Drachen, wie Rhodus, und die innern Schweizerkantone, wo Struthan von Winkelried, der den Drachen erſchlug, im Andenken des Volkes noch jezo lebt.

Die meiſten Thäler, man kann ſagen alle, von Bündten wiſſen von Feen zu erzählen. Und zwar gibt es noch jezt manche Männer — denn die Weiber, beſonders alte glaubten und glauben noch überall in Gebirgsländern daran — die es nicht gerne hören, wenn man des Hexenvolkes ſpottet. Beſonders lieben es die Hexen, ſich in Katzen, Fledermäuſe und Schweine zu verwandeln. Sie machen das Vieh lahm, blenden die Hirten und verderben das Futter. Als Katzen ſchleichen ſie ſich in die Häuſer, horchen auf die Geſpräche der Bewohner und richten dann Unheil an, und ſtiften Unfriede durch Ausplaudern der Geheimniſſe. Als Fledermäuſe fliegen ſie den Leuten in die Haare, verwirren den Verſtand und ſaugen wohl gar als Vampyre den Schlafenden das Blut aus. Plagt ſie das Gelüſte, ſo bringen ſie als Schweine in die Häuſer, verunreinigen Alles, benagen und freſſen was ſie finden, und legen ſich Nachts gern auf das Horchen. Man erzählt ſich da mancherlei Geſchichten. Wie Einer eine Katze anſchoß, und es dann hieß am folgenden Tage, daß die oder jene Frau an einer Wunde darniederliege. Wie Andern der Verſtand vor Liebe verwirrt wurde, weil ſie aus Geſchirren getrunken, die von Katzen oder Schweinen belekt worden. Die abenteuerlichſten, ſeltſamſten Geſchichten werden erzählt, wenn die Frauen und Männer in den langen Winterabenden zuſammenſitzen, und die und jene Perſon wird geheimnißvoll als böſe Hexe bezeichnet, vor der ſich zu hüten.

Weniger auffallend, als es ſcheinen möchte, iſt das Vorhandenſein ſolchen Aberglaubens in unſerer Zeit, bei einem ſonſt klugen, verſtändigen Volke. Es iſt noch nicht ſo lange Zeit verfloßen, ſeit die Juſtiz ihren Glauben an die Exiſtenz von Hexen überall durch einen eigenen Hexenkodex bethätigte. Der lezte Hexenprozeß ward in den Jahren 1770—1780 in Graubündten geführt, und es leben noch Leute, die ſich desſelben wohl erinnern. Ein Glaube, der ſo tief gewurzelt iſt im Boden des Volkes, der durch Blut und Feuer tauſendmal gerichtlich beſiegelt wurde, läßt ſich nicht ſo leicht und ſchnell ausrotten, zumal, wenn die poetiſche Fantaſie des Volkes durch den beſtändigen Kampf mit den Gewalten der Elemente ſtets wach und thätig erhalten wird. Daher auch der allgemeine Glaube der Landleute, beſonders in den ro-

manischen und den katholischen Bezirken an übernatürliche Kräfte, die sich der Mensch unter gewissen Bedingungen und zu gewissen Stunden und Tagen erwerben könne, der Glaube an das Bannen (Stellen) fest und unsichtbar machen, an hundert sympathetische Kräfte und Mittel ꝛc. fast möchte es scheinen, als ob auf manchen Hirtenstämmen dieser Gebirge der Geist ihrer römischen rhätischen Väter ruhte, der bekanntlich all das Wunderbare, Uebernatürliche liebte, und die Kräfte der Natur, die Elemente und besondere Erscheinungen der Thierwelt als prosetische Winke für den Eingeweihten, den Priester erkannte, der sie dem Volke deutete. Denn, wenn wahr ist, was sehr in Frage zu stellen, daß Tusker die ersten Einwanderer in Rhätien gewesen und die Väter des heutigen Geschlechtes geworden, so ließe sich daraus mancher Wink für die Ursachen dieser Neigung der Rhätier zum Aberglauben ziehen. Die Tusker brachten das Auguru und Wahrsagerwesen nach Rom, und wurden allgemein im Alterthume als Bewahrer geheimer, übernatürlicher Wissenschaft angesehen. So mögen sie bei ihrer Flucht in die rhätischen Gebirge im sechsten Jahrhunderte v. Chr., ihren Glauben und ihr Augurwesen mit hinüber genommen haben, und auch die römischen Kolonisten, die viel später einwanderten, brachten wohl ihre Wahrsagerbräuche in das Land. Die mittelalterlichen deutschen Einwanderer und die Allemannen, die noch früher nach Rhätien gekommen, bequemten sich nach und nach zu rhätischer Sitte und Glauben, und die von ihnen mitgebrachten Ansichten mochten wohl auch wenig dazu beitragen, das Volk aufzuklären. Denn es ist gewiß, daß auch die deutschen Rhätier jetzt noch großentheils die gleiche Anhänglichkeit an alte Sagen- und Zauberwesen bewahren, wie ihre romanischen Brüder. Selbst die lieberalen Prättigauer und Davoser, die erstern besonders haben einen unendlichen reichen Schatz des Wunderbaren.

Zum Schlusse noch einige Worte über die politische Sage. Die Thaten des Adam von Camogak, der den geilen Burgvogt, so dessen Tochter verführen wollte, erstach und des Calder, der den Herrn von Bärenburg zwang, den Brei, in welchen letzterer in Uebermuth gespien, zu „fressen," der Heldenmuth des Benedikts von Fontana und der 600 Prättigauer bei Aquasana, ja viele andere herrliche Zeichen eines Freiheit- und Unabhängigkeitgeistes klingen noch jetzt aus alter Zeit im Volke als theuere Andenken fort. Es erzählt sie mit Stolz gern und oft und dankt den Vätern, die ihm so herrliche Erbschaft mit ihrem Blute erkauft. Das Volk ist ein ruhiges, stilles, verständiges, aber wehe dem, der seine höchsten Güter anzutasten versucht!

Trutznachtigall.

Ein Fehdebrief von Heinrich Ritter von Levitschnigg.

Mein Kind, ich muß dich lassen, es geht zur Liederschlacht,
Noch einen Kuß beim Scheiden, dann „tausend gute Nacht!“

„Laut ruft mich bald die Lerche und nicht die Nachtigall“ —
Die Lerche nennt sich Sturmhorn, „Sieg oder Tod“ ihr Schall.

Mein Gegner ist die Scheelsucht, mein Erbfeind ist der Haß,
Und will das Wappen schänden mir Ritter vom Parnaß.

Sie hieben wie die Dehme von meinem Thor den Span,
Weil mich hochrothe Liebe erkohr als Partisan.

Sie schmähen meine Lieder, weil d'rin nur ein Gebet
An dich gebenedeites Weib meiner Seele steht.

Sie haben mich verketzert, weil ich im Sange nie
An's Kreuz geschlagen habe den Heiland Poesie.

Weil ich nicht werden wollte trotz ihrem Zorngebot
Um dreißig Silberlinge Judas Iskariot.

Denn Poesie und Liebe halt' ich für blutsverwandt,
Ich habe sie als Tochter und Mutter nur gekannt.

Drum floh ich vor dem Baume, der Lorbern hastig treibt,
Wenn man als Jakobiner in Versen Zeitung schreibt.

Wenn man die Noth der Hütten besingt mitleidig zwar,
Doch für das Schweißtuch „Trostlied“ einstekt das Honorar.

Wenn man der armen Leute Kartoffeln welk und faul
Verwirft als Futter seinem verschnitt'nen Flügelgaul.

Wenn man mit einem Worte die Lumpen unf'rer Zeit
Als Drukpapier verwendet und Gold dafür erschreit.

Denn Jungfrau iſt das Lied mir, ein Engel ſchien es mir,
Ein himmliſcher Geſandte, von dort erzählend hier.

Zwar liebt der Himmel Armuth, ſagt mancher Bibelſpruch,
Doch ließ er nie ſich zählen ein ihr gewidmet Buch.

Auch lebt er nicht von Einem, der nichts zu leben hat,
Denkt nicht: „Wer wird mich ſpeiſen, iſt der ſich einmal ſatt?“

Frägt nicht: „Was wirſt du dichten, geneſ't die Welt dereinſt“
„Vom Flechtenausſchlag „Ketten,“ den du ſo ſehr beweinſt?“

Forſcht nicht: „Was laſ' ich bruten, wenn einſt der arme Mann
Sein Huhn an jedem Sonntag im Topfe ſieden kann?“

Zwar liebt der Himmel Armuth, verläßt Gefall'ne nicht,
Doch ſchrieb er auf den Hunger um Geld noch kein Gedicht.

Er meint, es ſei erbärmlich, wenn man die Linnen hebt,
Und von des armen Volkes entblößten Beulen lebt.

Und weil ich alſo denke, und Hochverrath nicht will
Am heil'gen Lied begehen, drum ſchmäht ihr laut und ſtill.

Drum iſt der Neid mein Gegner, drum iſt mein Feind der Haß,
Und will das Wappen ſchänken mir Ritter vom Parnaß.

Drum hieb er wie die Dehme den Span von meinem Thor,
Doch werf' ich Gott und Teufel den Fehdehandſchuh vor!

Streich' aus mein Tintenrappe wie Stürme auf der See,
Du biſt Arabervollblut, kein Klepper von der Spree —

Der ſtets nach Hafer ſchnobert, ſchwerfällig hebt den Huf
Und erſt beginnt zu traben auf des Verlegers Ruf —

Der längſt auf deutſchem Pflaſter ſtruppirt geworden vorn,
Und erſt verſucht zu trotten, treibt ihn ein gold'ner Sporn —

Der im Galloppe niemals wie des Propheten Roß
In einer Nacht durch alle mondlichte Himmel ſchoß —

Du aber, ſchwarzer Satan, ſchnaubſt wild in das Gebiß,
Biſt ſtolz, daß man unbändig dich wie den Blitzſtrahl ſieh.

Gleichgiltig iſt die Bahn dir, du ſtreichſt dahin im Flug
Wie Schwalben vor dem Winde auf ihrem Südlandszug.

Oft bieten ſie dir Roſen, wie's Brauch im Morgenland,
Daß hoch bis an die Feſſeln dein Fuß in Düften ſtand.

Oft ſperrte ſie ein Felſen — ſo hoch war keiner noch —
Dir ſchien's ein Maulwurfshügel, und drüber ging es hoch!

Die Windsbraut iſt ein Fohlen, kurzbeinig gegen dich,
Feſthält am Huſe mühſam dein eig'ner Schatten ſich. — —

So ſpreng' ich in die Schranken, das Sangturnier beginnt,
Ihr Ritter deutſcher Mähren laßt ſehen, wer gewinnt!

Mein Speer iſt der Gedanke, mein Schild iſt das Gefühl,
Mein Schwert ein Wort, ein glühes, wie Sommertage ſchwül.

Als Knappen ziehen Bilder in märchenbunter Tracht,
Als Schärpe hat ihr Haupthaar mein ſüßes Weib gebracht.

„Die Liebe über Alles" ſo hallt mein Feldgeſchrei —
Laßt prüfen uns ihr Kämpen, wer ritterbürtig ſei!

Du aber Heißgeliebte, nicht weine bang und ſtill,
Mich haben deine Küſſe gefeit wie der Achill.

Ich bin nicht zu verwunden, das göttliche Geſchlecht
Apollo's ſteht in Waffen für mein ambroſiſch Recht.

Dort drüben zieht als Führer zwar mancher Paladin,
Und ſtrekt den Feind entſattelt in blut'ge Halme hin.

Doch ficht in ſeinem Heere ein lumpiges Geſind
Mit aufgeſtrekten Aermeln, grobknochig, doch halb blind.

Sie ſchwingen wie Rekruten den Stok mit Ungeſchik,
Nach blut'gen Senſenmännern doch ſpäht umſonſt mein Blik.

Der Landmann freischart nimmer fürs Proletariat,
Er weiß ja, daß er etwas noch zu verlieren hat.

Drum seh' ich nur die Hefe des Volkes steh'n im Glied,
Darunter manchen Gauner, der just vom Bagno schied.

Sie wissen nicht zu schließen aus Eisen einen Harst,
An dem der Reiterangriff schon oft wie Spreu zerbarst.

Sie wissen nur vom Muthe, der sich auf Reben wiegt,
Sie kennen nur die Ehre, die in dem Magen liegt.

Und gegen dies aus Bedlam entsprung'ne Spittelheer
Zieh'n vom Parnaß die Götter mit eingelegtem Speer.

Der Gott des Krieges tummelt den Schimmelhengst wie toll,
Dreihundert Sparter folgen, ein Löwe jeder Zoll.

Ja selbst die Zimmerleute, die einst den Lanzenwald
Bei Sempach fällen halfen wie kräftig und wie bald —

Ja selbst der Stier von Uri, der kühne Winkelried,
Sie kämpfen für mein heil'ges, mein ehrlich deutsches Lied!

Sie fühlen, daß es schallte, wie einst das Horn von Schwyz,
Sie wissen, flammen würde mein Sarras wie ein Blitz,

Bedrohten fremde Schergen mit mordgeübter Hand
Wie weiland anno Dreizehn mein schönes Vaterland.

Ja, solche heil'ge Kriege sind eines **Körners** werth,
Da schlachtet gern ein Ritter von Leier und von Schwert.

Doch ach, den Krebs der Armuth, unheilbar, seit ein Reich
Auf Erden ward gestiftet, der ewig bleibt sich gleich,

Die Pest besingt kein Dichter, sie eitert für und für;
Qual ist die Hippokrene, nie war sie ein Geschwür!

Ihr wollt das Lied erniedern zur Krankenwärtermagd,
D'rum folgt auch meinem Hornruf', nicht euer'm **Lützows** Jagd.

Des Waldes Nimfe jubelt „die Treue iſt mein Gott!“
Und geißelt die Emeute mit grünem Efeu todt!

Die Liebesgöttin naht ſich, ſo ſchön war ſie noch nie —
Aus ihren Sonnenaugen ſpielt eine Batterie.

Und einen Kuß verſetzend verſpricht ihr Roſenmund,
Er brennt wie griechiſch Feuer noch fort am Meeresgrund.

Die rabenſchwarzen Loken frei flatternd ums Geſicht,
Verſchlingen ſich zur Feſſel, die kaum die Allmacht bricht.

Und ihre Loſung „Vorwärts“ durchfliegt nun Reih' und Glied,
Begeiſternd wie Tyrtäus und ſein berühmtes Lied.

Da ruf' ich freudig: „Göttin, die Menſch und Himmel preiſ't,
In deine ſchönen Hände empfehl' ich meinen Geiſt!“

Dann mit verhängten Zügeln geht's tuſtig in die Schlacht —
Hei, wie der Lärmſchuß ſchreckhaft ins Ohr des Feindes kracht!

Hei, wie in ſeinem Zentrum die Angſt faſt ſichtbar lauſcht —
Ein Baum, durch deſſen Zweige ein kalter Nordwind rauſcht!

Hei, wie's auf ſeinen Flügeln wild durcheinander bebt —
Ein Vogel, deſſen Zittig zur raſchen Flucht ſich hebt!

Das wird kein ſcharfes Stechen, kein heißer Tag der That,
Das wird ein andres Roßbach, ein zweites Guinegatt.

Wo ſtatt dem Blut Erſchlagner nur Schweiß der Pferde raucht,
Wo man zur Jagd nicht Klingen, nein bloß die Sporen braucht.

Leb' wohl mein gold'nes Liebchen, bald tönt der Siegesruf,
Dann raſ't mein Rappe heimwärts auf lichtbeſchlag'nem Huf.

Dann ſtürz' ich aus dem Sattel in Deinen weißen Arm
Und lerne dort vergeſſen die Worte Leid und Harm.

Dann ſaug' ich aus den Augen Dir allen Sonnenſchein,
Sie ſollen blaß wie Sterne durch viele Tage ſein.

Dann küß' ich Dir vom Munde den ganzen Roſenhag,
Daß er durch lange Wochen nur Liljen tragen mag.

Dann ſoll in Deines Haares Nacht ſich mein Herz vergeh'n
Und d'rauf Zeit meines Lebens nicht werden mehr geſeh'n!

Aus Italien.

I.

Ein Beitrag zu einer wiſſenſchaftlichen Darſtellung des italieniſchen Fuhrweſens.

Es wäre gar nicht ſo übel, wenn wir genaue Berichte beſäßen würden über das Fuhrwerk, auf dem die abgeſchiedenen Seelen ins Paradies fahren, und ob die Portiere, die an den Pforten des Himmels angeſtellt ſind, verſchiedene Waggengattungen, wie z. B. ordentliche Equipagen, Eilwagen, Berliner Droſchken, Wiener Fiaker u. ſ. f. zu empfangen und ihnen den Schlag zu öffnen haben. Es ſollte eigentlich ſo ſein, wenn die Todten ordentlich und nach Rang und Würde empfangen werden.

Zum Unglük wiſſen wir darüber gar Nichts. Warum ſollen wir aber nicht wenigſtens wiſſen, wie die Fuhrwerke beſchaffen ſind, die uns nach dem irdiſchen Paradies, das iſt Italien, bringen?

Es geht mit Italien gerade wie mit einer großen und bedeutenden Erſcheinung, wie mit einem gewaltigen Manne, der einen umfaſſenden Einfluß auf ſeine Zeit geübt. Ueber den Gegenſtand ſelbſt wurde ſo viel geſchrieben, daß man zulezt nichts mehr übrig behält, das man ihm zu ſchildern hätte. Und doch klammert man ſich gerne an ſolchen Erſcheinungen an, und jeder bedeutende Mann, der Eintritt hat ins Reich der Unſterblichkeit, führt einen ganzen Troß von kleinen Figürchen hinter ſich, die ihn am Rokzipfel faſſen, um ſo mit ihm hineinzukommen. Darum greift man Aeußerlichkeiten, Nebendinge auf, die mit der Erſcheinung ſelbſt in keiner Verbindung ſtehen, ſondern nur loſe daran haften.

So macht man es mit Italien. Es iſt ſo weit beſchrieben, geſchildert, belobt, herabgezogen worden; Reiſeeindrüke und Empfindungen gibt es in allen möglichen Dimenſionen, ſo daß man zulezt nichts Beſſeres weiß als Anekdoten, Aeußerlichkeiten, Nebenſachen davon zu erzählen, ebenſo wie man von einem großen Manne berichtet, was er gegeſſen, wie er gekleidet war, ob er blaue oder ſchwarze Augen hatte.

So will ich von dem Fuhrwerk in Italien ſchreiben.

Da man aus tauſenderlei Urſachen in Italien reiſt, z. B. wegen der Landſchaften, oder um Archäologie, Kunſtgeſchichte, Geſchichte des Alterthums oder Mittelalters zu ſtudiren, oder wegen der italieniſchen Speiſen, oder, wenn man ſich darin ausbilden wollte, der Betrügereien willen, oder ſonſt aus irgend einem Grunde; ſo wundert es mich wirklich, warum noch nie ein Engländer in Italien gereiſt iſt, um die italieniſchen Fuhrwerke zu ſtudiren, und dies um ſo mehr, als ſo viele Reiſende in Italien geweſen, um das Land kennen zu lernen und von ihrer Reiſe nichts weiter nach Hauſe bringen als die vollſtändige Kenntniß der italieniſchen Deligencen, Vetturinskaleſchen und allenfalls noch aber ſeltener, der neapolitaniſchen Fiaker.

Bis jetzt erwartet Italien noch einen Linée, der das Fuhrwerk in Klaſſen und Ordnungen abtheilt. Ich bin ſo beſcheiden zu geſtehen, daß ich mir dieſe Lorbeern nicht verdienen kann. Es würde aber jedenfalls den Forderungen der Zeit damit genügt werden, wenn zur nächſten wiſſenſchaftlichen Verſammlung in Italien irgend ein Deutſcher mit der Brille auf der Naſe ſich vor die Signori Scienziati hinſetzen, und „einen Verſuch zu einer wiſſenſchaftlichen Klaſſifikation der italieniſchen Fuhrwerke auf geografiſche, klimatiſche, ſtatiſtiſche, hiſtoriſche und archäologiſche Momente geſtützt, vorleſen würde.

Einige dieſer Gattungen ſollen hier geſchildert werden.

Eine italieniſche Deligence, — dieſe iſt eigentlich im Grunde nichts als ein wandernder babyloniſcher Thurm. England obenan, ſodann Frankreich, Deutſchland, Rußland, Polen, Dänemark, Holland u. ſ. w. werden auf dieſe Weiſe durch das Land tranſportirt. Alle möglichen Sprachen gelten da. Es iſt eine fürchterliche Aufgabe drin im Wagen zu ſitzen. Ich ziehe es immer vor, draußen meinen Platz zu nehmen. Gewöhnlich ſind drei bis vier Paar Pferde vor den Wagen geſpannt, und es iſt ein herrlicher Anblik, dieſe muthigen, ſchönen Thiere dahinſtürmen zu ſehen in ſolcher Menge, mit ſolcher Schnelligkeit. Es geht immer auf- und abwärts in Italien, ſehr ſelten in der Ebene fort. Wenn man nun das mit anſieht und die Thiere betrachtet, die eines dem andern vorzueilen ſich beſtreben, einmal den Hügel hinauf galopiren, dann wieder hinunter, und dabei bedenkt, daß dieſe ungeheure, unförmige Maſchine, Deligence genannt, trotz der ſchlechten Straße ſo ſicher und ohne Schwankungen dahinrollt, ſo muß man den italieniſchen Poſtillions alle Anerkennung zukommen laſſen. Nach jeder Stazion kommen ſie aber auch regelmäßig und verlangen ihr Trinkgeld. Es ſind meiſtentheils zwei bis drei, die ſich dem Wagen mit einer ſtummen, aber doch unzweideutigen Bewegung nahen, indem ſie den Hut oder die Hand hinhalten. Wenn man ihnen nichts gibt,

ſo ſchimpfen ſie nicht, wie unſere lieben deutſchen Schwäger, ſondern lachen und ſagen, daß man klüger wäre als die Andern. Man iſt genöthigt, ſich dieſe Anerkennung häufig zu verſchaffen. — Es iſt aber Schade, das Land, das wunderbare Land, ſo im Sturme zu durcheilen und dies um ſo mehr, als man auch des Nachts fährt und ſo oft die ſchönſten Gegenden durchfliegt, wenn Dunkel auf ihnen liegt. So verſchläft man die Stunden, die die ſchönſten des Lebens ſein könnten, und träumt vielleicht von den maleriſchen Sandwüſten des nördlichen Deutſchlands, wenn man durch die großartigſten und reizendſten Parthien der Appeninnen fährt. Eine der intereſſanteſten Nächte, die ich je auf Reiſen zugebracht, war, die ich in der Deligence von Como nach Mailand verlebt. Wir waren von Gensdarmen begleitet, die von Zeit zu Zeit am Schlage vorbeiſtürmten, und bald voraus eilten, bald zurückblieben, da die Nacht vorher in der Gegend ein Kirchenraub verübt worden war. Das war doch echt italieniſch! Zwei Deutſche im Wagen, — einer von ihnen wird unter den vorzüglichſten deutſchen Gelehrten genannt, — ſtritten mit großer Lebendigkeit, die ſich zuletzt in bitteren Worten Luft machte, über den Unterſchied von Rathhaus und Rathshaus! Das war doch echt deutſch! Draußen ſtürmte es und tobte es, und ein Gewitter entlud ſich mit aller Heftigkeit und Großartigkeit der italieniſchen Natur. Und ich? Ich träumte von Italien, es war die erſte Nacht, die ich auf dem heiligen Boden zubrachte, und träumte von dem Lande meiner Sehnſucht, meiner glühendſten Begeiſterung, dem Inhalt all meines jugendlichen Wünſchens und Verlangens. Da hörte ich plötzlich einen Mauthſchranken aufſtehen, und die Worte tönten an mein Ohr: „Nichts Steuerbares?“

Wir kommen jetzt zu den Vetturini. Die Verdienſte des Tacitus um die Literatur ſtellten ſich mir nie mit ſolcher Lebendigkeit vor die Augen als jetzt, wo ich über die Vetturini wenige Zeilen ſchreiben ſoll, indeß Bücher zu ihrer Karakteriſirung nothwendig wären. Die Vetturini ſind die Träger aller Romantik, die jetzt anfängt unterzugehen in der Welt, die Spediteurs der Poeſie, die Senſale der Naturbewunderung, ich weiß wahrhaftig nicht, was ſie nicht noch Alles ſind. Wenn einmal Eiſenbahnen in Italien werden eingeführt ſein, und ein biker Engländer ſich ſein Billet in Rom löſen, und dann einſchlafen wird, um, wenn er aufwacht, in Florenz ſich zu befinden; wenn die Zeit kommen wird, wo man zwiſchen der erſten und zweiten Leſung einer Bill ſchnell ein Bischen nach Italien fahren, Rom und Florenz und Neapel ſich anſehen wird, um bei der Rede zur dritten Leſung ſchnell archäologiſche Kenntniſſe zu entwikeln, dann wird man einſehen, was die Vetturini geweſen. Jetzt iſt es noch anders. Jetzt fährt noch ein ganzer Wagen voll von Deutſchen ſechs Tage von Rom nach Florenz, und ſie haben dabei Zeit, ſich byzantiniſche Baſiliken, römiſche Kaſtelle, Waſſerfälle, Felſenparthien

und die herrlichsten Nester an die Felsen angeklebt, in denen auch Menschen hausen, sich ins Buch zu zeichnen. Drei Pferde ziehen den Wagen des Vetturin's — ich weiß nicht was für eine symbolische Andeutung in diesem ominösen „drei" liegt. — Im Gebirge wird immer Vorspann genommen, in den Appeninnen auch Ochsen vor den Wagen gespannt, dann geht es in allen möglichen Tonarten und Modulazionen, um den Thieren die Ueberzeugung beizubringen, daß es klüger wäre auf der Bahn des Fortschritts sich rascher fortzubewegen. Jede Provinz hat ihre eigenen Volksmelodien oder vielmehr Töne zu diesem Zweke, und das gibt ein köstliches Konzert, wenn die Lenker und Treiber der Thiere, was meistens der Fall ist, verschiedenen Provinzen angehören. So werden oft 5—6 Pferde und mehrere Ochsen vor den leeren Wägen gespannt, da die Passagiere aussteigen, was ein Zeugniß für die Vorzüglichkeit der Straßen, namentlich im römischen Gebiete abgibt. Man findet da immerwährend die Bemerkung bestättigt, daß sich in der Ebene die Straße in unzählige Windungen hin und her schlängelt; auf den Berg gehts immer grade hinauf! Man kömmt so auch zum Ziel. Der Vetturin allein, der steht wie der Herr und Gebieter unter diesem Getümmel von Treibern, Pferden und Ochsen; er ist der Diktator dieser Republik. — Ich will aber lieber systematisch die Wesenheit des Vetturinenthums in Italien auseinandersetzen. Versetze dich einmal in Gedanken nach Rom — freundlicher Leser. Nun verbreitet sich zufällig in Rom, das heißt unter den Vetturinen Roms die Kunde, daß du nach Florenz willst; der Vetturino schikt einen Gesandten ab in das Kaffeehaus, in dem du dich befindest, oder in die Kirchen, Gallerien, Ruinen; selbst in der Unterwelt würde er dich zu finden wissen. Dieser hat aber durchaus noch keine Vollmachten, den Traktat abzuschließen, er ist durchaus nur Diplomat, und soll dich nun über deine Absichten ausholen. Sodann kommt ein Zweiter, dieser rükt schon näher, er hat schon theilweise Vollmachten in Händen. Du frägst ihn, ob er denn wirklich der Vetturino sei. Darauf schwört er bei allen Heiligen, daß er und sein Vater und alle seine Groß- und Urahnen Vetturinii gewesen seien, und wenn du ihm zuhörst, so versichert er dich zuletzt, daß seine Urahne Vetturino Hannibal von Etrurien nach Rom geführt, und dafür das doppelte von dem bekommen habe, was du ihm zahlen willst. Endlich kömmt der Letzte. Von diesem erhältst du die Capara, das Drangeld u. s. f., wie es im Katechismus eines jeden italienischen Reisenden steht, wo du es auch nachlesen kannst. Nun glaubst du gewiß den Vetturino vor dir zu sehen. Aber, wenn du bei der Abfahrt dich nach diesem umsiehst, so erblikst du ein ganz fremdes Gesicht. Das ist der Vetturin, der Souverain, der dir jezt sein fürstliches Angesicht zeigt. Seine drei oder vier Gesandten, die er an dich geschikt, sind aber nirgends zu sehen. Oft ist es der

Fall, daß wir bei fünf oder sechs Vetturinen und erkundigt zu haben meinen, auf allen Plätzen der Stadt, in allen Kaffeehäusern haben wir angefragt, und wir glauben nun eine Auswahl an Vetturinen zu haben nach Bequemlichkeit und Laune, und doch war es nicht mehr als ein und derselbe Vetturin, von dem man dir in Trastevere drüben, und eine oder zwei Miglien davon in irgend einem kleinen Gäßchen Roms gesprochen. Haben wir aber nun einmal den Wagen bestiegen, so sind wir aller Sorgen und Bedenken frei. Er besorgt das Nachtlager, die Kost, für die wir nicht zu zahlen haben, mit Ausnahme des Frühstüks; er übernimmt es, bei der Dozana, den Gränzzollämtern dir die Durchsuchung zu ersparen, wofür du ihm nur einige Scudi zur Verfügung zu stellen hast, er besorgt dir sogar vielleicht auf Verlangen ein oder ein paar räuberische Anfälle, um der Sache einen erhöhteren romantischen Anstrich zu geben, kurz, er ist Alles, weiß Alles, ist Alles in Allem. Eine solche Fahrt kann oft so angenehm und freundlich werden, besonders wenn blos deutsche, junge, lebensfrohe, für Natur und Leben begeisterte Männer beisammen sind. So erging es mir. Die ganze Reise von Rom bis Florenz dauerte sechs Tage, und ich war zuletzt so an dieses Beisammensein, dieses ungezwungene Nomadenleben gewohnt, daß ich ganz wehmüthig wurde, als ich von Süden kommend die ersten deutschen Fichten, wie Wegweiser nach dem Norden auf der Höhe erblikte, und bald darauf bei einer Wendung des Weges, Florenz, unser gemeinsames Ziel, in dem wunderbar schönen Thale liegen sah. Wir hatten Alles während dieser sechs Tage erlebt, gesehen, erfahren, die schönsten Seitenthäler, die am Wege lagen, besucht, Kirchen, Museen, Ruinen und Tempel bewundert, waren sogar einmal unterwegs von Räubern angefallen worden, wobei eines dieser beiden interessanten Exemplare — ein Deutscher bekommt so etwas nicht alle Tage zu sehen — sich den Fuß verstauchte, hatten ein kleines, abgeschlossenes Leben durchlebt! So glüklich ist man nun freilich nicht immer. Man kann durch die Gesellschaft gezwungen sein, oft auf die interessantesten Kunst- und Naturgenüsse verzichten zu müssen; oder es ist sehr leicht möglich, daß du mit Engländern fährst, die nicht ein Wort während des Weges sprechen, oder mit Deutschen, welche behaupten, die Fahrt von Stolpe nach Danzig habe doch, im Grunde genommen, natürlich ohne Vorurtheile, schönere Ansichten und sei viel weniger gefährlich, oder mit einem Haufen Italiener, einem Abbate, mehreren italienischen Damen, die den ganzen Tag schlafen, wo du dann die Annehmlichkeit haben kannst, den ganzen Tag unter Schlafenden und Schnarchenden zu wachen, außer bei der Mahlzeit, wo sie nicht schlafen und dir Nichts übrig lassen. Bei keiner Reise kann die Gesellschaft einen so angenehmen oder unangenehmen Einfluß üben, als bei der Fahrt mit dem Vetturin. Der

Vetturin selbst hat dich und dein ganzes Glük in Händen. Er ist ein unbeschränkter Monarch, trotz der Konstituzion, die du in Händen hast; du mußt dich ihm und seiner Gnade überlassen.

Wie in Allem, so steht auch in Beziehung auf das Fuhrwesen Neapel groß und gewaltig da. Ich stehe auf dem Largo del Castello. Um mich herum ist der fürchterliche betäubende Lärm des neapolitanischen Marktes, den Nichts auf der Welt zu schildern vermag, der selbst das Brausen des Meeres, das fünfzig Schritt davon brandet, übertäubt. Lazzaroni, Facchini, Fischer, Marktweiber, Ciceroni, Deklamatoren, deutsche Gelehrten, Kuchenbäker, Polichinelle, englische Herren u. s. w. lärmen an mir vorüber. Da fühle ich plözlich etwas, das mich am Rokschoß faßt, ich fürchte schon auch an mir die vorzügliche Gewandtheit neapolitanischer Gauner erprobt zu sehen; indeß bemerke ich einen kleinen Kerl, der mich am Roke zerrt, und mir einen Wagen in der Nähe zeigt. „Hier ist ein Wagen, Signore," kreischt er, „ich weiß, Sie warten blos auf einen Wagen, wir fahren nach Portici, Castellamare u. s. w. (hier folgt eine Angabe sämmtlicher neapolitanischer Umgebungen, wie sie bei Förster oder Lewald stehen), oder nach den Studien, der Chiaja oder San Gennaro," und dabei zieht er mich immer näher zum Wagen hin. Mit genauer Noth entrinne ich, dann gehe ich in einer Straße, die ziemlich leer ist, insoferne überhaupt in Neapel die Straßen jemals leer sein können. Da höre ich einige pst! pst! hinter mir. Ich staune, denn ich bin mir in ganz Neapel keiner so vertraulichen Bekanntschaften bewußt. Diese Freundlichkeit erweist mir ein neapolitanischer Fiaker, der mir wie ein alter Bekannter zulächelt, mit dem Kopfe nikt, und dabei unaufhörlich seine: „Eh signore! Eh signore! Un carozz! Un carozz!" krächzt. Ich steige ein. Rükwärts als garde de dame oder sonst ein unnüzes Subjekt, steht ein kleiner Bettelbube, der Mäkler des Fiakers, der ihm die Leute, wenn auch nicht bei den Haaren, so doch bei den Rokschößen herbeizieht, wie ich so eben geschildert, ebenso zerrissen als sein Herr oder noch zerrissener. Es ist schwer, eine solche Frage nach einer kurzen Untersuchung zu erledigen. Wenn wir den kleinen Kerl nicht leiden wollen, und ihn, nachdem wir eine staunenswürdige ächt neapolitanische Beredsamkeit entwikelt, vertrieben zu haben glauben, taucht er wie eine Luftgestalt nach einer halben Stunde in die Höhe — er hatte sich während des Fahrens hinaufzuschwingen gewußt, und war bis jezt gebükt und unbemerkt geblieben. Man muß über diese Kobolde lachen. Ein ächt aristokratischer Aufzug aber ist es: Vorne der Kutscher, als Lazzaroni verkleidet, hinten der Junge, im Wagen der Fremde, der à quatre épingles herumfährt, um Besuche zu machen. Aber schnell ist man am Ziele, wo nur der kleine Kerl uns beweisen will, daß er das nothwendigste Subjekt

auf Erden ist, daß ohne ihn der Wagen keine drei Schritte weit hätte kommen können, und der Kutscher mathematisch nachweist, daß ihr ihm viel zu wenig gezahlt habt.

Das herrlichste aller italienischen Fuhrwerke ist und bleibt aber das neapolitanische Corricolo. Es besteht aus einem großen Bret, an dessen Seite sich zwei Räder befinden. Gezogen wird es von einem wunderlich mit allem neapolitanischen Geschmak verzierten Pferde. Auf einem solchen Corricolo sind oft bis zehn Personen untergebracht, die alle das eine Pferd zieht. Die Einen sitzen, die Andern liegen, dort steht Einer auf dem Wagen; das gibt oft die malerischsten Gruppen. Die Art und Weise, diese Menge Leute auf das eine Bret zu bringen, ist die größte Kunst des Kutschers, das Resultat langjähriger Forschungen. Wenn er gar Niemand mehr hinauf bringen kann, ohne Fluth von Verwünschungen auf seine neapolitanische Seele zu laden, so klammert sich der zuletzt Angekommene auch unter dem Wagen an. Dabei muß er aber die Statik ziemlich gründlich kennen, denn, wenn die eine Seite zu stark beladen ist, so müssen die auf der andern Seite herunterfallen. Für die Fremden wäre dieses Fuhrwerk, das man hauptsächlich entfernt von der Hauptstadt finden kann, sehr bequem, wenn nicht eine solche Menge Nägel und Eisenwerk an dem Brete vorhanden wäre, wodurch es beinahe unmöglich gemacht wird, sich festzuhalten, wenn die Straße nicht immer bergauf und bergab ginge, welcher Umstand ein ewiges Schwanken in dem Gleichgewicht des Corricolo herbeiführt, wenn ferner die Straße nicht so belebt wäre, so daß jeden Augenblik ein neuer Ankömmling sich während der Fahrt hinaufschwingt, und man zulezt alle Stände des neapolitanischen Reiches auf dem Corricolo vertreten findet, wenn — doch ich glaube Gründe genug angeführt zu haben. Es ist aber doch immer eine ganz köstliche Fahrt auf einem solchen Corricolo, denn eigentlichen Nazionalwagen der Neapolitaner. Sie sehen jeden Fremdling als Eindringling auch nur mit sehr stolzer Miene an, oder lassen sich herab, die Zeit sich mit ihm zu verkürzen, dann lachen sie entweder über die fremde Gestalt, was ihnen aber keine so große Freude macht, als sich von dem Fremden, wenn er der Sprache mächtig ist, etwas erzählen zu lassen. Da wird er oft Stundenlang nicht fertig, und sie horchen auf, als ob es ein Improvisatore oder der Polichinell wäre. Man kann da oft einen Enthusiasmus hervorbringen, der uns mit gerechtem Stolz erfüllt.

Das sind vier der interessantesten Wagengattungen Italiens. Man könnte diese Sammlung leicht fortsetzen, besonders, wenn man einmal dieses Zweckes halber nach Italien gehen würde. Denn im Grunde genommen, hat, wie ich schon bemerkt, die Mehrzahl der Reisenden auch keinen anderen und würdigeren Zeitpunkt, als diesen.

Ich kenne Reisende, denen man einen großen gewichtigen Dienst leisten könnte, wenn man zu ihnen spräche: „Ich weiß, Sie sind unglücklich darüber, daß Sie ohne Ziel und Absicht durch die Welt reisen. Uebernehmen Sie eine wissenschaftliche Sendung, z. B. die über das italienische Fuhrwerk zu berichten.“ Es ist wirklich ebenso klug, als Italien zu durchreisen, nach Hause zu kommen, sich an den Theetisch hinzusetzen und zu sagen: „Meine Herren und Damen! da bin ich wieder!“ Darauf erhebt sich die Dame vom Hause und frägt: „Haben Sie den Papst gesehen?“ Der Tourist sagt ja und Alles ist in Ordnung.

II.

Die Literatur auf der Gasse.

Die Literatur steckt heutzutage überall, sie durchdringt wie die Luft alle Poren; in den Salons, in den Gastzimmern, in den Ballsälen, draußen in der gottgeweihten freien Natur, wo man nicht ungestört sich ergehen darf, ohne zu sehen, wie ein Stück Literatur Bewegung macht, — in den dumpfigen Zimmern und selbst auf den Straßen und Gassen ist sie zu finden. In Italien insbesondere, wo das ganze Menschenleben eigentlich auf der Gasse vorgeht, hat auch die Literatur sich da ihren Schauplatz gewählt. Und warum nicht? Freilich sind die Zeiten vorbei, wo in Mondnächten die Gondeln durch die Kanäle und Straßen Venedigs zogen, und zum Takte der Ruder die Gondolieri Tasso's Gesänge einander zusangen. Unsere Zeit hat ihre eigenen Gondolieri, und der modernste Gondoliere, das Lokomotiv, führt uns durch die Lagunen, und der singt nicht Tasso's Gesänge, sondern keucht und tobt und speit Flammen aus und erzählt von dem Kampf der Elemente, der erbittertsten und feindlichsten Elemente, nicht von dem heiligen Kampf der Kreuzritter mit den Ungläubigen. Und wenn wir ja einmal diese Gesänge in den Straßen Venedigs ertönen hören, so klingen sie nach dem Goldklang englischer Guineen, und ein spekulirender Kopf berechnet, wie viel jeder Ton gekostet.

Glaube auch nicht, daß du Petrarca's Gesänge hören wirst, die ein Verliebter unter den Fenstern seiner Geliebten zur Guitarre singt! Petrarca hat Abschied genommen und Ständchen und Strickleitern und Gesang und Guitarre. An seine Stelle ist Verdi getreten, und wenn du in einer schönen Mondennacht nach Hause zurückkehrst, so kannst du seine neuesten Chöre, Arien und Walzer hören, die über die Lagunen und an dem Dogenpallast vorbei hinschweben und durch die Lüfte zittern, und die aus dem Theater heimkehrenden Italiener den Vorübergehenden zusingen, wie sich einst die Gondolieri Tasso's Gesänge zusangen.

Aber die Literatur lebt doch noch auf den Straßen. Dort in der Ecke kauert ein Junge vor einem großen Haufen Bücher, daneben ein Maronimann und zur Linken ein Limonadeverkäufer. Die neueste und interessanteste Literatur liegt da aufgehäuft, und alle Stände der Welt stehen davor, Reisende, Abbati, italienische Jungen, Lazzaroni und englische Mylords. Der Junge aber liegt stolz wie der Großkommandeur der ganzen Literatur da, und kümmert sich wenig um Alles, was die sagen mögen; wenn er nicht da ist, so steht es schlecht um die Literatur, und nach allen Debatten über den Werth der Poesie wartet man doch auf seine Antwort, und die lautet: „Tasso kostet zwei Paoli, Signore! il barbaro forestiero hat noch mehr zu zahlen als die Andern," setzt er leise brummend hinzu.

Den Polichinell, den Großmogul aller Marionetten der Welt, will ich gar nicht nennen, den kennt die Welt sehr genau, und man kann sich Neapel ohne Polichinell nicht denken, die beiden Begriffe schmelzen in einen zusammen. Dieses Theater wird immer auf der Gasse abgehalten, und alle Neapolitaner, selbst die der gebildeten Klassen, haben Interesse daran. Gewöhnlich bilden sich unter den Zuschauern Partheien für die eine oder andere Figur dieses Schauspiels, die mit gewaltiger Lebendigkeit gegen einander auftreten. Eines der besuchtesten Puppenspiele befindet sich dem Kastello Nuovo gegenüber (Neapel hat dieser Assekuranzanstalten für die öffentliche Sicherheit mehrere aufzuweisen), das Puppenspiel und die jubelnde Menge gegenüber dem Kastell, das so oft Tod und Verderben auf die Lebenslustigen herabgeschleudert! Wie oft mag die Wache, die vor dem Thore desselben auf- und abgeht, stehen bleiben, sich auf die Muskete stützen, und sehnsüchtige Blike hinüberwerfen nach den herrlichen Szenen, die dort drüben aufgeführt werden, indeß sie dastehen muß und nichts Klügeres zu thun hat — als Neapel zu bewachen. Wirklich ein trauriges Geschäft! Hart neben dem Polichinell ist die Post, und die Fremden, wenn sie ihre Briefe holen, müssen daran vorbei. Die sämmtliche deutsche Gelehrsamkeit muß auch da vorbei gehen, wenn sie Korrespondenzen nach der Heimat auf die Post trägt, dann lächelt sie stolz über dieses niedrige Vergnügen und vergißt daran, daß sie selbst in ihrem Aufzuge sehr oft die Ehre hat, dem schaulustigen Neapolitaner ebenso zur Unterhaltung zu dienen — wie der Polichinell.

Die Improvisatoren und Deklamatoren auf dem Molo des Hafens fangen an, auszusterben. Ich weiß nicht, woher das kommt. Stirbt die Poesie aus, oder die Empfänglichkeit dafür? Es ist gar so eigenthümlich, die Neapolitaner herumgeschaart zu sehen in den malerischsten, herrlichsten Stellungen um den Improvisatore, der mit echt italienischer Gluth ihnen seine Gesänge vorträgt. Ich möchte einmal unsere deut-

schen Poeten sehen, wenn sie gerade von einer Audienz kommen, die sie bei einem Für-sten gehabt, und im Staatsfrake und mit der Klaque unterm Arme nach Hause rennen, um die Begeisterung in Louis d'ore auszuwechseln, und nun plötzlich das deutsche Volk, an das sie so glühende Tiraden richten, sich um sie schaaren und schreien würde: Ein Lied! ein Lied! Das gäbe auch malerische Stellungen!

Zu den wichtigsten Wesen in Italien gehören die öffentlichen Schreiber. Wir treffen sie hauptsächlich unter den Arkaden der Theater oder öffentlichen Paläste. Am Theater San Carlo in Neapel sitzt eine ganze Menge. Gewöhnlich sind es kleine, untersetzte Figuren, die die Merkmale des Mangels an sich tragen. Ein kleiner Tisch, Tintenfaß, Papier und Feder sind ihre Werkzeuge. Zu ihnen kommen Bäuerinnen, die an ihre Liebhaber schreiben wollen, oder an einen hartherzigen Eigenthümer ihres kleinen Grundstükes, der sie bedrükt, oder Soldaten, die wieder an ihre Geliebten die heißesten, glühendsten Worte richten, die der Schreiber ordentlich und schulmeisterlich zurechtlegt, und nach Maßgabe der Grani, die er dafür bekommt, werden sie auch schöner, wie er meint, und poetischer. Für zwei Karlini wird unser Schreiber zum begeistertsten Liebesdichter, ein neapolitanischer Anacreon. Hin und wieder sieht man auch Gefangene in Fesseln und Ketten, von einem Soldaten begleitet, zu ihm hintreten. Es sind Galeerensklaven. Der Soldat geht indes zum Maroniverkäufer, oder Makkaroni werden verspeiset, oder er knakt Nüsse, unbekümmert um Alles, was um ihn vorgeht. Mit klirrenden Fesseln tritt der Gefangene vor den Schreiber, und aus dem Bagno, und von der Ruderbank und aus den Fesseln schwingt sich seine Seele in die Heimat, in die felsigten Thäler der Abruzzen, und dort sieht er Vater und Mutter, und Gattin und Kinder, oder die Geliebte, und dabei strömen glühende Worte aus seiner Seele in die Feder des Schreibers. Ob wohl der begeistertste Dichter, wenn er unter den Arkaden an dem Platze des Schreibers sitzen würde, die Worte glühender, inniger setzen könnte, als sie aus der Seele des Gefangenen strömen? Der Lazzarone übrigens, der mit Allem seinen Spaß und Scherz treibt, heute unter den Füßen der größten Volksmenge seine Schwärmer entzündet, daß die Massen auseinanderfliegen, morgen Engländer bei seinem Volksfeste ins Wasser wirft, und eben so schnell wieder hineinspringt, um sie herauszuholen, der, wenn Ihr ihm ein leichtes Stöckchen gebt, es in Euere Wohnung zu tragen, mit dem Trinkgelde nicht zufrieden ist, sondern sich den Schweiß von der Stirne wischt, und dabei ausruft „Oh, che peso, che peso, Signore!“ — „Was für ein Gewicht, Herr!“ — über den die ganze Welt lachen muß, nur kein englischer Mylord — dieser Lazzarone hat eine so unerschütterliche Achtung vor dem Schreiber, wie vor seinem Beichtvater, er bewundert die Lite-

ratur, die Wissenschaft in ihm, es ist das einzige verkörperte Stück Aufklärung, das in sein Leben hineinreicht „ein Abgeordneter der ganzen Menschheit" die da lieset' schreibt, dichtet, rezensirt, kritisirt, referirt, steht oder sitzt eigentlich der Schreiber vor ihm, und die Menschheit hat sich zu bedanken für den Tribut, den der Lazarone ihm zollt. Man kann sich nun die Verlegenheit vorstellen, in die der arme Kerl geräth, wenn er dem Schreiber nicht so recht traut, und fürchtet, daß der nicht Alles so schreiben werde, wie er es meint, oder etwas davon zurükbehalten könnte zu seinem eigenen Nutzen, oder daß Jener „Eccelenza" geschrieben, indeß er mit dem Titel „Eminenza„ freigebig war, und mit welchem Staunen er ihm in die Schrift über die Schultern sieht, und den Augenblik nicht erwarten kann, wo Jener die Feder ausgespritzt, weggelegt, die Brille noch einmal gerichtet, eine Prise Tabak genommen, sich auf dem Sessel hin und her geschoben hat — das ist der Charlatanismus seines Metiers, und ohne Tabakdose und Brille, und ohne alle diese Prozeduren würde es mit signore scriba jämmerlich aussehen — und dann endlich das Papier zur Hand nimmt, und mit klarer Stimme, im Bewußtsein seiner unendlichen Ueberlegenheit ihm den ganzen Brief vorliest. Dazu denke man sich das Staunen des Lazarone, wie er seine eigenen Worte und Gedanken nur in ordentlichem Kleid und nettem Anzuge vor seinem Herrn und Protettore erscheinen sieht, indeß er gar nicht gedacht, daß damit soviel anzufangen sei, dann wird das Geld ausgezahlt, und freudig trägt er seinen Brief weg. Wie bei uns jeder Advokat einigen besonderen hochadeligen Familien, so besorgt der Schreiber irgend einer Lazzaronifamilie, deren Stammbaum, Seitenlinien, Verwandtschaftsgrade er genau kennt, ihre Geschäfte. Er vererbt von Vater auf Sohn, und muß diese Protekzion wohl zu schätzen wissen, dem Chef des ihm anvertrauten Lazzaronistammes hin und wieder am Hafen, wo diese hochwichtige Person sich Fremder aufdringt, ihnen ihr Gepäke entreißt und Prügel empfängt, oder am Merkato, wo er seine Makkaroni mit ächt neapolitanischer Künstlerschaft verzehrt, am Toledo, wo er Studien im Taschendiebstahl macht, seine Visitten abstatten. Wenn der Schreiber einen Sohn oder eine Tochter verheirathet, so kann er ihnen als Mitgift eine Anzahl von Lazzaronifamilien abtreten, und ihnen die von diesen Häusern zu erwartenden Einkünfte als Heirathsgut anweisen.

Das interessanteste Stük Literatur auf der Gasse ist aber die deutsche Gelehrsamkeit, wenn sie durch die Straßen marschirt. Ein großer langer Rok, Brille auf der Nase, Kopf vorgestrekt, die eine Hand auf dem Rüken, die andere das Buch haltend, einen Bleistift zwischen den Fingern, dann ein Cicerone, auf dessen Worte sie halb hören, indeß sie die andere Hälfte ihrer Aufmerksamkeit auf das Buch ver-

wenden, und hinterher ein Haufe kleiner, zerlumpter Bettelsjungen und Lazaroni, die ihnen irgend Etwas zum Tragen abnehmen wollen, dann Vetturinsensale, Fiaker u. s. w. Das macht den vollständigen Aufzug der Reisenden, namentlich der deutschen Gelehrten aus, und so ziehen sie durch Italien. Ich habe einmal in Innsbruck in der Hofkirche einen deutschen Gelehrten gesehen, der herumgeführt wurde, und sich nach jeder Kleinigkeit außerordentlich genau erkundigte, und wenn man ihm nun die bemerkte Stelle zeigte, so antwortete er „So!" machte mit seinem Bleistifte im Buche einen Strich, und ging weiter, ohne sich die Sache im mindesten anzusehen. Er war der Erste dieser Gattung, den ich sah, als ich nach Italien reisete; ich habe später sehr häufig diese Erscheinung getroffen. Wenn gerade ein Donnerstag ist, nämlich der Tag, welcher in der ganzen Woche einzig und allein zur Besichtigung des Vatikans bestimmt ist, da kann man sie in der größten Sonnenhitze dahin eilen sehen; dann werden die Säle in der größten Schnelligkeit durchflogen, und der Vatikan ist abgemacht. Es gibt wohl Mittel und Wege, um auch außer diesem Tage in den Vatikan eingelassen zu werden, aber darum kümmern sich die Wenigsten, wenn es nicht im Reisehandbuche steht. An einem solchen Donnerstagnachmittage ist es eine wahrhafte Erbauung, durch den Vatikan zu gehen. Vor der Schule von Athen, der Transfiguration von Rafael steht ein ungeheueres Gerüst, vor dem Gerüste ein Cicerone, und hinter dem Cicerone ein Reisender. Dann sagt der Cicerone: „Das ist die Schule von Athen" und der Reisende ist über den Anblik entzükt. Die Begeisterung galt aber wahrscheinlich dem Gerüste, denn von dem Bilde war nichts zu bemerken. Unter den Antiken ist es ein peinliches Gefühl herumzuwandern; man sieht lauter Unglükliche; da und dort rennt Einer, und ruft dir zu „Um Gottes willen, mein Herr, können Sie mir nicht sagen, wo der Apoll vom Belvedere ist; da renne ich schon eine Viertelstunde herum, und kann ihn nicht finden". Man weiset den Unglüklichen an Ort und Stelle. Nun aber kommt der Kustode, und will zusperren. Jetzt erreicht die Herzensangst des Bedrängten den höchsten Grad, und er schreit „Um Gottes willen, mein Herr, ich habe meinen Platz in der Deligence auf morgen schon bezahlt, und habe den Apoll vom Belvedere noch nicht gesehen!" Abends im Kaffeehause theilen sich die Glüklichen ihre Beute mit. Da heißt es: „Ich habe heute vier Gallerien und zehn Kirchen besucht. Ich kann bald abreisen". Darauf antwortet der Andere: „Da gratulire ich Ihnen, so weit bin ich noch nicht, ich habe noch den ganzen Abschnitt „Von den Ruinen" zu besehen". Darauf wird das Buch herbeigeholt, und er zeigt ihm vierzig engbedrukte Seiten mit den Worten „Das ist noch ungeheuer viel!" Der Andere aber antwortet: „Aber Sie sind auch nicht schnell genug, bei mir geht das anders. Es kommt nur auf den täglichen Maßstab an!" Da

wird von den Ruinen gesprochen, wie von einem Haufen Wolle, den man zu sortiren hat, oder sie stehen auf der Gasse, (in einem kleinem Orte z. B. Tivoli,) und ein Junge rennt auf sie los, macht sich mit Mühe Platz durch die Menge von zerlumpten Jungen, die um sie her versammelt sind, — es ist an solchen Orten immer ein Volksschauspiel, — und bringt ihnen theilweise behauenen Stein mit den Worten: „den habe ich aus der Villa Hadrians mit Gefahr meines Lebens genommen," (der Junge agirt dabei wie ein französischer Schauspieler,) da habt ihr ihn!" die Reisenden sind überselig, geben was verlangt wird, und der Junge lacht herzlich über den gelungenen Spaß. Das Volk wird verwöhnt, verdorben durch die Fremden, und alle Schuld der Eigennützigkeit und Entsittlichung der untern Volksklassen ist ihnen zuzuschreiben, sie hausen ärger als ein Feind in dem unterworfenen Land. Von Ernst, Würde in ihrem Benehmen gegen die Italiener ist keine Spur vorhanden. Die wenigen Schimpfwörter, die in der Grammatik stehen, sind bald abgebrannt, und dann stehen sie verlassen da. Der Italiener zeigt ihnen, daß es auch noch andere gibt; — es ist der herrlichste Unterricht, den der Fremde erhalten kann. Einen der unzähligen Fälle, die ich in dieser Art erlebt, will ich erzählen. Das Grab Virgils wird wegen der schönen Aussicht, die man von diesem Punkte genießt, oft besucht. Die Reisehandbücher sagen, daß Virgil da begraben sei. Es ist Privateigenthum, und der Besitzer hat eine Holzwand um das Gras gemacht, und verlangte von mir fünf Franken als Eintrittspreis. Ich lachte und ging, kümmerte mich auch weiter nicht um seine nun erfolgenden Preisherabsetzungen. Gleich nach mir kam eine Menge deutscher Gelehrten, gefolgt von einem Schwarm der Bevölkerung des Posilipp, Jeder wollte um Gottes Barmherzigkeit willen wenigstens einen Bajocco. (Das ist die stehende italienische Bitte um Almosen.) Jeder Schritt Weges mußte der drängenden Menge abgestritten werden. Als man bei der Thüre angelangt war, kam der Eigenthümer und that dasselbe Verlangen, wie bei mir; der Wortführer der Reisenden gerieth in den schrecklichsten Zorn, deducirte nach Hegel's Rechtsphilosophie, welchen Eingriff er in die Rechtssphäre seines Nächsten dadurch begehe, drohte mit der Polizei u. s. w. Jetzt war der passende Augenblik gekommen. Der Neapolitaner begann eine Flut von Verwünschungen über die Reisenden auszuschütten, von denen sie vielleicht nicht den geringsten Theil verstanden. Zu gleicher Zeit fing der Lärm im Rüken an, Hartherzigkeit wurde ihnen vorgeworfen, die Menge schimpfte, schrie und tobte. Einige Damen von Posilippo weinten sogar. Es war eine herrlich einstudirte Komödie. Nach einem Monologe schritt man durch die Thüre und jeder zahlte fünf Franken. Das einzige Mittel in solchen Fällen ist Kälte und Ruhe, weil der Italiener da auf einem Terrain zu kämpfen hat, das er nicht kennt, und wirklich führt es regelmäßig zum Ziel.

Die Summen Geldes, die die Fremden auf jene Art an das Land verschwenden, wiegen wahrlich die Entsittlichung nicht auf, die daraus entsteht, und es wird eine Zeit kommen, wo die Italiener selbst es einsehen werden, daß wie es einst Ueppigkeit und geistige Erschlaffung war, die sie herabgeworfen von ihrer Höhe, ebenso die Leichtgläubigkeit und Schwäche der Fremden in neuester Zeit es noch mehr entsittlicht und grade in seinen untersten und kräftigsten Volksklassen eine Saat des Unheils gestreut haben.

Da wir schon von den Reisenden, namentlich aber den deutschen Gelehrten gesprochen haben, die wandelnde Abschnitte aus der deutschen Literatur, wahrlich den deutschen Namen in Italien nicht sonderlich in seiner Achtung erhöhen, so müssen wir auch wohl einiges von den Ciceroni melden, die wieder die italienische Literatur auf den Gassen und Märkten vertreten und unzertrennlich den Reisenden angehören. Es ist nicht zu läugnen, daß es überrascht, wenn die Namen, die wir aus den Schulbüchern und dem Kornelius Nepos schon in unserer Jugend kannten, da im Munde des niedersten Volkes leben, wenn wir namentlich an der Küste von Bajan die elysäischen Felder und den Avarnus, Marius und Sulla, Virgil und die Sibylle von Cuman u. s. w. eben so aussprechen hören, wie bei uns die kleinen Jungen vom Wurstelprater und dem Sperl, von Strauß und Lanner, Nestroy und Scholz sprechen. Ob aber ein Cicerone denselben Eindruk zu machen weiß, ist zweifelhaft. Auf mich war der Eindruk ein unangenehmer. Das strömt wie ein Platzregen, wenn sie uns die Merkwürdigkeiten und Herrlichkeiten, die uns auf unserm Gange erwarten sollen, aufzählen: il Averno, il Tempio di Venere, Mercurio e Diana, Stufe di Nerone, Baja, piscina mirabilis, cento camerelle, mercato di sabbato u. s. w. werden während der Tour jeden Augenblik und fürchterlich corrumpirt in einem Athem her rezitirt. Die Ciceroni sind übrigens sehr liebenswürdig und freundschaftlich bis zu dem Augenblike, wo man etwas gegen die Aechtheit und Schönheit der angepriesenen Merkwürdigkeiten sagt. Kein Archäolog kann unversöhnlicher sein, wenn man die Aechtheit seiner Entdekung angreift, als der Ciceroni. Und man kann es ihm nicht verdenken, er lebt ja von der Bewunderung, jeden Tag ißt er etwas Antike auf, und jeden Tag consumirt er ein Stük Alterthum. In Norditalien übrigens betrachten sie die Reisenden, die schon lange in Italien sind, mit viel mehr Aufmerksamkeit, und verlangen auch weniger von ihnen, als von den eben Angekommenen, die sie mit unendlicher Geringschätzung ansehen; denn im Grunde genommen gehört doch Alles ihnen, und unser Herrgott hat es nur geschaffen, damit sie nicht verhungern. Das Forum ist ihre Domäne! Als ich einst nach einer Wanderung durch das Sabiner- und Aequergebirge herabstieg, frug mich in Frascati ein Cicerone: Ob ich denn nicht von Räubern sei angefallen worden? Ich

verneinte es, da ich ähnliche Subjekte gar nirgends hatte entdeken können. Der Cicerone ſtampfte auf den Boden und ſagte: „Wenn ich nur ſo einige Dutzend Fremde jetzt vor mir hätte, die ſich fürchten! Ins Gebirge hinein bringe ich keinen mehr, nicht einmal nach Olevano und Civitello, da ſollten ſie's hören!“ Und aus Freude darüber, daß ich ſeine Beſitzungen, deren Ertrag ihm angewieſen iſt, für gefahrlos erklärt hatte, machte er mir mit ächt italieniſcher Großmuth das Anerbieten, den Tag darauf mich für ein Geringes nach Tuskulum zu führen. Ich dankte zum Staunen des Italieners. Dieſe offizielle Begleitung hat wohl für jeden denkenden und fühlenden Reiſenden etwas Drükendes; es iſt gerade, als ob man einem Blinden die Speiſen zerſchneide und ihm dann Meſſer und Gabel in die Hand gäbe und ſpräche: Jetzt iß. Die Anſchauung des Großen und Erhabenen muß frei und ungetrübt in die Seele ſtrömen, und wenn ich durch den Dogenpallaſt wandere und dieſe kalte Figur dieſelbe Geſchichte, die ſie ſchon Tauſenden erzählt hat, auch mir vordeklamirt, ſo kommen mir all die Maſſen langweiliger Reiſenden ins Gedächtniß, die je dabei geſtanden und dem Cicerone zugehört, und weg iſt die Begeiſterung! Die Reiſe durch Italien hat bis jetzt noch zu viel in Portionen getheiltes Entzüken, zu viel obligate Herzensergüſſe und viel zu viel Natur- und Kunſtgenüſſe, die einen Thaler fünf jute Iroſchen koſten.

M.

Dichterzorn.

Es herrſcht im weiten Land
Die Freude, wundertönig —
Verlor doch den Verſtand
Beinahe ſchon der König.
Er ſaß im hellen Staat
Auf ſeinem prächt'gen Throne
Und die Juwelenſaat
Blitzt von der gold'nen Krone.
Statt Waſſer ſprang im Teich
Der köſtlichſte der Weine
Rükſtrahlend vom Bereich
Mit hundertfachem Scheine.
Die ſchönſte Mädchenſchaar
Schwebt ſie im Reigentanze
Manch ſchmachtend Augenpaar
Erglüht im Liebesglanze.
Berauſchende Muſik
Erfüllet rings die Lüfte,
Es löſen ihr Geſchik
Die Blumen durch die Düfte.
Das Volk raſ't hin und her
In Sinnenluſt verloren,
Der Klügſte weiß nicht mehr
Den Tag, wann er geboren.
Und weil dies Feſt zum Preis
Des Sieges ward begangen,
Den ſich im blut'gen Schweiß
Die Tapferſten errangen;

Und weil durch dieſen Sieg
Die Krone ward gerettet,
Und abgethan der Krieg
Mit Feinden, jetzt gekettet —
So nahte ſich dem Thron
Frohlokend auch der Dichter,
Es galt dem Heldenſohn
Sein Lied und dem Vernichter.
Er ſprach: „o König! laß
Genug jetzt ſein der Freude
Doch nicht des Ernſtes Haß,
Auch ſeine Kraft verzeude.
Auf ſoll dein Volk mit Muth
Zu neuer That ſich raffen,
Daß nicht in Sinnes Glut
Die Sehnen ihm erſchlaffen.
Darum, o König! hör'
Mit dir die Völker alle
Den Geiſt, den ich beſchwör'
Durch meiner Leier Schalle.
Ich will ein Bild der Zeit
Im Lied euch wiedergeben,
D'rin ſoll für Ewigkeit
Der Helden Namen leben!"
Der König kehrt ſich ab,
„Wer rief dich in die Schranken,
Was ſoll uns Dichterzab',
Was ſollen uns Gedanken?!
Dein Lied iſt viel zu ernſt
Für unſ're Zecherkreiſe,
Und wenn du dich entfernſt, —
Wir halten dich für weiſe.
Wir wollen ja nur bloß
Gedeihen und genießen,
Daß in des Wohlſeins Schooß
Die Tage uns verfließen.
Wer wird für Zukunft weit
Im Vorhinein ſich plagen,
Was nützt Vergangenheit
Iſt jetzt gut unſer Wagen.
Wir leben in die Welt
Vergnügt und ohne Sorgen —
Wen dirs am Eſſen fehlt,
Komm um die Reſte morgen.""

Der Dichter aber ging
Aus jenem Land zur Stunde,
Sein Aug' vernichtend hing
Rings auf der Völkerrunde;
Es war verſtummt fortan
In ihm des Sanges Reigen
Sein Fluch war abgethan
Durch ein entſetzlich Schweigen.

Der König, Volk und Land
Verſchwand aus der Geſchichte;
Sogar vom Namen fand
Man niemals wo Berichte.

Ludwig Foglar.

Ueber die Zukunft der schönen Literatur in Ungarn.

Die Literatur in Ungarn zerfällt in eben so viele Theile, als es da Nazionalitäten gibt. Wie geringfügig, sei's an und für sich, sei's in der Meinung Anderer, die beiden nicht magyarischen Theile, nämlich die deutschen und slavischen sein mögen, so dürfen sie bei gegenwärtiger Betrachtung doch nicht außer Acht gelassen werden.

Die magyarische Literatur macht zwar bedeutende Fortschritte, ist aber von einem völligen erfreulichen Gedeihen und Entfalten, von dem Zeitpunkte, wo sie im Chorus der europäischen Literatur eine wahrnehmbare Stimme wird geworden sein, ziemlich ferne. Die wenigsten der magyarischen schönen Geister nehmen in ihren geistigen Schöpfungen jenen hohen Standpunkt ein, von dem aus sie das große Treiben der Völker oder auch nur der verschiedenen Sprachstämme in Ungarn überschauen könnten. Die Wenigsten haben den hohen Zweck der Kunst: Patriotismus. Patriotismus ist das Schibolet, an dem allein sie sich erkennen wollen lassen; darum ist die von den schöngeistigen Magyaren geschaffene Welt bloß von Magyaren belebt, als gäbe es von den Karpathen bis an den südlichen Saum Ungarns keine andern Ungarn, als magyarische; alles Andere, was noch im Lande von nicht magyarischem Elemente lebt, ist da größtentheils ignorirt oder mit Naserümpfen behandelt. Das ist der originale Theil der magyarischen Belletristik. Wo sie sich hingegen in der Nachbildung europäischer Produkte gefällt, da stoßen wir zumeist auf Uebersetzungen aus dem Französischen, das heißt, schlechte Nachbildungen, in denen Arpad's, Gyula's, Geisa's sich wie französische Romanhelden gebärden. Und so besteht die moderne magyarische Belletristik theils aus tausendmal wiederholten Népdal's, Volksliedern, die übrigens nichts weniger als die gesunde kernhafte Einfachheit der Volkssprache, als Gepräge an sich tragen, und theils aus Dichtungen, die nach der französischen Schule fabrizirt, und mit den Nazionalfarben angestrichen sind.

Die deutsche Literatur in Ungarn! — Fände doch eine Analogie statt zwischen den deutschen Arbeitern im Felde des Geistes, und zwischen den deutschen Feldarbeitern und Industriellen. Diese sind als Ansiedler nach Ungarn gekommen, um da, wenn auch nicht Magyaren, wenn auch nicht Brüder derselben der Sprache nach, doch im Geiste zu werden; sie geben den „Honfi" (Sohn des Vaterlandes) zwar nicht im Urtexte wieder, aber in tüchtiger Uebersetzung; denn sie arbeiten, nähren sich, erfreuen sich der Verfassungswohlthaten, und helfen den Flor des Landes befördern. Es ist mit den deutschen Bürgern Ungarns so, wie mit einigen wenigen deutschen Dichtungen, die dem

Geiste nach weit eher Zierden der ungarischen Literatur zu nennen sind, als viele in ungarischer Sprache verfaßten.

Und so sollte es überhaupt mit den deutschungarischen Schöngeistern sein. Allein dem ist nicht so, die meisten kehren in den Schooß ihrer Großmutter Germania zurük, und die wenigen, die da bleiben, sind mit den heimischen Zuständen größtentheils unbekannt, oder haben wenigstens keine Simpathie dafür; ihre Geistesprodukte gehören dann der ungarischen Literatur eben so wenig an, als die Psalmen eines tungusischen Dichters.

Mit der slavischen Literatur in Ungarn bin ich völlig unbekannt, weil ich der Sprache unkundig bin, aber einen Schritt vorwärts scheint sie gethan zu haben, da die neuesten Bestrebungen der Slaven dahin gehen, anstatt der bisher üblichen czechischen Sprache die in Ungarn heimische slowakische einzuführen. Die slavisch ungarische Literatur will also auf heimischem Boden fußen.

Die drei Haupttheile der ungarischen Literatur bleiben so von einander abgesondert. Es kommt aber vielleicht noch die Zeit, wo sie wie drei Flüße in einen Strom vereint und zusammen dann ins Meer der Weltliteratur münden werden.

Und diese Zeit wird mit einmal kommen. Man wird zu der Ueberzeugung gelangen, daß die magyarische Nazionalität nur gebildet nicht verbreitet werden soll; Sprach- und Nazionalitätsstreitigkeiten werden durch einen mildern aufgeklärten Geist von selbst aufhören, die Partheien werden von einander ablassen, und sich im Streben nach einem Ziele vereinigen; dann wird ein mächtiger harmonischer Dreigesang erschallen; die Geister werden allmälig dem Standpunkte näher gerükt sein, von welchem aus sie das ganze Große überschauen werden; nicht wird mehr diese oder jene Nazionalität ihren selbstsüchtigen Monolog halten; die Literatur wird das große dramatische Treiben, das in Ungarn zwischen Stämmen und Ständen webt, zum Vorwurfe nehmen, sie wird die große Trilogie wiedergeben, in der sich drei Nazionalitäten über das Wohl eines Landes berathen. Die Literatur wird an Geist und Entfaltung gewinnen, und dies wird die ungarische Literatur sein, mögen ihre Blätter mit so oder so klingenden Worten beschrieben sein. Abgesehen von den politischen Rüksichten, die das Aufgeben von Nazionalitätsstreitigkeiten und brüderliche Eintracht, wie sie den Söhnen eines Vaterlandes ziemt, erheischen, zeigt es auch von der beschränkten Anschauungsweise eines unbefähigten Geistes immer nur das Einzelne zu sehen und darzustellen, und zu meinen, ein ganz magyarisch belletristisches Werk dürfe nur auf der Haide spielen und von keinem andern Geiste durchweht sein, als vom Winde, der den Sand der Haide aufwirbelt. Das sind alte Lieder, die wir uns schon lange genug vorgesungen, und die da

draußen hören auch nichts mehr Neues vom Röslein, das über die Haide fliegt, oder vom Cykos, der das Zigeunermädel herzt. Aber mit erneuetem Interesse wird man dem Dichter lauschen, der sich über diese abgegriffenen Sujets hinauswagen, und das ganze Ungarn, wie es lebt und webt, erfassen wird. Welch' ein weites reiches Feld fürs Drama, Roman ꝛc. Aber ehe wir's uns versehen, wird irgend ein reisender Ausländer, der auf seinen Fahrten nach neuem Stoff jagt, den Schatz erblicken und verarbeiten, und etwa einen Roman daraus machen, in welchem wir mit Staunen wahrnehmen werden, was wir bisher mit offenen Augen nicht gesehen, und diesen Roman werden wir übersetzen; dann werden wir nachhinken, und wie üblich nach einem Winke, der uns von draußen gekommen, unsere Literatur zurichten.

Adolf Dux.

Die neueste französische und englische Literatur.

I.

Paris im Juni 1847.

Als wir uns von einander trennten, um Jeder die eigne selbstständige Bahn der Bildung zu verfolgen, da versprachen wir uns mit Wort und Handschlag gegen seitige Mittheilungen über die neuesten Erscheinungen der Literatur zu machen. Allein ich muß Dir nur offen gestehen, daß ich meinem Versprechen nur sehr bedingt nachzukommen gedenke. Ich habe mir das näher, reiflicher überlegt, und gefunden, daß wir viel unnütze Zeit verschwenden würden, wollten wir uns gegenseitig über allgemein Bekanntes verbreiten. Wie sollte es auch möglich sein, daß Du ohne mein Erwähnen, ein Werk wie G. Sands: La mare du diable oder Lamartines: Histoire des Girondins übersehen solltest, oder erst meines Urtheils bedürftest um angeregt zu werden Dich selbst zu überzeugen. Dagegen werden Erscheinungen, die weniger Eklat machen, und doch dabei gehaltvoll sind, mit Vortheil gegenseitig besprochen werden können; auch allgemeine Betrachtungen über den Geist, der in der neuesten Literatur seine Flügel prüfend regt, gewiß für Beide nur fördernd sein.

Soll ich Dir von den Helden des Tages, den modernen Löwen der Literatur sprechen, deren Uebersetzungen unser armes Deutschland überfluthen, die hier in den Feuilletons der Journale wuchern, und bei uns zu Hause in dickleibigen Bänden die Leihbibliotheken füllen? Ich habe keine Lust diesen einzelnen Erscheinungen nachzugehen, selbst le Comte de Monte Christo muß von mir unberührt bleiben — aber einige Bemerkungen, die sich mir beim Lesen dieser Werke aufdrängten, glaube ich dir nicht vorenthalten zu können.

Man hat den neueren Romandichtern der Franzosen und Engländer vorgeworfen, daß sie die Aufmerksamkeit des Lesers, durch übertriebene Darstellung gräulicher Verbrechen, durch Häufung und stete Steigerung verabscheuungswürdiger Skandale in Spannung zu erhalten versuchten, und dadurch entsittlichend wirkten. Eines aber fällt mir hierbei auf, daß sie das Laster und Verbrechen nicht bloß im Volke unter den Proletariern, sondern mit einer gewissen Vorliebe in den höchsten Klassen der Gesellschaft suchen. Sie ziehen den glänzenden, goldbemalten Vorhang von dem Leben der Reichen hinweg und lassen uns in die bodenlose Tiefe anekelnder Gemeinheit hinter all dem bunten Flitter sehen. So der neue Timon, der in den höchsten sozialen Kreisen der englischen Weltstadt die Helden des Lasters sucht, so le Comte de Monte Christo. Die Lesewelt ergötzt sich daran, ja sie glaubt die Personen, die hier geschildert werden mit dem Finger bezeichnen zu können. — Suchen wir aber dem Grunde dieser Erscheinung nach — so sprechen eben all diese Schaudergeschichten nichts anderes aus, „als was ein dunkles, bewußtloses Gefühl die Brust von Tausenden ängstiget.“ Es ist die moralische Zerrissenheit aller Verhältnisse, der gänzliche Mangel an jedem schönen, als bloß materiellen Streben, der sich Alles bewältigend, unverhüllt ausspricht. Die ungeheure Kluft zwischen der Masse aufgehäuften Reichthumes in den Händen Einzelner gegenüber dem grenzenlosen Elende des hungernden Volkes, erbittert und empört die Gemüther um so mehr als sich nicht absehen läßt, wie ein Ausgleich dieses Mißverhältnisses ohne gänzlichen Umsturz aller Begriffe von Recht und Eigenthum als möglich gedacht werden kann. Diese Erbitterung aber hat bereits die schlechtesten Früchte getragen, denn hier ist keine Rede mehr von einer höheren Weltregierung, welche die Güter irdischen Glükes nach höhern Zweken vertheilt; dieser Glaube ist in dem Geiste der Zeit, wenn nicht untergegangen, doch in den letzten Hintergrund gedrängt, und so kann es nicht befremden, wenn der Mensch als Richter, Rächer und Vernichter auftritt, und das Schwert sinnlos über die Häupter der Tausende schwingt, das von der Hand Gottes des Gerechten, strenge aber weise geführt wird. Diese Idee, daß der Mensch als solcher das Richteramt des strafenden Gottes übernimmt, zeigt sich in all diesen Romanen klar und unzweideutig ausgesprochen, in dieser Literatur ist die Menschheit ihr eigener Gott, und gerade derselben Erscheinung begegnen wir auf andern Gebieten des Wissens, im Communismus der sozialen Theorieen, im Materialismus der neuern Filosofen, der sich unter das faltige Gewand der Gelehrsamkeit so verstekt, daß kaum der Kundige die nakten zerrissenen Stellen an demselben zu entdeken vermag.

In einer solchen Zeit kann das Erscheinen eines Buches wie Wigans the duality of the mind (proved by the structure and diseases of the brain) nicht

Wunder nehmen, welches dem ersten Anscheine nach, alle bisherige Erfahrung umzustürzen droht, im Grunde aber nur ein Curiosum über den Mißbrauch der Verstandeskräfte ist. Aller Kampf des Guten und Bösen im Menschen hat seinen Grund bloß darin, daß die rechte oder linke Seite des Gehirnes ein kräftigeres Leben entwikelt, mehr oder weniger heftige Schwingungen macht. Es gibt hier und allenthalben hochgestellte Personen, welche die Karaktere der Menschen nach der Knochenbildung am Schädel studiren zu können glauben, und die nicht unbedeutende Summen verschwenden, eine möglichst vollständige Sammlung der verschiedensten Schädelbildungen aufzustellen. Nun kömmt Wigan und zeigt ihnen wie vergeblich alle ihre Bemühungen waren, beinahe wäre man versucht zu glauben, diese neue Lehre sei nichts als ein matter Witz über die alte Thorheit.

Weil ich gerade von Filosofie spreche, so muß ich Ozanam's: Dante et la philosophie catholique au XIIIme siecle erwähnen; der gelehrte Verfasser sieht in den unsterblichen Gesängen des göttlichen Dante weder den bloßen Ausdruk einer chevalereskken Leidenschaft noch wie viele Andere ein politisches vom Gefühle der Rache diktirtes Manifest, sondern eine Darlegung eines filosofischen Sistemes, der Scholastik des Mittelalters angehörend. Du mein lieber Freund weißt, ich bin nicht allzugelehrt, und suche mir überall eine freiere lebendigere Anschauung zu gewinnen. So will auch ich dem sehr achtenswerthen Verfasser sein Verdienst nicht streitig machen, aber mir scheint es doch, unter uns gesagt, kein ganz neuer Fund mit dieser Behauptung zu sein. Nichtsdestoweniger ist das Werk eines der ausgezeichnetsten, und wirft ein wirklich unerwartetes Licht auf das Dunkel, das bisher einen großen Dichter und ein großes Jahrhundert beschattete. Dabei ist das Buch so anziehend geschrieben, daß auch der Nichtgelehrte es mit Interesse lesen wird, und darum habe ich dir dasselbe angeführt, denn ich weiß, wie sehr du die Gelehrsamkeit ehrst; vertiefen magst du dich in ihren Labyrinthen nicht.

Was doch so ein gelehrter Herr Alles sehen kann, was andere Leute mit gesunden Augen nicht sehen können. Das ist eine alte Geschichte; daß sie aber immer neu bleibt, dafür liefert Herr Matter, General-Inspektor der königlichen Bibliotheken, Mitglied des Komités für Herausgabe geschriebener Denkmale zur Geschichte Frankreichs, einen schlagenden Beweis in seinem Werke: „Lettres et pièces rares et inedites.“ Wer bei Buch und Verfasser auf die Titel sieht, der wird das Werkchen gewiß mit gespannter Neugierde in die Hand nehmen; sind doch die französischen Memoiren so sehr en vogue, und nun etwas Neues, noch Unbekanntes, das über Viele derselben Licht verbreiten kann! Interessant ist das Buch gewiß und liest sich nicht un-

angenehm. Man wird es dem Herrn Matter verzeihen, daß er unter dieſe „pièces rares et inedites“ ſo manches lang und allgemein Bekannte aufgenommen hat — obſchon ein Mann mit einem ſo gelehrten Titel ein Buch ſchreiben ſollte, in dem mehr als der Titel gelehrt iſt — aber daß ſich ſo viele, wenn auch unbekannte Lappalien, ich weiß keinen bezeichnenden Ausdruk, darunter finden, iſt nicht zu verzeihen. Gott ſei Dank, wir ſind über die Zeit hinaus, wo man jedes beſchriebene Papierſchnizel einer berühmten Perſönlichkeit, wie die Reliquie eines Heiligen, ehrte. Wir ehren an großen Geiſtern, was Großes an ihnen war; den Staub, den ſie von ihren Füßen ſchütteln, laſſen wir billig in irgend einem Winkel der Vergeſſenheit ruhen. Aber ich bin dir noch den Beweis zu meiner obigen Behauptung ſchuldig. Ludwig XI. und ſeine Geſchichte iſt bis jezt von allen Geſchichtſchreibern ganz falſch aufgefaßt worden. Die Eiſenkäfige, die Hinrichtung des Herzogs von Nemours, alle die Treuloſigkeit, Hinterliſt und Grauſamkeit werden durch einen einzigen Beweis entkräftet. Herr Matter hat ein Billet von der Hand Ludwig's XI. gefunden, das die Herzensgüte desſelben im glänzendſten Lichte zeigt. Dieſes merkwürdige Billet lautet ſeinem ganzen Inhalte nach:

Monsieur du Bouchaige, mon ami.

Je vous prie que soyez içi demain à matin à mon lever, pour me dire s'il fait bon à Corbueil.

Et adieu

Louis.

Dieſes Billet gibt Herrn Matter Stoff zu einem Kommentare von zwei Seiten, auf welchen er ſich bemüht, zwiſchen den Zeilen zu leſen, was ohne ſeine Hilfe wohl Niemand darin leſen wird.

Dagegen wird dich Pierre Clements: „Histoire de la vie et de l'administration de Colbert, précedée d'une étude historique sur Nicolas Fouchet“ für die Mühe des Leſens reichlich entſchädigen. Das Zeitalter Ludwig's XIV. erſcheint in einem ſolchen Glanze, daß die einzelnen Größen, die ſich am Himmel desſelben zeigten, beinahe verſchwinden. Gewiß nimmt unter den Lezteren Colbert nicht den lezten Rang ein. Obſchon Forbonnais, Montyon, Lemontey, Doilly, de Villeneuve-Bargemont, Blanqui, Audiffret über dieſen großen Staatsmann geſchrieben haben, ſo iſt das Materiale doch ſo wenig erſchöpft, daß wir wirklich Neues und höchſt Intereſſantes in Pierre Clement finden. Aber nicht blos das Materiale iſt es, ſelbſt neue Anſichten für die Beurtheilung dieſer ſo folgenreichen denkwürdigen Zeit werden uns geboten, die bei der gründlichen Kenntniß und Vertrautheit des Verfaſſers mit der Lehre über die Finanzen meiſt begründet ſind. Beſonders

anziehend iſt das hiſtoriſche Vorſtudium über den Sturz des Oberintendanten Fouquet, welches eigentlich den Glanzpunkt des Werkes bildet. Dieſer gewaltige plötzliche Sturz auf ein ſo ſchnelle, gleichſam im Fluge erſtürmte glänzende Höhe der Stellung, hat von jeher die Theilnahme der in der Memoirenliteratur Frankreichs bewanderten Leſewelt in Anſpruch genommen. — Die Memoiren der Madame de Motteville, de Choiſi, de Jourville, die Werke Ludwig's XIV. („Instruction au dauphin lettre à la reine-mère du 5. septembre 1661") enthalten zahlreiche Details darüber; dem Verfaſſer ſtanden jedoch viele noch ganz unbenützte, meiſt handſchriftliche Quellen, die er alle gewiſſenhaft angeführt, zu Gebote, ſo daß wir dieſes intereſſante Ereigniß erſt jetzt im vollen Lichte ſehen. Der Gegenſtand iſt mit Liebe behandelt, mit einer Wärme, die ſich auch dem Leſer mittheilt und ihn mit ſich fortreißt. Schade nur, daß dadurch der zweite weit umfangreichere, aber eigentliche Theil des Werkes, die Schilderung Colbert's dagegen in Schatten geſtellt wird. Auch hier ſind nicht blos die Schriften der Zeitgenoſſen ſorgfältig benützt, ſondern eine ſehr große Zahl noch nicht bekannter Dokumente zu Rathe gezogen worden. Allein man lernt dadurch auch ſeine ganze Zeit beſſer kennen, die Sitten des Hofes, der Zuſtand des Volkes, Alles ſteht mit den Ausgaben des Staates in innigem Zuſammenhange — die Liſt, die Penſionen für wiſſenſchaftliche Celebritäten läßt uns einen Blik in das damalige Treiben werfen. Kurz ich kann dir nicht genug empfehlen, dieſes Werk nicht auf die Liſte derjenigen zu ſetzen, welche du nur im Falle du unnütze Zeit erübrigeſt, näher zu würdigen gedenkſt.

Ein Gleiches möchte ich von dem Unternehmen Batout's ſagen, welcher den glüklichen Gedanken hatte, die „Souvenirs des résidences royales de France" herauszugeben. Dieſes Werk wurde ſchon im Jahre 1837 begonnen, das glänzende Verſailles hat in ihm einen würdigen Geſchichtſchreiber gefunden; die Zeit des Ruhmes und der Galanterie führt er mit ſeltener Anſchaulichkeit, mit gewandter Schilderung an uns vorüber. In dem Buche über das „Palais Royal" werfen wir einen Blik in das Privatleben Richelieus, die Komödie der Fronde, die glänzenden Thorheiten der Regentſchaft, die lauten Tage der Juli-Revolution ſind es, von welchen die Mauern dieſes Pallaſtes uns erzählen. Für die großen Geſtalten der Guiſen läßt ſich kein paſſenderer Rahmen finden, als die alte Behauſung von Eu; Saint Cloud durch die Ermordung Heinrich's III. und die Revolution vom 18. Brumaire bekannt. Fontainebleau, das man nicht beſuchen kann, ohne an Chriſtine von Schweden und Napoleon zu denken, geben Stoff zu lebensvollen Schilderungen, zu ernſten Betrachtungen. Und, man muß es geſtehen, Batout hat den rechten Ton in der Be-

handlung getroffen und die Aufgabe, die er sich gesetzt, glänzend gelöst. Diesen schließt sich nun als neue Folge das alte, unheimlich ernste Schloß von Amboise an. — So ein altes Schloß kam mir immer wie ein Mensch vor, der durch irgend ein Wunder Jahrhunderte alt geworden, sich nun in den neuen Zeiten nicht zurechtfindet, und nur des Abends, wo die unheimlichen Geister einer dunklern Zeit ihren grauenhaften Spuk treiben, redselig in geheimnisvollen Flüstern von dem erzählt, was seine alten Thürme und dunklen Mauern Grauenhaftes und Entsetzliches gesehen. Gerade das Schloß von Amboise ist es, was vor Allem diesen Eindruk macht, und in der That müßte es zu reden, das Mark in unsern Gebeinen müßte bei seinen Erzählungen vor Schrek erstarren. Nach den Schikſalen der ersten Herrn von Amboise würde es von Karl VII., Ludwig XI. und Charlotte von Savoyen, von Karl VIII. und dessen beiden Schwestern Jeanne und die Madame de Beaujeu, von Ludwig XII. und Franz I. erzählen; dann kömmt nach Heinrich II. die furchtbare Zeit der Religionskriege, andere Gestalten erscheinen hier handelnd, ein neuer Geist offenbart sich. Katharina von Medicis, Franz II., die Guisen, der König von Navarra, die Prinzen von Condé, der Admiral Coligny treten auf die Schaubühne. Und hätten wir so beim Grauen der Nacht diese Schatten dunkler Zeiten an uns vorüberschweben sehen, dann könnten wir uns an der froheren Schilderung liebenswürdiger Persönlichkeiten einer glänzenderen Zeit erholen, die Madmoiselle de Montpensier, die Vendome, Fouquet, Lauzun treten nun an die Stelle der alten Helden, nicht so ernst, aber darum nicht minder wahr und lebendig gezeichnet. Dabei ist dieses Werk keine bloße Kompilation, Watout hat ernste, tiefe Studien gemacht, deren Resultat er uns gibt, und so wird dasselbe nicht blos den Leser, der nur Unterhaltung sucht und nach pikanten Anekdoten und Charakterzügen haſcht, zu fesseln wissen, auch der ernste Forscher wird es nicht ohne Befriedigung aus der Hand legen.

Billig sollte ich dich noch auf die „Voyage au Darfour" von Perron übersetzt, auf Viktor Jacquemont's „Reise nach Indien" aufmerksam machen, auch Kapitän Ball's „personal narrative of seven years in Spain" verdiente nähere Prüfung. Aber über dergleichen Werke läßt sich meiner Meinung nichts sagen, man müßte denn einen Auszug geben wollen. Anführen will ich dir für diesmal blos noch: Flouren's „Buffon histoire de ces travaux et de ses idées," das an interessanten Daten reiche Werk: „A history and description of modern wines" von Cyrus Redding und vor Allem die „histoire de Théodoric" vom Marquis du Boure, das eine Zeit schildert, wo ein neuer ungeahnter Geist über den Trümmern der gestürzten alten Welt durchzubrechen sucht. Theodrich erscheint hier wahr-

haft groß, und der Tod des Boethius gibt dem Ganzen nebst dem historischen ein tieftragisches Interesse.

Und nun für diesmal genug, du weißt nun was du von mir zu erwarten hast, und schreibe mir nur aufrichtig, ob dich meine Briefe zufriedenstellen und ob du glaubest, daß sie dir von Nutzen sein könnten. Dann will ich fleißig meine Berichte fortsetzen; findest du sie aber, wie ich fast befürchten muß, zu mangelhaft, und die Wahl des Besprochenen zu willkürlich, dann muß ich dir gestehen, thäte es mir um Zeit und Mühe leid, Gkter, mit denen ein Mensch in meinen Verhältnissen nie sparsam genug umgehen kann. Und nun lebe wohl und laß bald Etwas von dir hören. Es bleibt aber bei unserm Abkommen, daß unsere freundschaftliche Korrespondenz von der wissenschaftlichen Ein für Allemal streng geschieden sei — sonst erhältst du dein Schreiben mit Protest zurük.

Ueber die Fortsetzung von Alexander von Humboldt's Kosmos.

„Je mehr ich ihn kennen lerne," sagt Goethe über Alexander von Humboldt, „desto mehr bewundere ich ihn, und wir kennen uns schon seit langer Zeit." Eben dasselbe ließe sich mit gleichem Rechte von seinem „Kosmos" sagen. Dieses Buch, dessen Erscheinen von der gelehrten und ungelehrten Welt mit einer vielleicht vordem nie dagewesenen Erwartung entgegengesehen wurde, hat neben dem begeisterten Enthusiasmus der Einen gleichwohl bei einem großen Theile der Männer vom Fache sehr kühle Bewunderung gefunden. Davon freilich kann nie die Rede gewesen sein, dieses unsterbliche Werk aus der Reihe der großen Erscheinungen des Tages streichen zu wollen (und wie vergeblich wäre auch diese Bemühung), allein man hat ihm von vielen Seiten einen gewissen Dilettantismus vorgeworfen, und die streng gegliederte Form wissenschaftlicher Erkenntniß in demselben vermissen wollen. Ich werde mir über den Grund oder Ungrund dieses Vorwurfes kein bestimmtes Urtheil erlauben: man müßte zugleich ein eben so großer Astronom, Fysiker, Chemiker, Geologe, Botaniker, Zoolog und Paleontolog sein, als es Alexander von Humboldt selbst ist, man müßte so tief wie er in die Geschichte aller Wissenschaften eingedrungen sein, um ein solches Werk einer gründlichen Analyse und wissenschaftlichen Kritik unterwerfen zu wollen. Gleichwohl werden mir einige bescheidene Bemerkungen erlaubt sein, die ich nun nicht ohne

alle Zuversicht, daß etwas Wahres in denselben enthalten sein müsse, ausspreche, als zu meiner freudigen Ueberraschung der durch ein Schreiben des Herrn Hoefer aus Potsdam (an die Redakzion der „Revue nouvelle encyclopaedique in Paris“) bekannt gegeben, gewiß von Wenigen erwartete Inhalt des zweiten Theiles zu meinen Gunsten spricht.

Man hat nämlich, wie ich glaube, die große Bedeutung und den eigentlichen, hohen Zwek dieses Werkes größtentheils verkannt. Es gibt in den Naturwissenschaften, wie in allen andern Zweigen des menschlichen Wissens, Männer, welche überall mathematische Beweise und positive Fakta sehn müssen, wo sie glauben sollen, welche den Erfinder eines neuen Apparates, einer neuen mathematischen Formel, durch welche sich ein Naturgesetz ausdrüken läßt, über die tiefste filosofische Einsicht der Natur als Ganzen setzen, und nur Ersteren den Ruhm, die Wissenschaft selbstthätig gefördert zu haben, gelten lassen wollen. Muß nun auch, wie Humboldt selbst gesteht, ja zur Bedingung alles wahren Wissens macht, die genaueste, bis in das kleinste Detail gehende Kenntniß des Einzelnen die Grundlage alles wahren Wissens sein, so darf man doch nicht übersehen, daß vom höchsten Standpunkte aus es nicht blos erlaubt, sondern um eine umfassende Uebersicht zu gewinnen, sogar nothwendig bedingt sei, die Konstrukzion einzelner Theile des großen Baues der Erkenntniß, in welchen selbst die einzelnen Wissenschaften nur als Vorhöfe dasteh'n, als bereits bekannt bei Seite zu setzen, um den Blik auf die Schönheit und Harmonie des architektonischen Ganzen nicht zu beirren. Mit einem Worte, es wird genügen, uns blos die Resultate zu geben, zu welchen man durch die mühvollste, Jahrhunderte lange Forschung gelangt ist. Damit würde denn der oben berührte Vorwurf des Dilettantismus von selbst hinwegfallen, von dem übrigens bei einem Manne schwer die Rede sein kann, der als Begründer einzelner Zweige der Wissenschaft gelten kann (ich erinnere nur an die Pflanzengeographie), und der durch die mühvollsten Untersuchungen einzelner Fänomene gezeigt hat, daß seine umfassende Anschauung des großen Ganzen auf eine durch ungeheure Anstrengung und Aufopferung erworbene Kenntniß des Einzelnen gegründet ist. Daß sich aber Alexander von Humboldt in seinem „Kosmos“ wirklich auf den möglichst höchsten Standpunkt menschlicher Erkenntniß stellt, daß sein Werk, weit entfernt ein blos naturwissenschaftliches, oder wohl gar nur fysikalisches zu sein, ein im höchsten Sinne des Wortes filosofisches sei, das haben die wenigsten seiner Beurtheiler klar erkannt, und doch zeigt dies nicht blos der Plan, der dem Ganzen zum Grunde liegen muß, wenn alles Einzelne, wie es für den Leser hingestellt wird, seine

Rechtfertigung finden ſoll, ſondern, für mich wenigſtens, unwiderſprechlich der bald zu berührende Inhalt des zu erwartenden zweiten Theiles.

Wenn ich dieſes Werk, dem man bei jedesmaligen wiederholten Leſen eine neue Seite abgewinnen wird, ein im höchſten Sinne des Wortes *filoſofiſches* nenne, ſo will ich damit geſagt haben, daß es eben nichts Anderes, als die letzten und höchſten Gründe aller menſchlichen Erkenntniß zur Aufgabe haben kann. — *Alexander von Humboldt* hat mit demſelben der Wiſſenſchaft der Filoſofie eine neue Bahn gebrochen, und wie ich glaube, die einzige, von der ſich Heil für dieſelbe erwarten läßt. Ich habe an einem andern Orte (ſiehe Blätter für Kunſt und Literatur 1846, S. 425 die Wiſſenſchaft und deren Fortſchritt, S. 873 und 885 einige Worte über deutſche Filoſofie) gezeigt, wie auf dem bisher betretenen Wege logiſcher Dedukzionen und à priori gefundener Sätze, die Filoſofie hinter dem Leben zurükbleiben, ja ſich ihm feindlich gegenüber ſtellen muß. Mehr noch, ſie trägt, indem ſie den von ihr aufgeſtellten Geſetzen untreu werden muß, den Keim der Zerſtörung in ſich ſelbſt, und wird als Wiſſenſchaft ganz unmöglich. Nur dadurch, wenn ich die in allen einzelnen und kleinſten Verzweigungen des Wiſſens, durch Erfahrung und Beobachtung, durch unausgeſezte Forſchung gewonnenen Reſultate mit einander zu verbinden, aneinander zu reihen weiß, wird ſich nach und nach der große Bau des Wiſſens langſam aber unzerſtörbar feſt, aufführen laſſen. Darum wird jede höchſte Erkenntniß vom Einzelnen, und der Erfahrung ausgehen müſſen; die bis jezt erſehnte, aber noch in der erſten Kindheit ſtehende *Naturfiloſofie* wird den Grund für alles höhere Wiſſen bilden müſſen. Wer das Univerſum begreift, der begreift Gott und den Menſchen. Daß *Humboldt's* „Kosmos" dieſes höchſte Ziel erſtrebt, zeigt vor Allem der durch Herrn *Hoefer* bekannt gewordene Inhalt des zweiten Theiles, denn wir nun, um die Erwartung unſerer Leſer nicht länger unbefriedigt zu laſſen, nach der oben genannten Quelle angeben wollen. Herr *Hoefer* beruft ſich auf eine mit *Alexander von Humboldt* gehabte mündliche Unterhaltung. Nach ihm iſt der „Kosmos" eine *Filoſofie der Geſchichte der Wiſſenſchaften*; der erſte Theil begreift die allgemeine Fyſik oder die *objektive* Welt, der zweite Theil iſt der *ſubjektiven* Welt gewidmet, das iſt, der Darſtellung der Gefühle und Meinungen, welche ſich Individuen und Völker nach und nach über die Natur der ſie umgebenden Objekte gebildet haben, er bildet ſo zu ſagen, den *äſthetiſchen* Theil des Werkes.

„Graſſche Beſchreibung, Malerei, unmittelbare Beobachtung der Formen, welche die Natur ſich bildet, ſind die am allgemeinſten angewandten Mittel zur Kenntniß der äußeren Erſcheinungen zu gelangen."

„Im Anfange des zweiten Theiles entrollt der Verfasser ein glänzendes Gemälde der griechischen und römischen Literatur in ihren Berührungspunkten mit der Beschreibung der Natur. Das Heldengedicht („Homer, Hesiode") eröffnet die Scene, die Tragiker folgen. So kommt der Verfasser bis zu den Kirchenvätern. Diese sind mit einer seltenen Tiefe der Auffassung behandelt, ja hier wird ein in der Geschichte der Wissenschaften ganz neues Element eingeführt. Das Kapitel über den heil. Basilius und Tertullian ist ein unübertroffenes Meisterstück."

„Der Polytheismus der Griechen und Römer, der mosaische Monotheismus bilden den Mittelpunkt, um welchen sich die fysikalischen Kenntnisse der alten Welt gruppiren. Der Polytheismus sucht Mannigfaltigkeit der Formen, daher ist er den schönen Künsten günstig; der Monotheismus identifizirt sich mehr mit dem Fortbewegen der Wissenschaft, er nährt das Studium der Natur, welches die Einheit unter der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen sucht. Dieses ist die Grundidee, an welche sich alle Details des Werkes reihen. Es ist, wie man sieht, keine unbestimmte, vorgefaßte, rein spekulative Idee, welche der Masse der Thatsachen zur Grundlage dient, sie geht im Gegentheile unmittelbar aus der sorgfältigsten Prüfung des menschlichen Geistes, auf die Erscheinungen der Natur, angewandt, hervor."

Mögen auch diese Angaben, wie es scheint, nur Bruchstüke sein, und nur Einzelnes aus dem reichen Schatze, welchen uns der zweite Theil des „Kosmos" bringen wird, enthalten, so viel geht daraus klar und unwidersprechlich hervor, daß die oben ausgesprochene Behauptung, den „Kosmos" als ein im höchsten Sinne des Wortes filosofisches Werk auffassen zu müssen, durch ihn seine Rechtfertigung finde.

Wir aber können diesem zweiten Theile nur in dem Gefühle entgegensehen, wie man das Erscheinen eines Außerordentlichen erwarten mag.

F. Mitterbacher.

Meyerbeer und Jenny Lind.

(1847.)

Meyerbeer, der Mann des Effektes, ist unter Allen der französischen, italienischen oder deutschen Schule angehörenden Opernkomponisten, die sämmtlich nur für den Effekt schreiben, der einzige, der den Effekt studirt und gemacht hat. In den neuen Produkten aller Schulen sehen wir die Verirrungen, die die Sucht, Effekt zu machen, verursacht hat. Der größte Verlust unter den auf diese Weise verlornen Ta-

lenten iſt Berlioz; der kleinſte — aber doch ein Talentverluſt: Verdi. Die romantiſche extreme Rekrutirungsmanie, die um jeden Preis erſchütternde, aus der Luft Aufregungen herunterzerrende Romantik treibt ihr Weſen auch in der Muſik dieſer Zeit, und in ſolcher Zeit mußte Meyerbeer der berühmteſte und populärſte Komponiſt werden. Meyerbeer beſitzt das große Talent zu denken — ruhig und geduldig zu denken und ſorgſam zu arbeiten, zu überarbeiten, zu feilen und zu poliren. Während bei den Andern die erſte Effektbedingung Wahnſinn iſt, der ſchäumend das noch nie Dageweſene über die Zuhörer ſtürzen ſoll, damit ſie wenigſtens vor Schrek oder Entſetzen einen Augenblik überraſcht dem Effekte erliegen, hat Meyerbeer ruhig die Maſſen beobachtet, genau die Effekte ſtudirt, ſein ungewöhnliches Talent für brillante und effektvolle Inſtrumentazion benützt, und mit Hülfe eines guten Libretto, ſorgſam und mit ſeinem großen Talente ausgearbeiteter Nummern, mit neuerfundenen Inſtrumenten mit Hölle und Kirchhof, Feldlager und Hofſtaat den „Robert“ geſchrieben — reich an Ideen, reich an Ausſtattung, reich an Maſſeneffekten — durch die Maſſen und auf die Maſſen — den „Robert,“ dem Meyerbeer ſeinen großen Namen und ſeine große Popularität verdankt, der aber nach meiner Anſicht der Kulminazionspunkt ſeines erfindenden und mit voller Beherrſchung der wiſſenſchaftlichen Mittel arbeitenden Talentes iſt. Die große Menge der originellen und reizenden, kräftigen und anziehenden Chöre und Solo's, die in ganzem Guße ſich in „Robert“ findet, kommt in ſeinen ſpätern Werken nicht mehr vor: ſelbſt in den „Hugenotten“ nicht, dieſem Höhenpunkte der geiſtigen Arbeit. Die „Hugenotten,“ ſo reich ſie in Vergleich mit den Opern anderer Komponiſten ſind, ſtehen als eines der größten Meiſterwerke in Bezug auf Arbeit da — aber höher ſteht trotz der vielen impoſanten Nummern darin das arbeitende als das erfundene Talent, entſchieden gegen den „Robert.“ Die „Bielka“ kann man mit dieſen zwei Werken nicht auf eine Linie ſtellen, da ſie nicht ein drittes zu dieſen durch Originalität der Erfindung, durch innern Werth, nicht durch äußern, wenn auch noch ſo brillanten und geſchikten Aufputz glänzenden Werken geben kann. Doch hat die „Bielka,“ wenn auch nicht von Allen ſo ungetheilt anerkannt, enormen Effekt gemacht, was freilich zum Theile auch auf das pompöſe, allen Leuten mit der Lobtrompete als Wunder Auspoſaunen der Journale in den großen Ausſtattungspomp kommt. Wenn wir dieſe Oper, die uns am nächſten liegt, näher beleuchten, ſo finden wir hier das Hervortreten des arbeitenden Talentes noch ſtärker und im Vergleiche zu den übrigen Werken wieder mehr auf Koſten des erfindenden Talentes. Die impoſanteſte Nummer der Oper: der Quadrupelchor, imponirt nur durch die Arbeit. Fern ſei es indeß von uns, dieſer Arbeit nicht die vollſte verdiente Bewunderung zukommen zu

lassen. Der so sehr gerühmten Ouvertüre dieser, wie der Struensseouvertüre sichern nur die ausgezeichnete Arbeit und die brillante Instrumentazion den Effekt; zum Beweise machen diese Ouvertüren vierhändig auf dem Klavier gespielt, wo sie ihres brillanten Staatskroks entkleidet, und nur auf die Wirkung der Ideen angewiesen sind — sehr geringen Effekt. Der Pandurenchor und das Terzett im ersten Akte sind nach meiner Ansicht die schönsten aus einem Guße gearbeiteter Nummern; das Tambourinlied, so graziös und wirksam es ist, halte ich eben so für eine dem Publikum gemachte Konzession wie den Grenadierchor im zweiten Akte. Auch das Duett im ersten Akte hat so viele einzelne Thema's, daß es scheint, als habe der Komponist mehre Male daran zu arbeiten angefangen und wieder aufgehört, und das darf man einem Musikstüke nicht ansehen. So wirksam die Balletmusik des zweiten Aktes ist, muß man doch gestehen, daß sie an Größe, Originalität und edlem Schwunge sehr hinter der des „Robert" zurüksteht — eben so wie der erste Chor im zweiten Akte. Die andern Chöre, die auf den Masseneffekt berechnet sind mit Banden auf der Bühne und dem vollen Orchester, erreichen den beabsichtigten Effekt vollkommen, und stehen von dieser Seite unangreifbar da. Im dritten Akte, dessen Glanzpunkt das Flötensolo ist, begegnen wir außer diesem, das so graziös, wenn auch rein gemacht ist, einem Terzetto mit sehr schönen Passageneinlagen der Sopranstimme, das man aber auch nicht in geringem Vergleich mit dem wunderbar großen letzten Terzetto in „Robert" bringen kann. Die Arbeit ist in beiden — ja vielleicht in dem der „Vielka" noch mehr — bewundernswerth; aber der hinreißende, der durch und durch erschütternde Ideengang im „Robert" — und dieser! Was in der „Vielka," wie in allen Meyerbeer'schen Werken Staunen erregen muß, sind die Rezitative. Die Erfindung und Modulazionen, die Meyerbeer in seine Rezitative bringt, machen ihm auch einen Theil seines Effektes aus. Man muß aber im Ganzen an Meyerbeer'sche Erzeugnisse einen ungewöhnlich strengen Maßstab legen, viel strenger als an die Erzeugnisse anderer Komponisten, die in einigen Wochen eine Oper schreiben, weil die nicht im Stande sind, wie Meyerbeer, jedes kleine Rezitativ, jedes begleitende Instrument, jeden Takt endlich sorgsam auszuarbeiten und auszufeilen. Eine so sorgfältige Ueberarbeitung muß den Mangel an großer Produktivität so ersetzen, daß man jede stehen gebliebene Note fast einer Kritik unterwerfen kann, und thut man das, so stellt sich endlich heraus, daß Meyerbeer der Typus des Talentes aber kein Genie ist. Er vereinigt das tiefste Studium mit dem größten Talente, einen auserlesenen Geschmak, mit der vollsten Beherrschung der Form in allen Beziehungen — er versteht wie Niemand, durch ganz neue effektvolle Fioriturен die einzelnen Nummern glänzen zu machen; er instrumentirt, wie man noch in allen seinen

Werken steht, auf die brillanteste und effektvollste Weise; aber eben aus mehren seiner letzten Werke — wie Vielka- und Struensee-ouvertüre — die immer einen ungewöhnlichen Effekt durch ihre eminente Instrumentazion machen, wird man zu schließen versucht, daß der sprudelnde Quell seiner Ideen minder reich zu fließen beginne, ja die letztgenannten Ouvertüren würden sogar, dieser äußern Stütze beraubt, gar nicht effektuiren, auch nicht im Publikum. Da wir kein Genie haben, das für die Oper schreibt, da auch Mendelssohn sich diesem Zweige der Komposizion nicht zuwendet, ist Meyerbeer unter den jetzt lebenden bekannten Opernkomponisten unbedingt der größte — das konnte uns aber nicht hindern, uns mit voller Anerkennung seiner Bedeutung gegen die Ueberschwenglichkeit, gegen die strohfeuergleiche Exaltazion, gegen das Uebermaß von Lobhudelei, dessen so Viele sich bestreben, ernstlich zu verwahren. Eine, Meyerbeer in vielem ähnliche und — relativ — noch überschwenglicher in den Himmel gehobene Erscheinung ist Jenny Lind. Außerordentliches Studium und gute Berechnung der Effektpassagen haben ihr zum Theil ersetzt, was die Natur ihr nicht verschwenderisch verliehen hat. Der Lind muß man als einen großen Vorzug die reinste Intonazion zugestehen, die man hören kann, die reinste, die endlich denkbar ist. Mit Meyerbeerscher Grazie und Geschmak verbindet sie ein Gesangsstudium und einen außerordentlichen Verstand, den sie der Menge vis à vis auf alle Weise geltend macht. Ihr fehlt aber eine gleiche, umfangreiche, in allen Registern kräftige Stimme und vor Allem die geniale Leidenschaft, die sie befähigen würde, große Partien imposant, hinreißend zu singen. Ihre Feinheit, der Adel ihrer Erscheinung hat hier bezaubert und ihren großen Effekt gemacht, aber sie ist nicht, was man eine große tragische Sängerin oder eine große Schauspielerin nennt. Zu dem ersten fehlt ihr die große Stimme, zu dem zweiten die Natur. Ihre Bewegungen, so edel sie sind, sind genau studirt, und man sieht ihnen das an, wenn man öfters sie beobachtet; sie macht jede Stellung, jede Bewegung ein Mal wie das andere Mal, und das gibt ihren Darstellungen eine gesuchte Natürlichkeit, es ist jede kleine Geste — Alles was sie auf der Bühne macht, gar so gut überdacht und ausgeglättet — da ist keine Begeisterung, keine Eingebung des Augenblikes, keine natürliche Kraft, und wo bleibt am Ende die Größe des Studiums, wenn man das Studium durchsieht? Die größte Kunst einer Schauspielerin ist, vergessen zu machen, das sie spielt, und das wird man bei der Lind nie vergessen. Diese Mängel, die an ihrem Spiele und an ihrem Gesange haften, verhindern nicht, daß sie als ein bedeutendes Talent, als eine sehr interessante Erscheinung große Anerkennung verdient. Es ist aber betrübend, anzusehen, wie diejenigen, die Einfluß haben auf die öffentliche Meinung — und das haben trotz vielen odiosis

exemplis mehr oder minder Alle, die in Journalen ſchreiben — anſtatt eines gerechten, ruhigen, independenten Urtheils, die Menge überfluthen mit ihrem Gelobhudel, wie ſie eine Hungersnoth veranlaſſen an Superlativen, wie ſie dadurch mit Veranlaſſung geben zu all' den Lächerlichkeiten, die das durch ihren Bombaſt noch aufgereizte Publikum fremden Künſtlern vis à vis begeht; wie ſie dazu beitragen, daß man im Auslande mitleidig lächelt über den Lindfanatismus in Wien, wo man die Paſta, Fodor, Ungher, in letzter Zeit die Garcia, die Lutzer gehört hat, die ſämmtlich der Lind an Stimme und Koloratur mindeſtens gleich ſtehen, in Wien, dem Geburtsorte Beethovens, dem die Koſten für die Lindkränze die Exiſtenz ſeiner letzten Tage hätten erleichtern können.

L. Engel.

Der Schutzverein in Herrnals.

Um eben und dieſelbe Zeit, als der Schutzverein für entlaſſene Sträflinge ſich in der Reſidenz zu bilden begann, verſammelten ſich in gleichem Zwecke mehre tüchtige, ehrenwerthe und einflußvolle Mitglieder der Herrnalſer Gemeinde. Ein analoger Verein kam dort zu Stande, und die Statuten wurden auf das Bereitwilligſte von der k. k. niederöſterreichiſchen Landesregierung beſtätigt, ſo wie überhaupt ſämmtliche Behörden ſich in dieſer Sache eben ſo zuvorkommend als einſichtig erwieſen.

Der genannte Verein hat nunmehr zwei Probejahre durchgemacht; es läßt ſich daraus ſo ziemlich entnehmen, welche Reſultate von deſſen weiterer Entwiklung zu hoffen ſind, und inwiefern er Schritt zu halten vermag mit dem ſich ſelbſt geſetzten Ziele und mit dem aus den Zeitverhältniſſen entſpringenden Bedürfniſſe.

Allerdings leben wir in einer bedeutſamen und wenn auch ſcheinbar ſtillen, doch innerlich tief erregten Epoche. Ein gänzlicher ſozialer Umſchwung iſt im Zuge. Während die Induſtrie- und Handelsthätigkeit ſich in ſtets wachſenden Kreiſen verbreiten, wächſt auch der Anſpruch der Maſſen auf den Genuß. Wo er Hand in Hand geht mit dem erwerbenden Fleiße, da geſtaltet er ſich zum Komfort, zur Behaglichkeit, zur Annehmlichkeit des Lebens, ja, mitunter blos zum ſonntäglichen Vergnügen, aber alſo dies in weit blendenderen Umriſſen, als noch vor wenig Jahren der Fall war. Wo der Fleiß mit der Neigung zum Genießen — ſei dies nun mit Schuld, oder unfreiwillig — nicht mehr das Gleichgewicht einzuhalten vermag, da ſtellt ſich gar bald und leicht die Unmoralität ein, die eben ſo bald und leicht zu Verbrechen reizt, und endlich gar dazu verleitet.

Es ist also offenbar ein richtiger Schluß, dadurch günstig auf die Volksmoralität zurükwirken zu wollen, indem der entlassene Sträfling, der tief Gefallene, der Auswürfling der Gesellschaft, nebst dem nicht füglich zu verlöschenden Brandmale der Schande noch mit dem Stempel des Vorurtheiles gezeichnet, mit schonender Hand in den Schooß der Gesellschaft zurükgeführt wird, damit er einerseits arbeiten könne, und andererseits arbeiten lerne.

Die unerbittliche Erfahrung, die gestrenge Lehrmeisterin in allen wahrhaft praktischen Beziehungen, deutet indessen selbst in den Resultaten des genannten Schutzvereines auf folgende Alternative nachdrüklich hin. Entweder wird der Sträfling bereits gebessert entlassen, oder nicht; in jenem Falle reichen Vereine, die nicht unbeschränkte Vollmacht haben, über dessen Person zu verfügen, keinesfalls hin; nur wenn er im Kerne seines Wesens nach nicht demoralisirt ist, kann ihm ihre Pflege von Nutzen sein.

Der von der Herrnalser Gemeinde veröffentlichte Rechenschaftsbericht liefert den sprechendsten Beweis, daß bei Weitem nicht die Mehrzahl der entlassenen Sträflinge wahrhaft besserungsfähig war; die Direkzion that deshalb wohl, sich mehr nur auf Diejenigen zu beschränken, welche ihr nach Eingebung ihrer Menschenkenntniß in der That besserungswürdig erschienen, und wird wohl thun, sich auch künftighin nur auf dieser Linie zu bewegen.

Die Besserung des Sträflings muß im Gefängnisse beginnen — sie muß eben daselbst zur größten Ruhe gedeihen. Sie bildet ein Problem der Gefängnißkunde. Von unschätzbarem Werthe sind Rettungshäuser für die verwahrloseten Jugend, und mit Genugthuung sehen wir, daß die Schutzvereine sich allmälig in dieser Richtung zu entwikeln beginnen. Ein solcher Tempel der wankenden, eines Asils bedürftigen Unschuld ist in Wien bereits errichtet. Der Herrnalser Verein enthält in seinen Statuten ausdrüklich das Problem „jeder Art von Gefahren, welche die Volksmoralität aus dem Mangel eines redlichen Erwerbes bedrohen können, nach Kräften entgegenzuwirken". Daß dieser Zwek bei einer schlichten und auf einfache Mittel beschränkten Landgemeinde auf anderen, nahellegenden Wegen, z. B. durch die Unterbringung der verwahrloseten jungen Leute bei rechtschaffenen Lehrmeistern, zu erreichen gesucht werden müsse, versteht sich von selbst. Der Geist des Guten gebe zu all' Dem sein Gedeihen!

Tuvora.

Gedicht

v. Ch. Stamm.

Mein theurer Hermann, ros'ger Knabe!
Gedenkst du noch der schönen Zeit,
Da wir ein Herz und eine Habe,
Ein Himmel, Eine Luft, Ein Leid?
Da wir auf Einem Bänkchen schmollten,
Durch Wälder, Hain und Wiesen tollten?
Mir ist, als wär' es heut!

Mein edler Hermann, Bruderseele!
Gedenkst du noch der schönen Zeit,
Da wir, Ein Herz und Eine Kehle,
Am Glutenbecher uns erfreut,
Hochjubelnd, wie der Lerche Triller,
Ein Vivat brachten unserm Schiller?
Mir ist, als wär' es heut!

Mein Hermann, feuriger Gefährte!
Gedenkst du noch der schönen Zeit,
Da Wang' an Wange sich verzehrte
Ob uns'res Plutarch Herrlichkeit?
Dann rasch hinaus, die hohen Lehren
Geübt an Mohn- und Distelheeren —
Mir ist, als wär' es heut!

Genosse meiner gold'nen Jugend!
Gedenkst du noch der schönen Zeit,
Da wir zu ew'gen Bund der Tugend,
Mit myst'schen Zeichen uns gefeit?
Da wir geschworen, froh zu bluten,
„Jacta est alea" zwei Hutten?
Mir ist, als wär' es heut!

Mein kühner Hermann, blonder Junge!
Gedenkst du noch der schönen Zeit,
Da wir mit frischem Gliederschwunge
Einübten uns für ernst'ren Streit,
Den Hirsch mit raschem Blei ereilten,
Die Rennbahn und die Flut durchpfeilten?
Mir ist, als wär' es heut!

Mein Hermann, treuer Kampfgenosse!
Gedenkst du noch der schönen Zeit,
Trommete rief: Zu Roß! zu Roße!
Das kühne Herz: Zum Streit' zum Streit!
Hinein wo tausend Lanzen dreuten,
Wo tausend Röhren Tod verspreuten —
Mir ist, als wär' es heut!

Mein theurer Hermann! dreißig Jahre
Entfloh'n seit jener schönsten Zeit;
Wohl hat dir deine gold'nen Haare
Manch Silberflöckchen schon bestreut;
Auch meine Loken herbsten leise —
Wir treffen uns am Ziel der Reise
Zu neuem, ew'gen Heut!

Die Geistreichen Wiens.

Ein Lebensbild.

Tagelang, Ihr armen Schelme, müßt Ihr euch das Hirn verrenken,
Ach, unerhörten Witz zu denken!

Karl Beck.

Es gab eine Zeit, wo alle Fremden, welche Wien besuchten, wenn sie über alles Andere noch so arg räsonirten, entzükt waren von dem herzigen, gemüthlichen und naiven Tone der Wiener Konversazion; namentlich konnten sie gar nicht aufhören, es zu rühmen, wie reizend die schönen Wienerinnen „plauschten“ und ästhetische Berlinerinnen und hochtrabende Dresdenerinnen bekamen bei solchen Gelegenheiten bittere Wahrheiten zu hören. Ich selber habe in früheren Jahren dem naiven Geplauder mehr als einer schönen Wienerin mit unendlich mehr Andacht und Hingebung gelauscht, als den Vorträgen eines Krug, Wachsmuth, Reichenbach und Herrmann, und mancher harmlose, aber treffende Einfall eines gemüthlichen Wieners regte mich mehr an, und gefiel mir besser, als eine ganze Sitzung der Berliner Mittwochsgesellschaft oder des Leipziger Literatenvereines.

Aber die schöne Zeit ist dahin, leider! und das neue Wien ist geistreich geworden!

Meinen Schrek, als ich vor drei Jahren nach längerer Abwesenheit die schöne Kaiserstadt wieder betrat, und diese Veränderung wahrnahm, kann ich gar nicht beschreiben; er war aber um so größer, als ich Gott weiß was Alles mir zusammengeschwärmt hatte, wie ich wieder aufleben unter meinen gemüthlichen, ungezierten Wienern. Damit war es jedoch nichts mehr! Zwar wo ich anklopfte, wurde mir noch immer freundlich aufgethan, allein auf meine einfachste Anrede ward mir eine „geistreiche“ Antwort! „Nur noble!“ ist die Losung jedes Berliners! „Nur geistreich!“ scheint die Losung des neuen Wiens geworden zu sein! Es thuts nicht anders! Wohin Du dich wendest, was Du versuchest: den „Geistreichen“ entgehst Du in Wien nicht mehr! und sie hetzen Dich wie einen unglüklichen Hirschen, bis Du erschöpft zusammenbrichst, wo sie dann, die Geistreichen, Dich umringen, und „Halli, halla!“ anstimmen.

Mit Thränen in den Augen und wehmüthiger Stimme hab' ich wiederholt die Schönen meiner Bekanntschaft gebeten, mir um Gottes willen nur einmal wieder eine einzige lustige, herzige Dummheit zum Besten zu geben; meinen männlichen Bekannten hab' ichs grob gesagt, daß sie mir nicht geistreich kommen sollen, vergeblich! man redet nur geistreich zu mir, und ich möchte verrükt darüber werden.

Sagt mir Einer: Lasse die großen Menschen gehen und geistreich sein ins Teufelsnamen, und halte dich an die Kinder! Ach, das ist ja eben der Jammer! Du findest

in Wien schon kein Kind mehr, das Dir nicht geistreich zu antworten wüßte! Bübchen von fünf und kleine Mädchen von drei Jahren sind bemüht, Dir zu imponiren, wenn Du sie um das Befinden von Papa und Mama fragst! Sie antworten Dir — geistreich, und es freut sie nicht mehr, wenn der Vater und die Mutter sagen: Ihr seid unsere guten Kinder! Sie wollen als geistreiche Kinder belobt und behandelt sein!

Daß in Folge dieser unglükseligen Manie ungeheuer viel Dummheiten geredet und begangen werden, versteht sich von selbst, das macht aber unsere Geistreichen nicht irre, spornt sie vielmehr zu immer neuen Anstrengungen an, bis sie endlich das ersehnte Ziel erreicht haben, genial zu sein.

Ein wirklich geistreicher Mensch weiß es gewöhnlich gar nicht, daß er geistreich ist, mindestens prunkt er nicht damit. Wie anders unsere modernen Wiener-Geistreichen! Die wissens, und gewöhnlich beschränkt sich darauf ihr ganzes Wissen, und dies gibt einen ungefähren Maßstab, wie sich die meisten wienergeistreichen Konversazionen gestalten. Nur ein Geistreicher oder eine Geistreiche von Profession können auf diese Weise einen ganzen langen Abend in einer geistreichen Gesellschaft ausdauern, ohne den schmählichsten Tod der fürchterlichsten Langeweile zu sterben. Zwanzigmal, seit ich in Wien bin, wenigstens, habe ich mich bei verschiedenen Gelegenheiten sterblich verliebt! Ich habe es mit Blondinen und Brünetten, mit Schwarz- und Goldgelokten versucht, und der Himmel ist mein Zeuge, wie gern ich ein dauerndes zärtliches Verhältniß angeknüpft hätte! Aber wo ich an ein Paar schöner Augen und an ein schönes Herz appellirte, da trat mir plötzlich ein schöner Geist entgegen, und entsetzt entfloh ich vor diesen Gespenstern; kann es denn etwas Schrecklicheres und Unnatürlicheres geben, als ein junges, schönes Mädchen, das partoutement Nichts will, als geistreich sein!

Unsere Geistreichen mit ihrem unablässigen Mühen immer nur geistreich zu sein, gemahnen mich an die Kameele, die zum Tanze abgerichtet werden; man stellt in Ägypten diese armen Thiere nämlich in einen Stall, dessen Fußboden aus Platten von Eisenblech besteht, unter welchen ein Feuer angezündet wird! Vor einigen Tagen erst saß ich zwei volle Stunden lang einer jungen, schönen Dame gegenüber, an die ich im Auftrage einer anderen in Hamburg lebenden Dame einen Brief bestellt hatte. Die Wienerin war, wie gesagt, jung und schön, und besonders schien ihr Mund nur zum Küssen und zum Lachen geschaffen; aber dieser schöne Mund küßte und lachte nicht, er sprach geistreich, und er sprach geistreich zwei volle Stunden lang, bis ich der schönen Dame gegenüber auf meinem Stuhle einschlief, und von jenem Rostocker studiosus

Juris träumte, der Kaiser Karls V. peinliche Halsgerichtsordnung in Musik gesetzt hatte und zur Guitarre absang.

Ich weiß es wohl, es ist diese Sucht geistreich sein zu wollen, nichts als eine Modethorheit, aber ganz gewiß ist sie eine derjenigen, welche länger anhalten als gewöhnliche Thorheiten und Mancher und Manche könnte darüber das Bischen Geist, das sie wirklich besitzen, am Ende verlieren und komplet überschnappen — das wäre denn doch zu viel für Spaß, liegt aber nicht gar zu fern, denn bei sehr Vielen ist es schon zur fixen Idee geworden, daß sie geistreich seien und sie verkünden es Jedem der ihnen in den Wurf kommt, just wie der arme Schelm im Narrenthurme, der allen Besuchern der Anstalt versichert: er sei der König aller Welten und befinde sich nur inkognito im Narrenthurm, behufs humanistischer Studien.

Einen „geistreichen" jungen Mann zur Vernunft zu bringen, halte ich total für unmöglich; bei „geistreichen," jungen Damen aber dürfte frommen, wenn man ihnen sagte: Es kann eine sehr geistreich und doch durchaus nicht liebenswürdig sein — seid also vor allen Dingen erst liebenswürdig, ehe ihr darauf anlegt: geistreich sein zu wollen.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der Musik in Deutschland.

Wir haben eben — Gottlob! einen Zeitabschnitt hinter uns, in welchem für die echte Kunst so viel wie Nichts gewonnen, dagegen unendlich viel eingebüßt wurde; jener Periode des hohlen leeren Virtuosenthums, wo derjenige als der größte Meister galt, der mit allen zehn Fingern „am geschwindesten" spielen konnte.

Ausländer werfen den deutschen Künstlern und Kunstgelehrten oft allzugroße Gründlichkeit und Pedanterie vor und wahr ist es, es gab von jeher unter unsern Künstlern und Kunstgelehrten arge Filister; um so auffallender ist es da aber gewiß, daß in keinem andern Lande das leere Virtuosenthum solche Ueberschätzung fand als in Deutschland, daß in keinem andern Lande sich das Mißverhältniß zwischen der Anerkennung und der Belohnung, welche dem wahren schaffenden Künstler — dem bloßen Virtuosen gegenüber, ward, so grell und unerfreulich herausstellte, als in Deutschland.

Frankreich — an wahrer musikalischer Bildung zur Zeit Deutschland am nächsten stehend — schwärmte auch eine Zeitlang für Franz Liszt, Thalberg,

Chopin ꝛc.; aber es vergaß daneben ſeine wirklichen Künſtler nicht! — In der glänzendſten Lisztperiode erwarben ſich jüngere franzöſiſche Komponiſten und Dichter in Paris Anerkennung, Ruhm und Vermögen, und den Italienern wäre es vollends nicht eingefallen, um eines Klavier- und Violinſpielers willen irgend einen Maeſtro — und wär' es der Unbedeutendſte geweſen, hintenan zu ſetzen; Paganini, die Millanolo's, die bedeutendſten neuern Erſcheinungen im Bereiche des italieniſchen Virtuoſenthums, wurden in ihrem Vaterlande durchaus nicht über einen Bellini, Donizetti, Baccai, ja ſelbſt nicht über Verdi und Ricci geſtellt, und das war vernünftig, gerecht, wie es denn auch den Italienern nur zur Ehre gereicht, daß ſie die Leiſtungen ihrer Improviſatrice Roſa Taddei mit nicht geringerem Intereſſe aufnahmen, als Alles, was ein Paganini, die Millanolo's, ja ihre gefeierteſten Geſangs-Virtuoſen ihnen boten.

Wie ganz anders ſah es dagegen noch bis vor Kurzem in Deutſchland aus! — Ich will hier nicht davon reden, daß unſere begabteſten Dichter — ein Immermann Grabbe, Freiligrath, Moſen jämmerlich verkümmerten,*) indeß Virtuoſen, ſelbſt mittelmäßige, mit ſechs bis acht eingeübten Pieçen, welche ſie überall abhaspelten, Ruhm, Orden, Ehrenſäbel, reiche Goldernten, Doktor-Titel gewannen! Ich will nicht davon reden, daß die erſte deutſche Improviſatrice, das kleine Vermögen, das ſie ſich durch ihre Schriften erworben hatte, auf ihren zwei Kunſtreiſen durch Deutſchland zuſetzte — ich bleibe bei der Muſik und frage nur: welcher Lohn ward für ihre Meiſterſchöpfungen der deutſchen Komponiſten Spohr, Marſchner, Friedrich, Schneider, A. Bergt, Berger, Lindpaintner, Lachner u. ſ. w. einem Liszt, Thalberg, den Schweſtern Millanollo's uns andern Virtuoſen gegenüber? Und jene Komponiſten ſind doch als Meiſter ihres Fachs anerkannt! anerkannt ſeit Jahren, nicht nur in ihrem Vaterlande, ſondern auch bis jenſeits des Ozeans! — Wie es vollends jüngeren und oft hochbegabten Talenten erging, das aufzuzählen, würde zu weit führen, die Thatſache ſteht leider feſt, daß, wie unter den Dichtern, ſo unter den deutſchen Komponiſten mehr als ein wirkliches Genie indeß verkümmert iſt. Möchte zur Ehre des deutſchen Volks eine ſolche Zeit der ſeltſamſten Geſchmacksverirrung, durch die wir beim Auslande zum

*) Julius Moſen erhielt zwar endlich, nachdem er ſich beiläufig 10 Jahre in Dresden als Advokat abgequält hatte, eine Anſtellung in Oldenburg als Dramaturg und Theaterdichter mit mäßigem Gehalt, aber ſeine beſte Kraft war nun unwiderbringlich hin, und Freiligrath iſt Buchhalter bei einem Londoner Buchbinder! — und jetzt — Friedrich Hebbel? wo bleibt für ihn, den größten Dichter der neueren Zeit, die Anerkennung durch die That?

Gelächter wurden, nie wiederkehren!*) Mit Rührung und gerechtem Stolz aber erfüllt es uns, wenn wir finden, wie Herrliches, ja Großes trotz der aller ungünstigsten Verhältnisse während der Virtuosenepoche noch immer von unsern deutschen Meistern geschaffen wurde. Fassen wir dies näher in's Auge, so stellt es sich heraus, daß Deutschland gegenwärtig unter allen Ländern in musikalischer Hinsicht der Vorrang gebührt. Der Verfall der Kunst in Italien wird von den Italienern selber eingestanden, England muß sich mit dem vorerst noch begnügen, was ihm vom Auslande Ausgezeichnetes kommt, denn sein in neuester Zeit renommirtester Komponist — Balfe — lieferte kein Werk, welches so allgemeinen Anklang gefunden hätte, als unseres Landsmannes Lortzing „Czaar und Zimmermann." Einige gute, im Auslande nicht gekannte Kirchen- und Liederkomponisten ist alles, dessen Dänemark und Schweden sich rühmen kann, sonst müssen beide Länder ebenfalls von Deutschland, Frankreich und Italien borgen. In Frankreich aber, oder vielmehr in Paris, wo sich alles, was wirklich den Namen Kunst verdient, konzentrirt, ist es vornämlich die Oper und die reine Instrumentalmusik, welche den höheren Anforderungen der Kunst genüge leistet.

In der Instrumentalmusik wird in Paris Ausgezeichnetes geleistet — die komische Oper, obgleich kein Boyeldien, Mehul, Berton, della Maria mehr dafür wirken, muß noch immer als vorzüglich genannt werden, besonders als in neuester Zeit weder Italien in der Opera buffa noch Deutschland in dieser Hinsicht Besseres lieferte, denn leider stehen die spätern komischen Opern Lortzings seinen „Czaar und Zimmermann" weit nach, und das Wenige, was andere jüngere deutsche Komponisten in diesem Genre versuchten, drang nicht durch.**) Rühmen wir aber nach Verdienst die hohe Stellung, welche gegenwärtig die Instrumentalmusik in Paris einnimmt, und natürlicherweise einnehmen muß, da sich hier die besten Kräfte des ganzen großen Reichs auf einen Punkt und zur Erreichung des einen Zwecks vereinigen, so darf der Einfluß nicht unberücksichtigt bleiben, welchen deutsche Kunst, deutsche Meister dabei ausübten, und noch fortwährend ausüben. Frankreich

*) Das ist ein frommer Wunsch, nichts mehr! Der talentvolle Komponist Lücken hat seine in Stuttgart mit dem größten Beifall aufgeführte Oper „der Prätendent" in Wien nicht zur Aufführung gebracht! Natürlich, er verlangte ein Honorar für sein Werk, welches man der Lind anzubieten in Wien nicht gewagt hätte ohne zu fürchten, sich lächerlich zu machen, aber für den Komponisten war es zu viel.

**) Das lag freilich nicht immer in der Musik, die oft gut war, sondern an unsern leidigen Theaterverhältnissen oder an dem schlechten Texte, welchen oft unbegreiflich dummer Weise unsere deutschen Komponisten zur Komposizion wählen.

ſelbſt beſaß ausgezeichnete Meiſter in der Inſtrumental-Kompoſizion, es beſitzt deren auch noch; in Paris ſelber aber gelten als anerkannte unübertroffene Größen in dieſem Genre, namentlich in der Simfonie, Haydn, Mozart, Beethoven, und in neurer Zeit Felix Mendelsſohn-Bartholdy;*) Spohr's Inſtrumentalwerke ſcheinen in Frankreich weniger geſchätzt zu werden als ſie verdienen, was ich der allzu elegiſchen Richtung Spohr's zuſchreibe. Was in Frankreich für die Kirchenmuſik geſchieht, verdient allerdings Beachtung, doch läßt es ſich nicht mit dem vergleichen, was dafür in England oder gar in Deutſchland gethan wird.

Kommen wir jetzt auf unſer Vaterland zurük, ſo bemerken wir ſogleich, daß bei uns wie in keinem andern Lande jeder Zweig der Tonkunſt die würdigſte Vertretung im allgemeinen findet. Unſere Kirchenmuſik weiſet das höchſte auf, was in dieſer Art exiſtirt, was in neuerer Zeit geſchaffen wurde, Spohr's „letzte Dinge," Schneider's „Weltgericht," Mendelsſohn's „Paulus," ſind Werke, denen keine andere Nazion in neuerer Zeit Aehnliches entgegen zu ſetzen vermochte. Auch Wiens neuen Komponiſten, darunter Prever, Aibler, Aßmeyer, Diabelli, ſo wie der treffliche Tomaſchek in Prag haben tüchtige Meſſen geliefert, und ehrenvoll ſchließen ſich Reißiger, Dorn, K. E. Hering ꝛc. ihnen an.

Für die Opernmuſik wirken noch kräftig Marſchner in Hannover, Meyerbeer, Reißiger, Wagner, Kreutzer, Dorn, Lachner, Lindpaintner, Lortzing, Netzer, Eßer, und unter den jüngern, Friedrich v. Flotow und Kücken, und ſtünde es um die Leitung unſerer Opernbühnen, welche Mittel beſitzen, junge Talente zu fördern, nicht gar ſo ſchlecht, ſo würden wir keinen Mangel an jungen tüchtigen Opernkomponiſten haben; denn Hering, Brandenburg, Stahlknecht, Conradi und der in Deutſchland völlig nazionaliſirte engliſche Komponiſt Piarſon beſitzen ein bedeutendes dramatiſches Kompoſizionstalent. Reich — reicher als in irgend einem andern Lande iſt in Deutſchland auch in neueſter Zeit das Lied vertreten: Friedrich Schneider, Marſchner, Reißiger, Karl Bauck, Kücken, Mendelsſohn-Bartholdy, Methfeſſel, Krebs, Spohr, Lachner, Lindpaintner, Stegmayr, Robert Schuman, Otto, Hering, Stahlknecht, Deſſauer, Proch, Dorn, Piarſon ꝛc. haben Lieder geliefert, die ſich dem ſchönſten der Art, was wir aus früherer Zeit kennen, würdig anreihen, und hier darf auch der in Wien lebende,

*) Der Direktor des Pariſer Konſervatoriums, Habeneck, iſt bekanntlich Deutſcher von Geburt.

unter dem Namen Hoven komponirende ausgezeichnete Muſikdilettant, Herr Vesque von Püttlingen, nicht vergeſſen werden, von welchen wir in neueſter Zeit einige ſehr hübſche Kompoſizionen nach Heine'ſchen Gedichten bekannt wurden.

Gute Konzertmuſik wurde in neueſter Zeit wenig komponirt, da unſere lieben Virtuoſen es verzogen, anſtatt gediegene Kompoſizionen zu ſpielen, ſich für ihre Klavier-Paukereien ꝛc. ſelber den nöthigen Bedarf an Läufen, Trillern, Fermaten u. ſ. w. zuſammen zu ſtoppeln; das wenige Gute, was trotz dem erſchien, rührt zum größten Theil von dem Altmeiſter Spohr und Mendelsſohn-Bartholdy her. *)

Als höchſt erfreulich dagegen müſſen wir den Aufſchwung bezeichnen, welchen in neueſter Zeit unſere Vokalmuſik genommen. Die großartigen Sängerfeſte, welche alljährlich in Deutſchland abgehalten werden, namentlich aber die Vollendung mit der jetzt in den größern Städten geiſtliche Muſikaufführungen Statt finden, weiſen Deutſchland in dieſer Hinſicht den erſten Rang an. Auch die untergeordneten Fächer der Muſik — die Militär- und Ball-Muſik wird in Deutſchland mit Glük vertreten, und ohne in die oft lächerliche Ueberſchätzung des Wiener Walzer-Komponiſten Strauß mit einzuſtimmen, gebe ich doch gerne zu, daß er in Frankreich und England keine Nebenbuhler hat, die mit ihm rivaliſiren könnten, wenn mir auch die wunderſchönen Nazionaltänze der Ungarn, Spanier, Italiener, Polen und Ruſſen unendlich höher ſtehen als alles, was Strauß ſchrieb und je ſchreiben wird.

Wo von den Mitteln zur Förderung echter Kunſt die Rede iſt (ich verſtehe darunter auch einen gebildeten Geſchmak des Publikums und wahre Kunſtliebe,) da muß unſtreitig Wien als die erſte Stadt genannt werden, obgleich ſie gegenwärtig keinen der bedeutenderen in Deutſchland lebenden Komponiſten den Ihren nennt. Wien zunächſt ſteht Dresden, den dritten Rang nimmt Prag ein, dann dürften Leipzig, Deſſau, Hamburg, Frankfurt a. M. und das kleine Neuſtrelitz folgen. Berlin beſitzt ohnſtreitig eine der herrlichſten Kapellen die exiſtiren, dazu ſeine großartige Singakademie; allein ſeine Oper iſt in dieſem Augenblik unter der Kritik und der Zuſtand der Muſik daſelbſt im allgemeinen ein wirklich troſtloſer — das „Warum?“ ein andermal!

Was unſere muſikaliſche Kritik betrift, ſo leidet ſie zur Zeit an großen Mängeln! Es kann dies nicht anders ſein, da die meiſten beſtehenden muſikaliſch-kritiſchen

*) Reißiger in Dresden komponirte ebenfalls einige werthvolle Konzert-Pieçen für ſeine Freunde, den Klarinettiſten Koth, den Flötiſten Fürſtenau und dann die Gebrüdern Hauſe.

Organe Privatintereſſen verfolgen, welche mit der Kunſt wenig oder nichts gemein haben, dazu kommt noch, daß jene Organe oft von Männern geleitet werden, welche, anſtatt gründlicher muſikaliſcher Bildung und Kenntniß der muſikaliſchen älteren Literatur, Nichts beſitzen, als Eigendünkel, Arroganz und die Sucht, unaufhörlich zu polemiſiren. Daß damit der Kunſt nicht gedient ſein kann, iſt klar, und wer nur einen Blik in die meiſten unſerer jetzt beſtehenden Muſikzeitungen thut, muß das erkennen, ſo wie, daß es ein wahrer Gewinn für unſere muſikaliſchen Zuſtände wäre, wenn Männer wie Baron v. Lanoy, Aloiß Fuchs und Dr. Becher ſich zur Gründung einer neuen Wiener Muſikzeitung vereinigten. Lyſer.

Diogenes mit der Drehorgel.

Aus meinem Tagebuche, von Fernand.

Wandersmüde lehnte ich im kühlen Winkel einer Dorfſchenke, um die heißeſten Nachmittagsſtunden verglühen zu laſſen, als ein alter Mann belaſtet durch die offene Thür hereinhinkte. Er trug an einem Riemen über die linke Achſel eine Drehorgel und einen zuſammengeſchlagenen Feldſeſſel, worauf er beim Spiel ſein Inſtrument niederſtellen konnte. Kamaſchen, Beinkleider von Zwillich, ein ausgebleichter grüner Tuchrok, an dem das Kanonenkreuz angenäht war, eine Müze mit Lederdekel zezte ſeinen Anzug zuſammen. Ein ſtruppiger, grauer Bart, kurz geſchnittene Haare und gerade aus dem Geſichte ſtehende Augenbraunen von gleicher Farbe bildeten mit den tiefliegenden dunklen Augen, mit der Bukelnaſe und der hohen, hervorragenden Stirne, einen Kopf voll kriegeriſchen Ausdrukes, der mit dem hinkenden, einſeitigen Gang und dem Handwerke eines Bettelmuſikanten wenig übereinſtimmte.

Er ſah ſich flüchtig in der Stube um, und da er außer dem Wirth und mir Niemanden fand, ſo verzichtete er auf ſeine muſikaliſche Produktion vor dem kleinen Publikum, ſtellte ſeinen Kaſten auf die Bank, begehrte ein Glas Bier und ſezte ſich mir gegenüber.

Ich betrachtete mir den Mann um ihn zu ſtudiren, er ſchien mich in gleicher Abſicht in das Auge gefaßt zu haben. Mein dunkles Staubhemd ließ faſt eben ſo viele Deutungen über den Stand zu, als ein allgemeines Leichenhemd. Er wich daher von mir ab und entdekte in dem gebrauchten Geognoſierhammer, der neben mir lag, endlich ein Attribut des ſtummen Standbildes.

„Nicht wahr, lieber Herr, ein Bergmann?“

„Nebenher. — Waren auch im Jahre dreizehn in Sachsen?“ entgegnete ich auf sein Kreuzchen zeigend. „Im Oktober, lieber Herr!“ Sein Auge flammte ähnlich, wie das des Löwen, wenn sein Herz eine mächtige Aufregung durchzuckt.

„Da rührt wohl Ihr Gang her, der nicht recht Takt hält.“

„Die Kugel fuhr mir zwar damals ins Bein, aber ich ging bald wieder wie ein ganzer Feldjäger. Hinken lernte ich erst später in Italien, in der Hitze, bei den vielen Marschiren, weil der Feind nicht Stand halten wollte. Da brach die alte Wunde wieder auf, und fraß mir ein Stük aus den Muskel heraus, der seitdem kürzer ist. Es ärgert mich; ich muß nun klein thun mit meinem Hinken, und nur die Wunden schmerzen nicht, womit man recht groß thun kann.

„Da würde ich doch lieber in der Hauptstadt mit meiner Drehorgel bleiben, als mühsam auf dem Lande herumziehen,“ sagte ich.

„Ich war dort ein ganzes Jahr, aber es gefiel mir nicht.“

„Warum?

„Ist verdammt langweilig.“

„Langweilig? Da gehen doch wohl hundertmal mehr Leute vorüber, wenn man eine gute Ecke auswählt, als hier auf der besten Hochstraße.“

„Aber immer dieselben, lieber Herr. Ich stand am Franzensthor in Wien und kannte in kurzer Zeit die halbe Stadt und drei bis vier Vorstädte. Ich wußte schon auf zwanzig Schritte von jeden, der mir etwas geben würde, und die zu viel oder zu wenig zum geben hatte. Die Fremden geben aber nur einmal und sehen in großen Städten auch einer den andern gleich. In Prag hatte ich einen Platz bei der untern Ueberfuhr erlangt, denn mein Verdienst wird überall geehrt. Ich meine nicht, weil ich die Pfeifer da in meinem Kasten klingen lasse, sondern weil ich aus meinen Jägerstutzen dem Feind etwas ganz anders vorpfiff. Auch dort gefiel mir's nicht lang. Alle Tage dieselben Spazierzänger, die sich ihren Fettbauch oder die gelbe Farbe im Gesichte weglaufen wollen, die Studenten, welche sich ihre Musik selber pfeifen, die Mütter mit ihren blassen Töchtern und die Geschäftsleute, die ihre Stunden so genau halten, daß man die Uhr darnach stellen kann. Da ich die wahren Namen nicht wußte, so taufte ich meine bekannten Leute; den Einen hieß ich den halbzehn- Ueberrok, den Andern die Elf- Glazen, den Dritten meinen drei- viertel- auf- Zwölf- Filz, weil er nie etwas gab, weder den Dank auf meinen freundschaftlichen Gruß.“

„Sie scheinen die Leute tüchtig studirt zu haben,“ bemerkte ich.

„Lieber Herr, das ist meine Leidenschaft. Ich kam viel in der Welt herum, war in Frankreich und Italien und im ganzen deutschen Reich, aber ich hab mich nicht satt

geſehen und es läßt mir nirgends Ruhe. Deßhalb zieh' ich im Land herum in alle Dörfer und Städte und rede gerne mit einem verſtändigen Mann. Mögen ſchon verzeihen, lieber Herr!"

„Wo gefiels Ihnen wohl am Beſten?"

„Muß ſchon ſagen, in Oeſterreich, in den Erbländern, da gilt der Leierkaſten! Herr Wirth noch halb voll!" Der Wirth holte auf dieſen Ruf das Glas. „Nun was gilt denn Sein Leierkaſten?" fragte er etwas ſpöttiſch.

Der Soldat hatte die ſcharfe Betonung bemerkt. „Was mein Leierkaſten werth iſt? — Sind Felder, Wieſen und Aecker bei dieſem Wirthshaus?"

„Ein Garten," antwortete der Wirth, der nicht wußte, wohin die Frage führen ſolle.

„Nur ein Garten," ſagte der Leiermann, „da iſt mein Inſtrument mehr werth als euer Wirthshaus." „Hoho!" rief der Wirth, „das klingt doch gar zu närriſch." „Wollen wir rechnen!" ſagte ruhig der Invalid. „Wie viel trägt die Schenke."

„Erſt will ich einſchenken," entgegnete der Wirth, und dann ſetzte er ſich zu uns und ſchrieb mit Kreide auf den Tiſch, wie viel Bier er jährlich ausſchenke, was ihm am Faße als Gewinn bleibe. Dann wurde auf des Soldaten Geheiß abgezogen was an Gläſern, Stühlen, Bänken, Kreide und dergleichen zu Grunde gehe. Man brachte ferner in Ueberſchlag, wie viel auf der Tafel unbezahlt ſtehen bleibe. Als nun der Wirth fertig war und außer ſeinem Unterhalt nichts an Ueberſchuß herausbrachte, ſtellte der Drehorgelmann entgegen, daß er täglich einige Groſchen erübrige und wenn er fleißiger ſein wollte, ſich ein hübſches Kapitälchen erorgeln könnte.

Ich theilte mit dem Wirth die Ueberraſchung über dieſes unerwartete aber gleichwohl unbeſtreitbare Ergebniß. Der Leierkaſten nährt in der That ſeinen Beſitzer beſſer, als die Dorfſchenke, und wie der Kriegsmann behauptete auch luſtiger.

„Allein das ewige Einerlei derſelben Melodien muß endlich doch zuwider werden," wendete ich ein.

„Ich hör' es nicht mehr, lieber Herr; wie der Müller für das Klappern und der Scheerenſchleifer für das Schrillen und Surren der Klingen unempfindlich wird. Ich denke mir dabei was ich will und betrachte die Kurbel als das Heft eines Drehbohrers, womit ich den Leuten die Taſchen abzapfe. Darauf ſtudire ich Herr, und dazu ſind meine Stüke eingerichtet. Wollen Sie einmal meinen Vorrath hören?"

„Nein, nein! Nennen Sie nur die Stüke, es wird nichts darunter ſein, was ich noch nicht hörte."

„Auch gut. — Vier Stüke bilden das Stokvermögen, mit dem fünften gehe ich

immer mit der Zeit. Mozart, Weber, Roſſini, Spontini, die habe ich alle durchgemacht und mußte nach und nach ihre Zähne herausziehen und neue einſetzen laſſen. Das Stammvermögen blieb. Da iſt zuerſt: „Gott erhalte unſern Kaiſer!“ Das iſt der Grund und das Fundament von Allem. Das erhält den Staat und das Recht und die Ordnung, und die muß ſein.“

„Das zweite Lied,“ fuhr der Leiermann fort, „habe ich mir für junge Leute in die Welle einzahnen laſſen.

„Guter Mond du gehſt ſo ſtille, durch die Abendwolken hin.“

„Wenn ich damit gehörig angreifen kann, erreiche ich immer meinen Zweck. Kommt ſo ein Pärchen Arm in Arm, und ich laſſe den „guten Mond“ aufmarſchiren und gleichſam entgegengehen, da wird die Liebſte zuerſt aufmerkſam und ſtößt den Liebhaber an, oder ſieht ihm wie der Mondſchein ſelber in die Augen, oder ſingt den Text leiſe dazu und dann gehen ſie langſamer. Der Mann langt in die Taſche, wenn er etwas findet, ſchiebt er es der Liebſten in die Hand, und ſo kommt es in meine Mütze. Die Liebe iſt wohlthätig; wenn ſie immer viel hätte, ſie gäbe mit vollen Händen. Sie thut es, um ſich die Hände frei zu machen, welche ſie braucht, um den Geliebten feſt zu halten, ohne den ſie nicht leben kann. Aber wer blos von verliebter Leute Almoſen leben wollte, der ging manche Streke ohne Brot, daher habe ich noch andere Weiſen in meinem Leierkaſten, womit ich den Leuten auf die Herzen losgehe.

„Das Grab iſt tief und ſtille,“

ſpiel ich auf, wenn Jemand recht traurig vorüberkommt, oder auch, wenn ein ſteifer, ſtolzer Reicher heranſteigt, als ging er auf Stelzen. Der Erſte zahlt mich gewöhnlich, weil ihm das Lied gefällt; der Zweite zieht ein ſaures Geſicht und bezahlt mich dafür, daß ich aufhöre, weil er den Leierkaſten nicht leiden kann. „Nur die halben Töne ſind verſtimmt, lieber Herr,“ ſage ich dann, und kerbe ein anderes luſtiges Tanzſtük ein, als Honig auf die bittere Pille. Die reichen Leute können den Tod nicht gut leiden und er würgt ſie doch nur auf weichen ſeidenen Polſtern, was würden ſie erſt ſagen, wenn ſie dabei wären auf dem Schlachtfeld, wo er die Leute wie ein wüthendes Thier erſt zerfetzt und zerreißt, ehe er ein Ende macht.

„Sie müſſen Ausnahmen machen, Kriegsmann,“ mahnte ich, „bei Leipzig ſtanden auch reiche Leute in den Reihen.“

„Ach, Herr, denen ſah man vor lauter Vaterlandsliebe gar keinen Reichthum an. Die dachten nur an Napoleon nicht an die Napoleond'ors. Die Reichen, die dort waren, ſtanden in ſicherer Ferne bei den Korn- und Heuwagen und den Ochſenheerden. Wir lieferten die Schlachten, jene „lieferten“ plattweg. Wir kamen heim reich an Ehre,

jene wurden nur plattweg reich. — Das Stük endlich zwischen dem „Grab“ und dem luſtigen Tanz iſt das Lied vom braven Mann.“

„Nach welcher Singweiſe?“ fragte ich, denn mir war unbekannt, wer die Muſik zu Bürger's Ballade gemacht habe.

„Nach welcher Singweiſe? Es gibt ja nur eine.

„Wer niemals hat ein Räuſchchen gehabt,
Der iſt kein braver Mann, Mann, Mann —“

„Ach, dieſe Erklärung kam mir unerwartet.“

„Iſt ſie vielleicht nicht richtig?“

„In der Schenke iſt nicht der gutgewählte Ort, ſie zu beſtreiten. Wann laſſen Sie denn das Stükchen heraus aus Ihrem Orgelwerke?“

„Wenn Jemand die Straße zieht wie ein Schiff auf bewegter See, vor Männern, die bald auf den rechten, bald auf den linken Fuß hinken, die jedem Stein von weiten ausweichen, die ſich in der Gaſſe fein mitten halten, weil ſie glauben, ſie könne noch enger werden, als ſie ohnehin iſt, und die mit den Hut in der Hand vor mir vorüber wollen, weil ſie meinen, ich ſpiele eine Kirchenorgel und ſie ſeien zwiſchen geheiligten Wänden. Wenn ſie nun ſtatt einer ſtrengen Predigt das Lied hören, welches dem Räuſchchen das Wort ſpricht, da kommen ſie in weiten Umwegen auf mich zu, drüken mir die Hand und fragen mich ob ich Geld brauche. — „Noch ein halbes Seitel, Herr Wirth,“ ſchloß der Kriegsmann, „mit dem Herrn ſpricht es ſich ſo gut. — Sie müſſen es nicht für übel nehmen, wenn ich erzähle, es iſt meine Leidenſchaft. Ich mache gerne Bekanntſchaften und erfahre und erzähle gerne etwas. Nichtwahr, Sie ſind doch ein Bergmann?“

„Wie ich ſagte, nebenher. Ich grabe nicht nach Schätzen in der Erde, um reich zu werden, ich will nur die Steine kennen lernen.“

„Ei, das iſt ja eine Leidenſchaft wie die meine mit den Menſchen. Ich will mir auch keine Schätze ſammeln, nur kennen lernen, wie ſie da und dort ſind. Aber was können Sie denn, lieber Herr, an den Steinen Anziehendes finden?“

Ich zog einen Feldſpath aus der Taſche. „Da ſehen Sie dieſen Feldſpath an; betrachten Sie ſeine Farbe, ſeine Eken und Flächen, prüfen Sie ſeine Härte, ſeinen Bruch, ſeine Theilbarkeit und gehen Sie damit durch die ganze Welt, d. h. um die ganze Erde; wo Sie wieder Feldſpath finden, ſo hat er dieſe Farbe, Eken, Flächen, Härte und Theilbarkeit. Laſſen Sie ihn zehn und funfzig Jahre liegen, er wird ſich nicht verändern. Iſt das nicht merkwürdig?“

„Ja, Herr, aber was ſoll ich beſonderes daran finden?“

„Die Treue, Verläßlichkeit, Wahrheit, die Beständigkeit. — Nehmen Sie einen Freund, eine Freundin, überhaupt einen Menschen — finden Sie einen gleichen dazu? Lernen Sie den Menschen kennen, wenn Sie deren hunderte und tausende studirten? Und einer und derselbe — ist er in zwanzig Jahren wie er war? Ist er in einem Mondeswechsel, ist er noch in der nächsten Stunde derselbe? Heute treu, morgen frei; heute mild, morgen wild; heute aufgeblüht, morgen abgeblüht; heute Freund, morgen Feind! So ist der Mensch, und wer auf ihn sein Wissen, seinen Glauben und sein Glük stützt, ging bei einem schlechten Baumeister in der Lehre."

Der Soldat sah mich bedächtlich an. „Lieber Herr, Sie sind gewiß einmal recht schief angelaufen. Haben gedacht, das Mädel ist von Eisen und Stahl, und es war Blei, Wachs, Quekſilber, das Ihnen aus den Händen lief. Sagen Sie nicht Nein! Ich kenne die Menschen, Männer und Weiber, Junggesellen und Jungfern. Hinter meiner Drehorgel, an Straßen und Thüren, in Wirthshäusern und auf Tanzböden, mache ich meine Bemerkungen von Ferne; als Soldat in vieler Herren Ländern machte ich meine Erfahrungen in der Nähe, aber wegen des eines Mädels und auch wegen eines schlüpfrigen Freundes darf man nicht gleich nach den Steinen greifen, wie Sie. Ich habe mehrere Jüngferchen geküßt, die letzte blieb mir an den Lippen hängen, und war so treu, wie da Ihr Feldspath. Hätte mir sie der Tod nicht aus den Händen gerissen, so stäke ich noch in der Bauernhütte und baute ihr Kartoffeln und Flachs zum Kochen und Spinnen. Als ich sie aber begraben hatte und die Todtenmesse gelesen war, überließ ich das Häuschen ihren jüngern Bruder, kaufte mir den Leierkasten und ging wieder unter die Menschen, deren Studium schon einmal meine Leidenschaft ist. Suchen Sie nur ernstlich weiter, lieber Herr, unter den Menschen nach einem Weib und nach Freunden! Sie sind noch zu jung für mein Fach, sonst gäbe ich Ihnen die Drehorgel, statt des Steinhammers. Die Musik führt doch zu Menschen, die Keilhaue, Schlägel und Eisen führt in das Grab."

„Ich will mir aus Ihrer Mahnung nehmen, was mir frommen kann," sagte ich ihm die Hand schüttelnd. „Nun, sagen Sie mir aber, was dann, wenn Ihr lahmes Bein Ruhe fordert?" Ich war neugierig seinen ganzen Lebensplan zu überschauen, und zog daher mein Schikſal aus dem Gespräche weg.

„Wenn mein lahmes Bein noch lahmer werden sollte, dann sorgt mein Kaiser für mich. Ich focht bei Leipzig, Herr, und mir steht ein Winkel im Invalidenhause offen. Ich will aber nicht eher zur Last fallen, bis ich umfalle. Auch habe ich im Lande eine Menge gute Bekannte, die ich der Reihe nach alle zwei oder drei Jahre einmal besuche, und von denen ich mich schwer trennen kann, wenn es zum Nimmerwiedersehen

kommen ſoll. Denn, um noch einmal auf ihre Steinlieshaberei zurükzukommen, es iſt mit der Menſchheit nicht ſo troſtlos beſtellt: ich habe deren viel gefunden, die mir lieber waren, als die Demanten des Großmoguls. Aber man muß mit empfänglichen Herzen und offenen Augen ſuchen. Weit von hier und weit zurük von heut ſoll ein alter Weiſer geweſen ſein, der ſuchte die Menſchen am hellen Tag mit der Laterne. Ich glaub' es, daß er keine fand, er ſtellte es ſo närriſch an, wie beim Blindekuhſpiel. Man muß die Leute nicht verſcheuchen, die man fangen will. — Herr Wirth, Ihre Gläſer troknen ſchneller als Wäſche im Juli. Vielleicht iſt auch mein Trinken Urſache. Was bin ich ſchuldig?"

Ich ließ ſeine Zeche zu der meinen ſchlagen, und nahm herzlichen Abſchied von dem Leierkaſtenmann. Ich hatte den Menſchenkenner lieb geworden. Seit der Zeit ſehe ich jeden Drehorgelmann in das Geſicht. Es ſind fünf Jahre und er iſt mir nie mehr begegnet. Sollte er in ſeinen Ruhewinkel eingezogen ſein, oder gar dorthin, wo die Bergleute hauſen? —

Im Dux.

Lebensbilder von Wolfram Pucher.

Das Dux iſt ein Seitenzweig des großen Zillerthales, von allem Verkehr ſo abgeſchnitten, daß nur ein ſchlechter im Winter ſo lebensgefährlicher Fußſteig hinführt; will man von Innsbruk oder Matrei hingelangen, ſo muß man hohe Gebirgshöhen überklimmen. Wenn irgendwo, findet man hier noch alte Tirolerſitte, darum liebe ich auch Dux und ſuche es alljährlich heim, um mit Bauern und Sennern einige Herbſttage hindurch ein wahrhaft homeriſches Leben zu führen. In ſpäter Nacht kam ich in Zell, dem Hauptorte des Zillerthales, an; es war gerade Feiertag, und die Leute hatten ſich im Wirthshauſe zum Tanzen verſammelt. Als ich eintrat, war ſo eben ein Walzer zu Ende, man hörte hie und da Stimmen aus dem Gewirre: „Spielt und ein Polker!" — Polker oder Polka? warum nicht gar! dachte ich. Die Muſikanten ſtrichen die Fideln, und wirklich begannen einige Paare drauf loszuſtampfen, alſo die Polka auf der Kirchweihe zu Zell! Plözlich ſprang ein rothbärtiger Senner, den Hut tief im Auge, mitten darunter. „Ihr Saggera, wollt ihr aufhören mit euerem parſcheten Gſprang?" rief er dazwiſchen; die Polker wichen ſeinem gewaltigen Baſſe. „Einen Landler!" Er faßte ſein Mädel und ſtellte ſich, ſie dicht an die behaarte Bruſt drükend, voran; die Muſik begann, im Nu tummelte alles durcheinander. Ich hatte bereits

mit einem hübſchen Dirndl Bekanntſchaft gemacht, und weil alles kreuz und quer hüpfte, daß die Dielen dröhnten, ſo ſprang ich auch mit. Wer die höchſten Sätze zu machen und dabei am lauteſten auf die Schenkel zu patſchen wußte, der galt hier am meiſten. Erſt ſpät, als der Gerichtsdiener abbot, hörte dieſer Hexenſabbat auf, und ich ſuchte, einigermaſſen ermüdet, in's Bett zu kommen.

In aller Frühe ſchnürte ich den Torniſter und wanderte dem Dux zu. Der Weg führt Anfangs durch Auen, welche hie und da von Feldern mit einzelnen Gehöften durchſetzt ſind. Dieſe Bauernhäuſer ſind ſo nett und ſauber! Auf der einen Seite das Gärtchen mit Aſtern und Sonnenblumen, vorn der Söller mit Nelken und Rosmarin in zierlichen Scherben beſtellt, geſchirmt vom breiten Ueberdach, darunter auf langen Latten goldgelbe Maiskolben gereiht; auf der andern Seite das Holz in niedliche Klötzchen gehakt und aufgeſtöſſelt, allenfalls auch ein hübſches Dirnchen, das durch's Fenſter gukt; es iſt unſern Landſchaftern nicht zu verargen, wenn ſie ſolche Gegenſtände gern auf die Leinwand übertragen. Meine Tänzerin vom vorigen Abend hatte mir, wenn ich am genau bezeichneten Häuschen ihres Vaters vorbei käme, einen friſchen Strauß verſprochen, und ſie ſtand auch bereits im Garten und pflückte die ſchönſten Blumen. „Du biſt lang aus!“ rief ſie mir entgegen, während ich doch meinte, recht zeitlich aufgebrochen zu ſein. Wir plauderten eine Weile auf der Bank vor der Thüre. Da fragte ſie mich, ob ich denn im Dux eine „Geſellin“ hätte, daß ich ſo Eile habe? Als ich es lachend verneinte, nahm ſie mir das Verſprechen ab, bald zurükzukommen und länger in Zell zu bleiben. Ich verhieß das mit aller Bereitwilligkeit und nahm Abſchied. Bald erreichte ich eine Waldhöhe, an der ſich das Hauptthal in zwei Ausläufer trennt, deren jeden ein Wildbach durchfließt. Nun windet ſich der Fußſteig treppenartig an den vorbrechenden Schichten von Glimmerſchiefer empor; in der Tiefe liegen die ſchönſten grünen Wieſen, während ſich dahinter eine ungeheure Eisſpitze erhebt, deren Schneeflächen ſich nahe an die dunkeln Nadelholzforſten niederdrängen, und fernhin den Zuſammenhang mit dem Duxergletſcher vermitteln. Bald gelangt man an eine Brüke, die unmittelbar an den Felſen überſpringt, an deſſen Wandung ſodann Stufen eingehauen ſind. Hat man dieſe überſchritten, ſo führt der Weg ziemlich abſchüſſig gegen Finkenberg empor. Aus dieſem Dorfe und den nahen Gehöften iſt die Mehrzahl jener Diſſidenten, die im Jahre 1839 nach Preußen auswanderten. Dieſe mögen die Säulchen, welche auf beiden Seiten des Steiges die Stazionen des Kreuzweges tragen, mit trüben Augen betrachtet haben, als ſie ihre Heimat für immer laſſend daran vorbeizogen.

Die Sonne ſtand ſchon ziemlich hoch, als ich vor die Dorfſchenke kam. Ich warf

mein Gepäk auf den Rasen, und ſtellte mir eine zerbrochene Bank zurecht, indeß die Wirthin eine Flaſche rothen Tirolerwein holte. Das Licht zitterte durch die grünen Blätter der Apfelbäume, ein ſanfter Wind wehte kühlend von den Schneebergen her. Ich ließ mir in aller Behaglichkeit recht wohl ſein. Da ſprang ein kleiner Bube über den Anger und blieb zwei Schritte vor mir, mit den hellblauen Augen, den Fremdling verwundert anſtarrend, ſtehen. Ich erwiſchte ihn bei der Hand, er ließ ſich zu Brot und Wein nicht zweimal laden. „Sollſt leben!“ rief er friſch und munter und ſtieß an, daß die Gläſer klirrten. Zutraulich zeigte er mir nun ein kleines Bildchen vom heiligen Martin, wie er mit dem ſilbernen Säbel ein Stük ſeines Purpurmantels für den Bettler losſchneidet; das habe ihm die alte Haushälterin des Pfarrers geſchenkt, weil er brav geweſen ſei. Ich fragte ihn nun, wie viel denn Gott ſeien? Erſt blikte er mich ganz verdutzt an, dann erwiederte er: „Es ſind halt drei; der Vater, der Sohn und der dritte fällt mir gerade nicht ein, wenn es nicht etwa die Mutter Gottes iſt, die mit dem blauen Kleide und den Goldſtinſerln dran auf dem Hochaltare — dort in der Kirche ſteht.“ Ich ſchenkte ihm eine kleine Münze und gebot ihm, der Haushälterin meinen Gruß zu bringen, und ſie zu erſuchen, daß ſie ihm auch etwas vom heiligen Geiſte ſage. „Ja!“ meinte er, „nur muß ich mir zuvor beim Bäker eine Breze holen.“ Das wollte ich nicht abwarten. Wie ich vorwärts ging, erreichte ich einen Mann, halb ſtädtiſch, halb bäueriſch gekleidet. Er gab ſich mir bald als den Bader der Gegend zu erkennen, und machte mir verſchiedene Mittheilungen über ſeine ärztliche Praxis, wobei ich mich ſattſam über die ungeheueren Doſen, beſonders von Brechweinſtein, wie er ſie zu verordnen pflegte, wundern mußte. „Ihr müßt,“ ſagte er auf meine Bemerkung, „gar wol bedenken, daß ein Senner nicht etwa wie ein Wiener Herrlein einen Magen von Briefpapier hat, ſondern von tüchtig gegerbten Sohlenleder.“ Später konnte ich mich von der Wahrheit ſeiner Angaben überzeugen. Unter wechſelnden Reden gelangten wir an einen Bergrunſt, über den ein paar unbehauene Baumſtämme gelegt waren. Tief in der Schlucht rauſchte der Waldbach über Steintrümmer, daß feuchtender Dampf aufſtieg, und hoch hinauf die Tannen tränkte und die Felswand nezte, aus der ſaftiger Lattich mit breiten Blättern üppig hervorwuchs. Auf der andern Seite ſah man ſchon ins Dux, und nicht lange, ſo ſtand ich vor dem braunen Holzhauſe des Bauern, bei dem ich gewöhnlich meinen Aufenthalt nehme. Er trat mir über die Schwelle entgegen und begrüßte mich mit einem herzlichen Händedruk. Abends dann kamen ſeine Söhne und Töchter vom Feld, und aus der Nachbarſchaft einige Burſche und Mädeln, die mich als einen alten Bekannten ſehen wollten. Es war ſchon ganz dunkel geworden, am Ofen ſtekte in einem eiſernen Ring eine flakrende Kienfakel und

röthete die Gegenstände mit zukendem Schein. Der Alte stand vor mir, ein wenig gebeugt von den Jahren, das graue Haar quoll unter dem Lederkäppchen hervor, aus dem gebräunten Antlitz leuchteten braune Augen klar und verständig. Rings herum lehnten die Burschen, herrliche Jünglingsgestalten, meistens mit blondem oder braunem Haare über der Stirne gerade abgeschnitten, wie man es noch an dem Porträt des Kaisers Max finden kann. Die Formen des Gesichtes sind meistens sehr rein; ich erinnere mich nicht, auch nur einen gemeinen Kopf gesehen zu haben. Die Züge der älteren Männer sind von scharfem Gepräge, die Stirne fest und gegen die Augen sicher hervortretend, die Nase zumeist leicht gebogen, der Blik kühn und frei. Die Mädchen mit ihrer Vollleibigkeit könnten mehr dem Geschmake eines Türken zusagen, was anzieht, ist der Ausdruk von Naivität, daß man ihnen gut werden muß, wenn sie auch nicht verzukerte Mimilis à la Clauren sind. Der Alte fragte mich um Neuigkeiten, um die Verhältnisse des Staates und Völkerverkehres, um Eisenbahnen, von denen er gar viel gehört hatte, und daß es gut wäre, wenn auch Tirol, um nicht eine seiner besten Erwerbsquellen den Durchhandel zu verlieren, solche Schienenwege bekäme. Diese Frage nimmt den denkenden Theil der Bevölkerung häufig in Anspruch, man wünscht, daß hier etwas geschehe; einige Querköpfe natürlich wie überall ausgenommen. Einer von diesen Herren äußerte sich einmal gar geistreich: Zu was Eisenbahnen? Das ist Poesie! Da redete mein Bauer viel einsichtiger, und als ich ihm auf meiner Reisekarte Deutschlands alles auseinandersetzte, konnte ich mich über seinen gesunden Sinn freuen, mit dem er da und dort Bemerkungen machte. Endlich kamen wir auf Ortsverhältnisse zu reden. Das Dux ist so hochgelegen, daß kaum Gerste und Hafer gedeiht; der Landmann muß die Ernte wegen abschüssiger Lage der Felder auf dem Rüken in die Scheuer tragen. Nur vor dem Widdum steht ein einzelner Kirschbaum; von Obstzucht ist also gar keine Rede, die Wälder bestehen fast durchgehends aus Nadelholz, an den Bächen hie und dort eine Erle, sehr selten blikt die rothe Vogelbeere durch die schwarzgrünen Tannenäste. Steinbauten sind im ganzen Thale kaum drei, die übrigen Hütten stehen aus Holz gezimmert, was wohl auch dem rauhen Klima mehr entspricht. Deßwegen könnte man auf große Armuth schließen. Da sagte mir nun der Alte, der mit zu den Gemeindevorstehern gehört, und er sagte es mit einer Art Stolz, welcher ihm sehr gut zu Gesichte stand: „Wenn ihr im Dux angebettelt werdet, so mögt ihr wissen, daß es gewiß kein heimischer sei, wohl aber kommen Dörfler von draußen herein; bei uns wäre es die größte Schande, von Haus zu Haus zu gehen. Wir haben zwar wenig Geld; nur soviel, als wir für die Butter lösen, die wir in Kraxen nach Innsbruk tragen, allein wir haben doch ehrlich zu essen, wenn nicht viel doch etwas, und der Herrgott hat es

bis jetzt immer gesegnet!“ Das ist eine schöne mannhafte Gesinnung; so lange es noch in Tirol so wakere Bauern gibt, wird auch das Ehrenkränzlein des Landes grün bleiben. Die Berge sind es und der stete Kampf gegen eine gewaltige Natur, die sich jeden Genuß des Lebens mit eherner Faust abzwingen läßt.

Der nächste Morgen war zu einem Ausfluge bestimmt, den wir, d. h., der einzige Student des Thales und ich, unternehmen wollten. Die Berge lohten im Frührothe, als wir aus dem Hause traten. Durch die Schluchten zogen hie und da feine Nebelstreifen; wir durften auf einen günstigen Tag hoffen. Nach einer Stunde hatten wir Hinterdux erreicht, wo die letzten zerstreuten Häuser sich an den Berg lehnen, oder wo, wie die Einwohner sagen, Fuchs und Geier sich Lebewohl zurufen. Wir stiegen rüstig aufwärts, und hatten bald die starren Zaken des Gletschers vor Augen, die sich wild zerrissen in scharfe Spitzen aufragend wie die Lanzen eines gewaltigen Heeres zwischen einer schwärzlichen Felswand und fahlen Hügeln niedersenkten. Darüber der Himmel, das Blau noch dunkler durch den Gegensatz mit der hellen Schneefläche. Nie fühlte ich tiefer, was Einsamkeit sei, als hier in der Mittagsstunde an diesen Eiswellen, in denen nur die Wissenschaft Jahrhunderte berechnend, nicht aber das Auge des flüchtigen Wanderers eigenthümliches Leben entdeken kann. Wir gingen lange an den Moränen hin. Am Ausgange des Ferners öffnete sich eine gewaltige Kluft, in die hineinzusteigen ich der Versuchung nicht widerstehen konnte. Ich erreichte, indem ich mich da und dort auf die Eiszaken stützte, ohne große Anstrengung den Grund. Dann ging ich vorsichtig, weil zuweilen Eisblöke niederbrachen, auf dem von Wasser aufgeweichten Kiesboden gegen das Innere. Nur wenige Schritte vorwärts schloß sich über mir die Wölbung, vom Himmel konnte man nichts mehr sehen. Es war ein besonderer Anblik; die Eiswände erhoben sich spiegelglatt thurmhoch, hin und wieder sprudelte aus einer Ritze ein kristallhelles Brünnlein; durch die ganze Spalte herrschte ein ungewisses Dämmerlicht, das vom blauen ins meergrüne überspielte. Endlich verengerte sich die Kluft derart, daß an kein Weiterdringen zu denken war. Ich kehrte um und stieg an das blendende Licht des Tages empor; die Sonne war schon ziemlich tief gesunken.

Auf dem Rükwege besuchten wir eine nahe Alpenhütte. Mehre Senner hokten auf einbeinigen Melkerstühlchen um ein großes Feuer, und sotten in weiten Kesseln Molken. Als wir an die Schwelle kamen, rükten sie näher zusammen und luden freundlich zum niedersetzen. Ich hatte eben nicht Lust auf einen für das Gleichgewicht so gefährlichen Stuhl zu schaukeln, und nahm meinen Platz auf dem festgetretenen Erdboden, denn von Holzbielen ist hier nirgends die Rede. Nachdem wir über das „wer und was? woher

und wohin?" gehörige Auskunft gegeben hatten, richtete sich einer empor und fragte, das Pfeifchen von Wachholderholz behaglich ausklopfend: „Habt gewiß Hunger? mögt ihr was?" Ohne Antwort abzuwarten ging er in das Milchgadem. Wir erkundigten uns, ob das heurige Jahr segenreich gewesen sei? „Schaut selber!" war der kurze Bescheid. Da standen nun die Buttermännlein in Reihen — es wird nämlich die Butter säulenförmig aufgestokt, auf der andern Seite waren große Käslaibe übereinander gelegt, dazwischen schimmerte in großen Mulden die Milch mit der diken Schicht von fettem Rahm. Er faßte eine weite Schüssel und forderte uns auf, Butter und Käse selbst vor die Thüre zu tragen. Darauf wurde Anstalt zu Bereitung eines Molkenmußes gemacht. Das ist die Leibspeise der Senner, und sie ordentlich zu kochen, braucht es eben so viel Kunst als Kraft. Er rührte Butter und Mehl, jedes zur Hälfte, zusammen, und goß dann den Brei in eine Eisenpfanne. Als er zu schmorren begann, und die untere Fläche sich bräunte, faßte er mit beiden Händen den Stiel der Pfanne, schwang sie kräftig empor, daß der Inhalt hoch in die Luft flog, und fing denselben, während sich die obere Fläche nach unten wendete, wieder auf. Das erfordert immer Geschiklichkeit, um den Kuchen nicht ans Dach oder ins Feuer zu werfen, oder das brodelnde Schmalz nach allen Seiten zu verschütten. Nachdem alles gerüstet war, strekten wir uns vor der Thüre der Länge nach hin, und aßen mit den kleinen rundschaligen Löffeln aus Zirbelholz waker d'rauf los. Das aber lang fortzusetzen, hätten wir auch Mägen aus Sohlenleder gebraucht; denn wir waren von der fetten Speise bald satt. „Nun, ist's euch etwa zu schlecht," rief der Senner, „daß ihr schon aufhört?" Wir priesen seine Kochkunst als vortrefflich, machten ihm aber begreiflich, daß wir nicht so viel ertragen könnten. „Ja ja!" meinte er, „ihr seid halt Herrenleute!" Da kam eine Rudel Schweine dahergelaufen, und wollte grunzend an der Mahlzeit Theil nehmen. Er riß den kleinen Hut vom Kopf, und warf damit fluchend unter die unsaubere Horde. Die stob laut schreiend nach allen Richtungen auseinander. Nachdem er aufgeräumt hatte, ersuchte er mich, etwas von Wien zu berichten, was für Leute es dort gebe, und ob man des Nachts bei den Mädeln auch fensterln könne, wie auf der Alm? Ich erzählte ihm nun über die verschiedensten Dinge, von den ungarischen Grenadieren und ihren Bärenmützen, vom Stefansthurm, der seine Schlafhaube nicht losbringe, von den Dampfschiffen und den Wienermädeln. Unterdeß waren andere Senner gekommen; der Gaisbub und der Kühjunge, auch eine Sennerin, eine dike Schmettel, um ein derbes Tirolerwort anzuwenden, welche nichts weniger als die Reize hatte, nach denen sich schmachtselige Touristen zu sehnen pflegen. Da hätte ein Maler Gruppen gefunden; ein Düsseldorfer zwar, der in der Manier von Sehnen und Thrä-

nen, von Herz und Schmerz Hirtenknaben auf dem Berge pfeifet, wüßte mit meinem riesengroßen Senner nichts anzufangen. Nur Herz und Schmerz, Liebe und Triebe, du altes deutsches Eia-popeia in Honigfarben und süßen Versleins! ich aber dachte an Homer und Odysseus und seinen trefflichen Sauhirten Eumäos. Die Sonne neigte sich bereits dem westlichen Berghorn zu; wir hätten noch Stunden verplaudert — mein Genosse ermahnte rechtzeitig zum Aufbruch. Ich wollte dem Senner für die gastliche Bewirthung ein Geldgeschenk bieten, er wies es aber fast unwillig zurük. „Das ist unter Landsleuten nicht der Brauch; wenn ich in deine Heimat komme, kannst du mir's vergelten!" Damit schieden wir.

Beim Heimwege wandten wir uns mehr ostwärts, um noch den Wasserfall zu besichtigen, den der vom Gletscher niederbrausende Käsbach bildet. Der Steig war nicht ohne Gefahr, da die Bergwand sich unter einem starken Winkel neigt und bisweilen nakte Felsen hervorstehen. Unten angelangt hörten wir schon das Tosen des Sturzes. Wo das Wasser an den Felsen emporspritzt, blühten noch einige Alpenrosen, Spätlinge, welche wahrscheinlich die kühle Temperatur des Platzes von der zeitgemäßen Entwiklung zurükgehalten hatte. Auf den Wasserfall neigte sich eine alte Fichte vom Gestein nieder, zu dieser flog ein Geier, der nun ruhig und unbekümmert um das Gebrause unter ihm wie von einer Warte ins Weite schaute. Als er uns erblikte, schwang er sich hoch auf in die Luft, und zog über uns, ohne die braunen Schwingen zu regen, gemessene Kreise. Mir fiel jenes Volkslied ein:

„Wär' ich ein wilder Falke!"

Sehr merkwürdig ist das Rinnsal des Baches von dort, wo er sich am Sturze wieder sammelt, bis dahin wo er die Thalsohle erreicht. Er hat seine Bahn im Urgestein ausgehöhlt, eine Schlucht oft über 100 Fuß tief, und oben so schmal, daß ein kühner Springer mit leichtem Satze die Gegenseite erreichen könnte. Wir folgten dem Wasser bis zu einer Stelle, die es nicht in ganzer Höh' durchzuarbeiten vermochte, sondern wo es sich in wilden Absturz einen kesselförmigen Schlund grub, in den es nun kochend und siedend niederbraust, als ob es der schwarze Abgrund für immer verschlingen sollte. Wenn man aber den Schorfon umgangen hat, so sieht man weit unten durch eine enge Spalte weißen Gischt hervorschäumen und der Tiefe zufließen. Nie werde ich den betäubenden Eindruk vergessen, wie ich einen Fichtenstamm umklammernd mich hinunterbeugte zur Kluft, aus welcher feuchter Dampf mir Stirn und Wange netzte.

Darauf eilten wir, ohne uns lange bei den warmen Quellen am Fuße des Berges aufzuhalten, in das Vorderdux zurük, wo wir zu Lannersbach einkehrten. Der Wirth hat im Lande einen gewissen Ruf als der Duxerhauptmann, und machte zu Innsbruk,

wo er bei der Huldigungsfeier mit seinen Leuten aufzog, einen sehr heitern Eindruk. Alle trugen Hütchen und die weiten Pumphosen aus Linnen; auf sein Kommando und seinem Beispiel gemäß, strampfte die ganze Kompagnie, die Knie bis zur Brust aufziehend an der Hofburg vorbei. Nach Duxerart redete er Prinzen und Prinzessinnen mit Du an. Als der Wagen der Erzherzogin Maria Louise von Parma vorfuhr, trat er an den Schlag und meinte: es wäre halt gar fein, wenn sie ihm etwas für seine Schützen zum Scheibenbest gäbe. Sie versprach ihm das und löste auch nachträglich ihr Wort. Derartige Anekdoten erzählt er mehre in der originellsten Weise. Er ist schon ziemlich alt aber von der besten Laune. „Ueber sein Weib und ein gutes Glas Gigges — so heißt nämlich der Schnaps bei ihm — darüber gehe schon gar nichts in der lieben Welt." Doch wenn man um seine Tochter frägt, da trübt sich sein Auge und er faltet nachsinnend die Hände. „Ja mein Gott, das Moidele! es war ein rares Mädel, so anstellig und gescheidt, hättst weitum kein solches gefunden, ja 's Moidele! jetzt liegt's auf dem Friedhof!" Moidele war weit bekannt wegen seiner Schönheit; ein Jahr vor ihrem Tode sollen zwei fremde Herren, ein älterer und ein jüngerer, im Wirthshause eingekehrt, sich dort über 14 Tage aufgehalten haben. Der jüngere beschäftigte sich viel mit dem Mädchen. Das nächste Jahr darauf seien sie wiedergekommen. Als der jüngere erfuhr, daß sie gestorben, sei er rasch aufgestanden und auf den Gottesaker hinausgegangen. Dort habe er geweint, während der ältere traurig an seiner Seite stand. Dann hätten sie sich aber keine Viertelstunde länger aufgehalten, sondern seien gleich fortgereist. Das klingt recht sentimental, und wenn es mir nicht ein paar derbe Duxer erzählt hätten, ich würde es ohne weiters für eine Lüge halten. Unsere Novellisten, die so häufig um den Stoff verlegen sind, fänden hier ein Thema, das sich nach gehöriger Verwässerung recht gut für einen Damenalmanach fügen möchte.

Noch einige Tage verweilte ich im Dux, in denen ich bald eine Sennerhütte, bald eine Bergkuppe besuchte. Dann überstieg ich das hohe Geislerjoch, und wandte mich nach Innsbruk.

Von den drei braven Reitern.

Ein Kriegsdenkmal.

Das war am Tage des heiligen Marcellus, im Jahre der Gnade des Herren 1815, da sich begeben, was ich hier vermelden will.

Das war am Tage der großen Schlacht, die geschlagen auf Niederlands Ebenen, so da geheißen Die bei Ligni, einem Dörflein, allgenannt ob der großen, aber schmerz-

lichen Erinnerung, die seinen Namen mit blut'gem Griffel in die große Fibel der Völkergeschichte eingeschrieben.

Das war am Abende des Tages, den Mancher nicht mehr erlebte, dessen Auge am Morgen noch strahlend die Sonne begrüßte, am Abende, der manchen Menschen letzter ward, am Abende, dessen nächtiger Schattenmantel manch' tapf'ren Kriegers brechend' Aug' umhüllte, am Abende, dem eine endlos schwarze Todesnacht mit hast'ger Eile folgte.

Am Abende wars — die Sonne tauchte ihre letzten Strahlen in dunkle Blutesströme, gleich müde rollte dumpf verhallend noch der Feuerschlünde Donner, und fern prasselnd, leise, wie ersterbend, brach sich der Armgewehre matter Widerhall im nahen Holze.

Schwach war der Angriff mehr, und schwach der Wiederstand von allen Seiten; die Heere schienen kampfesmüde, des tollen Mordens satt, und klanglos tönt' des Feldherrn Stimme, ein Herold seiner Schwäche nur.

Schon drängten auf dem fernen Flügel sich Mass' auf Masse; hin schoben sich Kolonnen, rükwärtsziehend, Mann an Mann — Napoleons Adler schwebten über bleiche, todesmüde Häupter — der Grenadier zu Pferd' schaut düster unter seiner Bärenmütze vor; der schlanke Lanzenreiter, von der Weichsel Strand', verbarg sein muthig' Angesicht — die alte Garde, Hahn im Arm', hielt festen Tritt, doch — vorwärts nicht; die Masse drängte sie zurük. Todt' überall und Leich' auf Leich' gehäuft — stand nur ein Häuflein Eisenreiter fest in ihren Bügeln noch. Des Helmes Roßschweif peitschte Blut von ihren düst'ren Stirnen, und Blut drang aus des Küraß Eisenwunden, und Blut aus tausend tapf'ren Männerherzen, das sich in hellen Aderströmen dann ergoß. —

Fest eingestemmt, das nakte Knie im blutigen Sande, so lagen Schottlands bunte Schützen da, und mancher Mann, der todesmuthig niederkniete, erstand nicht fürder mehr; auf seinen Rumpf sprang ein Neuer dann, und blieb so lange unbeweglich stehen, bis ihn ein Jüngerer von seines Klanes Brüdern zum ew'gen Leben abgelöset.

Da sprühten — feige — aus fünfzig Feuerröhren die Kanonen ihren ungezählten Tod, und Freund wie Feind sank fleischzerfetzt darnieder; — nur Wenige von dieser Heldenschaar entrannen diesem mörderischen Bade, und grauser Tod entschied das blut'ge Würgen.

Ein Mann wars; todtenbleich hing er auf seinem Pferde, ein Schek, vom Blute bunt gemalt, trug ihn mit sicherem Fuße aus dem Getümmel; des Rosses Zügel

hing auf blut'ger Mähne Kamm — so hielt Sir Ellen, Führer jener unbesiegten Schottenschaar, vereinsamt auf dem weiten Felde da.

Der Kampf wogt' matt, und das Getümmel der Streitenden ertönte fern und fern, und Nacht sank auf das Schlachtfeld nieder; da sprengten drei Reiter — vielleicht die letzten — der alten Kaisergarde schnell herbei; das kriegsgeübte Auge der ergrauten Mannen erkannte flugs den feindlichen Feldherrn; noch einmal zuckten sie die breiten Schwerter, noch einmal grub der Sporen tief in ihrer Rosse Leiber sich, noch einmal pfiff im Winde des Roßkamms Mähne; schon schwebt' der Tod hin über jenes Schotten Haupt, da hub er — gleichsam — wehrend zwei blut'ge Stummel, anstatt Arme, in die Höhe, und — augenblicklich senkten sich der Franken breite Reiterschwerter, und grüßten, ehrfurchtstief, den bleichen Mann, als wärs ihr eig'ner General.

Der Feldherr dankte lächelnd, dann sank er langsam von dem Pferde nieder,

Und leise küßt' der Lippe sterbend' Roth,
Des Ruhmes Vater er — der Heldentodt!

Und wo der edle Brittenführer fiel, da deckten ihn die Garden mit ihren weißen Mänteln zu, umhüllten seinen Leib dann mit der Fahne Stumpf, zu Häupten steckten sie sein Ritterschwert in blutgetränkter Erde hin — und ritten ernst und still dann weiter fort, g'en Frankreichs Grenzen zu. Und wo die Krieger nun gebettet? .... weiß es Gott!

Vielleicht hüllt des Vergessens Schein
Das Grab der braven Reiter ein.

Rupertus.

Miniaturen.

1.

Der durch seine Sonderbarkeiten bekannte Kaufmann G...l in Hamburg besaß auch die seltene Sonderbarkeit: Künstler und Schriftsteller protegiren zu wollen, und bei seinen vielen splendiden Gastereien mußten immer Einige derselben erscheinen. — G...l verstand weder von der Kunst noch von der Literatur das Mindeste, ihm „jammerte" aber wie er sagte „das arme Pack" und so lud er es ein, „daß es sich einmal bei ihm satt äße." Natürlich mußten diese so aus „Barmherzigkeit" Geladenen dafür „ihre Fazen" zur Unterhaltung der übrigen Tischgesellschaft produziren. Die

Sänger mußten singen, die Schauspieler deklamiren, die Schriftsteller Toasts improvisiren oder Geschichten erzählen, und die Maler Den oder Jenen aus der Versammlung skiziren. Leider gaben sich die Meisten dazu her, (denn Champagner und Austern so wie die köstlichen Seehummer fehlten bei keinem Gastmahle, welches G...l gab, der andern ausgesuchten Speisen und Weine nicht zu gedenken.)

Machten die Leute, nachdem ihre Bäuche versagt waren, ihre Sachen nach G...ls Meinung nicht gut, so ward er auf gut hamburgische Weise gros und schloß seine Strafrede immer mit seinem Leibspruch:

„Dessen Brot ich esse,

„Dessen Lied ich singe. —

Als Heine sich in Hamburg befand, wurde in der Stadt so viel von ihm gesprochen, daß G...l beschloß, auch ihn zu sei em nächsten Gastmahl einzuladen. Erwünschter konnte dem Heine nichts kommen, der längst von Andern erfahren hatte, wie es Freund G...l mit den Musenkindern zu halten pflegte. Ohne Anstand sagte er zu und erschien zur bestimmten Stunde in sehr eleganter, schwarzer Kleidung in G...ls Salon. G...l schien etwas verblüfft über den eleganten Anzug und das feine Benehmen des Dichters, von dessen „Tollheiten" und „Liederlichkeit" man ihm so viel erzählt hatte. Ganz außer dem Häusel kam er aber, als Heine, — der witzige Heine, der „Tausendsappermenter" kein Wort sprach, und außer einigen Löffeln Suppe nichts genoß. G...l, dem Beides noch bei keinem andern Künstler oder Schriftsteller vorgekommen war, fragte ihn ob ihm unwohl sei?" —

„Sehr wohl!" lautete Heines Antwort.

Warum essen Sie denn nicht? —

„Ich bin nicht hungerig!"

„Dummes Zeug! was sollten Sie nicht hungrig sein? — versuchen Sie einmal den Braten da!" —

„Ich danke." —

„Oder die Pastete!"

„Ich danke. —

„Oder die Meerbutten *) — (mit erhöhter Stimme:) Meerbutten! das Stück 7 Mark 8 Schilling! — Courant! (einen Dukaten.)"

„Ich speise keine Meerbutten."

*) Meerbutten, ein sehr schmakhafter Fisch, davon die eine Art auch in Hamburg selbst theuer bezahlt wird.

Das war unserm G...l zu viel und wüthend rief er aus: „Na! wenn Se se nich freten, so mag se de Katt freten **)“ und in der That reichte er die Schüssel mit den theuren Fischen der alten Lieblingskatze hin, die bei Tische stets hinter seinem Stuhle saß.

Ein aufgeblasener und ziemlich talentloser Leipziger Literat hatte auf einem Kaffeehause erklärt: er wolle nach Dresden reiten, um den Redakteur eines dort erscheinenden Journals ein Paar Ohrfeigen zu geben, weil derselbe eines seiner Gedichte getadelt, und sich dabei des Ausdruks bedient habe: „eine solche Poesie sei eben einen Heller werth.“ Der Redakteur erfuhr dieses und schrieb dem Prahler: „Ob es wahr sei, daß er nach Dresden reiten wolle, um ihm ein Paar Ohrfeigen zu geben?“ — die Antwort lautete:

„Wie können Sie, verehrtester Herr nur so etwas glauben? ich achte und liebe Sie seit Jahren! Uebrigens kann ich ja gar nicht reiten.

Als der Improvisator, Professor Wolff in Dresden eine Akademie veranstalten wollte, suchte er pflichtschuldigst um die polizeiliche Erlaubniß nach, welche ihm der eben so gebildete als humane Oberpolizeidirektor von O. auch sogleich ertheilte. Als er die sie nun aber auf dem Polizei-Bureau anzeigte, schnauzte ihn ein Unterbeamter an: „Wo hat Er denn aber seinen Gewerbeschein?“ —

Vor einiger Zeit stritten mehrere Wiener-Künstler darüber: „was in der Malerei durch naturgetreue Darstellung zu versinnlichen sei, was nicht?“ — „Einige behaupteten: „Es sei geradezu unmöglich: einen naturwahren Sonnen- Auf- oder Untergang zu malen, ja nicht einmal ein gewöhnliches Feuer ließe sich darstellen. „Possen!“ rief Einer: „Gebt mir ein Stük Kreide und ich entwerfe auf der Stelle ein ganzes Stuwer'sches Feuerwerk, daß Jeder von der Naturtreue überrascht sein soll.

Man hielt ihn beim Worte und der Spaßvogel zeichnete — einen aufgespannten Regenschirm.

Die köstlichste Persiflage, der Ekensteher-Literatur erlebte der Begründer derselben in Berlin! Während seiner letzten Anwesenheit daselbst kam ein sehr zerlumptes Mitglied der edlen, mit so vieler Vorliebe geschilderten Zunft zu ihm, und

---

**) „Nun! wenn Sie sie nicht fressen wollen, so mag sie die Katze fressen.“

erbat sich fünf Thaler. „Sie sind mich dieses Jeld schuldig!“ sprach der Skensteher, „also jeben Sie't mich! Sie haben viele Hundert an uns verdient, dadurch: daß Sie unsere Witze veröffentlicht haben, die wir im unbewußten Zustand der Trunkenheit von uns jejeben. Wenn Sie mich die fünf Thaler jeben, so will ik mir wieder betrinken und neue Witze machen, da können Sie ein neues Buch von mich schreiben und sich was verdienen.“

Ein wegen seiner kolossalen Grobheit in ganz Dresden bekannter Maurer wurde in Ludwig Tieks Wohnung beschieden um daselbst einen Ofen umzusetzen. Er erschien mit vielen Bücklingen und „Allerscheensten juten Morjens,“ verrichtete seine Arbeit auf das Beste und gab die artigsten Antworten auf die an ihn gerichteten Fragen. Als er sich wie er gekommen, mit vielen Bücklingen und tausend Empfehlungen für künftige Fälle zum Rückzuge anschickte, fragte ihn das Dienstmädchen ganz erstaunt: „Aber Meister ***, wie sind Sie doch auf einmal so höflich geworden?

„Ja sehen Sie liebes Mamsellchen, lautete die Antwort, das will ich Sie schon sagen, ich fürchte mich vor das älteste Fräulein, die liebe scheene Dame ist eine Schriftstellerin, und ich wünschte doch nicht gerne von das gute Kind als een grober, ungeschliffener Kerl abgeschildert zu werden, wenn sie einmal einen Maurer schildert.

„Ach Gott! versetzte das Dienstmädchen, das gute Fräulein Dorothea ist ja schon vor einem halben Jahre gestorben!“ —

„Was?!“ — fuhr der Maurer in seiner alten groben Weise auf — „was? todt ist de alte Schachtel? und ich habe mich vergeblich gefürchtet und bin umsonst höflich gewesen? I tausend Schwerenoth, des hätte ich wissen sollen, da hätte ich mir ganz anders benommen, und Sie dumme Gans! warum hat sie nicht früher den Schnabel aufgesperrt und mir nicht gesagt, daß ich mich nicht zu fürchten brauchte? Hol' euch alle mit einander Der und Dieser!“ und damit stürmte er zur Küche hinaus, die Thüre donnernd hinter sich zuwerfend, noch auf der Gasse immerfort brummend, und fluchend: „daß er umsonst höflich gewesen sei.“

J. P. Lyser.

Der Salon.

Mittheilungen

aus den Kreisen

der

Literatur, Kunst und des Lebens.

Unter Mitwirkung geachteter Schriftsteller

herausgegeben von

Sigm. Engländer.

III.

Wien 1847.

Bei Wittenbecher, Siegel und Kollmann.

Wollnerstraße, im ehemals Czernin'schen Palais.

Inhaltsverzeichniß.

	Seite
Die beiden Vagabonden. Novelle. Von Fr. Hebbel	1
Zweiter Akt des dramatischen Gedichtes „Donna Maria de Molina." Von Fr. Halm	19
Der erste Sonnenstrahl. Ein Märchen von Andersen	36
Blumen-Ballade. Von J. N. Vogl	40
Literatur-Skizzen. Von S. Engländer. I. Grabbe und Immermann	41
II. König Renés Tochter. Lirisches Drama von H. Hertz	44
III. Fr. Hebbel als Liriker	52
Verschlossen. Von And. Schumacher	57
Die Serapionsbrüder bei Lutter und Wegener. Eine Erinnerung aus dem Jahre 1821	57
Der treue Diener. Nach einer mündlichen Erzählung von E. T. A. Hoffmann	65
Heinrich v. Kleist. Ein Fragment nach den Mittheilungen einer Freundin	70
Im Arm der Liebe. Von Nordmann	74
Das alte und neue Theater in Hamburg	74
Norddeutsche Städte. I. Weimar. 1830	78
Die Weihe des Aeschylus. Nach einer Stelle von Pausanias. 1845. Friedrich Hebbel gewidmet. Von Emil Palleske	82
Die moderne Literatur	88
Lebenslied. Zum Männerchor geeignet. Von Eginhard	93
Der alte Bassi. Aus den Erinnerungen eines wandernden Enthusiasten	94
Das große Mosaikbild in der italienischen Kirche zu Wien	98
Eine traurige Berühmtheit	99
Ein paar harmlose Privatansichten. Von Josef Rank	102
Ein Künstler	104
Ueber den gegenwärtigen Zustand der Opern in Deutschland und Frankreich	106

Seite

Das deutſche Lied in neueſter Zeit 108

Wie ich meine Kinder erziehe. Von einem Tauben . . . 109

Ein Spielkamerad. Genrebild. Von J. Märzroth . . . 111

Ueber George Sands neue Novelle: „La Mare du Diable“ 113

Künſtler, Virtuoſen und Wunderkinder 117

Die deutſchen Schauſpieler. Sonſt und Jetzt 121

Die beiden Vagabonden.

Ein Fragment.

Von Friedrich Hebbel.

(1837.)

Es war in der alten guten Zeit. Noch saß der Teufel so ruhig und unangefochten auf seinem Thron, wie der liebe Gott; wenn es zu dunkler Nachtzeit in den Lüften rumorte, schrieb man das nicht den wilden Gänsen zu, sondern dem wilden Jäger, und griff nicht zur Kugelbüchse, sondern zum Rosenkranz; so armselig war keine Hütte, daß nicht zuweilen ein Gespenst, ein Todter, der nach Erlösung seufzte, in ihr einsprach, so winzig kein Berg, in dessen Klüften nicht irgend ein Geist sein Wesen trieb.

Ziemlich spät an einem rauhen Herbstabend trafen zwei junge Leute in einem Dorfe ein. Der eine war lang von Person, hatte ein schmales, ausgedörrtes Gesicht und häßliche lange Arme, die ungeschikt an seinem, wie auf der Folter ausgerekten Körper herunter hingen; der andere war klein und in seinem jetzigen Aufzug auch mehr abstoßend als anziehend, aber ein neuer Rok und ein paar gute Beinkleider hätten vielleicht etwas für ihn thun können. Beide gehörten einem Stande an, für den die Sprache bis jetzt keinen anständigen Namen aufzufinden gewußt hat; wollen wir unsre Freunde nicht Lumpen, Vagabunden und Landstreicher nennen, so müssen wir sie einstweilen ungenannt lassen. „Hör' einmal, Hanns" — sagte der Kleine zum Langen — „weißt du auch, was das ewige Hungern für Folgen hat?" „Ich habe Erfahrung, genug Jürgen um das zu wissen" — versetzte der Lange mit einer Art von Lachen — „bei Tage Mattigkeit in allen Gliedern, so daß man die schönste Dirne erbliken kann, ohne Wohlgefallen an ihr zu finden; bei Nacht Schlaflosigkeit und am Ende den Tod!" „Brav geantwortet, Junge," sagte der Kleine, „aber, hörst du nicht Gänse schreien? Ich denke, das siebente Gebot ist nicht gemacht, daß es Menschen tödten soll. Wie wär's, wenn wir irgend einen Hühnerstall mit unserm Besuch beehrten?" „Ich trau' unserm Glükstern nicht," erwiederte der Lange ernsthaft und verdrießlich, „haben deine falschen Würfel uns etwas Anderes als Ohrfeigen und Rippenstöße, die ich noch fühle, eingebracht? Wollte ein Mensch den Kater mit dem großen

Bart, den du für ein Wunder in seiner Art auszugeben dachtest, sehen? Brachte es dir eine Krume Brod ein, daß du jenem alten griesgrämlichen Hökerweibe von geträumten Nummern erzähltest?" „Die Talente unsrer Finger haben wir noch nicht ausgeübt," versetzte der Kleine, „man muß nicht Alles so schwarz ansehen, vielleicht sind sie einträglicher als mein Witz." „Verlaß dich darauf," entgegnete der Lange, „uns gelingt nichts." „Pfui, Heide," fuhr der Kleine hastig auf, „du bist ein Christ und kannst so kleinmüthig sein? Bei meinem Gewissen, nie werd' ich schlechter von meinem himmlischen Vater denken, als von meinem irdischen, der, obgleich er nur ein armer Schuster war, sich doch Tag und Nacht plakte und plagte, um seinem Jungen täglich den Bauch zu füllen. Die Gänse sind ordentlich ungeduldig, daß wir nicht kommen; folg mir, Kamerad, aus Religion folge mir!" Sie gingen weiter, der Kleine pfeifend und singend, der Lange einige Mal hustend und dazu fluchend, und kamen vor die Schenke des Dorfes, wo die Bauern sich regelmäßig alle Abend einfanden, um sich zu prügeln oder zu langweilen. In der räuchrigen Stube verbreitete ein flatternder Kienspan, der in einen Soden Torf gesteckt und auf den Ofen gestellt war, ein unbeständiges Licht; der vierschrötige Wirth stand mit auf den Rüken gelegten Händen vor dem großen Kachelofen; die Gäste saßen auf hölzernen Bänken umher mit Pfeifen im Munde, die bei einigen noch dampften, bei andern schon ausgegangen waren. Der Kleine hielt an und lauschte. „Hanns," rief er dann aus und that einen Sprung, „mir kommt ein besserer Einfall; wir gehen in die Schenke." „Und lassen uns wieder hinaus werfen, wie damals," sagte der Lange. „Ist heute der Todestag deiner Mutter, daß du so melancholisch bist, wie Einer, der gehenkt werden soll? Sieh' doch nur einmal ins Fenster und betrachte dir diese Gesichter. Sehen sie nicht alle aus, als sollten sie vor Langeweile zerspringen?" „Und was folgt daraus?" „Wir wollen ihnen die Langeweile vertreiben und Geschichten erzählen, und nenne mich deinen Bruder; wenn das uns nicht was zu essen einbringt." „Ich weiß Nichts zu erzählen!" brummte der Lange. „Das ist schlimm," versetzte der Kleine, „du siehst so interessant aus, als müßten dir die Geheimnisse aller Gefängnisse in einem Umkreis von hundert Meilen bekannt sein. Nun, laß mich nur machen; du kannst den Versteckten spielen, den Mann, der hinter dem Berge hält. Hier ist die Thür, Gott gebe nur, daß sie nicht verschlossen sei, wenn sie uns erst lange beleuchten, so lassen sie uns nicht ein, denn ein Wirth ist nicht wie der liebe Gott, vor dem kein Ansehen der Person gilt." Der Kleine öffnete die Thür mit möglichst wenig Geräusch. „Hör' du," flüsterte ihm der Lange grimmig ins Ohr, „die Tracht Prügel, der ich vermuthlich entgegen gehe, geb' ich dir doppelt zurük, sobald wir wieder allein sind. Wärst du nicht gewesen, so wär' ich bei meinem Meister geblieben und nun Gesell!" „Auf

die möglichen Grobheiten und Handgreiflichkeiten des rothhaarigen Schurken trinnen," versetzte der Kleine, „kann ich eben meine letzte Hoffnung. Vergreift er sich an mir, so fall' ich sogleich wie todt nieder, und werd' es schon einrichten, daß irgendwo Blut läuft. Dann steht es bei dir, wie besammernswürdig du den Zustand deines armen, gemißhandelten Freundes finden willst; ich will dem Kerl Schrek genug in die Glieder jagen, und bevor er sich zu einem Nachtessen und allem Uebrigen bequemt hat, erwoken mich drei Eimer Wasser nicht aus meiner Ohnmacht." Sie traten in die Gaststube und wurden von den Bauern neugierig, von dem Wirth finster betrachtet. Jürgens erste Frage war, ob nicht der berühmte Doktor Paracelsus im Dorfe wohne. Die Frage wurde verneint. Ob sie denn nicht im Dorf Theofrastika wären? Das Dorf führte einen ganz andern Namen. „O mein Freund," rief Jürgen nun aus, und fiel Hanns mit Leidenschaft um den Hals, „wie recht hast du, wenn du sagst, das Unglük verfolge uns. Alle bösen Geister durchkreuzen unsern Weg, und warum? weil wir einem Geheimniß auf der Spur sind, dessen Besiz sie doch dem König Salomon willig gönnten. Gewiß ist der Ziegenbok, der sich nachher in einen großen schwarzen Hund mit glühenden Augen und dann in einen langen finstern Schatten verwandelte, Niemand als der Teufel selbst gewesen, und nur unserm eifrigen Gebet haben wir es zu danken, daß er uns kein Leid zufügen konnte." „Ein Ziegenbok? Was ist euch mit diesem Ziegenbok passirt, mein Freund?" frug mit heiserer und vor Alter zitternder Stimme des Wirthes achtzigjährige Schwiegermutter, die, das weiße Haupt in die Hände gelegt und die welken Arme auf die Knie gestüzt, in einem Winkel kauerte. „Das Abenteuer ist wunderbar, aber vielmehr grauenhaft genug," entgegnete Jürgen und ließ sich hinter einem Tisch nieder, „aber gegen unsre übrigen Abenteuer verlohnt es sich kaum der Mühe, es zu erzählen. Besonders das Leben meines Freundes besteht aus einem Gewebe von fast lauter Unbegreiflichkeiten; aber freilich, wer, wie er bei seiner Seelen Seligkeit den Schwur unverbrüchlichen Stillschweigens hat ablegen müssen, der wird nichts verrathen." Aller Blike richteten sich bei diesen Worten auf Hanns; er seufzte und legte sein Gesicht auf den Tisch, was große Wirkung that. „Uebrigens," fuhr Jürgen fort, „hört man Begebenheiten, wie sie mir zugestoßen sind, auch nicht jeden Tag, und wenigstens bis heute habe ich mir das Recht zu bewahren gewußt, sie dem Bösen zum Trok unter Freunden mitzutheilen. Aber, Gott sei bei uns, da ist er, da ist er wieder!" Er deutete mit der Hand aufs Fenster; ein Ziegenbok schaute gravitätisch durch die dunklen Scheiben hinein. Der Bok gehörte dem Wirth; er hatte die Thür seines Stalls offen gefunden und war hinaus spazirt. Daran dachte aber kein Mensch, und selbst am folgenden Morgen, als das Räthsel sich aufklärte, bestand die Alte darauf, der Bok

müſſe geſchlachtet und mit Haut und Haar an einem Kreuzweg verſcharrt werden, der Teufel habe ihn gemißbraucht; ſie ruhte auch nicht, bevor es geſchah. Alle, Jürgen nicht ausgenommen, deſſen Lügen das Thier ſo unerwarteter Weiſe unterſtützte, ſchraken zuſammen, als ſie den Bok erblikten. Wenigen entging es, daß ſeine Augen glühten, wie Feuerräder, Einer hatte, wie ſich ſpäter ergab, ſogar bemerkt, daß er ſich hinten in einen Hund verlor, Jürgen ſah Hannß, der ganz blaß geworden war, triumfirend an, ſobald der Bok ſich wieder vom Fenſter zurükgezogen hatte. Die Bauern dachten nicht daran, zu ihren Weibern zurükzukehren, obwohl die gewöhnliche Aufbruchſtunde ſchon gekommen war; ſie mußten zuvor die Geſchichte des Fremden hören, auch zitterten ſie, draußen Einen zu treffen, dem ſie nicht gern begegneten, und der vielleicht wegen Grenzpfahlverrükungen und anderer Kleinigkeiten ein Sträußchen mit ihnen zu pflüken haben mochte. Sie ließen ſich friſches Getränk bringen; dies nahm dem Wirth die letzte Wolke des Unwillens gegen unſre Freunde von der Stirn, zuvorkommend ſetzte er ihnen Bier, Brod und kaltes Fleiſch vor, und verſprach ihnen ein Nachtlager obendrein, verlangte dafür aber von Jürgen, ſeinen merkwürdigen Lebenslauf zum Beſten zu geben. — Jürgen begann ohne weitere Vorrede: „Ich bin das unehliche Kind eines armen aber ſchönen Mädchens, und kann in Wahrheit nicht ſagen, wer mein Vater iſt, ſonſt würd' ich ihn aufſuchen und ihn unterſtützen, oder nach Befinden der Umſtände mich von ihm unterſtützen laſſen. Daß der reiche vornehme Kaufmann, auf den meine Mutter ausſagte, mein Vater ſei, kann ich nicht glauben; denn das eine Mal, daß ich ihn mit dem theuren Namen begrüßte, traktirte er mich mit Ohrfeigen und ſo ſpricht kein Vaterherz! Meine Mutter glaubte, als ſie mich geboren hatte, nichts Beſſeres thun zu können, als mit mir in einen Bach zu ſpringen; an der Ausführung dieſes ſchnöden Vorhabens hinderte ſie ein alter Doktor, der im Ruf eines Schwarzkünſtlers ſtand und für ſie und ihr Kind zu ſorgen verſprach, falls ſie ihm den Knaben in ſeinem ſiebenten Jahre übergeben wolle. Der Doktor hielt ſein Verſprechen, meine Mutter das übrige auch und ſo kam ich, als ich mein ſiebentes Jahr erreicht hatte, in des Doktors Hände. Anfangs fürchtete ich mich entſetzlich vor dem Doktor und wollte durchaus nicht bei ihm bleiben; er war ein kleiner, unheimlich-dünner Mann, und trug beſtändig einen ſchwarzen bauſchigen Rok von wunderlichem Zuſchnitt, in welchem er ſich mit ſeinem unveränderlichen leichenblaſſen Geſicht annahm, wie ein vor der Zeit aus dem Grabe zurükgekehrter Todter. Der Doktor wußte aber mit Kindern umzugehen; er gab mir Mandeln und Roſinen, machte mir allerlei Spielwerk, ſchenkte mir bunte Bilderbücher und ſpielte ſogar Verſteken und Hutebok mit mir, ſo, daß ich ihn bald von Herzen lieb gewann. Wie ich älter wurde, lehrte er mich Vielerlei, gab mir auch große Bücher

zum Studiren, woraus ich vornehmlich die Pflanzen und ihre verborgenen Eigenſchaften und Kräfte kennen lernte; nachdem ich dieſe Wiſſenſchaft erlangt hatte, ſchikte er mich auf die Berge, um in gewiſſen Stunden, die er mir genau bezeichnete, gewiſſe Kräuter und Mooſe zu pflüken, dabei ſchärfte er mir aufs dringendſte ein, mich aller Gedanken aus zweite Geſchlecht zu entſchlagen, ſonſt würden die Geiſter, die jene Kräuter bewachten, Macht über mich bekommen, mich überwältigen und tödten. Die Wahrheit iſt, daß die Kräuter ihre wunderbaren Kräfte verlieren, wenn eine unreine Hand ſie pflükt, ich glaubte meinem Herrn aber Alles, und hielt mich vollkommen überzeugt, daß an einen Fuß, ja an etwas noch Geringeres, unmittelbar mein Tod geknüpft ſei; daß ich mich bei dieſer Ueberzeugung wenig zum Küſſen aufgelegt fühlte, kann man ſich denken. Dies Leben führte ich lange fort, ohne mich nur darum zu kümmern, wozu denn mein Herr die Kräuter, die ich oft mit ſo viel Beſchwerde und Mühſeligkeit einſammeln mußte, gebrauche; ich dankte dem Himmel, wenn er ſich in ſein Laboratorium einſchloß, weil ich wußte, daß er mir dann in einigen Tagen nichts befehlen würde; ich aß und trank und war vergnügt. Eines Tags, als mein Herr ſich wieder zurükgezogen hatte, ging ich zufällig in ſein Studierzimmer und bemerkte dort ein kleines ſchwarzes Käſtchen, das ich noch nie bemerkt hatte; ein Schlüſſel ſtekte darin, ich konnte meiner Neugierde nicht widerſtehen, ich mußte es aufſchließen. Ich fand nichts darin als ein altes Buch; wie erſtaunte ich aber, als ich, wie ich das Buch aufſchlug, ſah, daß es die Anleitung enthielt, auf nächſtem Wege den Stein der Weiſen zu gewinnen. Ich fing an in dem Buche zu leſen, es ward mir aber dabei ganz peinlich zu Muth, mir war, als ob ich unſichtbar von einer fürchterlichen Geſellſchaft umgeben ſei, ich hätte das Buch gern wieder weggelegt, doch ich vermochte es nicht. Nach wenigen Minuten trat mein Herr herein, er warf einen fürchterlichen Blik auf mich und riß mir das Buch aus der Hand, er wurde aber gleich wieder freundlich, ſagte: wir ſprechen uns nachher, ſchloß das Buch ein und entfernte ſich. Mein Herr beobachtete jedoch ſeinem Verſprechen zuwider zu meinem größten Verdruß über das Vorgefallene das tiefſte Stillſchweigen; er ſetzte nicht einmal mehr den Unterricht über die natürlichen Dinge mit mir fort und ich ſah wohl, daß er nicht geneigt war, mir etwas von dem anzuvertrauen, was ich zu erfahren brannte. Er hätte mich gewiß von Herzen gern fortgejagt, wenn er meiner nicht zur Erlangung der ihm unentbehrlichen Kräuter bedurft hätte; da er aber alt und gichtbrüchig war, ſo konnte er nicht ſelbſt die Berge beſteigen und mußte ſich, ſo ſchwer es ihm ankommen mochte, freundlich gegen mich bezeigen. Ich nahm jetzt aber Zeit und Gelegenheit beſſer wahr, wie vorher; ich ſah meine Bücher mit ganz andern Augen an und ſtudirte nicht, wie ſonſt, blos deswegen darin, um den

Vorwürfen und Ohrfeigen des Doktors zu entgehen. Ich machte mich über ſeine Papiere her, ſo oft ich nur konnte, und ſchrieb mir die wunderbaren Rezepte ab; es gelang mir ſogar, mittelſt eines falſchen Schlüſſels mich Tage lang in den Beſitz jenes alten Buchs zu ſetzen und (hiebei ſah Jürgen mit ſtolzen Blikken im Kreiſe ſeiner Zuhörer, die aufmerkſam und ehrfurchtvoll an ſeinen Lippen hingen, herum) ich las es nicht ohne Frucht. Gar bald drang ich vor zur Kenntniß der vier Erden, die ſich in der heiligen Nacht bei einer durch die Knochen eines unſchuldigen Lammes genährten Flamme begatten müſſen, der güldene Löwe konnte ſich meinen ſpähenden Blikken nicht länger verbergen, und wie nah' ich dem letzten Geheimniß war, das zeigten mir die tükiſchen Streiche der immer wachſamen Geiſter, die mich irre zu machen ſuchten, weil ſie mich fürchteten. Da hatte ich das Unglük, mich zu verlieben. Ich nenne es ein Unglük, denn dieſer verwünſchte Umſtand iſt Schuld daran, daß ich mich jetzt in einer Lage befinde, wo ich für die Erreichung meines hohen Zweks wenig thun kann. Ich möchte raſend werden, wenn ich, der ich vielleicht nach Jahren im Stande ſein werde, ganze Miſthaufen, ja den Erdkörper, wofern ich dumm genug dazu wäre, in Gold zu verwandeln, des Morgens Hoſen anziehen muß, deren mancher Bettler, ich übertreibe nicht, ſich ſchämen würde; doch ich weiß, wer ich bin, und ertrage mein Schikſal mit Geduld, wie ſich's gebührt. Die Schönheit eines Mädchens riß mich hin; daß ſie lebhaften Antheil an mir zu nehmen, daß ſie nicht ohne mich leben zu können ſchien, behagte meiner Eitelkeit und brachte meine Sinne gänzlich in Verwirrung. Statt auf die Berge zu klettern, ſchlich ich mich eines Morgens, wo ſie in ihrer Hütte allein war, zu ihr. Leider hatte der Doktor, der mir, was dieſen Punkt anbelangt, nicht mehr trauen mochte, mir nachgelauert, er machte ſich ſogleich trotz ſeiner Krüken auf den Weg, um ſeinem Kräuter-Lieferanten in der Verſuchung beizuſteh'n, aber was half's dem armen gichtbrüchigen Mann? Er kam eben früh genug, um ſich mit ſeinen eigenen Augen zu überzeugen, daß er — zu ſpät kam! „Verfluchter," rief er aus und ſchäumte vor Muth, „nun komm' mir nicht wieder über die Schwelle." Im erſten Berger verſetzte er mir mit ſeiner Krüke einen derben Schlag über den Arm; dieſe Beſchimpfung unter den Augen meiner Geliebten war zu groß, das Blut empörte ſich in meinen Adern, ich ergriff ihn bei ſeinem langen Bart, und hätte ihn gewiß zu Boden geworfen und mit Füßen getreten, wenn mir nicht plötzlich eine wirkſamere Art, Rache zu üben, in den Sinn gekommen wäre. „Ich gehe zum Doktor Paracelſus, flüſterte ich ihm zu, und bringe dem das Rezept der grünen Erde." Der Doktor wurde noch bleicher als er immer war und ſtarrte mich an; dann aber ſchlug er eine gellende Lache auf und rief: „Ei, junger Thor, ich weiß wohl und hab's dir ſelbſt geſagt, daß dem alten Pa-

racelsus nur noch die grüne Erde fehlt, um in den Tiefen und Abgründen der Natur zu dringen wohin es ihm beliebt; aber eben die grüne Erde — ha! ha! ha!" Jetzt rannte ich dem Doktor drei chaldäische Worte ins Ohr, die keine sterbliche Zunge nach Sonnenuntergang aussprechen darf; da mochte ihm eine Ahnung aufgehen, wie weit der faule Mensch, dem er Jahrelang kaum durch den Ochsenziemer einige Neigung für die Wissenschaften hatte beibringen können und den er zu sehr verachtet hatte, um es nöthig zu finden, vor ihm etwas zu verbergen, während der letzten Zeit in sein Thun und Treiben eingedrungen sei. Er warf sich vor mir auf die Knie, und beschwor mich, ihm nicht durch unzeitige Entdekung den Preis eines langen, mühevollen Lebens zu entreißen; er bat mich, mit ihm zurükzukehren und versprach mir, mich in alle seine Geheimnisse einzuführen. War es Trotz, der sich nicht bezwingen lassen wollte, oder war es Furcht, die mich von der Rachsucht und dem Neid des unheimlichen Alten das Aeußerste befürchten ließ, ich weiß es nicht, genug, ich verweigerte fest und bestimmt jede Aussöhnung. Da sprang er rasch vom Boden auf, als ob er wieder Jüngling geworden wäre; über sein Gesicht flammte eine wunderliche Röthe und seine Augen schossen Blitze, es war, als wollte der böse Feind selbst mit all seinen Schreken hervortreten aus des alten Mannes schwacher, gebrechlicher Gestalt. „O du verruchter Satan," rief er mir mit einer Donnerstimme zu, „ich hab's wohl gedacht; hätt' ich dir doch gestern den Trank gegeben, den du heute Abend zum Dank für deine Hinterlist in deinen Wein empfangen solltest, dann könntest du im Bauch des Kirchhofs gegen deine Sargnachbaren ausplaudern, was du zu wissen meinst! Ach, daß gerade heute das wunderbarste aller Moose in die Blüthe treten mußte, und daß ich außer dir Niemand hatte, der es pflüken konnte!" Nun war es ordentlich, als ob er wieder zusammen knikte, er stieß einen tiefen Seufzer aus, griff nach der Krüke und schlich sich keuchend fort. Jürgen machte eine Pause und trank, wie zur Erholung auf den in der Erinnerung noch einmal überstandenen Schrek ein Glas Bier. Der Wirth, der während des Fortgangs der Erzählung im Zweifel, wie die übrigen Anwesenden im Glauben erstarkt war, ergriff diese Gelegenheit, einen garstigen Einwurf vorzubringen. „Ihr nanntet," hob er an, „vorhin eure Liebschaft ein Unglük; mir scheint ein Unglük, das dem Menschen das Leben rettet, kann er sich wohl gefallen lassen." Hannß hustete und strich sich mit der Hand über die Stirn; Jürgen aber, statt in Verwirrung zu gerathen, versetzte mit unvergleichlicher Unverschämtheit: ihr habt Recht und fuhr ruhig fort. „Nun kann es sich leicht denken, daß ich, eben im Begriff, Berg- und Felsspitzen zu erklimmen, nicht sonderlich gekleidet war; demnach fühlt' ich mich nicht im Geringsten versucht, das Haus des Doktors mit einem Fuß wieder zu betreten. Ich gab meinem Mädchen einen

letzten Kuß, das arme Kind mochte fühlen, daß es ewigen Abschied gelte und hielt mich fest; ach, ihrer Leidenschaftlichkeit habe ich diesen abscheulichen Riß in meinem Mannsgut zu danken! Ich eilte zu meinem Freunde; er lebte damals — jetzt sieht man's ihm nicht recht mehr an — in wahrhaft glänzenden Verhältnissen! Doch er liebte mich; Bruder, rief er aus, ich begleite dich bis an's Ende der Welt, und umarmte mich mit einem Ungestüm, daß ich, ich hab' nicht die Brust eines Riesen, nicht zum zweiten Mal so umarmt zu werden wünsche. Nun begaben wir uns sogleich auf den Weg, um den Doktor Paracelsus so schnell als möglich zum glücklichsten der Sterblichen zu machen. „Wie weit haben wir noch bis Theofrastica?" Die Bauern schüttelten den Kopf; keiner hatte den Namen eines solchen Orts jemals nennen gehört. „Gott steh' uns bei," wehklagte Jürgen, „so hat der Feind uns die ganze lange Zeit hindurch, daß wir auf der Wanderung sind, getäuscht; noch am Eingang dieses Dorfes begegnete uns ein einäugiger Mann mit gestreiften Beinkleidern und versicherte uns, wir wären am Ziel." „Himmlische Gerechtigkeit!" rief einer der Bauern aus, „ich wollte schwören, das wäre mein alter Großvater gewesen, aber der kommt schon seit einem halben Jahr nicht mehr aus der Stube." „Der Böse nimmt eine Gestalt an wie er will," versetzte Jürgen; „mein Freund hat's erlebt, daß er ihm als sein leibhaftes Konterfei entgegen getreten ist, und ihm erst verliebte Küsse, dann den Kopf zugeworfen hat." Es war spät geworden, recht schadenfroh heulte der Wind um's Haus und warf die Regentropfen an die Fenster, nicht ohne Herzklopfen dachten die Bauern an ihren Heimgang in der finstern Nacht, aber sie mußten sich doch zuletzt entschließen, und brachen nicht, wie sonst, Einer nach dem Andern, sondern friedlich und freundschaftlich alle auf einmal auf. Nur ein einziger Mann blieb zurück; dieser hatte sich den ganzen Abend vor den Uebrigen dadurch ausgezeichnet, daß er sein Bier aus dem größten Glase trank, daß er den meisten Qualm aus seiner Pfeife jagte, und daß er seinen breitgekrempten Hut keinen Augenblik vom Kopf herunter that. Er war starknochig und vierschrötig; sein breites, volles Gesicht war ein vollkommen glaubwürdiges Attestat, das der dankbare Magen über die regelmäßig empfangenen Futterlieferungen ausgestellt hatte; ein gewisser alberner Stolz, der sich vergebens durch die diken, aufgequollenen Züge Bahn zu brechen suchte, bezog sich wohl auf einige klingende Thaler in der Tasche oder auf einen fetten Ochsen im Stall. Der Mann trat auf Jürgen zu, legte ihm plump die Hand auf die Schulter, sah ihn eine Zeitlang mit lächerlichem Ernste an und fragte ihn dann: „Junger Mensch, seid ihr euerer Sache gewiß, ich meine, daß ihr Geld machen könnt?" „Wäre ein Kruzifix bei der Hand," entgegnete Jürgen vernehmend, „so könnte ich, wofern es mir beliebte, euren Zweifel durch einen Schwur entkräften." „Es ist kein

leichtes Stük Arbeit," bemerkte der Andere. „Es geht, erwiederte Jürgen, auch keineswegs so schnell von Statten, wie man etwa eine Bratwurst stopft oder Schinken in den Rauch hängt!" „Könnt ihr euch wohl einen Tag im Dorf aufhalten?" „Was meinst du Freund," sagte Jürgen, indem er sich zu Hanns wandte. „Unsre Zeit ist kostbar," erwiederte Hanns langsam, „doch, wenn's nicht länger ist —" „Gut, versetzte der starknochigte Mann, morgen in aller Frühe bin ich wieder hier, bis dahin laßt euch im Wirthshaus nichts abgehen, ich bezahle Alles." Er rückte vor Jürgen ein klein wenig den Hut und ging, ohne von Hanns Notiz zu nehmen, hinaus, der Wirth folgte ihm mit dem Licht. „Wer war der Mann?" fragte Jürgen lauernd, sobald der Wirth zurük kam. „Es ist der Meister Jakob, versetzte der Wirth, unser Hufschmied und der einzige Hufschmied in einer Runde von drei Meilen. Diesem Umstand allein hat er es beizumessen, daß sich seiner Ungeschliffenheit und närrischen Hoffart ungeachtet, seine Kundschaft nicht vermindert. Man kann doch nicht immer eine Reise von einigen Stunden darum thun, wenn man ein Roß beschlagen lassen will." „Der Meister Jakob," sondirte Jürgen weiter, „ist wahrscheinlich reich, und macht sich deßwegen nicht viel aus seiner Schmiche und seinen Kunden!" „An Vermögen fehlt es ihm freilich nicht," entgegnete der Wirth und begann, für seine beiden Gäste hinter dem Ofen eine warme Streu einzurichten, „doch, das ist der Grund nicht, weßhalb er Hammer und Amboß über die Achsel ansieht." „Ei, was denn?" fragte Jürgen mit einer Hast, die von dem gleichgiltigen Ton, in dem er bisher das Gespräch geführt hatte, gar sonderbar abstach. „Der Meister Jakob verzehrt viel Geld bei mir," versetzte der Wirth, „doch, das soll mich nicht abhalten, mit der Sprache gerade heraus zu gehen. Mit einem Wort, er ist der größte Narr unter der Sonne. Dieser Mensch, der so dumm ist, daß ihn ein Kind überlistet, bildet sich ein, er sei zu großen Dingen berufen und die Welt werde noch einmal über ihn erstaunen. Ihr lacht, man sollte es nicht für möglich halten, und doch ist's wahr. Fragt man ihn, was er denn von sich und der Zukunft erwartet, so gesteht er ohne Umstände ein, er wisse es selbst nicht, aber das Alles, setzt er dann mit listig zugekniffenen Augen hinzu, wird sich zu seiner Zeit schon finden." „Welche Thorheit für einen Mann, dessen Haare sich schon grau färben," sagte Hanns. „Nicht zu vorschnell," unterbrach ihn Jürgen mit Würde, „ich fühle mich zu diesem Mann wunderbar hingezogen. Vielleicht hat das, was die Welt Thorheit und Wahnsinn schilt, einen tieferen Grund. Oft bleiben die Ohren der Weisen verschlossen und den Einfältigen offenbart sich der Himmel!" „Dagegen läßt sich nichts einwenden," sagte der Wirth mit einem schlauen Lächeln, „denn es steht in der Bibel." Hierauf wünschte er Hanns und Jürgen eine gute Nacht und begab sich in ein anstoßendes Gemach zu seiner Frau,

die, weil sie sich nun einmal bei Licht des Schlafes nicht erwehren konnte, regelmäßig einige Stunden vor ihrem Mann zu Bette ging. Kaum war er fort, als Jürgen jubelnd in der Stube herum zu springen und alle Zeichen einer ausgelassenen Freude von sich zu geben begann. „Still doch Mensch, still doch," wikperte Hanns, „wenn du das Lärmen und Handthieren nicht einstellst, so wirst er uns noch um Mitternacht aus der Thür." „Grützkopf," versetzte Jürgen, „ich wette, du ahnst es gar nicht, daß wir heut Abend den Stein der Weisen gefunden haben!" „Ich verstehe dich wohl," erwiederte Hanns, „denn ich kenne deine Frechheit; aber ich übersehe eben so wenig, daß wenn wir uns bei Meister Jakobs Thorheit in die Kost legen, seine Weisheit plötzlich einmal erwachen und uns eine garstige Zeche abfordern wird, die er dann vermuthlich mit einer Eisenstange eintreibt." „Was thäte das Kerl!" unterbrach ihn Jürgen, „ich denke, dein Rüken ist lange genug dein Zahlmeister gewesen, um auf so etwas gefaßt zu sein. Diesmal aber fürchtest du, wo nicht zu fürchten ist. Ich habe einen Plan, einen Plan —— Hanns, seit ich diesen Plan ausgeheft, muß ich auf jeder billigen Wagschaale um zehn Prozent im Werth gestiegen sein!" „Wie du nur solch' eine Geschichte so in einem Athem zusammen lügen konntest," sagte Hanns kopfschüttelnd, „ich muß bekennen, so lange du erzähltest, lag ich in einer Art von Fieber, denn endlich, dachte ich, muß der Krug, der so unmenschlich lek zu Wasser geht, doch wohl brechen!" „Erzählen ist eine Kunst, die sich von meiner Großmutter her auf mich vererbt hat," entgegnete Jürgen, „und Wunderdinge erzählen sich am leichtesten, da Niemand verlangen kann, daß man sie ihm erkläre. Uebrigens war's ja, Kleinigkeiten und die nöthigen Vergoldungen abgerechnet, wirklich meine Lebensgeschichte. Setze an die Stelle des Doktors den geizigen Apotheker, zu dem mich mein Vater in die Lehre that; nimm den Kräutern, die ich sammeln mußte, ihre edelsten Kräfte und lege ihnen die gemeinen schweißtreibenden und abführenden bei; entzieh' meiner Liebschaft etwas von ihrem Glanz und mache sie zu einem vertraulichen Verhältniß zu der Magd im Hause, das der Apotheker am Lehrling nicht dulden wollte, weil er es sich selbst wünschte; besonders aber zieh' über deine glänzenden Verhältnisse einen Strich und erinnere dich, daß du bei deinem Meister, dem tauben Grobschmied blos arbeiten, aber nicht essen solltest, bleibt dann noch etwas zu verändern übrig?" „Ich wollte doch," entgegnete Hanns und kratzte sich hinter den Ohren, „ich wär' bei dem Meister geblieben, dann wär' ich nun bald Gesell! Du machtest mir, als dein Herr dich aus der Thür geworfen, und dein Vater dir die seinige vor der Nase zugeschlagen hatte, eine so lekere Beschreibung von der Freiheit, daß mir das Maul darnach wässerte, wie nach einer Marinkgand. Hol' der Teufel die Freiheit, die dem Menschen nicht bringt, als Hunger und Durst

und die Aussicht auf ein Gefängniß! Ich sehne mich ordentlich nach Arbeit, und während du dem Meister Jakob Sold machst, möchte ich ihm wohl Hufeisen, Nägel und Radfelgen verfertigen." „Deine niederträchtigen Geschicklichkeiten werden uns am Ende noch verrathen" fuhr Jürgen auf „nun komm her, und streke deine faulen Knochen aufs weiche Stroh; so gut haben wirs lange nicht gehabt. Der Ofen ist noch so warm, daß ich die Hand nicht daran halten kann; wie das behagt!" Ermüdet, wie sie waren, schliefen sie bald ein; nach Verlauf von ungefähr einer Stunde wurde Jürgen durch ein ängstliches Aechzen und Stöhnen seines Gefährten geweckt. Verdrießlich über die Störung seiner nächtlichen Ruhe, stieß er Hanns derb mit dem Ellbogen in die Seite; wie ward ihm aber, als er Diesen „ach Gott, ach Gott" rufen, und alle Gebete, die er von Kindesbeinen an auswendig gelernt haben mochte, unter lautem Zähnklappern hersagen hörte. Jürgen konnte sich des Lachens nicht erwehren. „Dem träumt gewiß, er wird gehenkt" dachte er „weil ich gestern Abend von den Gänsen sprach; einen betrübteren Kameraden hätt' ich nicht finden können." Dann ergriff er ihn beim Arme, schüttelte ihn, und rief: Kerl, ermuntere dich doch! „Du bists?" sagte Hanns, und holte einen tiefen Seufzer. „Wer sollt's Anders sein?" versetzte Jürgen. „Entsetzliche Dinge hab' ich überstanden!" sagte Hanns. „Du hast davon geträumt!" verbesserte Jürgen. „Nein, nein!" fiel ihm Hanns mit Heftigkeit in die Rede „ich möchte sagen, ich wär' vor Angst gestorben, wenn ich nicht noch lebte. Nur kaum hatte ich die Augen geschlossen, da kam Etwas zu mir heran, und legte sich auf mich wie Blei, daß ich kein Glied zu rühren vermochte, und zu ersticken meinte." „Du lagst vermuthlich auf'm Rücken" sagte Jürgen spöttisch „und da drückte dich dein eigen' Blut, wie mein Herr, der Apotheker, zu sagen pflegte." „Deinem Herrn, dem Apotheker" entgegnete Hanns gereizt „schlüge ich drei Zähne aus, wenn er mir weismachen wollte, daß das Blut eines Menschen, das am Tage so wenig eine Last für ihn ist wie die Luft, bei Nacht ins Gewicht fällt wie ein Mühlstein! Die Nachtmähr' wars, die mich ritt; ich hab' das abscheuliche Ungeheuer ja selbst gesehen, sie hatte ganz kleine Zähne und eine hellrothe Zunge, die ihr ellenlang aus dem Rachen hing, und einen bläulichen Glanz ausströmte. Ich erkannte sie sogleich, denn meiner Mutter Bruder, der alte Christian mit dem lahmen Fuße, hat sie mir schon beschrieben, als ich noch auf den Armen getragen wurde. Das war aber noch nicht genug. Wie ich dies Ungeheuer anstiere, und mich, in Erwartung eines unfehlbaren Todes, auf Stoßgebete besinne, fällt eine halbe Legion von häßlichen Teufeln über mich her, und quält mich. Einer davon versetzte mir einen solchen Stoß in die Seite, daß mir alle Knochen

trachten. Es ſchmerzt mich noch in den Kaldaunen!“ „Nun, das nenne ich eine Narrheit!“ rief Jürgen, und hielt ſich den Bauch „die ſich am Markte ſehen laſſen darf, denn ſchwerlich findet ſie ihres Gleichen.“ „Du weißt“ verſetzte Hanns zornig „daß ich um Foppereien nicht viel gebe, und am wenigſten zur Nachtzeit, wo ich entweder ſchlafe oder verdrießlich bin. Will mir Einer abſtreiten, was ich geſehen habe, ſo laſſ' ichs gelten, denn das Auge kann ſich täuſchen, beſonders im Finſtern; wer mir aber meine Haut, mein Fleiſch und Bein zu Lügnern machen will, dem tränk' ich's ein. Die Prügel, die Striemen nachlaſſen, hab' ich wirklich bekommen, und du ſollſt mir an die Teufel glauben, weil ich den Stoß noch fühle!“ „Blix, alle Wetter!“ fuhr Jürgen auf „ſo nimm doch Vernunft an, den Stoß brachte dir ja Niemand bei, als ich. Dein vermaledeites Stöhnen hatte mich aus dem Schlafe geweckt, deshalb war ich erboſt auf dich!“ Hanns hatte keine Zeit, ſeine Verwunderung zu bezeigen; ein ſonderbares Geräuſch, das ſich draußen unter dem Fenſter vernehmen ließ, bewog Beide zum Schweigen und Aufhorchen. Es dauerte nicht lange, ſo wurde das Fenſter geſchikt aufgemacht, und eine Geſtalt bemühte ſich, hinein zu ſteigen; ſie hatte aber kaum ein Bein hereingebracht, als Jürgen, der hurtig aufgeſtanden und heran geſchlichen war, dies umklammerte, und dann aus Leibeskräften ſchrie: Diebe! Diebe! Auf dieſen Ruf wurde der Wirth alsbald munter, und ſtürzte in die Stube. „Stekt nur ſchnell einen Span an!“ rief Jürgen ihm entgegen „ich halt' den Burſchen ſchon, ſo unſanft er mir auch mit dem beſtiefelten Fuße liebkoſet. „Ich habe eben ſeine beiden Fäuſte gepakt“ ſetzte Hanns hinzu „er kann jetzt, wie Ihr hört, nur noch wimmern und fluchen.“ Der Wirth kam mit einem brennenden Spane zurük; der flakernde Schein deſſelben fiel auf ein ſpitziges, hageres, welkes Geſicht. „Iſt es denn möglich!“ rief der Wirth aus, ſo wie er den nächtlichen Gaſt ins Auge faßte „Liſe, Weib, das iſt ja dein leiblicher Bruder!“ „Leider, Schwager, bin ichs“ ſtöhnte der Gefangene „thu mir die Liebe, und mach' nicht ſo viel Lärm.“ „O der niederträchtige Filz“ knirſchte die Frau, die mittlerweile ebenfalls herbei geeilt war „gewiß hat er die zwanzig Gulden, die er dir geſtern endlich für den ſchon im Sommer gekauften und verzehrten Ochſen ausgezahlt hat, wieder holen wollen.“ „Schweſter, ich beſchwöre dich, ruinire mich nicht durch Schimpfen“ wimmerte der noch immer halb im Zimmer und halb draußen befindliche Dieb „was ich gewollt habe, kann dir einerlei ſein, du ſiehſt, es iſt mir mißglükt.“ „Wär' 's nicht eine Schande für mich ſelbſt“ ſagte der Wirth, und kniff, vor Zorn über und über glühend, den Schwager in die Ohren „ſo würde ich den Hund einſtweilen in den Keller ſtekn, und ihn morgen, am hellen, lichten Tage, gebunden an Händen und Füßen, zum Schulzen ſchleppen.“ „Jetzt“ unterbrach ihn

Jürgen „spazirt er auf ein Viertelſtündchen herein, und wird gehörig abgegerbt, und wofern er ſich den geringſten Schrei erlaubt —“ „Schreien werd' ich nicht“ verſicherte der Hagere, ihm ſchnell ins Wort fallend „die Nachbarn würden mich an der Stimme erkennen. Darf ich dich aber bitten, lieber Schwager“ ſetzte er mit weinerlicher Stimme hinzu „ſo laſſ' uns den Handel im Dunkeln abmachen, damit mich der Nachtwächter, wenn er vielleicht bei dir die Stunde abrufen ſollte, nicht ſieht, du weißt, in meiner Handthierung bedarf ich des guten Leumunds, und ich werde mich dir mit einem Scheffel Kartoffeln dankbar bezeigen.“ „Fort mit dir!“ fuchte der Wirth, und gab ihm einen Stoß vor die Bruſt, daß er aus dem Fenſter flog wie eine hölzerne Puppe. Der Wirth begab ſich nun wieder in ſein eheliches Gemach, jedoch nicht, ohne den Freunden ſeinen lebhafteſten Dank zu bezeigen; ſie hätten, meinte er, diesmal ſeinen wachſamen Hund, der leider vor einigen Wochen krepirt ſei, aufs beſte erſetzt. „Da haſt du das Schickſal“ ſagte Jürgen zu Hannß, als ſie ſich wieder auf der Streu dehnten „vor drei Stunden faſt ſelbſt Diebe, und nun nicht blos ehrliche Leute, ſondern noch etwas mehr als ehrliche Leute, den Gottloſen ein Gräuel, den Sündern ein Stein des Anſtoßes, über den ſie Hals und Bein brechen.“ Am anderen Morgen hatten ſie nur kaum ihre Dierſuppe und einen lekeren Eierkuchen, den die Wirthin aus Dankbarkeit dem Frühſtüke hinzufügte, verzehrt, als Meiſter Jakob hereintrat. Er hatte ſich friſch raſirt und ſich die Nägel beſchnitten, ein Umſtand, der Jürgen nicht entging, und auf den er das gehörige Gewicht legte. Beim Eintritte nahm er den Hut ab, ſetzte ihn indes gleich wieder auf, und ſtekte, bevor er ein Wort ſagte, ſeine Pfeife an. „Wiſſ't Ihr auch“ begann er nun, nach den erſten erquiklichen Zügen, mit einer wichtigen Miene zu Jürgen „was mir geträumt hat? Ich ſah Euch, ſo kam es mir vor, gewiß und wahrhaftig! Gold machen. Es waren lauter gehenkelte Dukaten, wie meine Tochter einen um dem Halſe trägt, und Ihr ſtandet an einem großen Tiſche mit Löwenfüßen, und betriebt Euer Geſchäft. Euer Kamerad ſtand neben Euch, aber der ſchaute eben ſo dumm drein, als ich ſelbſt.“ „Das iſt ein einfältiger Traum“ verſetzte Jürgen vornehm „aus dem Schmelztiegel gehen wohl zuweilen Goldbarren hervor, doch niemals Dukaten. Und was meinen Kameraden anlangt, ſo möchte ich in der entſcheidenden Stunde lieber dies oder jenes Kräutlein entbehren, als die Kraft ſeines Gebets.“ „Mit Gebet wird das Werk vollbracht?“ fragte Meiſter Jakob voll Erſtaunen. „Habt Ihr etwa erwartet, durch des Teufels Liſt und Gewalt?“ erwiederte Jürgen bitter. „Ihr nehmt mir dadurch eigentlich einen Stein vom Herzen“ ſagte Meiſter Jakob „man iſt nun einmal gewohnt, dem Teufel das Goldmachen und dergleichen zuzuſchreiben.“ Es entſtand eine Pauſe.

„Meiſter“ hub Jürgen darauf wieder an „Ihr erſuchtet uns geſtern Abend, einen Tag im Dorfe zu verweilen. Es liegt Etwas in Euerem Geſichte, was mir ſogleich gefiel, d'rum ſagten wir Euch zu. Gleichwohl muß ich bekennen, daß mich dieſe Willfährigkeit jetzt gereut. Der Menſch muß ſein Ziel verfolgen, wie der Jäger das Wild, ſonſt entgeht es ihm gar zu leicht. Seid ſo gut, und ſagt uns ohne weiteren Aufenthalt, was Ihr von uns verlangt, damit wir fürbaß wandern können. Der Boden brennt mir unter den Füßen.“ Meiſter Jakob huſtete, und ſah den Wirth an; dieſer verſtand den Wink, und ging hinaus. „Gold machen“ begann er nun verlegen „iſt eine ſchöne Kunſt, und es iſt einem Familienvater, einem Manne, der Jahr aus, Jahr ein den ſchweren Schmiedehammer ſchwingen muß, wohl nicht zu verargen, wenn er ſie erlernen möchte.“ „Das geht nur unter gewiſſen Umſtänden“ unterbrach ihn Jürgen achſelzuckend „in welchem Monate ſeid Ihr geboren?“ „Im April.“ „Dankt Euerer Mutter noch im Grabe dafür“ fuhr Jürgen fort „hätte ſie Euch im März oder gar im Mai in die Welt geſetzt, ſo hätte der Mops, der unter dem Ofen liegt, gerade ſo viel Ausſichten, wie Ihr. Hoffentlich habt Ihr Euere Hände nie mit Menſchenblut befleckt, d. h. Ihr ſeid kein Mörder und Todtſchläger?“ „Bewahr' Gott, nein!“ „Und habt Ihr Muth? Wenn Euch plötzlich einmal ein Kopf mit einer Naſe von zwei Ellen Länge über die Schulter guckte, oder wenn zehn Finger vor Euch in der Luft herumkreuzten, ohne daß Ihr einen Arm, geſchweige einen Körper, dem ſie angehören möchten, erblicken könntet — würdet Ihr dem Schreke nicht erliegen?“ „Geſchieht das denn zuweilen?“ fragte Meiſter Jakob. „Ich kann Euch wenigſtens nicht verſprechen, daß es nicht geſchieht“ erwiederte Jürgen. „Ihr ſeht, ich bin aufrichtig gegen Euch.“ „Ich glaube nicht“ verſetzte Meiſter Jakob nach einer Pauſe der Ueberlegung „daß mir ſolche Widerwärtigkeiten begegnen werden. Ihr denkt vielleicht, daß ich nur ſo in den Brei hinein tappe, daß ich blos, weil ich ihn fliegen ſehe den Vogel, zu fangen meine. Dann wäre ich ein Narr. Nein, Gottlob die Sache iſt anders. Von Kindesbeinen an weiß ich, und bin aufs Ueberzeugendſte davon vergewiſſert, daß ich zu etwas mehr, als zum Brodeſſen beſtimmt bin. Während meine Mutter mit mir ſchwanger ging, träumte ihr drei Mal — merkt es wohl, drei Mal hintereinander — ſie würde von einem Gerſtenkorne entbunden, und dies verwandelte ſich in eine Perle. Damals war hier im Dorfe eine weiſe Frau, der erzählte meine Mutter ihren Traum, damit ſie ihn auslege. Die ſagte ihr, ſie werde ein Kind mit ſonderbaren Gaben gebären, ein Wunderkind. Dieſe nämliche Frau ſagte ihren eigenen Tod voraus, und er traf richtig ein. Als ich nun zur Welt kam, da war ich gleich ſo dik und fet, daß meine Mutter die Proſezeiung der weiſen Frau gar nicht mehr in Zweifel zog. Aber

wie ich größer wurde, da wollte jederman, und vornehmlich mein Vater, ein harter, unbilliger Mann, finden, ich ſei eigentlich äußerſt ungelehrig und ungeſchikt, und ich hieß der dumme Jakob. Dies zog ich mir einmal an einem Abende zu Gemüthe, wollte das Hühnel, das meine Mutter mir heimlich gebraten hatte, nicht eſſen, und begann bitterlich zu weinen. Meine Mutter trat zu mir, und fragte: Jöbſtchen, warum weinſt du? Ach, ſchluchzte ich, weil die Leute ſagen, daß ich ſo dumm bin. Damals hielt ich mich nämlich wirklich für dumm. Kind, verſetzte meine Mutter, und putzte mir mit ihrem Saktuche die Naſe, kehre dich nicht an die Leute. Ich weiß es wohl, daß dir die verwetterten krummen Dinger, die Buchſtaben, nicht in den Kopf wollen. Was thuts? Als ich jung war, da überließ man das Buchſtabiren den geiſtlichen Herren und denen, die es werden wollten, und die Welt ging nicht ſchlechter darum. Dein Vater berühmt ſich, er habe in deinen Jahren ſchon gleich dem beſten Geſellen ein Hufeiſen aus dem Feuer ſchmieden können. Du kannſt es freilich nicht, nun, daraus folgt, daß etwas Anderes, als ein gemeiner Grobſchmied, in dir ſtekt. Hierauf erzählte ſie mir haarklein Alles, was ſich zwiſchen ihr und der weiſen Frau zugetragen hatte, und ſuchte mich von der Wichtigkeit meiner Perſon zu überzeugen. Trotzig und verſtokt, wie ich vom Weinen und Heulen war, koſtete es ihr viele Mühe; endlich gelang es ihr, ich aß und trank, und legte mich ſchlafen. Das Ding brannte mir wie glühend' Eiſen im Kopfe, ich hätte gar zu gern Etwas davon begriffen. Da ich aber nie ein Freund vom Grübeln geweſen bin, ließ ichs bald ruhen, und verließ mich, wie in hundert anderen Fällen, auf meine Mutter. Doch unterließ ich nicht, mich ſelbſt an Leib und Seel' zu unterſuchen, und meine Gaben für das Außerordentliche zu prüfen. Anfangs — noch jetzt muß ich über dieſe kindiſche Thorheit lachen — glaubte ich ſteif und feſt, das ganze Wunder läge in meiner beſonderen Fertigkeit, Buben, die mich verhöhnten, die Ohren zu zwiken. Wie ich vernünftiger wurde, und einen Bart bekam, hoffte ich auf Glük im Würfelſpiele. Vielleicht, dachte ich ſpäter, kannſt du Blinde ſehend machen, aber ſie blieben blind, wenn ich ſie berührte. Mein Vater zwang mich, ſein Handwerk zu erlernen, auch hab' ich nach ſeinem Tode die Schmiede übernommen, und ihr, wiewohl nicht ohne Widerwillen, ſeither vorgeſtanden. Ich muß bekennen, mein Glaube an die Weiſſagung iſt in den letzten zehn Jahren etwas heruntergekommen; auch iſt das wohl bei einem Manne, der die Fünfzig überſchritten hat, ohne ein Titelchen von ſeiner geringſten Hoffnung erfüllt zu ſehen, ſehr natürlich. Aber als ich geſtern Abend vom Goldmachen ſprechen hörte, da ging mir plötzlich wie ein Licht auf, und' — Meiſter Jakob ſtokte, und ſah Jürgen an. Jürgen ſtellte ſich mit kreuzweis über die Bruſt gelegten Armen vor

seinen angehenden Disziplus hin, schaute ihm so lange kek und scharf in die Augen, bis er sie verwirrt niederschlug, und fragte ihn dann in so tiefem Basse, als er seinem Organe abzwingen konnte: Freund, Ihr habt Glauben, habt Ihr aber auch Geduld? „Nicht viel!“ versetzte Meister Jakob, rascher und bestimmter, als es Jürgen lieb war. „Und doch liegt zwischen Säen und Ernten lange Zeit!“ bemerkte Jürgen. „Hier ist ja von Wunderthun die Rede!“ entgegnete Meister Jakob. „Nicht doch!“ erwiederte Jürgen mit finsterem Gesichte „es handelt sich hier blos um einen Blik ins Kochbuch der Natur, der freilich nicht jedem Auge verstattet ist. Kennen wir aber einmal die Art und Weise, so gewinnen wir den Erden auf dem nämlichen Wege das goldene Blut ab, wie der Bauer seinem Aker den Roggen oder den Weizen. Wenn Zauberei dazu gehörte, meint Ihr, der gottesfürchtigste unter den Königen, der König Salomo, hätte sich damit befaßt, von dem doch wol bekannt ist, daß ihm die Elemente unterworfen waren?“ „Nun, nun“ versetzte Meister Jakob „hab ich für das bischen Essen und Trinken dreißig Jahre hinterm Amboße ausgehalten, so — — — hier meine Hand, schlagt ein, und bleibt bei mir, statt den verfluchten Doktor, dessen Namen ich nicht behalten kann, aufzusuchen; ich verspreche Euch, die Zeit soll mir nicht zu lang' werden!“ „Noch Eines!“ sagte Jürgen, und zog seine Hand zurük. „Ihr müßt Euch, mögt Ihr nun unmittelbar mit mir operiren wollen, oder nicht, jedenfalls, wie ich selbst, drei schweren Bedingungen unterwerfen, denn sonst wären all' unsere Bemühungen umsonst. Ihr habt ein Weib, nichtwahr?“ „Ja.“ „Ihr dürft Euch ihr um keinen Preis nähern!“ „Das wird ihr nicht behagen.“ „Irgend eine Speise ist Euer Leibgericht?“ „Nichts geht mir über gekochten Schinken mit Sauerkraut!“ „Das Gericht darf, ja, es muß auf Eueren Tisch kommen, damit Ihr wirklich ein Opfer bringt!“ Jürgen theilte nämlich, was Schinken und Sauerkraut betraf, Meister Jakobs soliden Geschmak, und stellte seine Bedingung darnach „aber Ihr dürft es nicht anrühren!“ „Teufel!“ „Ihr habt hitziges Blut, und haltet, man siehts Euch an, gewiß mehr vom Dazwischenschlagen, als von einem Prozesse. Aber Ihr dürft, wofern Ihr nicht blos Gold suchen, sondern Gold finden wollt, nicht so viel Galle in Euerer Brust beherbergen, wie eine Taube, nicht so viel wie eine Taube, ich wiederhol' es!“ „An diesem Punkte, fürcht' ich“ gab Meister Jakob kleinlaut zur Antwort „wird das ganze Vorhaben scheitern. Ich kenne mich, ich hab' Stunden gehabt, wo ich meinen eigenen Vater hätte todtschlagen können; aus einem Menschen, wie ich bin, wird nie eine Taube.“ „Nun“ versetzte Jürgen, der sich, um nicht Alles zu verlieren, hier nachgiebig bezeigen zu müssen glaubte „wenn Ihr den beiden anderen Bedingungen nur ganz getreu nachkommt, so läßt sich, falls Ihr das Unglük

haben ſollte, die dritte einmal zu brechen, immer wieder helfen. Doch, ſoviel iſt gewiß, jedes Aufbrauſen, das Ihr euch zu Schulden kommen laſſ't, entfernt uns meilenweit wieder vom Ziele, dem wir uns ohnehin nur mit Hahnenſchritten nähern können, und ließet Ihr euch wider Verhoffen zum Aeußerſten, ich meine zum Prügeln, von Eurem Ungeſtume fortreißen, ſo — —" „Darf ich" unterbrach Meiſter Jakob ihn „die Wuth an mir ſelbſt auslaſſen? Darf ich mir, wenns in mir brauſ't und überläuft, Haare ausraufen? Darf ich mit der Stirne gegen die Wand rennen, und mir das Maul mit der Fauſt zerdreſchen? Dies war von jeher mein Mittel, wenn ich meinem Widerſacher nicht ans Kleid zu kommen wußte; da will ich von jetzt an denn immer denken, mein Feind ſei auf den Mond geflüchtet!" „Ihr ſeid Herr über Euren Körper" verſetzte Jürgen nach kurzem Beſinnen „ſtellt mit ihm an, was Ihr wollt, Niemand hat Euch d'rein zu reden, wenn Ihr Euch nur nicht umbringt!" „Nun" ſagte Meiſter Jakob, hoch aufathmend „ſo ſind wir einig; begleitet mich denn, damit wir keine Zeit verlieren, unter mein Dach." Meiſter Jakob zündete die Pfeife, die ihm längſt ausgegangen war, wieder an, und ging voraus. „Hatt' ich geſtern Abend Recht mit meinem Plane, hatt' ich Urſache zu Freudenſprüngen" flüſterte Jürgen ſeinem Gefährten zu, der verdutzt über Alles, was er geſehen und gehört hatte, wie im Traume neben ihm herging „ſind das Bedingungen, die ein Menſch halten kann, und iſt der Gimpel ſie desungeachtet nicht eingegangen? Ich werde kochen und deſtilliren und filtriren, wie ichs noch vom Apotheker her verſtehe, und wenn Kraut Kraut bleibt, ſo ſchreibt unſer Mann es dem Umſtande zu, daß er ſeinem Weibe ſchöngethan, oder hinter meinem Rüken Sauerkraut gegeſſen hat." „Und was das beſte iſt" fiel Hanns ein „gegen Prügel iſt man geſichert; wenn er mit Einem von uns unzufrieden wird, ohrfeigt er ſich ſelbſt!" Unter der Thüre rief der Wirth, der den Horcher gemacht hatte, und den die unverſchämte Prellerei, die er ſich anſpinnen ſah, verdroß, den Meiſter Jakob an: „Ihr werdet doch kein Narr ſein, Nachbar" ſagte er ziemlich barſch „und Euch im Ernſte mit den lügenhaften, zerlumpten Windbeuteln einlaſſen?" „Ich weiß es längſt" verſetzte Meiſter Jakob zornig „daß ſich in dieſem Neſte jeder Eſel für meinen Vormund hält, aber ſegt getroſt vor Eurer eigenen Thüre, ich bedarf Eueres Beiſtandes nicht. Ich habe ſo gut meine Leuchte im Kopfe, wie Andere, und merke es wohl, wenn ich betrogen werde. Leute, denen ich vertraue, verdienen, daß man ihnen vertraut, und was ihre zerriſſenen Wämmſer betrifft, ſo bin ich der Mann, der ihnen noch heute beſſere auf den Leib ſchaffen kann!" Damit kehrte er dem wohlmeinenden Wirthe unwillig den Rüken, und faßte, um es ihm vollends deutlich zu machen, wie gut er ſeine Warnung zu würdigen wiſſe, Jürgen, gleich ſeinem vertrauteſten Freunde,

unter den Arm. Meister Jakob gehörte zu denjenigen Leuten, die es nur dadurch, daß sie im eigentlichsten Verstande mit der Thüre ins Haus fallen, zu zeigen verstehen, daß sie Herr im Hause sind. Er erhob daher gleich beim Eintritte in das seinige ein mörderisches Geschrei nach Bier, Brod und Wurst, fluchte entsetzlich, und riß die Stubenthüre mit solchem Ungestüme auf, daß Babet, seine Tochter, ein junges, schönes Mädchen von siebenzehn Jahren, die eben heraustreten wollte, erschrekt zurükfuhr. „Hier herein, meine Freunde!“ rief er seinen Begleitern zu „das Ding da wird für Alles, was wir brauchen, Sorge tragen — ei was, der Edelmann wohnt hier nicht, daß Ihr erst lange die Schuhe reinigen müßtet — setzt Euch nieder, da, hinter den Ofen — was Teufel! behaltet doch die Hüte auf dem Kopfe, ich will den meinigen nur mit der Wollmütze vertauschen, die ist wärmer; Pfeifen! alle Wetter, Pfeifen! Schlag' der Donner d'rein, wenn er will, da kommt ein verflüchter Gaul, den ich beschlagen muß — — laß't Euch die Zeit nicht lang werden, in einer Viertelstunde bin ich wieder hier, ich sehe, es fehlen nur die Vordereisen!“ Brummend ging Meister Jakob hinaus, und zankte im Vorbeigehen mit Babet, die bald, nachdem er das Zimmer verlassen hatte, mit frischem Biere, dem Vorläufer des Frühstükes, das sie gleich hinterher auftrug, hereintrat. Sie war freundlich gegen die wunderlichen Gäste, und ermunterte sie zum Essen und Trinken, doch geschah das in einem Tone, wie man Bettler zum Zulangen auffordert, und es half Jürgen wenig, daß er sein rechtes Bein über sein linkes schlug, Babet hatte das häßliche Loch im Beinkleide schon bemerkt. „Ein hübsches Dirnel, he?“ sagte Hanns, sobald sie wieder in die Küche gegangen war. „Ich wollt', ich wär' kein so großer Lump“ erwiederte Jürgen „und wenn ich mich morgen in Gold fassen ließe, es käme ihr nicht aus dem Sinne, wie ich heute eingezogen bin. Es ist doch wahr“ setzte er, wie in Gedanken, hinzu „ein ordentlicher Wandel ist was werth.“ „Hier scheint Alles vollauf zu sein“ fuhr Hanns fort, und seine großen, begehrlichen Augen streiften in der Stube wie Stoß- und Raubvogel „der Meister Jakob muß sich schon aufs Goldmachen verstehen!“ Babet kam wieder herein; sie gab sich den Anschein, als wollte sie nachsehen, ob es auch an Etwas fehle, eigentlich aber kam sie, um die Schlüssel, die sie im Silberschrank hatte stekken lassen, abzuziehen, und allerlei Kleinigkeiten auf die Seite zu schaffen. Jürgen, der jeglicher ihrer Bewegungen folgte, entging das nicht. „Warum isset und trinkst du nicht?“ sagte Hanns, und kniff ihn in den Arm, auf den er, wohl unwillkürlich, den Kopf gestützt hatte. „Du hast Recht“ versetzte er grimmig mit einem Blike auf Babet, die eben wieder hinausging „Essen und Trinken ist die Hauptsache, Alles Andere ist Narrentheiding!“ Bald darauf trat ein ältliches, verwittertes Mütterchen, das aber trotz der Brille und den grauen Haaren noch voll Leben und Regsamkeit zu sein schien, in die Stube. Die

Alte ſtieß nach dem erſten Blik auf unſ're Freunde eine Art von unartikulirtem Laut aus, von dem ſich ſchwer ſagen läßt, ob er einem Gruß, einem Schrei oder einem Fluch am nächſten verwandt war; doch nahm Hanns ihn für einen Gruß und dankte höflich. Hundegeheul ließ ſich vernehmen, Meiſter Jakob ließ den Hauspudel, der, ſich deſſen ſchon verſehend, auf dem Flur liſtig an ihm vorüber ſchleichen wollte, durch einen Stoß, den er ihm in die Seite applizirte, ſeine Autorität fühlen; dann trat er mit Geräuſch herein. „Hier, Frau, ſeh'ſt Du zwei Männer," deklarirte er der Alten, „die von jetzt an Deine täglichen Haus- und Tiſchgenoſſen ſind, und die Du ehren ſollſt, wie mich ſelbſt. Richte ihnen eine Schlafkammer ein, und vor allen Dingen laß Babet hurtig zum Gevatter Schneider ſpringen, er ſoll ſich tummeln und das Maß nicht vergeſſen. Auch bringe von meinen Hemden und Unterjaken, was eben zur Hand iſt, meine Freunde können vielleicht Gebrauch davon machen. Nicht ein ſolches Geſicht, Weib, Donner und Wetter, ich kann's nicht leiden, daß bei Dir immer der Nebel ſteigt, wenn er bei mir fällt. Ahnſt Du denn gar nicht, welch' Heil uns heute widerfährt?" Wenige Tage verſtrichen, da gingen Hanns und Jürgen wie neu geboren aus den Händen des Schneiders hervor, und wenn ſich bei dem dürren Hanns die Metamorfoſe darauf beſchränkte, daß er aufgehört hatte, eine Vogelſcheuche zu ſein, ſo war dagegen Jürgen wirklich ein Menſch geworden, und zeigte, daß er ſich in ein ordentliches Wamms zu ſchiken wußte. Mittlerweile hatte Meiſter Jakob neben ſeiner Werkſtatt für ein Laboratorium geſorgt; die Materialienhandlung im benachbarten Städtchen lieferte eine Maſſe Kräuter und chemiſche Stoffe, und der Schöpfungsprozeß, der kein Ende nehmen konnte, nahm einſtweilen ſeinen Anfang.

Zweiter Akt

des dramatiſchen Gedichtes

Donna Maria de Molina

von Friedrich Halm.

Saal im königlichen Schloſſe zu Toledo. Im Hintergrund der Haupteingang, links und rechts Seitenthüren; im Vordergrunde noch eine zweite kleinere Thür. Die Wände ſind mit Ahnenbildern behangen; namentlich hängen derſel Bilder über der Haupt- und den beiden Seitenthüren; jenes über der Seitenthüre links iſt das Bildniß König Sancho's. Im Vordergrunde links und rechts Tiſche und Sessel; auf jenem zur Linken Schreibgeräthe.

Erſte Szene.

Donna Maria tritt mit Mendoza aus der Seitenthür links.

Donna Maria (auf der Schwelle in das verlaſſene Gemach zurükblikend).

Er ſchläft! Geneſung blüht auf ſeinen Wangen,
Er iſt gerettet!

Mendoza. Gott erhalt' den König!
Denn ſchlug auch Don Diego vor Leon
Die Schaaren der Infanten, bracht er auch
Gefangen Dir die ſchlimmen Gegner heim,
Und zwang auch ſpäter ſein gewalt'ger Arm
Navarra und die Grafen de la Cerda,
Was frommt' es uns, hätt' Meiſter Aben Esra
Nicht vielerfahren und mit ſich'rer Hand
Dies böſe Fieber Deinem Kind verſcheucht,
Des lieben Herrleins Leben uns erhalten!

Donna Maria. Gott war mit mir und meinem Kind, und möge
Noch ferner ſeine Huld uns ſchützen, denn
Noch droht Gefahr wohin ich blike! Hier
Erfüllt der Lara's, der Padilla's Bündniß
Mit Argwohn und Beſorgniß mir die Seele,
Dort überſchwemmt mir Aragoniens Herr
Des Reiches Marken —

Mendoza. Sorge nicht; die treuen
Caravajals gebieten Deiner Schaar
Und werfen ſich, ein Damm, dem Feind entgegen!
Ich fürcht' nur die Infanten! Gabſt Du auch
Die Freiheit ſchonend den Gefang'nen wieder,
Und ſchworen ſie gleich Treue Deinem Kind,
Ich trau' nicht ihrer Treue; ſie ſind falſch!

Donna Maria. Für Don Enrique's Treue, denk ich, bürgt
Für jetzt mir ſeine Habgier; denn die Hälfte
Der Beute ihm verheißend, wenn er ſiege,
Mit Heeresmacht entſandt' ich ihn, Entſatz
Zu bringen meiner Stadt Jaen, vor der
Granada's Völker feindlich drohend lagern;
Den Juan dagegen, der verſchloſſen, finſter,
Im Schein der Demuth ſtolze Wünſche birgt,
Den halt' ich eifern feſt in meiner Nähe,
Und ſorgend, wie ein Raubthier, lauer ich ihm! —
Der Reſt ſei Gott empfohlen! — Geh' nun hin

Und ruf' Ramon, den Kaufmann von Toledo,
Den Reichen, wie das Volk ihn nennt, mir her!
Ich will ihn sprechen —

Mendoza (zögernd). Herrin —

Donna Maria. Hast Du mir
Noch etwas zu berichten? — Sag's heraus!

Mendoza. Mir ward ein Schreiben, Königin — ein Schreiben
Von Don Diego —

Donna Maria. Wie! Von Don Diego!

Mendoza. Du weißt, wie unfreiwillig, schweren Herzens
Dein Jugendfreund aus diesen Mauern schied,
Zum Heer zu stoßen, das Dir am Duero
Die Grenze hüthet gegen Portugal;
Und war nicht Dein Befehl —

Donna Maria. Er mußte fort!

Mendoza. Zu Deinem Schutz, als Hüther Deines Knaben
Erwünscht, ja nöthig dacht' er hier zu sein;
Du aber, ob auch damals dort der Grenze
Kein Feind noch drohend nahte, Du befahlst
Ihm wiederholt zum Heer zu eilen —

Donna Maria. Ja,
So that ich und that Recht!

Mendoza. Er ging betrübt,
Um so betrübter, da mit jedem Tage
Du kälter Dich und fremder ihm bezeigtest!

Donna Maria. Das also ist der Inhalt seines Schreibens?
Er grollt mir, er beklagt sich —

Mendoza. Nein, er bittet,
Er fleht mich an, mit treuem Freundeswort,
Ihm Dein Vertrauen wieder zuzuwenden,
Um das Verläumdung, wähnt er, ihn gebracht;
Er klagt nicht, aber ich, ich, Königin —
Vergib das kühne Wort dem greisen Diener,
Der ihn, wie Dich, im Arm gewiegt — ich muß
Dich bei Dir selbst verklagen! — Durftest Du

Den Jugendfreund, den treuen Bundgenossen,
Den gottgesandten Retter Deines Kindes,
So kränkend tief verletzen, konntest Du
So feindlich hart, und mit so kaltem Herzen
Von Dir ihn stoßen —

Donna Maria (schmerzlich aufschreiend). Hart! mit kaltem Herzen! —
(Sie bedekt das Gesicht mit den Händen; nach einer Pause)
Mendoza, höre; schreib' an Don Diego,
Um Lohn und Hoffnung, schreib' ihm, dient ein Knecht,
Ein Freund vertraut, es weiß ein Mann zu schweigen,
Und hält' er Wort, so hält' er's ganz und recht;
Die Antwort, schreib' ihm, hätt' ich Dir gegeben!
Dir aber, der mich bei mir selbst verklagt,
Der schnöden Undanks mich zu zeihen wagt,
Dir, alter Freund, Dir will ich es vergeben;
Kein Wort mehr! Geh, bescheid Ramon mir her! —
(Mendoza geht durch die Mittelthür ab.)

Zweite Szene.

Donna Maria (allein). Zur Ruhe, Herz, und sammelt euch, Gedanken!
Und kehrt auch nie des Lebens Mai zurük,
Uns blüht an ernster Mühe Dornenranken,
Uns blüht ja noch, wenn alle Blüthen sanken,
Der Pflichterfüllung blasses stilles Glük!
(Sie geht langsam in das Seitenzimmer rechts ab.)

Dritte Szene.

(Nach einer Pause öffnet der Infant **Don Juan** leise die Mittelthür und tritt behutsam herein.)

Don Juan. Still, Alles still hier! Wohl, die Zeit ist günstig!
Der Best'rung, heißt es, geht das Kind entgegen,
Und d'rum kein Säumen und kein Zögern mehr!
Das Fieber hätte mir die Mühe sparen,
Die Krone leicht von seinem Haupt auf meines
Hinüber rüken können! Doch mir wirft
Des Glükes Laune keine Gaben zu,
Nur kekes Wagen hilft mir zum Gewinne,

Wohlan, ſo wag' ich denn! — Die Kön'gin zwar,
Verräth mich wieder tükiſch das Geſchik,
Die Kön'gin zwar wird nicht zum zweiten Mal,
Wie zu Leon dort, mir das Leben ſchenken! —
Gleichviel! Ich bin auf's Aeußerſte gefaßt!
Muß Jeder doch zur Ruh' ſich einmal ſtreken;
Und leben, leben und nicht König ſein
Iſt ſchlimmer, als der Tod und ſeine Schreken!
Doch ſtill, er kömmt, er iſt es! — Schallt ſein Schritt
So laut durch Gang und Halle — oder iſt's
Mein ſchwellend Herz nur, das dem Ziele näher,
Ihm wilder, ſtürmiſcher entgegen pocht?

Vierte Szene.

Aben Esra, einen mit einem Dekel verſchloſſenen Becher in der Hand, tritt durch die Mittelthüre ein.

Inf. Don Juan. So kommſt Du, kommſt Du endlich, Aben Esra?
Du pflegteſt, denk' ich, früher ſonſt dem König
Arznei zu reichen! Doch gleichviel! Jezt biſt
Du da und jezt kein Säumen mehr! — Tritt näher,
Wir ſind allein und ſicher! Rede, bringſt
Du jenen Trank?

Aben Esra. Durchlauchtigſter Infant!
Ich bring' in dieſem Becher einen Trank.

Inf. Don Juan. Denſelben doch, von dem lezthin wir ſprachen?
Iſt's dieſer hier? Und hilft er raſch und leicht
Hinüber, wie er ſoll und wie wir's brauchen?

Aben Esra. Derſelbe, Herr, von dem lezthin wir ſprachen?
Ihr meint den Trank hier? — Sprachen wir lezthin
Von dieſem Trank?

Inf. Don Juan. Verräther! wie, Du wagſt,
Wagſt frech mir abzuläugnen, was noch geſtern
In Deiner ſtillen Kammer wir beſprachen?
Wo iſt der Trank, den heute früh dem König
Zu reichen Du verſprachſt? Wo iſt er? rede;
Iſt's dieſer hier?

Aben Esra. Dieser — Laßt den Becher erst
Bei Seit' mich stellen — dieser Trank hier — seht,
Er kann es sein, und kann's auch nicht sein, nämlich,
Der Trank, mein Prinz, von dem letzthin wir sprachen,
Er kann es sein! — Die Frage ist nur, ob
Er's ist. — Was meint Ihr, ist er's oder nicht?

Inf. Don Juan. Beim Pfuhl der Hölle! Jude, wagst Du frech
Mich zu verhöhnen? Oder schwinden Dir,
Von Angst verworren, Sinne und Gedanken?
Was kömmt Dich an? Was hast Du? Sprich! Am Ziel
Ist meine Langmuth! Wahrt der Becher dort
Den Trank, von dem wir sprachen, oder nicht?
Besinn' Dich d'rauf, eh' rächend meine Hand
Dir nach der Kehle langt, sie zuzuschnüren!

Aben Esra. Nicht doch! Erwürgen — Ihr erwürgt mich nicht!
Wer braute Euch so kräft'ge Kräutertränke,
Wer reichte sie dem König, wenn Ihr mich
Erwürgtet? — Ja, wenn erst mein Dienst gethan,
Dann möcht' es sein! — Jetzt gibt die Frucht noch Saft,
Jetzt wär's vom Uebel noch sie wegzuwerfen!
Und was mich ankömmt, Herr? Wie, wenn es Ekel,
Herzinn'ger Ekel wäre vor der Welt,
Dem großen Tollhaus, vor dem Possenspiel
Des Lebens, vor der Sonne, die uns leuchtet,
Der Erde, die uns trägt, den Wolken, die
Uns nicht ersäufen, wo doch uns're Thaten
Zum Himmel laut um eine Sündfluth schreien!
Wie, oder wenn es das Gelüste wäre,
Im Leben einmal als ein Prinz, als ein
Durchlauchtigster Infant mich zu gehaben,
Als Einen, der verspricht und kömmt's zum Halten
Sich erst besinnt: Was meint Ihr? That ich so?
Wir sprachen, sagt ihr — Sprachen wir davon? —

Was meint ihr, wenn es das Gelüste wäre,
Euch bettelnd um den Trank, der euch zum Thron
Verhelfen soll und mir vielleicht zum Galgen,
Euch hingestrekt vor mir im Staub zu sehen,
Den Prinzen knieend zu des Juden Füßen!

Inf. Don Juan (die Hand am Schwerte). Zu viel, zu viel! Beim Blute meiner Väter,
Das ist Dein Tod.

Aben Esra. Laßt steken, Herr, laßt steken!
Wenn Ihr gleich aufbraust und die Stirne furcht,
Bestünd' ich d'rauf — die Hand auf's Herz gelegt —
Ihr thätet's doch am Ende, knietet doch!
O wir sind Alle feil, Christ oder Jude,
Und prahlt ich gestern noch: Ich nicht! Ich nicht!
So kann ich's heute, heute doch nicht mehr! —
Genug, Infant, die Zeit verrinnt, zur Sache!
In jenem Becher, wisset, gährt ein Trank,
Ein Wundertrank für aufgeregte Nerven,
Denn er macht still, fürwahr ganz lautlos still. —

Inf. Don Juan. So hältst Du Wort und lösest Dein Versprechen?

Aben Esra. Ja mein durchlauchtigster Infant! Ihr habt
Mich fest, ich bin der Eure, bin bereit
Dem Sohn des Königs, der aus Niedrigkeit
Und Nacht und Dunkel mich empor gehoben,
Ich bin entschlossen, sag' ich, statt Arznei
Ihm Gift zu reichen, Gift —

Inf. Don Juan. Sprich leiser, leiser —

Aben Esra. Geflüstert, meint Ihr, schreit es nicht um Rache!
Doch das ist Eure Sache! Warum sollte,
Was Ihr beschließen dürft, ich Jude nicht
Vollbringen dürfen? — Habt Ihr meinem Volk
Die Lösung seiner Bande doch verheißen,
Und wollt es schirmen vor des Pöbels Haß,
Des Fluches Brandmahl und vom Antlitz tilgen,

Und wollt' das reichste Gut, das köstlichste
Geschenk, den unentbehrlichsten Besitz
Des Menschen, der allein zum Menschen macht,
Wollt freien Glauben uns und gleiches Recht
Gewähren — War's nicht so? — War's nicht bedungen
Und zugesagt, als Lohn mir zugesagt?
Wie, oder dächtet Ihr etwa mit Gold,
Mit schnödem Gold für Gift mich abzufinden?
Für Gift, merkt wohl, für Gift! Gebt Antwort, redet!
Dort steht das Gift, wie steht's mit meinem Lohn?

Inf. Don Juan (sich scheu umblickend). Schweig', unglückseliger! Kein Wort mehr. schweig'!
Es soll Dir werden was bedungen war,
Bei Gott und Teufel, drei und vierfach werden!
Ich gebe Brief und Siegel Dir dafür,
Ich stell' Dir Pfand und Bürgschaft —

Aben Esra. Bürgschaft, Pfand!
Recht so, das ist's; das ist das Wort! Wir Juden
Verstehen uns auf's Pfänderleihen, Herr!
Und unter uns gesagt, ich hab' auch schon,
Ich habe Pfand und Bürgschaft — Euch, Euch selbst,
Für Eure Treue Euer Blut! — Ich meine
Die Bürgschaft, Herr, wär' gut! — Ihr lächelt? Ei,
Ihr meint wohl, wenn Ihr einmal König seid,
Dann wär's ein Spiel Euch nur, mich zu verderben!
Das weiß ich und das mögt Ihr; ist mein Haus
Doch wohl bestellt und meine Rächer leben;
Seid deß gewiß, sie leben! Tödtet mich,
Täuscht meines Volkes Hoffnung, und Ihr seid —
Ich schwör' Euch's zu beim Gotte meiner Väter —
Ihr seid gerichtet und ein todter Mann!
Und nun genug, ans Werk! — Wir, oder dinkt
Die Bürgschaft Euch zu kräftig, die Gefahr
Zu groß —

Inf. Don Juan. Ans Werk! Was ſäumſt Du noch? Gefahr —
Die Krone will ich; wenn ich ſie getragen,
So mag das Schikſal ſie und mich zerſchlagen,
Ich trug ſie einmal, ich war König doch!
An's Werk denn, vorwärts —

Aben Eora. Recht, kein Säumen mehr!
Die Zeit verrinnt, ans Werk!
(Er ſchreitet auf den Tiſch zu, auf dem der Becher ſteht, plötzlich innehaltend, halblaut für ſich:)
Wenn nun der Knabe
Die Arme froh begrüßend mir wie ſonſt,
Entgegenſtrekt und lächelnd — Nein, und wenn
Er lächelte wie Gottes Engel — Nein!
Drük' alle deine Stacheln mir ins Herz,
Schmach meines Volkes! Tretet um mich her
Ihr Bilder ſeines tauſendjähr gen Leidens,
Und härtet mir zu ſprödem Stahl die Seele!
Dort ſteht der Trank, und Freiheit duftet uns
Aus ſeiner dunklen Fluth! — Er ſoll ihn nehmen!
(Den Becher vom Tiſch nehmend, laut.)
Die Zeit iſt günſtig! Staatsgeſchäfte halten
Die Königin von ihrem Knaben fern,
Und ſo mag's jetzt am Sicherſten geſchehen!
Ich will hinein. — Erwartet Ihr mich hier?

Inf. Don Juan. Erwarten, meinſt Du? Dich erwarten — Nein!
Mich drükt das enge Haus, ich will in's Freie!
Auf Wiederſehen! Nimm der Stunde wahr,
Sie kehrt nicht wieder; zeig Dich raſch und feſt
Und zähl' auf mich, Du darfſt es, und — genug,
Leb' wohl, auf Wiederſehen —
(Er geht raſch durch den Haupteingang ab.)

Fünfte Szene.

Aben Eora (dem Forteilenden nachſinnend). Wie, Infant,
Ihr wolltet — Er iſt fort — Noch hör' ich raſch
Sich Thüren öffnen, ſchließen — Jetzt verhallt
Sein Schritt —

Gleichviel, ich will hinein! —

Noch nicht! —

(Er ſetzt den Becher auf den Tiſch und bleibt gedankenvoll davor ſtehen.)

Es iſt ein groß Gebot: Du ſollſt nicht tödten!
Und Jedem weht im Drange der Verſuchung
Sein Nachhall mahnend wie mit Geiſterſtimmen
Aus ſeiner Kindheit frommen Tagen her!
Und er — er freilich mag der Warnung beben;
Mich aber treibt nicht eitle Herrſchbegier,
Nicht ſchnöde Ehrſucht zu dem grauſen Werke;
Kein Mord, ein Opfer iſt's, das ich begehe,
Ein Opfer für die Freiheit meines Volkes!
Gott meiner Väter, eifrig ſtrenger Gott,
Du forderſt von mir dieſes Kindes Leben,
Und reich' ich ihm in dieſem Trank den Tod,
Dein Prieſter nur vollſtrek ich Dein Gebot;
Du führſt mich, Herr, ich darf nicht widerſtreben!

(Im Begriff den Becher vom Tiſche wegzunehmen, plötzlich zuſammenfahrend, und ſcheu um ſich herblikend.)

Du lügſt! Wer ſpricht da? Wer behauptet, daß
Ich lüge? —
War ich's ſelbſt? War's Deine Stimme,
Wahrhaftes Herz, vor dem kein Blendwerk dauert,
Das, Kläger und Beklagter und Gericht
Zugleich, ſich ſelbſt verdammt und losſpricht? — Oder

(Auf das Bild über der Seitenthüre links hinweiſend.)

Sprach jenes Bild dort, König Sancho's Bild
Zu mir aus ſeinem Rahmen? Mahnſt Du mich
An jenen Engpaß im Gebirg, in dem
Verſchmachtend einſt im Sande Du mich trafſt,
Und labend mich mit milder Hand erquikteſt?
Mir iſt, als hörte ich Deiner Stimme Klang,
Als blikte mir Dein Auge —
Bin ich toll?
Was ſtarr' ich ſinnverwirrt nach jenem Bilde?

Ich will, warum zugleich nicht wollen? — Weg
Mit diesem Wortgepräng' von Gottessendung,
Von heilig schweren Pflichten, weg damit!
Gott, Recht, Gewissen, Tugend sind nur Namen,
Was schmerzlich wir empfinden, das ist wirklich,
Was siegend wir erringen, das ist wahr!
Ihr nennt uns Hunde, speit uns in den Bart,
Wir, tollgeworden, tödten Euch dafür
Mit unserm Geifer! Das ist Recht; denn Macht,
Macht ist das ein'ge Recht der blut'gen Erde!
Daß Macht uns werde, muß der Knabe sterben,
Und wehre mir's Don Sancho, wenn er kann!

(Er schreitet mit dem Becher rasch auf die Seitenthüre links zu, und hat sie beinahe erreicht; da stürzt plötzlich das über der Thüre befestigte Bild König Sancho's mit lautem Gepraſſel und eine Staubwolke um sich her verbreitend, von der Wand nieder, und zwar so, daß es gerade vor der Thüre zu stehen kommt und ihre Schwelle zu betreten verhindert.)

Aben Esra (erschroken zurücktaumelnd). Gott sei mir gnädig! Gibt die Gruft zurück,
Was einmal sie verschlungen? — Ja, er ist's!
Von Nebeldust umwallt und Grabesschauer
Vertritt er mir den Weg zu seinem Kind.

Sechste Szene.

Aben Esra. Donna Maria.

Donna Maria (die gleich nach dem Falle des Bildes hastig aus der Seitenthüre rechts herausgetreten). Was geht hier vor? — Welch drohendes Geräusch —

Aben Esra (außer sich auf das Bild hinstarrend). Sein Auge brennt in meiner Seele! Gnade,
Mein königlicher Herr! Ich bin nicht schuldig;
Don Juan, Dein Bruder, hieß mich Deinem Knaben
Den Todestrank bereiten! — Gnade, Herr!
Erbarmen —

(Er sinkt auf die Kniee nieder.)

Donna Maria. Todestrank — Herr Gott im Himmel!
Gift! — Meinem Kinde Gift! — Verräther, sprich,

(Indem sie den Händen des Knieenden den Becher entwindet.)

Der Becher hier, enthält er Gift? — Gib Antwort!
Was starrst Du nach dem Bild dort? Mich blik' an
Und steh' mir Rede!

Aben Cora (ſich langſam erhebend, mit dem Ausdruk des Stumpfſinnes).
Bild? Ein Bild! das Bild,
Das früher an der Wand dort — Ja, das war's;
Sein Bild nur war's und als es niederſtürzte —
(Die Königin gewahr werdend.)
Weh' mir! Die Königin — Mein Becher! — Gib
Mir meinen Becher wieder —

Donna Maria. Dieſen Becher?
Den Becher, den Don Juan für meinen Knaben
Verrätheriſch mit Gift Dich füllen hieß?
Den Becher meinſt Du —

Aben Cora. Gift! Wer darf das ſagen? —
(ſich ſammelnd, mit Anſtrengung)
Wer klagt mich an? — Ich kam, wie meine Pflicht,
Dem König, meinem Herrn, Arznei zu reichen!
Wer ſpricht von Gift? Wer wagt mich anzuklagen —

Donna Maria (die indeſſen den Becher rechts auf den Tiſch hingeſtellt hat).
Verworfener, Du ſelbſt! Du ſelbſt verriethſt,
Im Staub vor dieſem Bilde hingeſtrekt,
Mir Deinen Vorſatz! Deine eigenen Worte
Verklagen, richten Dich —

Aben Cora (für ſich). Ich bin verloren!
An jenem morſchen Nagel hing mein Leben,
Und wie das Bild dort, fällt mein ſchuldig Haupt!

Donna Maria. Verſtummſt Du, Frevler, der den Labetrunk,
Den einſt erbarmend ihm der Vater reichte,
Mit Gift, mit Gift an ſeinem Kind vergilt?
Treuloſer Arzt, der tödtet, ſtatt zu heilen!
Menſch, dem nichts heilig mehr; denn was iſt heilig,
Wenn's nicht ein Kind in ſeiner Unſchuld iſt! —
Genug! — Gib Antwort, eh' dem Blutgericht
Dein ſchuldbeladen Haupt ich überlie'r're;
Sprich, war's Don Juan, der meinem Kinde Gift
Dich reichen hieß? —

Aben Ezra (für ſich). Du ſträubſt dich, trotzig Herz?
Du warſt zu feigem Mord dir nicht zu gut,
Und wärſt dir jetzt zu vornehm um zu läugnen?
Knie, Schurke, knie und lüge um dein Leben!
(Er ſinkt auf die Kniee nieder.)

Donna Maria. Was knieeſt Du? Auf! Für dich iſt kein Erbarmen!
Sprich, war's Don Juan, der dort den Gifttrank Dich
Bereiten ließ? Bekenne, rede!

Aben Ezra (kniend). Gift!
Es iſt nicht Gift! Ein Schlaftrunk iſt es, ſtark
Genug in bleiern ſtarren Todesſchlaf
Zu wiegen, in das Innerſte der Bruſt
Des Lebens warmen Hauch zurückzudrängen,
Doch nicht ihn auszulöſchen, ihn zu tödten —

Donna Maria. Du lügſt! Ein Schlaftrunk wär' es —

Aben Ezra (wie oben). Der Infant
Beſtürmte mich mit Drohungen und Bitten;
Auch Du, Du, ſprach er, wünſcheſt längſt im Stillen
Des Knaben Tod, Dich wieder zu vermählen —

Donna Maria. Mir ſtarrt das Blut im Herzen!
O unnatürlich grauenvolle Lüge!

Aben Ezra (wie oben). Mit jedem Tage wuchs ſein Ungeſtüm:
Mir ſank der Muth, und Dir mißtrauend, faßte
Ich endlich den Entſchluß, mich ſeinen Wünſchen
Zum Schein zu fügen —

Donna Maria. Sprichſt Du wahr? Zum Schein,
Zum Schein nur, ſagſt Du —

Aben Ezra (wie oben). Statt des Giftes braute
Ich jenen Schlaftrunk, Alles vorbereitend,
Zur rechten Zeit Dein ſchlafbetäubtes Kind
Aus ſeinem Sarge heimlich wegzuſtehlen,
Und überliſtend ſeines Oheims Grimm,
In treuer Freunde Obhut ihn zu retten!
Das war mein Wunſch, mein Ziel! Nun weißt Du Alles,
Und bin ich ſchuldig, ſo verdamme mich!
(Er wirft ſich vor ihr auf ſein Antlitz nieder).

Donna Maria (nach einer Pauſe für ſich). Verdamm' ich ihn? Er läugnet ſeine Schuld;
Vertrau ich ihm? Wer bürgt für ſeine Treue?
Und der Infant — ſein Anhang — ſeine Macht —
Verſchmetternd oder gar nicht muß ich ihn
Berühren; ihn vernichten oder ſchweigen!
Nur wenn ſein eigenes Geſtändniß — Ja,
Das iſt der Weg, und dieſen will ich gehen!
(Zu Aben Esra, der noch immer das Antlitz verhüllt, zu ihren Füſſen liegt).
Steh' auf, ich will es! Laß in Deinen Mienen
Mich prüfend leſen, ob Du Wahrheit ſprachſt. —
Ein Schlaftrunk, ſagſt Du, ſei der Trank dort, wirke
Betäubend nur, nicht tödtend? Sagteſt Du
Nicht ſo?

Aben Esra. So ſagt' ich, Herrin, und ſo iſt's,
Gewiß, ſo iſt's! Unſchädlich iſt der Trank,
Und jetzt, da des Infanten Wort als Lüge,
Als thöricht meine Furcht, Dein Mutterherz
Als liebevoll und treu ſich mir bewährte,
Jetzt iſt er wohl auch unnütz ganz und gar,
(Mit einer Bewegung nach dem Tiſche, auf dem der Becher ſteht.)
Und ſo vergönn' mir als ein unnütz Ding
Ihn zu entfernen —

Donna Maria. Halt, nicht ſo! Du haſt
Mißtrauend thöricht meiner Muttertreue
Der Werbung des Infanten dich ergeben,
Wenn auch zum Schein nur, du ergabſt Dich doch,
Und wer nicht: Nein! ſagt, ſagt zur Hälfte: Ja!
Du haſt Dich ſchwer vergangen, doch nicht härter
Als Du geſündigt, ſtraf' ich Dich! Du wollteſt
Zum Scheine morden, ſtirb dafür zum Schein —

Aben Esra. Wie, Königin —

Donna Maria. Leer' jenen Becher dort,
Und Deine Schuld iſt Dir vergeben —

Aben Esra. Ich?
Den Trank dort — Wie, Du wollteſt —

Donna Maria. Den Infanten
Mit Deines Todes Anſchein ſchreken, tief
Im Mark der Seele ihn erſchüttern — Ja
Das will ich! — Nimm und trink!

Aben Esra. Ich ſollte — Wie,
Du könnteſt fordern — Und bedenkſt Du nicht,
Der Trank iſt kräftig, iſt —

Donna Maria. Doch nicht zu kräftig?
Der Trank, den meinem Kinde Du beſtimmt,
Doch nicht Dir reifem Mann, zu kräftig?
(Ihm den Becher hinreichend). Trink!

Aben Esra. Was ſiehſt Du mich ſo finſter drohend an?
Du meinſt doch nicht, der Trank hier wäre — nicht
Ein Schlaftrunk —

Donna Maria. Menſch! Es ſteigen Wolken auf
In meiner Seele, hüth' Dich vor dem Blitz! —
Kein Wort mehr! — Zwei Minuten geb' ich Dir
Dann trinkſt Du — oder endeſt unter'm Beile!

Aben Esra (für ſich, während die Königin einige Male raſch vom Vordergrund der Bühne gegen den Hintergrund zu auf- und niedergeht, ſo daß ſie Aben Esra von dem Tiſche rechts, auf dem der Becher ſteht, abſcheidet).
Beil oder Gift! — Mir bleibt kein Ausweg mehr!
Mein Urtheil iſt geſprochen, ich muß ſterben! —
Mich friert und kalter Schweiß netzt meine Stirne!
Was bebſt Du vor Dir ſelbſt zurük Natur?
Iſt Tod nicht dein Geſetz, warum dich ſträuben?
Die Hoffnung deines Lebens iſt dahin
So hab' den Muth zu wollen, was du mußt,
Stirb, Aben Esra! — Ob ein leichter Schatten
In's lichte Jenſeits du hinüber ſchwebeſt,
Ob du betäubt in Nichts hinunter taumelſt,
In Staub zerſtäubſt, im Hauch der Luft verwehſt —
Gleichviel! Was komme auch, Eins wirſt du doch,
Ein Jude doch, ein Jude nicht mehr ſein! —
Im Tod iſt Freiheit! — Aben Esra ſtirb!
(Er thut einige Schritte gegen den Tiſch hin, auf dem der Becher ſteht).

Donna Maria (ihm entgegen tretend). Wohlan, bist Du entschlossen —

Aben Esra. Reiche mir
Den Becher, Königin!

Donna Maria (ihm den Becher hinreichend). Hier nimm und trink!

Aben Esra. Auf Dein und Deines Sohnes Wohlergehen!
(Ihr den leeren Becher zurückgebend.)
Es ist geschehen; forderst Du noch mehr?

Donna Maria (nach einer Pause, warm). Vergib mir, Aben Esra!
Ich that Dir Unrecht! Ich mißtraute Dir,
Und Du warst treu! Es war ein Prinz des Hauses,
Es war ein Christ, der meines Kindes Leben
Mit frevlem Mord bedroht, und Dich, Dich, einen
Des unglükseligen, geächteten,
Verhöhnten Volkes, Dich erbarmte sein.
Du Jude fühltest christlicher als Christen!
Wohlan, so sei erfüllt, was längst im Stillen
Mein Herz beschloß! Ich nehm' von Deinem Volke
Der Knechtschaft Bürde und des Fluches Last!
Fortan sollt frei Ihr Eures Glaubens pflegen,
Und Euer Zeugniß gelte vor Gericht
Wie das der Christen; nicht mehr Schmach und Hohn
Sollt rechtlos Ihr erfahren, Ihr seid mein,
Und meinen Mantel breit' ich über Euch.

Aben Esra. Wie, Königin —

Donna Maria. Still! Nichts von Dank! Ich will
Nichts hören!
(Auf die Tapetenthüre links im Vordergrund hinweisend.)
Folg' mir in die Erkerstube!
Dort sollst Du ruhen, dort soll schlafbetäubt
Als Leiche der Infant Dich finden; soll
Den Mörder statt des Opfers hingerafft,
Und offenkundig sein Verbrechen wähnen,
Und beugt nicht Reue ihm den starren Sinn,
So soll's die Furcht! Komm, sag ich, folge mir!
(Sie geht links durch die Tapetenthüre ab.)

Siebente Szene.

Aben Esra allein.

Aben Esra (ihr raſch nacheilend, dann aber innehaltend). Was war das? — Trübt des Giftes Macht, das nagend
An meinem Marke zehrt, verwirrend mir
Die Sinne? — Nicht mehr Hohn und Schmach erfahren —
Frei unſ'res Glaubens pflegen, vor Gericht
Gehör und Recht wie Andre finden — War's
Nicht ſo? — Und heißt das nicht — nicht mehr verworfen,
Nicht mehr ein Jude, gleich berechtigt, frei
Ein Menſch wie Andre ſein? — Und dieſes Glük,
Dies unſchätzbare Gluk, es war als Lohn
Für meine Treue mir beſtimmt, dies Ziel
All meiner Wünſche lag ſo nah' vor mir,
Ein Schritt nur auf dem g'raden Weg der Pflicht
Ein Schritt nur vorwärts noch, ſo war's erreicht,
So faßt' ich's mit den Händen — — Ja, es iſt
Ein Gott und Tugend iſt kein hohler Schall,
Und Schuld kein leerer Name! — Ja, ſie ſind!
Erlöſung wollt' ich meinem Volk erwerben,
Und wählte des Verbrechens dunklen Pfad!
Ich Wahnbethörter! Fluch war meine Saat,
Und was — was konnt' ich ernten als Verderben! —

Achte Szene.

Aben Esra. Donna Maria.

Donna Maria (aus der Tapetenthüre hervortretend). Was ſäumſt Du, Aben Esra? —
Aben Esra. Wehe mir!
War das des Herren Stimme, der mir rief?
Mir dunkelts vor den Augen! Glühend heiß
Wie Brand der Hölle dringt's zu meinem Herzen! —
Ich ſinke, ich vergehe — Schone, Herr!
Laß dir genügen, daß ich deinen Segen
Zum Fluche mir wie meinem Volk verkehrt!
Erbarmen, fleh' ich; laß nicht meine Schuld,
Wie Gift den Leib, die Seele mir verderben. —

Donna Maria (die indessen entsetzt hinzugetreten.)

Gift — meine Ahnung, Gift! Er stirbt — Herbei,
Helft, rettet —

(Sie stürzt durch den Haupteingang ab.)

Neunte Szene.

Aben Ezra allein.

Aben Ezra (ohne ihrer gewahr zu werden) Keine Hilfe mehr! Ich sterbe —
Das ist die Freiheit, die mein Trank mir schafft! —
Weh' denen — die das Joch der Knechtschaft tragen —
Und dreimal wehe, wenn — sie es zerschlagen! —
Grimm wird ihr Muth — Verzweiflung ihr Entschluß —
Erbitt'rung wirft der Schuld — sie in die Arme —
Und schleudert sie, im Anlauf überschlagend —
Im Sturz' zerschmetternd — übers Ziel hinaus! —
Weh', wer — zum Fluch' gelebt — verflucht — verflucht —
Zu sterben, wie — er lebte. —

(Er sinkt zurük und stirbt.)

Zehnte Szene.

Aben Ezra. Donna Maria von Mendoza begleitet, hastig wieder eintretend.

Donna Maria. O grauenvoller Anblik! Er ist todt!

(Sie verbirgt das Gesicht in den Händen, und wendet sich ab. Mendoza tritt hinzu; der Vorhang fällt rasch.)

Der erste Sonnenstrahl.

Ein Märchen von Anderſen.

(Zum ersten Male übertragen.)

In einer sehr großen, schönen und reichen Stadt lebte ein armer Mann, und zwar so recht blutarm, wie man sagt, da er gar keinen Begriff davon hatte, wie die meisten Menschen es anfangen, daß sie reich, oder mindestens wohlhabend werden. Zwar arbeitete er unverdrossen vom frühen Morgen bis zum späten Abende, oft auch die Nacht hindurch, und alle Leute sagten, er sei ein tuchtiger Arbeiter, und lobten

seine Arbeit was sie konnten, dabei aber zahlten sie dem wakeren Arbeiter so wenig wie möglich für seine gute Arbeit, und gar Manche, die bei anderen Gelegenheiten das Geld zum Fenster hinauswarfen, ließen unseren Mann vergeblich um sein sauer verdientes Geld laufen und wieder laufen, und wurden am Ende wohl gar grob, daß der Arme um eine solche Kleinigkeit gelaufen kam. Ja, die reichen Leute hätten nur so arm sein sollen, wie Meister Fredrick, da wäre ihnen die Kleinigkeit nicht mehr so klein vorgekommen, besonders, wenn sie auch noch, wie Meister Fredrick, drei Kinder daheim gehabt hätten, die alle Morgen mit dem besten Appetite aufwachten, und vom Vater Alles und Alles erwarteten, denn ihre Mutter war todt, und der Vater liebte die Kinder zu sehr, um ihnen eine Stiefmutter zu geben.

Ueberhaupt liebte Meister Fredrick alle Menschen, und konnte gegen Keinen hart handeln, oder auch nur unfreundlich reden, und dafür waren die Menschen denn um so härter und unfreundlicher gegen ihn, und wo ihn hin und wieder Einer bemitleidete, daß er es mit allem Fleiße und allem Geschike nicht dahin bringen konnte, vor bitterer Sorge geschützt zu sein, da lachten die Anderen, und sprachen: Der dumme Kerl! warum läßt er sich Alles gefallen, und tritt nicht derb auf?! — In der Welt heißt es einmal: Wer nicht Hammer ist, muß Ambos sein! und: Beiß' du mich, sonst beiß' ich dich. Und wenn die Leute so geredet hatten, glaubten sie noch einmal so viel Recht zu haben, den armen Fredrick noch mehr zu drüken, und nicht selten, zu betrügen.

Fredrick aber beklagte sich niemals darüber; unverdrossen arbeitete er d'rauf los, und war froh und guter Dinge, wenn er nur täglich ein Geringes für seine Kinder mit nach Hause bringen konnte, daß sie wenigstens nicht ungesättigt zu Bette gehen durften, hatten sie auch oft den ganzen Tag über mit des Vaters gewisser Heimkehr am Abende sich vertrösten müssen, denn oft währte es wohl von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, ehe ein reicher, hartherziger Mann dem armen Fredrick den längstverdienten, kärglichen Lohn hinwarf.

Früh, noch bevor die Sonne aufging, erhob sich schon Meister Fredrick von seinem Lager, küßte seine noch sanft schlafenden Kinder, segnete sie, und verließ, nachdem er für jedes ein tüchtiges Stük Schwarzbrod — das Frühstük — zurükgelassen hatte, das Haus, um sich an seine Arbeit zu begeben.

Fredrick wohnte in einer weit entfernten Vorstadt, und während seines Ganges in die Stadt genoß er an heiteren Tagen das ewig schöne Schauspiel des Sonnenaufganges hinter den blauen Bergen, und so oft er den ersten Sonnenstrahl erblikte, schlug sein Herz freudig und froh, und er betete leise, aber innig das Gebet des

Herrn, was ihn allemal ſo kräftigte, daß er friſch und wohlgemuth ſeine Arbeit angriff, und wohl raſcher, als viele Andere, damit zu Ende kam.

Die Sonne aber hatte, ſo ſchien es, den armen Fredrick lieb, denn ſelten nur verging ein Morgen, war auch der ganze übrige Tag trüb, daß bei ihrem Aufgange nicht mindeſtens einer ihrer Strahlen Fredricks Auge entzükte und ſein Herz erquikte, und konnte gar kein Sonnenſtrahl die düſteren, dichten Regenwolken durchdringen, ſo wußte doch Fredrick immer die Stelle, wo die Sonne eben am Himmel ſtand, nikte hinauf, und ſprach: Du wirſt ſchon wieder klar und freundlich blikken, immer kann es ja auch auf Erden kein Auge! und dann betete er, nicht minder innig, als ſchiene die Sonne noch ſo hell, und in ſeinem Herzen wars ja auch Sonnenſchein, denn es war ein liebendes Menſchenherz, ohne Falſch, Neid und Haß.

So lebte der arme Fredrick viele Jahre lang unter Mühen und Sorgen, aber glüklicher, als die meiſten reichen Leute in der großen, reichen Stadt, denn kein Vorwurf quälte ihn im Wachen, kein böſer Traum ſchrekte ihn empor aus dem ſüßen Schlummer, wie er den Gerechten wird, und wie viel Bitteres er oft von den Menſchen erfahren hatte, ſein Herz war nicht verbittert, denn ſeine Kinder liebten ihn, und waren brav und heiter, wie er ſelber.

Meiſter Fredrick war zu arm — im gewöhnlichen Sinne! — um eigentliche Freunde ſich erwerben zu können, aber ſogenannte gute Bekannte hatte er doch, und von dieſen bekam er es oft zu hören, daß ſein Leben, und wohl mit durch eigene Schuld, ein verfehltes ſei.

Dann aber erhob ſich der ſonſt ſo demüthige, ſchüchterne Mann, und ſprach mit Zuverſicht, indem ſein Auge begeiſtert ſtrahlte, und ſeine Stimme voller tonte, als gewöhnlich: Was redet Ihr von einem verfehlten Leben?! Es gibt kein ſolches! Das Leben des kleinſten Wurmes erfüllt die Beſtimmung die ihm ward, und währte es nur einen Moment! Unſer Wille iſt frei, doch unſere Kraft iſt beſchränkt, und wohl uns, daß dem ſo iſt, denn nur die wenigſten Menſchen hegen den Willen, ihre Kraft dem Beſten und Edelſten zu widmen! — und wenn ihn dann ſeine Bekannten höhnend fragten: Was wäre denn die Beſtimmung des Lebens eines Menſchen? dann verſetzte Meiſter Fredrick lächelnd: Sehts an dem meinen, und zieht Euch die Lehre daraus.

Welche Lehre?

Eben die, daß jedes Menſchen Leben lehren ſoll! Lehrt Euch nicht das meine, daß es nicht genügt, immer nur das Beſte zu wollen und zu thun, wenn wirs nicht verſtehen, demſelben die gehörige Geltung bei unſeren Mitmenſchen zu verſchaffen, lehrt

Euch nicht mein Leben, daß Verkennung, Nichtbeachtung des wahren Verdienſtes, vergebliches Mühen und Schaffen und ſtete Sorge nicht ausreichen, um einen Menſchen zu verbittern, kleinmüthig und unglücklich zu machen, wenn ſein Herz rein, wenn er frei von Neid und Habſucht iſt, und er redlich ſchafft, ſo viel er kann? Lehrt Euch mein Leben nicht, daß der Aermſte glücklich ſein kann, wenn er liebt, wenn er durchdrungen iſt von dem höchſten Gedanken, der hoch über Zeit und Raum lebt und webt, wie jener große deutſche Dichter ſingt? *) Mein Leben wird meine Kinder lehren, was ſie zu thun und zu meiden haben, wie michs das Leben meines Vaters lehrte. Nennt dieſes Menſchen Leben gut, jenes böſe, Ihr mögt Recht haben! verfehlt iſt keines.

„Der Fredrick iſt ein Thor!“ riefen dann wohl ſeine Bekannten „was ſtreiten wir uns mit ihm, mag er ſich denn vergeblich abmühen, nach wie vor, und von dem erſten goldenen Sonnenſtrahle zehren, ſo viel er Luſt hat! er wird nicht fett davon werden.

Und das iſt wahr, fett iſt der Meiſter Fredrick bei ſeiner Filoſofie nicht geworden, und als ſeine Töchter herangewachſen, brave, wohlhabende Männer heirateten, als ſein Sohn es durch Fleiß, Rechtlichkeit und Klugheit ſchon früh dahin brachte, ein einträgliches Amt zu erhalten, und nun alle Leute meinten: Da kann ſich der arme Fredrick doch in ſeinem Alter noch gütlich thun! da ſtarb der Meiſter Fredrick, noch gar nicht eigentlich alt, nach kurzer Krankheit, und der erſte Strahl der herrlich aufgehenden Sonne am heiligen Oſtermorgen verklärte das Angeſicht des Sterbenden, und als man ihn am vierten Tage in aller Frühe hinaus trug auf den Friedhof, fiel wieder auf den ſchlichten Sarg der erſte Sonnenſtrahl — ja! ich habe es ſchon geſagt, die Sonne muß dieſen Menſchen lieb gehabt haben.

Seinen Kindern ging es wohl, ſo lange ſie lebten, und ſie lebten lange. Der Alte hatte Recht gehabt, ſein Leben war ihnen eine Lehre geweſen, gut zu ſein, aber minder reich und demüthig, als er.

Der erſte Sonnenſtrahl iſt ſchön! Es müſſen aber alle zuſammenwirken, ſonſt grünt und blüht und wächſt nichts.

---

*) Der däniſche Dichter meint hier offenbar die Stelle in Schillers „Worte des Glaubens“:

Und ein Gott iſt! ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menſchliche wanke!
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchſte Gedanke. ꝛc.

Blumen-Ballade

von

Dr. Johann Nepomuk Vogl.

Die Dämmerung ſinkt auf's Gehege,
Kaum blinkt noch am Berge der Saum,
Da werden lebendig und rege
Die Blumen im ſchweigenden Raum.

Wie können im traulichen Düſtern
Sie einmahl nun frönnen der Luſt,
Und ſchwatzen und plaudern und flüſtern
So recht aus der innerſten Bruſt.

Und ſchon auch erzählet die Roſe
Den anderen Schweſtern herum,
Wie Morgens ein Käferchen loſe
Umſchwärmt ſie mit lautem Geſumm.

Und wie ſchon frohlockender Miene
Sich Sieger der Eitle gedeucht,
Hat plötzlich die Nachbarin Spinne
Den keken Geſellen verſcheucht.

Erzählet darauf Georgine
Wie ſie ſich tagüber gehärmt,
Weil Fingerhut und Balſamine
Allein nur die Biene umſchwärmt.

Die Tulpe mit herriſchem Prunke
Ruft prahlend dem Kartenkraut zu,
Daß ſie mit Kleinglöckchen getrunken
Ein Smolis auf Du und Du.

Da flüſtert zur Lilie drüben
Die ſchöne Hortenſia:
Es hab' ihr Nachtfalter geſchrieben:
Er ſturbe vor Sehnſucht beinah.

Die Sonnenblume mit Schmähren
Berichtet nun ebenfalls,
Wie ſie bei dem Sonnenwärtsdrehen
Verrenkt ſich beinahe den Hals.

D'rauf klaget ein Knospenſchätzchen,
Das kaum noch ſein Kelchlein gelupft,
Es hab' ihm ein lüſternes Spätzchen
Ein Blättchen heruntergerupft.

Geſtehet Stiefmütterchen leiſe
Der Raute, wie geſtern im Hag
Sie habe, gehäßiger Weiſe,
Verſchlafen den herrlichſten Tag.

Feldnelke, ergänzend den Babel,
Mit Schluchzen erzählt, daß im Korn
Des Nachts ihr den Storchenſchnabel
Erſchlagen der Ritterſporn.

Schafgarbe darauf der Kamille
Vertraut als Geheimniß ganz ſacht,
Daß ſie eine neue Idylle
Auf alle das Treiben gemacht.

So plaudert vom Dunkel umfloſſen
Noch lange der duftige Flor,
Da ſtrekt aus den Wolken verdroſſen
Der Mond die Laterne hervor,

Und ſchmählet: „Na, werdet ihr ſchweigen,
Ihr plaudernden Mäuler upher?!“
Und, huſch, alle Blumen ſich neigen,
Spricht Keines ein Wörtchen mehr.

Literatur-Skizzen

Von Sigmund Engländer.

I.

Grabbe und Immermann.

Kürzlich wurde mir bei wiederholter Lektüre von Immermanns Skizze über Grabbe das Verhältniß dieser beiden Männer zu einander wieder so recht peinlich klar. Man hat dieses Verhältniß so verkehrt und unreinlich dargestellt und über die Stellung, welche Beide zur deutschen Literatur einnehmen, ist schon so manche übertriebene und schiefe Ansicht laut geworden, daß ein leidenschaftloses Wort über sie nicht ganz überflüssig sein mag. Daß überhaupt zwei solche Menschen zusammen leben konnten, ja und nein! Wo haben sie sich berührt? Immermann, wenn er auch als Göthe's Golem in gewissem Sinne den Mittelpunkt seines Wesens außer sich trug, doch eine abgeschlossene, fein gebildete Natur und Grabbe lauter Trümmer, wenn auch von einem großartigen Gebäude, Fetzen, wenn auch von einem Purpurmantel! Mich verwirrte Grabbe Anfangs und machte mich stutzig; da ich ihn hinter mir hatte, erkannte ich erst ein grauenhaftes Spiel der Natur in ihm. Im Ganzen herrscht doch eine großartige, geniale Schwäche, eine Unbehülflichkeit, ein Stammeln der Natur bei ihm vor. Ich möchte wissen, was der klare, menschlich schön gebildete Göthe von ihm gesagt hat. Zu wundern ist, daß ihn die Mittelmäßigkeit nicht noch mehr vergoldet; diese liebt von jeher den Gott am meisten, wenn er zerstükelt und zerhakt ist, und an einem Marmorbilde fühlen sie nur das äußerlich Kalte und nicht die innerliche Gluth. Wer für das Runde, Abgeschlossene Sinn hat, stimmt in diesen Jubel nicht ein, wenn er auch die großartigen, starken Elemente in Grabbes Dichtercharakter nicht verkennt. In Gothland gab Grabbe sich echt und wahr; welch ein Zerrbild kam zum Vorschein. Gar kein Fundament, kein innerliches Wachsen und Reifen, keine wahre Dialektik der Charaktere; jähe Sprünge von Gegensatz zu Gegensatz in der Entwiklung, ein wilder Rausch von Gefühlen und Bildern, ein chaotisches, verrüktes Durcheinanderlaufen der Ideen, ein für ein sittlich gebildetes Gemüth nur kindisch erscheinender und ohne alle höhere Berechtigung auftretender Trotz gegen das Universum, wahrhaft geniale, tiefe Gedanken neben Hohlem und Aufgeblasenem, eine Mißgeburt mit einem übermäßig ausgebildeten Kopf und winzig kleinen Füßen. Wo liegt die Berechtigung zu Gothlands Gotteslästerungen, zu seinem Auflehnen gegen die sittlichen Mächte, was will er? Schlägt er nicht in blinder Wuth den Tisch, woran er sich gestoßen? Was kommt bei

der ganzen Dichtung heraus? Stürme die bloß entwurzeln, darf die Poesie nicht aufsagen, ein befruchtender Gedanke muß in der Versöhnung liegen. Bloße Criminaljustiz am Ende, wo dem Laster der Rüken gepeitscht und die verfolgte Unschuld mit Zukerwerk gefüttert wird, genügt auch nicht, wenn auch die meisten Dichter in diesem bloß richterlichen Verfahren schon eine poetische Versöhnung gegeben zu haben meinen und nicht bedenken, daß, wenn nicht ein Resultat, ein positiver Gedanke herauskommt, noch immer nicht in der Versöhnung der Grund liegt, weßhalb man überhaupt die Leidenschaften erregt habe. Und doch ist Grabbe in diesem Gedicht wie er wirklich war. Seine folgenden Werke sind im höheren Sinne des Wortes Lügen. Wie kann eine Natur, welcher selbst die Versöhnung und Einheit mangelt, in ihre Werke Versöhnung bringen wollen! Bei allen späteren Dichtungen wollte er an sich selbst corrigiren und brachte es dadurch nicht einmal zum dramatischen Rahmen. Ueberhaupt ist Grabbes Natur so desultorisch und unstät, daß er nie zur Formgebung gelangen konnte. Er suchte krampfhaft sich zu concentriren und trieb mit glüklichem Instinkt, weil er den Zusammenhang des sprachlichen Prozesses mit dem innersten geistigen Vorgang ahnen mochte, seinen sprachlichen Ausdruk in die Enge. Was ihm hier theilweise im Hannibal gelang, das rächte sich wieder an ihm von einer andern Seite, wo er von der Peripherie nicht wegkommen konnte. So konnte er z. B. den glüklich aufgefaßten historischen Gegensatz zwischen Charakter und Zeitverhältnissen, welchen Hannibal in seiner Krämerrepublik bietet, innerlich gar nicht zur Aeußerung bringen. Ebenso fehlt alle wahre Vermischung und Durchdringung in „Faust und Don Juan“, wo auch auf die Tiefe nur hingedeutet, aber nicht in sie hinabgestiegen wird. „Marius und Sulla“ mußte ein Torso bleiben. „Scherz, Ernst, Humor und tiefere Bedeutung“ läßt ahnen, daß Grabbe an den dialogisirten lustigen Anekdoten, welche man Lustspiel zu nennen beliebt, kein Gefallen gefunden und erkannt habe, daß die höhere Kunstform der Komödie, welche den tiefsten Weltgehalt zu umfassen vermag, noch zu finden sei, ohne daß man nöthig habe, die Aristophanische Form der Komödie, welche viel zu enge und selbst in dieser nationalen Beschränktheit zu dürftig und formlos gewesen, zu erneuern. Aber theils widerspricht der Weihrauchqualm, den er Molieren zukommen läßt, theils ist diese Komödie doch nur eine Repetition der Tiek'schen Ironie im gestiefelten Kater, und so phantastisch verkehrt Alles erscheint, so erregt es doch in der Pupille kein gerades Bild. Auf einer andern Seite wieder verwechselt Grabbe die schwere Wucht des geschichtlichen Ereignisses mit dem echten poetischen Gehalt. Er begeistert sich für die Hohenstaufen, wo nicht die Idee in einem Conflikt erscheint, sondern nur physisch starke und regsame, unedle Habsucht und Eifersucht einen leeren Wirbel erregt und alle

volksthümliche Grundlage mangelt. Immermann bewundert seine „Hundert Tage.„ Ist dies im Sinne von grandiosen Partikularitäten gemeint, so könnte nur ein Blinder widersprechen. Ein Geist der Größe taucht bei ihm überall und auch hier an vielen einzelnen Stellen empor, aber von einem wahrhaft dramatischen Leben, wo der Strom mit rastlos in einander übergehenden Wellenschlägen immer gewaltiger anschwillt und dann wieder in seine Form zurükgedrängt wird, ist keine Rede. Bei ihm herrscht mehr Gri masse als wahre Leidenschaft. Ueberhaupt mangelt es Grabbe'n an der wahren dramatischen Darstellung; seine Gruppen gefrieren ihm und werden statuarisch, man sieht die Zeiger, aber nicht das Getriebe des Räderwerks. Vom klaren, reinen Geist der Schönheit hat Grabbe nie einen Kuß erhalten; der rechte Gedanke des Lebens war nicht in ihm. Er mußte sich auflösen, wo er sich verdichten wollte; wäre er nicht gestorben, so hätte er sich ermorden müssen. Seine Dichtungen gehören zu seiner Krankheitsgeschichte und nur der gemeine Blik vermag oft nicht einzusehen, daß die größte Kraft der Fieberhitze doch bloß Schwäche sei. Dieser Dichter, welcher in den Formen der Gesellschaft und des Lebens keinen Haltpunkt finden konnte, näherte sich in den letzten Jahren seines Lebens, wo alles weitere Dichten bei ihm im Grunde schon überflüssig war, und er sich nur wiederholen konnte und in die Brüche gehen mußte, dem strengen nach Maß und Grazie ringendem Dichter in Düsseldorf. Immermann hat den tiefsten Gedanken seines Lebens in den „Epigonen" ausgedrükt. Daß in der Anlage und in den Charakteren dieses Buches ein Wiederklang der Form und der Figuren Wilhelm Meisters herrscht, wird für Jenen, der die tragische Idee des Ganzen faßt, nur einen neuen Reiz abgeben, gleichviel, ob die Absicht Immermanns hiebei thätig gewesen oder nicht. Es gehört zum Epigonenthum, welches der Dichter darstellt, daß auch das Buch selbst nicht ganz selbstständig und eigen, sondern als Nachgeburt des größten Geistes der Deutschen auftritt. Seinen Dramen mangelt es zwar an der höheren Nothwendigkeit und Berechtigung, sie könnten aus der Literatur weggestrichen werden, ohne daß eine Lüke entstände, weil keine Vorbereitung zu einer Erweiterung des Gehaltes oder einer Verengerung der Form in ihnen liegt. Verläßt man aber diesen Standpunkt und tritt in dieselben hinein, so fühlt man die Athemzüge eines echten Dichters. Er weiß in Liebesscenen eben so viele Zartheit und Innigkeit auszudrüken als er, wo es gilt, Leidenschaften darzustellen, das wirre Stammeln der Gefühle, die sich bäumende wilde Kraft, das Zusammenfließen alles Großen und Gemeinen zur Anschauung bringen kann. Wo er es zur Gestaltung bringt, tritt dem Leser wahre Größe entgegen; eine reinliche, schöne Natur blikt uns allenthalben an. Der Tod machte sein Leben unvollständig; nachdem er einmal die Epigonen hinter sich hatte, würde er mit einer grö-

hern Eigenthümlichkeit und Friſche aufgetreten ſein. Sein Münchhauſen iſt in vielfacher Beziehung, wenn auch der Ring nicht ſchließt und der komiſche Theil nicht tiefgreifend genug iſt, ein originales Meiſterſtük und überraſcht durch eine keke Sicherheit der Charakteriſtik und einer Neuheit der Erfindung, wo namentlich der Dorfſchulze den ganzen Auerbach und die neueſte Volksnovelliſtik in ſich ſchließt. Daß dieſe beiden Naturen ſich nicht anziehen konnten, iſt klar. Immermann wurde immer geſunder und Grabbe war ſchon halb verwittert, wie ſie mit einander zuſammentrafen. Grabbe verſank immer mehr in Unflath, welchen gemeine Köpfe ſo gern als den wahren Aufenthalt des Genies ausgeben mögen, und mußte zulezt die Vernichtung, zu der ihn ſeine formloſe Natur trieb, durch Spirituoſe beſchleunigen. Immermann that, was er thun konnte, um dem Verkehr zwiſchen ihnen eine gebildete geiſtige Form zu geben, ſcheiterte aber an den Unformen Grabbe's, von denen die roheſten Auswüchſe noch gar nicht durch den Druk bekannt geworden ſind, ſondern ſich nur durch Tradition fortpflanzen. Der Vorwurf, er habe Grabbe'n des Gelderwerbs halber wollen abſchreiben laſſen, iſt durch den mitgetheilten Briefwechſel Grabbe's ſchon längſt widerlegt. Dieſer kurze Briefwechſel läßt, nebenher bemerkt, einen grauenhaften Blik in die innerliche Zerſtörung und Unordnung Grabbe's thun. Die ganze tolle, zerworfene Wirthſchaft ſeiner Seele liegt für den, welcher Augen hat, offen in dieſen hingeſchleuderten Briefchen mit ihren zehnfachen Poſtſkripten und eingeſchachtelten Perioden. Weſſen Naturell es liebt ſich zu verſtecken, fühlt bei einer ſolchen Gelegenheit peinlich, wie ein Briefwechſel Einem das Hemd auszieht und wie jedes Zettelchen, ja ſchon die bloßen Schriftzüge Verräther und Steckbriefe unſeres Innern ſeien. Der blöde Mißverſtand hat Immermann auch daraus einen Vorwurf gemacht, daß er ſeine Stellung zum Düſſeldorfer Theater nicht dazu benuzte, Grabbe auf die Bühne zu bringen, ihn, der weder Mittelpunkt noch Radien beſizt und ein Haus auf die Weiſe erbaut, daß er ein Zimmer an das andere mit Striken und Eiſen befeſtiget, ſo daß, wenn man dieſe wegnimmt, der ganze Bau zerfällt.

II.

König Renés Tochter

Lyriſches Drama von H. Herh.

Das Aergſte iſt nicht die Poeſieloſigkeit, denn ihr gegenüber braucht man blos durchzuſtreichen oder „Nein" zu ſchütteln; das Aergſte iſt der poetiſche Anſtrich, die hohle Nuß, welche vergoldet iſt, die Schwebe zwiſchen der Schöpfung und dem Chaos

Dieſes leidige Mittelgut, welches die Heerſtraße der Literatur bevölkert, wird immer in populärem Verſtändniſſe und in der allgemeinen Liebe am höchſten ſtehen, denn dem echten Kunſtwerke gegenüber kann nirgends Breſche geſchlagen werden, und man muß es ganz verdauen oder gar nicht; die unvollen'et gebliebene Dichtung hingegen läßt bald dieſes, bald jenes Element einſeitig hervortreten, und leider iſt es nicht das Harmoniſche, ſondern das Einſeitige, was allgemein gefällt. Man kann ſolchen elementaren Werken gegenüber kein entſchiedenes Urtheil fällen, ohne irgend einen Keim todt zu treten oder irgend einen Funken zu erſtiken; denn auf Funken und Keime läuft alles poetiſche Verdienſt bei dichteriſchen Schöpfungen dieſer Art hinaus, und die Kritik muß hier den Muth haben, die kranke Wurzel gänzlich auszureißen, wenn auch hie und da am Baume eine rothe Frucht oder ein geſundes Zweiglein ſich zeigt.

Alle dieſe Bemerkungen wurden nur als Leichenbitter vorausgeſchikt, da es nicht anders geht, als die ganze Schärfe des kritiſchen Schwertes gegen vorliegende Dichtung zu wenden. Ich würde gerne dies oder jenes Körnlein aufklauben, aber man hat dem Verfaſſer unverdiente Lorbeerkränze gewunden, und nichts iſt ärger als eine unverdiente Unſterblichkeit, denn ſie ſchändet die wahren Unſterblichen und verpeſtet das öffentliche Urtheil. Beinahe bin ich in Verlegenheit, wo ich einhauen ſoll, man kann gegen manche Dichtung von ſo vielen Stellen einen Anlauf nehmen, daß man oft deßwegen einen Umweg einſchlägt. Doch ich glaube, indem ich den Kern und Grund des dramatiſchen Vorganges betrachte, am beſten zum Ziele zu gelangen. Ohnehin bewaffnet ſich der Dichter gegen dieſe Art des Angriffes mit dem im Grunde ſinnloſen Titel: „Lyriſches Drama.“

Das Drama iſt zum Theile auch deßwegen die Spitze aller Kunſt, weil in ihm alle poetiſchen Elemente zuſammenfließen. Die Lyrik leiht ihm die Empfindung, von der Epik kommt ihm die Begebenheit, vom Verſtande die Form, und Alles ſteigert ſich in ihm zur That. Die That iſt alſo Ausgangspunkt und Ende des Dramas, auf ſie deutet ſchon ſein Name hin, und der dramatiſche Prozeß iſt nur ſoweit dramatiſch, als er die That vorbereitet und entzündet. Am meiſten widerſtrebt dem Begriffe des Dramas die bloße Empfindung, ſo häufig ſie auch als Surrogat gebraucht wird; denn die weſentlichſte Eigenthümlichkeit des dramatiſchen Geiſtes iſt die Härte und Beſtimmtheit, und ſelbſt wenn die Empfindung zur Geſtaltung gebracht wird, ſo iſt ſie doch von einem anderen Standpunkte aus zu verwerfen, weil ſie ſtets fruchtlos bleibt. Alle höhere Kunſt führt nämlich zum poſitiven Reſultate, und inſofern die lyriſche Form zur reinen Kunſt gehört, ſo muß auch das lyriſche Kunſtwerk auf irgend eine Weiſe zur Spitze auslaufen. Aber im Begriffe des Lyriſchen liegt eine gewiſſe naive Reſultatloſigkeit, und jeden-

falls kann mindeſtens die echte und wahre Lyrik, wobei von Reflexionsgedichten abgeſehen wird, nie die Idee in ihren höheren Kreiſen erreichen, wie es dem Drama ziemt. Iſt daher bloß Empfindung die Baſis eines Drama's, ſo knikt es vor ideeller Leere zuſammen, und weil die That, wenn ſie aus der bloßen Empfindung emporſprießt, nie die Herbe und Stärke beſitzen kann, welche dem Drama in jeder einzelnen Faſe eigen ſein muß, ſo iſt ein Drama, das nur auf Empfindung beruht, ſtets an dem Grenzpunkte des Verfaulenden oder mindeſtens des Gezierten. Auch kann, wenn Empfindung das Triebrad des Dramas wird, aus dieſem Motive nie die Leidenſchaft, welche die wahre Luft des Dramas iſt, tief und brennend erregt und das Leben nicht in ſeinen letzten Geheimniſſen ergriffen werden. Weiſ't man daher nach, daß die einzige Wurzel irgend einer dramatiſchen Dichtung die Empfindung ſei, ſo hat man ihren Lebensnerv entzwei geſchnitten. Bei „König Renés Tochter“ iſt dies der Fall. Schon der Titel gibt es zu; aber auch nur der flüchtigſte Blik auf die Handlung zeigt, daß hier von dramatiſchem Thuen nichts vorkomme und Alles auf die krankhafte Höhe eines Gefühls hinauslaufe, wobei nachzuweiſen iſt, daß dieſem Stüke nicht nur das wahre Weſen des Dramas mangle, ſondern auch das ganze Werk von einem Wurme angefreſſen ſei und ein echtes Bild der kranken, hohläugigen Pſeudo-Poeſie biete.

König René hat ſein Kind Jolantha kurz nach der Geburt mit dem Grafen Triſtan von Vaudemont verlobt. Nun kommt das durch und durch unmotivirte Faktum, welches die ganze Handlung wie in einem Ei enthält und ausbrüter. Im Schloſſe des Königs bricht ein Brand los, das Zimmer, wo ſich das kleine königliche Kind Jolantha befindet, beginnt zu brennen, und man weiß es nicht anders zu retten, als daß man unten Betten ausbreitet und das Kind hinabwirft. Wir wollen nicht fragen, wie ſich Diejenigen gerettet haben, welche es hinabgeworfen haben, und warum ſie nicht das Kind mit ſich nahmen, ſondern blos auf die Folgen dieſes Wurfes ſehen. Jolantha bricht etwa ein Bein? Oder bleibt todt am Platz? Das wäre eine natürliche Folge. Nein, ſie wird blind. Alſo ſchlägt ſie ſich doch die Augen aus? Bewahre, die Augen bleiben ganz unverſehrt und ſie wird blind. Dies läuft aller Möglichkeit ſchnurgerade entgegen, und könnte bis ins Lächerliche gezogen werden. Und dies um ſo mehr, als ſich ſpäter zeigt, daß dieſe Blindheit noch dazu heilbar ſei. Doch weiter! König René läßt ſein Kind in einem abgeſperrten Thale erziehen, und wie das Stük beginnt, iſt Jolantha ſchon eine blühende Jungfrau und weiß kein Wort davon, daß ſie blind ſei. Auch dieſes Motiv der Handlung entfernt ſich von aller Realität; ein Menſch, der ſchon ſehend war, kann ſelbſt wenn es wirklich möglich wäre, daß die ihm umgebenden Perſonen durch eine ſo lange Reihe von Jahren ſich jedes Ausdrukes, der an Sehen mahnt, enthalten,

nie ſo ganz und gar darauf vergeſſen, daß es ein Licht in der Welt gäbe. Jolantha lebt nun in einem Thale, wo ihr der König ein ſtattliches Haus mit einem großen Garten bauen ließ, ohne daß außer ihren beiden alten Erziehern irgend ein Fremder um ſie weilt, noch ſie Jemand beſucht, mit Ausnahme des Königs und des Arztes Ebn Jahia. Welch' eine Lächerlichkeit liegt wieder in dieſer Grundlage der Handlung! Daß man ſich gänzlich abſperren könne, gebe ich zu, aber daß dies ſo weit geben könne, daß gar Niemand in der Umgebung etwas von dieſem großartigen Schloſſe und dem Garten gewahr werde, da doch Jeder, der vom Berg in's Thal herabblikt, Haus und Garten, oder wenigſtens die Mauer, welche das Ganze umgibt, wahrnehmen muß, iſt durchaus unhaltbar. Und dennoch geſteht Jauffred, von dem doch geſagt wird, daß er in der Nachbarſchaft wohne, und in der Gegend ſehr wohl bekannt ſei, er habe nie etwas von dieſer ſonderbaren Welt vernommen! Und im Verlaufe ſo vieler Jahre hätte es doch einmal geſchehen können.

Beim Beginne der Handlung kommt ein Bote, der eigentlich gar nichts zu melden hat; denn, daß der König Jolanthens Wächter ſagen läßt, er werde an dieſem Tage kommen, da er doch ſehr häufig kommt, und doch ein König ſich nicht bei ſeinem Diener melden läßt, iſt offenbar Nichts oder vielmehr iſt bloß ein kümmerlicher Behelf der Expoſition. Dazu kommt noch, daß der König ſeinem Boten von dem Geheimniſſe, das er jahrelang ſo ängſtlich vor der ganzen Welt verborgen hat, beinahe kein Wort ſagt, und nicht ſeinen gewöhnlichen Boten abſendet. Welch' eine dürftige Art zu exponiren; nun muß dem Boten erzählt werden, um was es ſich handle, damit nur der Zuſchauer es erfahre. Jetzt wiſſen wir es, Jolantha iſt blind und weiß nichts davon. Wir ſollen bald noch Seltſameres erfahren. Der König und der Arzt kommen. Der letztere hat beim Beginne der Erblindung ſchon vorausgeſagt, daß Jolantha entweder an dem heutigen Tage ihr Augenlicht wieder gewinnen oder ſtets blind bleibe. Wie ſehr ſträubt ſich alle Wirklichkeit gegen eine ſolche Vorausſage! Der gewöhnlichſte Menſchenverſtand muß das Unmögliche, ja das Lächerliche derſelben einſehen. Man wende nicht ein, es durchzlehe ein phantaſtiſcher Hauch das Ganze, und die ſtrengen Bedingungen der Wirklichkeit ſeien dem Phantaſtiſchen gegenüber, ohne trokene, proſaiſche Dürre nicht geltend zu machen. Allerdings muß auch das Phantaſtiſche, ſoweit es ſich auf das Reale ſtützt und mit ihm zuſammenhängt, ſich durchgehends deſſen Geſetzen fügen. Es iſt dem Phantaſtiſchen erlaubt, irgend einen Punkt, ja mehrere zu verrücken, aber innerhalb des neuen Kreiſes darf der Dichter ſich nichts mehr ſchenken laſſen, ſondern durch äußere Widerſpruchloſigkeit Alles erobern. Auch hat der Dichter den Arzt durchaus nicht zum Zauberer gemacht, wenn gleich ſein magnetiſches Ver-

fahren ihn bei Jolanthens Erziehern in den Geruch der Zauberei bringt. Dr. L. A. Frankl hat in seiner Kritik dieses Stückes, um dieser Vorhersage eine reale Geltung zu verschaffen, sich verleiten lassen, die Blutbewegung, welche in dieser Zeit bei Jolanthens erwachtem Geschlechtsleben vorgehe, als Motiv einer poetischen Gliederung herbeizuziehen, und sprach von „einer Blutwelle, welche nach abwärts gleite und die Dunkelheit vom Auge abziehe.“ Aber uns scheint diese Deutung, je richtiger sie sich vom physiologischen Standpunkte erweisen ließe, vom poetischen Gesichtspunkte betrachtet widrig, und hat der Dichter wirklich daran gedacht, so hat er in ein Gedicht, das nach seiner Absicht voll Duft und Zartheit werden sollte, ein rohes, cynisches und prosaisches Motiv gebracht. Doch wir wollen weiter gehen. Ebn Jahia verlangt vom Könige als nothwendige Bedingung der Heilung, daß Jolantha ihre Blindheit erfahre. Wir werden in den ganzen gelehrten Plan der Heilung versetzt und mit dem Grunde dieser Forderung bekannt gemacht; für angehende Therapeuten eine sehr interessante Szene, sonst jedoch trotz all' der vollmauligen Rhetorik, zu welcher der König sich aufbläst, poetisch bedeutungslos. Damit nun die Handlung weiter fortgehen könne, müssen Arzt und König fortgehen. Dies geschieht denn auch, so sehr es ungereimt ist, daß der Arzt und der Vater an diesem Tage Jolanthen verlassen und in's Kloster gehen, wo sie gar nichts zu thun haben. Doch dieses genügt noch nicht. Auch Bertrand und Martha, Jolanthens Zieheltern, gehen fort. „Am Felde gibt es viel zu thun.“ Sind denn Bertrand und Martha, die in königlicher Pracht wohnen und ein Königskind bewachen und erziehen, Bauern? Und was haben sie denn gerade jetzt, wo der König hier ist und ihrer leicht bedürfen kann, auf dem Felde zu thun? Doch mögen auch sie gehen. Es wird doch irgend jemand bleiben? Nein, wie sich später zeigt, kein einziger Diener, kein Hund, keine Katze, Niemand bleibt, als Jolantha, und diese schläft. Schläft? Ja, dies liegt im Heilungsplane des Arztes. Durch einen magnetischen Wunderstein muß Jolantha alle Tage eine Stunde in Schlaf versetzt werden. Ein seltsamer Schlaf, und um so seltsamer, als sie gleich erwacht, wenn man den Stein von ihr wegnimmt. Der Leser frage nicht, wozu dieser Schlaf diene, er sage nicht altklug: Wie kommt dieser Schlaf zur Heilung der Blindheit, wozu ein zweimaliger Schlaf in einem einaktigen Stüke? Mußte doch schon so Vieles geschehen, um den nun auftretenden Personen die Möglichkeit zu erringen, aufzutreten, warum nicht auch ein Schlaf? Was ist unschuldiger, als ein Schlaf? Doch selbst dieser genügt nicht. Der König muß bei seinem Weggehen die Thüre, welche sonst so viele Jahre mit der übertriebensten Sorgfalt geschlossen blieb, offen lassen. Nun, er läuft in Aerger über die Forderung des Arztes diesem ins Kloster nach, und da

wollen wir es ihm überſehen, daß er die Thüre zu ſchließen vergißt, ja, vielleicht ärgert er ſich nur deshalb, um daran vergeſſen zu können. Denn bald darauf kommt er ja beſänftigt zurück und gibt dem Arzte in ſeiner Forderung Recht. Alſo, der König vergißt zu ſchließen. Doch Bertrand und Martha ſehen ihm nach und bemerken auch nicht, daß die Thüre offen blieb. Nun gehen auch ſie weg, wie ſchon oben bemerkt wurde. Wie, und ſie probiren nicht einmal, ob die Thüre verſperrt ſei? Sie verlaſſen einen königlichen Pallaſt, einen Garten voller Früchte, ohne alle zurückbleibende Dienerſchaft und ſehen nicht nach, ob gehörig zugeſperrt ſei? Noch mehr, die ſchöne, wunderſchöne Tochter liegt im offenen Zimmer im tiefſten magnetiſchen Schlummer; im Lande ſtreifen lauter galante Ritter herum, und ſie gehen weg und probiren nicht einmal an der Thüre? Ei, ei, das ſind ſchlechte Wächter einer ſchönen, blinden Königstochter!

Sie gehen, und knapp nach ihnen treten Triſtan und Jauffred auf. Alſo darunter Jolanthens beſtimmter Bräutigam. Der Zufall hat allerdings eine Stelle im Drama, und Rötſcher, der erſt kürzlich eine äußerſt gediegene Abhandlung über dieſen Punkt in ſeinen trefflichen höchſt empfehlenswerthen „Jahrbüchern“ lieferte, hätte ſogar noch weiter nachweiſen können, daß der Zufall um die volle Totalität des Lebens, welches das Drama darſtellt, zu erſchöpfen, und ſeine ſinnliche Fülle zu erweitern, dem Drama ſogar nothwendig ſei. Auch in dieſem Schauſpiel war es daher nothwendig, daß Jemand durch einen Zufall zu des Königs Tochter, welche er von allem Leben abſperren zu können meint, komme. Das war um ſo nothwendiger, als dadurch eine tragiſche Ironie, welche allein Gleichgewicht in ein poetiſches Werk bringt, in daſſelbe gelangt. Allein, daß von allen Menſchen der Erde gerade Triſtan, gerade der Mann, welcher Jolanthen verlobt iſt, hereinkommt, dies macht die ganze Sache zu einem Theaterſtreich.

Noch mehr wird dies ſichtbar, wenn man darauf hinmerkt, wie ſie eigentlich zu der verborgenen Thüre gelangten. Sie ſahen König René, Triſtan wollte ſich, man weiß nicht warum, da er noch eigends zu ihm reiſ'te, vor ihm verſteken, und ſo kommen ſie zur Thüre. Die neue Welt, in welche ſie treten, verſetzt ſie in Staunen; hier wachſen andere Bäume als draußen, ohne daß man ſie außerhalb des Gartens ſehen kann. Noch mehr ſtaunen ſie über die ſchlafende Jolantha, zu welcher Triſtan ſogleich in Liebe entbrennt. Natürlich darf er nicht wiſſen, daß dies ſeine beſtimmte Braut ſei, ſonſt wäre ja alle Verwiklung, wenn man überhaupt von einer Verwirrung der Fäden bei dieſem Drama reden kann, im Vorhinein unmöglich gemacht. Da keine Menſchenſeele im Hauſe iſt und daher Niemand auf ihr Rufen kommt, ſo geht erſt Jauffred in's Haus, und will Jolantha wach rütteln, aber es gelingt ihm nicht, und er ſtürzt erſchrekt über dieſen ſonderbaren Schlaf wieder heraus. Nun geht Triſtan hinein, nimmt ihr den Stein weg, und ſie erwacht. Die hierauf folgenden

Szenen werden wegen ihres „poetischen Duftes“ am meisten gelobt. Wir wollen hier davon absehen, daß das Drama eigentlich überhaupt keinen Duft kenne, wenn weiter nichts als Duft vorkommen soll, aber ist denn überhaupt hier Poesie vorhanden? Jolantha ist in ihrer Blindheit sehr richtig geschildert, man merkt es jeder ihrer Reden an, wie der Dichter wie zwischen Eiern dahintrippelt und sich ängstlich bemüht, sie durch kein Wort das Bewußtsein ihrer Blindheit verrathen zu lassen. Aber wurzelt diese ganze Darstellung nicht einzig und allein im Verstande, ist in dieser Korrektheit irgend eine Thätigkeit der Fantasie zu belauschen? Ja, ist nicht schon dieses ängstliche Bemühen, empirischen, zufälligen und absolut nichtigen Zuständen mit Affentreue nachzugehen, dieses engherzige Kopiren der bloß gemeinen Wirklichkeit nicht durch und durch prosaisch? Ein wahrer Dichter hätte sich vielleicht viele Verstöße gegen das empirische Wesen der Blindheit zu Schulden kommen lassen, aber die Poesie fragt eben gar nichts nach dieser Treue der Schilderung, eben so gut der Dichter sich nicht an das empirische Wesen der Geschichte zu halten braucht. Die Szene besitzt zwar etwas Rührendes, aber diese Rührung gilt lediglich dem Körper, eine wirkliche Blinde würde uns in ihrer unbewußten Unsittlichkeit vielleicht noch mehr rühren. Auch hat der Dichter in der That durch die Gesänge und freilich auch durch die ganz äußerliche Zuthat des Dekorazions-Pompes, den er ausdrücklich in seinem gedruckten Buche fordert, einen südlichen Hauch in diese Szenen zu bringen gewußt, und einzelne Farbenstriche sind wahrhaft poetisch, aber das Ganze kränkelt doch schwindsüchtig und hüstelnd vorüber, und diese zarte Röthe ist nur hektisch. Auch wird diese beabsichtigte Zartheit gewaltig durch Tristans Benehmen verletzt. Er merkt, daß Jolantha keine Ahnung von ihrer Blindheit habe, und hat dennoch die Rohheit, ihr diesen Zustand zu entdeken, mit ihr vom Sehen und vom Nutzen des Auges zu sprechen. Was die Blinde vom Zweke der Augen sagt, ist wohl poetisch gefärbt, aber auch nicht mehr. Denn immer sollen wir hier für ein blos körperliches Leiden sympathisiren, und stets handelt es sich um nichts anders, als um die Gesundheit eines Nervs. Wir haben es stets mit dem Leibe zu thun, und die wahre Poesie flieht vor dem Fleische, und versenkt sich nur in die Geheimnisse der Seele.

Tristans Begleiter hatte sich entfernt; warum? Er bekommt Furcht vor diesem seltsamen Schlosse, und will das Gefolge holen. Warum kam dieses Gefolge nicht mit? Wo blieb es? Warum war früher keine Rede von ihm? Er geht lediglich aus Gefälligkeit für Tristan, um ihn mit dem Mädchen allein zu lassen, und weil ihn der Dichter nicht auf der Szene braucht. Jetzt kommt er doch ohne Gefolge zurük, und sagt, es kamen Leute. Da er den König kennt, so darf er ihn nicht erkennen, sonst wäre wieder die ganze Geschichte zu Ende; nun, vielleicht ist er kurzsichtig. Es kommen nun Jolanthens Ziebeliern vom Felde zurük und gleich

hinter ihnen der König und Ebn Jahia. Der König belehrt jetzt sein Kind vollständig über die Wirkungen des Lichtes, und der Gedanke ist glüklich, daß Jolantha die Sehnsucht nach dem Lichte mit der Liebe vermischt. Ganz theatermäßig und trivial erscheint hingegen die nun folgende Heilung, die lächerlich rasch und unbegreiflich vor sich geht. Die ganze Dichtung schwebt, wie sich in dieser Szene vornehmlich zeigt, auf einer Nadelspitze, und der leiseste Athemzug der Wirklichkeit stößt sie um. Es ist mir diesen Szenen gegenüber gerade so zu Muthe, als sähe ich Fleisch vergolden. Mit welch' widriger Zierlichkeit tänzeln Alle auf den Fußspitzen um diese Heilung herum: Der Arzt führt Jolanthen hinweg, versetzt sie in Schlaf, und ohne ein Instrument zu gebrauchen, macht er sie sehend. Hatte Hertz einen Abscheu vor der Chirurgie? Als ob es nicht ganz gleichgiltig wäre, ob er eine Medizinflasche und ein Klistir oder den magnetischen Stein mit Heilkräften auf die Bühne bringt. Die ungesunde, bleiche, schwindsüchtige Erfindung wird dadurch nicht verhüllt und die Wirklichkeit mit ihren eisernen Bedingungen wird auf die willkürlichste Weise umsprungen.

Während Jolantha hinter der Szene geheilt wird, stürzt Tristan mit Kriegern herein. Mit Kriegern? Wen will er bekämpfen? Mahnt diese Szene nicht an Don Quixotte und die Windmühle? Nun kommt auch Jauffred, erkennt den König und auch Tristan erfährt, dies sei sein Schwiegervater. Während sich in dem Vaterherz Himmel und Hölle bewegen und alle Angst des Lebens ihn durchzittern sollte, bleibt er ganz ruhig, ja ist gegen Tristan witzig. Die hierauf folgende Schlußszene ist dagegen mit poetischer Kraft durchgeführt. Jolantha taumelt geheilt auf die Szene und erschrikt vor der Allgewalt der Welt, vor den furchtbar schönen Erscheinungen dieser Erde, die sie zum ersten Male sieht. Nicht leicht konnte diese Szene schöner und glüklicher durchgeführt werden. Daß nun Jolantha und Tristan mit einander vermählt werden und damit das Stük schließe, versteht sich von selbst. Unsere Beurtheilung ist mit der Erzählung des Inhaltes zu Ende; denn eigentlich liegt alle Kritik in der bloßen Palingeneste der Dichtung, wobei alle Schminke weggerieben, die falschen Mittelglieder weggeschafft, und auf den zu schwachen Boden hingewiesen wird. Die Strenge des Maßstabs, welchen wir an diese Dichtung angelegt haben, wurde uns durch den Jubel aufgenöthigt, mit welchem man ein, im Ganzen genommen, bleichsüchtiges, schielendes Werk in den meisten Blättern begrüßt hat.

III.

Fr. Hebbel als Liriker. *)

Der Verstand begreift ein lirisches Gedicht nicht, nur das Herz. Der Verstand ist der Wilde, welcher die Flöte zerlegt, um die Töne zu suchen, das Gefühl hingegen erfaßt den ganzen Zauber lirischen Gehaltes und der musikalischen Formen, in denen er auftritt. Eine gehobene Brust, ein freierer Blik, ein naiver, kurzgestrekter Ausruf der Bewunderung ist daher eine vollgiltigere Kritik, als ein langfädiges Gespinnst von Worten. Gelingt es dem Kritiker nicht, all' die Glieder zu einem idealen Ich, welche zerstreut in den Gedichten herumliegen, zu einem ganzen Menschen zu einen, all' diese einzelnen Ergüsse zu einer Gestalt zu konzentriren, so will Lob oder Tadel noch gar nichts sagen. Darnach haben wir daher in unserer Darstellung zu zielen.

Es liegt ein ganzer Band lirischer Gedichte von Hebbel vor, ein ehernes Denkmal einer bedeutenden Persönlichkeit, welches wir von zwei Seiten betrachten müssen. Wir müssen nämlich sowohl jene Gedichte vor uns vorüberziehen lassen, in welchen sein sittlicher Mensch eine Junge bekommt, als auch jene, woselbst seine lirische Kunst ihren objektiven Höhepunkt erreicht, und der Subjektivismus möglichst von allen Schlaken einer beschränkten Individualität geläutert im Saitenspiele erscheint. Eigentlich hat nur diese letztere Art von lirischen Gedichten einen Anspruch auf künstlerische Geltung. Alle Liriker, die jede individuelle Stimmung, ohne sie zur idealen Höhe zu reifen, als Lied absezen, werden stets blos Fragmente, Fezen, Ruinen bringen. Eben so gut könnte der Dichter, der sein Gefühl nicht zur Universalität abklärt, ein Ach hinlegen, und darüber schreiben „Elegie", und auch jedes heitere Gedicht, das keine andere, als eine individuelle, konkrete Beziehung hat, ist dann nur ein auseinandergezerrtes Juhe. Stimmungen sind noch keine lirische Gedichte, sondern blos ihre Mehmutter, ein Chaos, aus dem sich dann erst eine gestaltete, abgerundete Welt herausbilden muß.

Es fragt sich nun, in welchen von den vorliegenden Gedichten werden wir die Objektivirung des Ichs, welche wir so eben als zum Begriffe lirischer Kunst nöthig

*) Hebbels „Neuere Gedichte", die in prachtvoller Ausstattung bei J. J. Weber erscheinen, und auf welche wir in weitläufiger Würdigung im nächsten Hefte zurükkommen werden, bieten uns eine willkommene Gelegenheit, auf den älteren Band seiner viel zu wenig gewürdigten Gedichte hinzuweisen. Nur auf diese bezieht sich obige flüchtige Skizze. Möchten doch jene Kritiker, welche im Kunstwerke den Moment der Dissonanz einseitig auffassen, ohne auf ihre Lösung zu blicken, und dadurch leichtsinnig verleitet werden, Hebbeln die Schönheit abzusprechen, die Kristallhelle, liebliche Fülle von Schönheit, welche in seinen Gedichten anzutreffen ist, nicht uber sehen.

aufſtellten, antreffen. Ohne Zweifel in jenen, in welchen Fantaſie und Gefühl Hochzeit halten, und die Kinder pralle, feſte Geſchöpfe ſind, mit einem realen Boden und einem duftigen Blüthenregen darüber geſtreut, einem zarten Vorüberklingen einer Begebenheit, durchſäuſelt von einem beſtimmten Grundtone des Gefühles. In einem ſolchen liriſchen Gedichte iſt die Anekdote nicht Erzählung, ſondern Gefühl, der Gedanke nicht ein Hirnakt, ſondern ein Herzſchlag. Hier ſehen wir den Dichter nicht im Kampfe mit ſeiner Stimmung, ſondern die ideale Blüthe derſelben, die geläuterte, zur feſten, echten Menſchlichkeit verdichtete Anſchauung tritt uns entgegen; eine Saite, die nur in Einer Menſchenbruſt aufgeſpannt iſt, welche aber in jeder anderen widerklingt, wird berührt. Keine aufgedunſene Gefühlsdudelei, keine mechaniſche Anekdotenreimerei, keine unvorhergeſehen hervorflakernde Zündpoint. und kein Stachelſchlußpunkt, kein bloßes Verſtandesſtammeln, keine Balgerei mit dem eigenen Selbſt, ſondern ein zur idealen Potenz und zu jener Durchſichtigkeit, bei welcher man das Univerſum dahinter erblikt, erhobenes Gefühl iſt in allen den Gedichten kriſtalliſirt, welche wir in dieſe Reihe ſtellen.

Eine Seite iſt hier vor Allem noch in Betracht zu ziehen. Das wahre Kunſtwerk hat lauter Vorhänge und Schleier, und man erblikt es nie ganz nakt. Keiner rühme ſich, es ganz zu kennen, und jedes Flekchen geſehen zu haben. Der Kommentator, der es Zeile für Zeile durchakert, hat oft die wichtigſten Weltbezüge in demſelben überſehen, und es gibt über das wahre Kunſtwerk vielleicht gar kein anderes Urtheil, als ein einſeitiges. Die Goldadern im Bergwerke und die poetiſchen Schönheiten liegen in dunkler Verſtektheit, und was ſchreiend auftritt, iſt meiſtens unſchön. In jedem Kunſtwerke muß es Geheimniſſe geben, und ein ungewiſſes Ahnen ihm gegenüber die Bruſt beſchleichen und heben. Dies ſteigt im Liede zur Nothwendigkeit einer gewiſſen inneren Unklarheit, wobei nicht Alles ausgeſprochen wird, und ſowohl das Gefühl, als die Fantaſie in einem wunderbar reizenden Dämmerlichte auftreten. Trotz des ſcheinbaren Widerſpruches muß jedoch bei dieſem zitternden, unklaren Farbentone des Gedankens oder Gefühles eine äußere, klare Geſtaltung, eine plaſtiſche, künſtleriſche Abgeſchloſſenheit dem Gedichte eigen ſein. Dieſer geheimnißvolle Anſtrich iſt dem echten Liede ſo eigenthümlich, daß man nur hieraus die Inklinazion des Volksliedes zu dunkeln, grauſenhaften Stoffen begreift. Denn den Volksgeiſt in ſeiner poetiſchen Reinheit müſſen wir uns als einen unbewußten, geheimnißvoll webenden, unfreien, in einem gewiſſen primitiven Traumleben befangenen denken. Nichts iſt dem Volksgeiſte eigener, als der Aberglaube, welcher in den erſten Nebelzeiten ſeiner Geſchichte ſchon in der Furcht vor der Elementarwelt und der Vergötterung der Naturkräfte mit einem dun-

durcheinandergaukelnden Gefolge von Dämonen, Gespenstern, Kobolden auftritt. Das Volkslied ist die erste Verkörperung des Volksgeistes, und insofern seine Hinneigung zum Schauerlichen und Unheimlichen mit tiefen Geisteswurzeln begründet. Wer das Wesen des epischen Liedes erfaßt, wird daher stets einen dunklen, schauerlich durchklingenden Farbenton in dasselbe bringen. Insbesondere ist Goethe hier ein unsterblicher Meister, weil er das Grausen vor der Natur (im „Erlkönig" die Schauer des Waldes; im „Fischer" das Grauen des Meeres, im „Zauberlehrling" die geheimnißvolle, uns verschlingende Gewalt der Naturkräfte u. s. w.) in seinen Balladen so häufig verkörpert. Auch bei Hebbel steigt der lirische Geist durch die Nacht empor, und ohne die Spuren eines bewußten Machens zittert auf den meisten seiner Lieder dieser dunkle Streifen einer fantasiereichen Grauenhaftigkeit. Er versteht die seltene Kunst, in einem Dunkel hell zu sein, eine künstlerische Verhaltenheit, ein Vermögen, in Ein Wort Vieles zu konzentriren, und durch das Verschwiegene zu reizen, eine abgerundete, strenge Fülle zeichnen seine Produktionen auf diesem Gebiete aus. In den Gedichten: „Vater unser", „Das letzte Glas", „Der Baum in der Wüste", „Das Kind am Brunnen", „Horn und Flöte" tragen Hebbels Schwingen ihn in dieser Richtung am höchsten, und sie gehören zu seinen schönsten Denkmälern. Niemals sahen wir das Traumleben klarer gestaltet und poetischer, in reiner, vollendeter Form gegeben, als in seinem Gedichte „Traum". Ein wirkliches, ein überrieselndes, grauenhaft reizendes Bild ist das „Licht in der Nacht". Ein unheimlich' Weh der Liebe bringt auf eine ergreifende Weise zum Ausdruke „Spuk" in dem Zikluß „Ein Liebesleben". Die geheimnißvolle Mistik der Religion offenbaren mehre Gedichte, wie „Vinum sacrum", „Der Priester". In dem Gedichte „Das Kind" schütteln sich die warme Lebenshand und die Eishand des Todes einander, und aus der Berührung entspringt ein unheimlich dämmernder poetischer Gedanke. „Das alte Haus" gehört zu den schönsten Gedichten, die wir kennen, nur wäre ein engerer Leib für die treffliche Idee zu wünschen. In „Wiedersehen" und „Hochzeit" webt ein feines, poetisches Gefühl; furchtsam blikt der Leser in ein gebrochenes Herz. „Knabentod", „Das Grab" und „An meine Seele" zeichnen sich durch ein poetisches Zusammenfließen der Idee, wobei doch die plastische Gestaltung nicht verloren geht, aus.

Hebbel besitzt gerade so viel Härte und Trokenheit, als zu einem realen Boden für die Poesie gut ist. Nur hie und da gefriert dieser Boden, und es weht uns etwas herb und kalt an. Daß aber in seiner Brust auch zarte Weisen und feine Sopranöne erklingen können, bewährt eine ganze Reihe von Gedichten, in denen eine weiche, liebliche Empfindung uns erquikt. „Rose und Lilie", „Blume und Duft", „Für wen?",

„Morgen und Abend," „Menschenfreude," „An ein altes Mädchen," „Nachtgefühl," „Das Fest in meiner Geburtsnacht," „Der junge Schiffer," „Großmutter," „Zu Pferd, zu Pferd," „Das Bettelmädchen," „Der Blinde," „Der Pokal," „Leben und Traum," „An Hedwig," „Magdthum," „Erquikung," „Neue Liebe," „Unterm Baum," „Der Kranke," „Der Schmetterling," „Die junge Mutter" heißen die Gedichte, in denen ein zartes Gefühl eine heiße Sehnsucht und ein ganzes Register von feinen, warmen, menschlich schönen Empfindungen sich austönt. Seine gestaltende Kraft erleichtert ihm die Läuterung und Objektivirung seines Gefühls zum Ideal. Alle Elemente in seiner Brust sind von einem dramatischen Odem durchweht, und so nimmt Alles was er unternimmt, eine dramatische, rasch wechselnde, festgestaltete Form an. Niemals muß es uns klarer werden, daß Hebbels Talent ganz zum Drama geschaffen sei, als wenn er seine von irgend einer Empfindung vollgesogene Brust durch ein lirisches Gedicht erleichtert. Hier gruppirt und gestaltet sich dann Alles dramatisch und durch das unbeschreibliche Wirbeln der Ideen, welche durch einen Gefühlsausdruk in einander gerüttelt werden, schimmert ein dramatisch ineinander greifender Impuls hindurch. Es stekt in den meisten seiner Gedichte etwas Eigenes, Ursprüngliches, zu selbstständig gestaltetem Leben Entwikeltes, ein reifes, ganz ausgetöntes Gefühl bei vollständiger Reinheit der äußeren und inneren Form, in welcher nichts Ueberflüssiges nebenher läuft. Auf diese Eigenheit der Dichter Individualität, die sich in den Gedichten ausspricht, können wir nicht scharf genug die Betonung legen. Denn es liegt ein gewisses poetisches Gemeingut in der Zeit, von dem jeder zehret, herrenlose, poetische Ideen flattern allenthalben herum, nach denen jeder die Schlinge auswerfen kann. Manche Gefühle sind schon so sehr ins poetische Bewußtsein der Nazion gebracht worden, daß ein Ausdruk derselben noch nicht einen Blutstropfen einer poetischen Ader verräth. Darum werden so viele Gedichte jetzt geschrieben, die Jedem möglich sind, die nicht einzig und allein aus einer individuellen, eigenthümlich gestalteten Dichter-Individualität entstehen konnten. Wir wollen hiermit nicht die Fabrikstempel, welche die Gedichte bloß winselnder oder belfernder Poeten an sich tragen, billigen oder gar fördern. Aber etwas anderes ist es um einen Laut, von dem man fühlt, er habe bloß aus dieser Dichterbrust hervortönen können, er sei bloß ihr eigenthümlich und könne ohne Diebstahl von Niemanden nachgepfiffen werden. Es mag daher Einer noch so gut den Affen eines großen Dichters spielen, wer nicht eine eigene Anschauungswelt in der Brust trägt, die ganze Schar naturgetreu nachmekernder Schafe taugt Nichts. Goethes Leier hat die ganze Atmosfäre mit poetischen Klängen erfüllt, wer nicht eigene, neue Töne in die Zeit hinausschallen läßt, den wird der nächste Windstoß zerstäuben.

Wie eigenthümlich Hebbels Individualität gestaltet sei, wird dem schärferen Auge schon aus den bisher besprochenen Gedichten klar werden, aber auch der oberflächlichere Blik wird seine originelle Anschauungsweise bei jenen Gedichten durchdringen, welche sich durch den Mangel einer sinnlichen Konkretisirung nicht zur Höhe lirischer Kunst erheben konnten, und wo die Reflexion die höchsten Interessen einer menschlichen Brust tönend vorüberführt. Allen seinen Anschauungen und Gefühlen liegt eine tiefe Sittlichkeit zu Grunde, und hierin bewährt er sich am Meisten als echter Künstler. Denn, eine der ersten Forderungen an ein Kunstwerk, ohne welche es nicht den leisesten Schatten des Universums in sich aufnimmt, ist ein Erkennen des Sittengesetzes, auf welchem das Weltall beruht, und eine tief begründete Achtung vor den Instituten, in denen es sich in der Menschenwelt offenbart. Daß Reflexionsgedichte in der künstlerischen Bedeutsamkeit unter jenen stehen, in welchen ein Gefühl in möglichst objektiver Form sich ausspricht, ist längst erwiesen, und selbst demjenigen einleuchtend, dem das Geheimniß der Lirik ein Räthsel geblieben. Doch auch die Reflexion kann einen poetischen Körper gewinnen, in welchem sie nicht in dürrer Phraseologie lahm einherhinkt; auch der Gedanke kann sich in poetische Höhen emporschwingen. Die Gedichte: „Höchstes Gebot," „Vorbereitung," „An die Jünglinge," „Leben, Gott, Mensch und Natur," so wie fast alle Gedichte in „Ein Buch Sonette," bringen eine großartige Gedankenwelt, eine tiefe Fülle von Lebensweisheit und nicht schlüfrige Fibelgelehrsamkeit zum poetischen Ausdruk. Nur hin und wieder stuzt eine philosophische Terminologie die Flügel. Fassen wir unser Gesammturtheil über Hebbel als Liriker zusammen, so gehört er als solcher eben so in den vordersten Phalanx deutscher Geisteskräfte, als ihn seine dramatische Thätigkeit den ersten Genien in der Literatur angereiht hat. Er hat sich weder dem barbarischen Kriegsgeheul lirischer Kannengießer angeschlossen, noch wimmert miserable Zerrissenheit aus seinen Liedern. Er ist ein ganzer, gesunder Mensch, der die objektive Kunstform als die höchste erkannt hat, und auch in der Lirik darnach strebt. Was das Wichtigste beim Liriker ist, Fantasie und Gefühl findet sich bei ihm in gesunder, heiterer Fülle vor. Aber er betrachtet die Lirik nicht als ein Tagebuch, in welches man Alles hineinschreibt, was einem durch die Brust läuft, ohne es zur Idee zu erheben. Wäre Goethe nicht ein so großer Liriker, es wäre ihm nicht möglich gewesen, ein so unbegreifliches Kunstwerk wie Wahrheit und Dichtung zu liefern. Ein solches Heraustreten aus sich selbst, ein künstlerisches Lostrennen der Empfindung wird bei jedem guten Liriker stattfinden, und wir treffen es auch bei den meisten Gedichten Hebbels. Im Ganzen haben wir an Hebbel auch als Liriker eine große Vernachlässigungssünde begangen, und wir müssen uns beeilen, ihm nachträglich den Kranz zu winden.

Verſchloſſen.

Von Andreas Schumacher.

Wer ſitzt ſo ſtill im Freundeskreis,
Wo die beredten Lippen
Sich öffnend zu der Freude Preis
Von gold'nen Bechern nippen? —
Hoch wogt der Rede feurig Meer,
Und jedem der Genoſſen
Strömt froher Muth des Schaffens her,
Nur Einer bleibt verſchloſſen.

Und wandernd geht er weiter ſtill,
Sag' an, was deine Trauer
In dieſem freien Walde will,
Erregt von heiligem Schauer?
Der Wand'rer ſchaut den blauen Strom,
Durch's gold'ne Land ergoſſen —
Und drüber Gottes ew'ger Dom —
Er ſchweigt, und bleibt verſchloſſen!

Wie Roſengluth aus Knospen ſpringt
So blüh'n der Jungfrau Wangen,
Wo Rebengrün den Baum umſchlingt,
Hält ihn ihr Arm umfangen.
Er neigt ſein Haupt zum letzten Kuß,
In Lieb' und Schmerz zerfloſſen,
Er ſpricht den letzten Scheidegruß —
Und geht, und bleibt verſchloſſen.

Wer ſtört in der heiligen Ruh'
Der Nächte ſeinen Schlummer?
Führt ihm die Traumwelt Schrecken zu?
Weckt ihn der Reue Kummer?
Was ſinnt er Nachts, und forſcht und ſchreibt,
Bis mit den Flammenroſſen
Der Gott ihn an ſein Tagwerk treibt? —
Er ſchafft, und bleibt verſchloſſen. —

Ich ſah den Mann ſo manches Jahr,
Schon bleichte ſeine Locke,
Der ernſte Mann ſchwieg immerdar,
Da klang die Sterbeglocke. —
Jetzt deckt ein Stein — ſein ruhlos Herz. —
Was auf's Papier gegoſſen
Sein ſtolzer Geiſt, — ſein edler Schmerz
Es bleibt der Welt verſchloſſen. —

Die Serapionsbrüder

bei Lutter und Wegener.

Eine Erinnerung aus dem Jahre 1821.

Im zweiten Heft des „Salons," in dem Artikel „norddeutſche Städte," gedachte ich meines letzten Zuſammentreffens mit Hoffmann in Berlin und verſprach meinen Leſern, ihnen bei nächſter Gelegenheit einmal ein treues Bild jener berühmten ſerapioniſchen Nächte in dialogiſirter Form zu entwerfen. Ich erfülle hier mein Verſpr[illegible]en, und es leben noch genug Lutter- und Wegener'ſche Stammgäſte aus jener Zeit in Berlin, um mir die Treue meines Bildes zu bezeugen. Bemerken muß ich übrigens noch, daß damals ſchon der eigentliche Serapionsbund deſſen Mitglieder außer Hoffmann, Contessa, Chamiſſo, Hitzig,

de la Motte Fouque, ein geistvoller Arzt, dessen Name mir eben nicht beifällt — als Serapionsbruder führte er den Namen Vinzenz — und Oehlenschläger waren) nicht mehr existirte, da von Allen, außer Hoffmann, nur noch Hitzig zu jener Zeit sich in Berlin befand. Hoffmann suchte und fand nun in jenen Nächten bei Lutter und Wegener einen Ersatz für jene gemüthlichen Serapions-Abende, die Hitzig so schön beschrieben hat, und wenn es auch bei Lutter und Wegener mehr dämonisch als eigentlich serapionisch zuging, so war das dem kleinen braunen Kammergerichtsrath, der nach und nach immer stärkerer Reizmittel bedurfte, eben recht. Hitzig, in seiner Biografie Hoffmanns, ist nicht gut auf diese serapionischen Nächte zu reden. Ich kann es ihm nicht verdenken, denn gewiß ist es, daß eben sie die Kräfte Hoffmanns vor der Zeit zerstörten und die jammervolle Katastrofe, welche bald darauf folgte, herbeiführten. Allein wie hätte Hoffmann ohne seine eigentlichen Herzensfreunde in Berlin anders ausdauern können? Hoffmann, das weiß Jeder der ihn kannte, und auch Hitzig gesteht es ein, war nun einmal seiner ganzen Natur nach nicht der Mensch, ruhig zu resigniren. Er wußte für alles, was er gewollt und nicht erlangt oder — verloren hatte, Ersatz, und da war er denn freilich nicht eben wählerisch, wenn nur sein Geist Befriedigung erhielt. Damals, wie später, wurde viel (in Berlin selbst) von den wilden Orgien gesprochen, welche Hoffmann und seine Genossen bei Lutter und Wegener gefeiert haben sollten; daran ist kein wahres Wort! Der beste theuerste Wein wurde allerdings getrunken, und den Beschluß machte in der Regel eine Bolwe Annanas-Punsch, welchen Karl und Hoffmann gemeinschaftlich bereiteten, aber eigentlich „gesoffen“ wurde nie, und es war schon sehr viel, wenn im Laufe einer ganzen Nacht, d. h. von Abends 9 oder 10, je nachdem das Schauspiel beendet war, bis Morgens nach Zwei auf jeden Mann eine ganze Flasche gerechnet wurde. Auch wurden nie ganze Flaschen auf einmal aufgesetzt — die kleine Tafelrunde besaß eigenthümlichgeformte Gläser mit sehr starken Füßen, so daß sie das stärkste Niederstoßen auf den Tisch aushielten; diese Gläser wurden gewöhnlich nur zur Hälfte gefüllt und es währte oft lange genug, bevor sie vollständig geleert waren. Auf einen Zug ein Glas zu leeren, war nur dann üblich, wenn irgend eine Gesundheit ausgebracht oder ein lieber Gast, wie Weber, begrüßt wurde. Hoffmann hatte es eingeführt, daß bei solchen Gelegenheiten ein lang klingendes „Hoch!“ auf den Akkord C gesungen wurde, worauf Alle ihre geleerten Gläser zugleich stark auf den Tisch niedersetzten, was eine ganz eigenthümliche Wirkung machte. Gewöhnlich schloß jede Sitzung, da alle musikalisch und geübte Sänger waren, mit irgend einem vierstimmigen Gesang eines ältern oder neuern Meisters, und noch erinnere ich mich mit Entzücken an den Vortrag des Mozart'schen Canons „Nachtigall,“ so wie des von Hoffmann für Männerstimmen eingerichteten „Ich denke Dein!“ von Abt Vogler.

Nach dieser etwas weitschweifigen Einleitung, die aber nicht gut wegfallen konnte, sollte alles Nachfolgende meinen Lesern verständlich sein, lade ich sie ein, mit mir in Lutters und Wegeners Weinhandlung zu kommen. Es ist ein trüber, naßkalter Junitabend, und ganz Berlin hat eine triste langweilige Fisiognomie, da werden wir sogleich beim Eintritt in das

freundlich komfortable eingerichtete Lokale in eine angenehme Stimmung versetzt, und da Herr Lutters Wein, was Güte und Reinheit betrifft, wirklich rühmenswerth ist, und er überdies eine Küche führt, die selbst einem Lekermaule wie Hoffmann, Anerkennung abzwingt, so sagen wir uns bald: „in ganz Berlin sitzt es sich nicht besser als hier.“

Also — wir sitzen an einem Tische des klassischen letzten Eximmers, dem Tische der Serapionsbrüder. Es schlagt 9 Uhr, und kaum hat die Uhr ausgeschlagen, so tritt mit kurzen hastigen Schritten Hoffmann ein.

Hoffmann. Infames Wetter das! schändliche Luft, will das einen Junius vorstellen! in allen Gliedern zwikt es mir, werde wohl wieder die Gicht bekommen! Nichtswürdig.

Kellner Karl. Der Herr Kammergerichtsrath sollten bei so schlechter Witterung einen Mantel tragen.

Hoffmann. Ja, wenn nicht der Professor Dittmar einen heißen Junius prophezeiht hätte! die Pest auf diesen Kalendermann! warum hält er nicht Wort, und macht besseres Wetter.

Karl (verblüfft). Ja mein Gott, das kann er doch nicht.

Hoffmann. Dummkopf! wofür wäre er der Professor und Witterungskundiger? —

Karl. Ja — Herr Kammergerichtsrath!—

Hoffmann (ganz ernsthaft). Begreifst du denn nicht, einfältiger Mensch! daß, wer als Professor angestellt ist, und als Witterungskundiger, das Wetter auf hundert Jahre voraus bestimmen kann, auch von Amtswegen die Verpflichtung hat, die Witterung zu regeln, damit sie mit den Angaben im Kalender übereinstimmt? ist nicht der Polizeimeister verpflichtet, darauf zu achten, daß den polizeilichen Verordnungen Folge geleistet werde? bin ich nicht als Kammergerichtsrath verpflichtet, auf dem Kammergerichte da zu sitzen, und alles mit anzuhören was berathen wird? Hier handelt es sich um die Witterungspolizei, sage ich dir, und ich als Kammergerichtsrath werde in der nächsten Sitzung darauf antragen, daß der Professor Dittmar angewiesen werde, das Wetter zu regeln wie es seine Schuldigkeit ist! in einem wohlgeordneten Staate, wie der preußische es Gottlob ist, dürfen solche Willkürlichkeiten einzelner Beamten nicht ungeahndet hingehen. Und jetzt gib mir ein Glas Wein Karl, denn mir ist ganz flau von dem Hundewetter.

(Karl geht nachdenklich ab, Albrecht tritt herein.)

Albrecht. Hoh! guten Abend, Kammergerichtsrath.

Hoffmann. Danke! Wo ist der Obrist?

Albrecht. Wird bald kommen. Waren Sie im Theater?

Hoffmann. Leider ließ ich mich vom bösen Feind verleiten, mir die rührende Kindergeschichte*) mit anzusehen! die Wolfs waren vortrefflich, habe mich aber geärgert, daß sie ihre Kunst auf solche Dummheiten verwenden, und nun das Publikum! wollen das

*) Es wurde an jenem Abend das Drama von Houwald „Fluch und Segen“ gegeben.

kritiſche Berliner ſein und laſſen ſich rühren, wenn der kleine Junge hinläuft und ſich dem Seiltänzer verkauft, damit ſein Papa nicht in den Schuldthurm kommen ſoll.

Albrecht. Ach, das iſt gemüthlich, belehrend für die liebe Jugend, daß ſie ſich's zum Beiſpiel nehmen ſoll.

Hoffmann. Zum Beiſpiel: ein hoffnungsvolles Söhnlein ſieht das Stük und hat nun keinen ſehnlichern Wunſch, als daß ſein Papa je eher je lieber Schulden halber geſetzt wird, damit es ſich ebenfalls an einen Seiltänzer verkaufen, und ſo den lieben Vater befreien kann.

Albrecht. Moraliſch bleibt es immer.

Hoffmann. Ja! ich weiß aus meinen Kinderjahren davon zu pfeifen.

(Der Obriſt von W. tritt ein.)

Obriſt. Gut geſpielt ergreift das Stük aber doch, erſchüttert ſogar.

Hoffmann. Sie ſind ſentimental Obriſt, und haben ſtarke Anlage, fett zu werden.

Obriſt. Immerhin, wenn nur zarte Frauenhuld ſo wie bisher durchs Leben mich geleitet.

Hoffmann. Barmherziger Himmel! ſchon wieder ſchmachtend. Zwei Hochzeiten und zwei Scheidungen und noch ſchmachtend wie Romeo nach Roſalinden.

Obriſt. Denken Sie an Bamberg.

Hoffmann. Mit Vergnügen! aber jezt bin ich in Berlin, und da ſollte man nicht ſo viel Schwärmerei und Sentimentalität bliken laſſen.

Obriſt (lachend). Ich möchte aber den Schönen gegenüber noch intereſſant erſcheinen.

Hoffmann. Unſern tugendhaften, Thee ſaufenden Berlinerinnen gegenüber erreicht man dieſen Zwek am beſten durch erkleckliche Liederlichkeit! die imponirt ihnen, lancirt ſie! —

Albrecht. Wohl wahr, Kammergerichtsrath! aber Sie müſſen bedenken, daß unſer Oberſter da den Rok des Königs trägt, und da er nicht zur Garde gehört, ſo finde ich es in der Ordnung, daß er ſich um ſo tugendſamer und moraliſcher in Worten und Geberden gibt; je mehr Temperament und Sinnesart Dieſem widerſtreben, der Menſch muß ſich beherrſchen können.

Hoffmann. Nein, er ſoll wirklich tugendhaft werden, wir wollen unſer Möglichſtes an ihm verſuchen. Ich habe den Devrient auch tugendhaft gemacht.

Devrient (tritt ein). Ein Glas Pontak, Karl.

Obriſt. Horcht, dort kommt der Tugendhafte.

Devrient. Guten Abend Kinder! wo ſtekt der Karl.

Lutter (kommend). Du biſt noch erhizt und darfſt nicht früher trinken, bis du dich abgekühlt haſt. —

Hoffmann. Wohl geſprochen, weiſer Doktor Bartholo, laſſet dieſen tugendhaften Jüngling nicht ſterben, bis er euch ſeine Schulden bezahlt hat.

Lutter (seufzend). Ja, wenn ich das noch erlebe — aber, Herr Kammergerichtsrath, was haben Sie meinem armen Karl wieder in den Kopf gesetzt? Sie werden mir den Menschen noch ganz konfus machen!

Devrient. Desto besser für dich! dann schiebst du ihm die Schuld zu, wenn du deine Rechnungen mit doppelter Kreide schreibst — aber Hoffmann, laß hören, was hast du dem Karl gesagt?

Hoffmann. Je nun, daß der Professor Dittmar das Wetter reguliren könne, und verpflichtet sei, besseres Wetter für den Juni herbei zu schaffen.

Obrist. Das glauben in Mecklenburg viele Bauern.

Lutter. Mein Karl ist aus Pommern.

Albrecht. Ei, da gedeihen die geräucherten Gänsebrüste auch besser, als die salomonische Weisheit!

Hoffmann (ernsthaft). Ich habe nicht von der salomonischen Weisheit, sondern von unserer Staatsordnung geredet.

Karl (Wein bringend). Ja, und vom schlechten Wetter! Es ist merkwürdig!

Hoffmann (wie oben). Hüte dich vor politischen Anspielungen, Karl!

Karl (erschrocken). Wie so?!

Hoffmann. Du ließest Dir so eben eine solche entschlüpfen.

Karl. I bewahre! ich weiß kein Wort davon.

Hoffmann. Frage den Obristen! Herrn Albrecht, den Devrient —

Obrist und Albrecht. Es ist so, Karl! Du hast eine politische Anspielung gemacht.

Karl. Ne? — Herr Devrient? —

Devrient. Ja siehst du, Karl! ich verstehe mich nicht so d'rauf.

Karl (bittend). Herr Lutter? —

Lutter. Du bist ein Schafskopf.

Hoffmann. Allerdings! das ist er; aber eben unter den schafsköpfigen Subjekten finden wir die verstocktesten Demagogen, da sie nicht sowohl aus böser Absicht, als vielmehr aus Dummheit sich bestreben, die bestehende Ordnung der Dinge umzustoßen. Ich wollte dir in allem Ernste rathen, Karl! dich morgen einmal zu meinen Freund, den Herrn Kriminalrath Hitzig, zu begeben, und ihm zu eröffnen, wie ich nöthigenfalls erbötig sei, dir zu attestiren, daß du dich wissentlich nie einer satirischen Anspielung auf politische Gegenstände schuldig gemacht.

Karl. Mein Gott! ich bin ja immer ein unverdächtiger Mensch gewesen.

Hoffmann. Ein höchst verdächtiger, sage ich dir! Man hat es ausgekundschaftet, daß du dir hin und wieder Dies und Jenes denkst, z. B., warum es verboten ist, im Thiergarten zu rauchen —

Karl. Gedanken sind frei.

Hoffmann. Obrist! Devrient! Albrecht! ich bitte euch, habt ihr gehört, was dieser Mensch da eben behauptet? — Karl, du wirst dich noch um den Hals reden! „Gedanken

ſind frei“! am Ende verlangt er noch, wie der Marquis Poſa, Gedankenfreiheit in Berlin! Haſt du niemals den Don Karlos aufführen ſehen, und iſt es dir unbekannt geblieben, daß der Marquis von Poſa erſchoſſen wurde, weil er Gedankenfreiheit prätendirte?

Karl (weinerlich). Aber wenn man nicht einmal mehr denken darf, was man Luſt hat — was ſoll man denn thun?

Hoffmann. Was dir befohlen wird; dabei iſt alles Denken und Reden überflüſſig; alſo halte das Maul, und bereite Alles vor, daß wir ſpäter einen guten Punſch zuſammenbrauen können.

Karl (brummt).

Hoffmann. Auch das Brummen iſt nicht zu geſtatten, und jetzt fahre ab, denn wir brauchen dich vorerſt nicht mehr. (Karl entfernt ſich.)

Lutter. Wie mögen Sie nur den armen Burſchen ſo ängſtigen?

Hoffmann. Warum iſt er ſo dumm! Uebrigens, mein guter Apotheker, fühlt er ſich dabei, indem er ſich für eine wichtige Perſonage hält, glücklicher, als wie wir mit unſerer „politiſchen Klugheit“, wie der edle Themaſius die Vernunft für gewöhnlich genannt wiſſen will.

Devrient. Lutter hat aber recht, und du ſollſt den Spaß nicht zu weit treiben.

Hoffmann. So weit, wie möglich, damit er endlich merkt, es ſei nur Spaß geweſen. Ein ſolcher Spaß nützt allein, und nur ein halber Spaß iſt ein ſchlechter — aber, was ſchmunzeln Sie, Albrecht, ich wette, Sie haben wieder einen Extraſpaß in Petto, brennen Sie los.

Albrecht. Erinnern Sie ſich noch an den jungen Arzt, der vor einiger Zeit alle Abende an jenem Tiſche dort ſaß, und ſo überaus aufmerkſam unſerer Konverſazion lauſchte — er nannte ſich Moritz —

Lutter. Er iſt mir noch fünf Thaler ſiebenzehn Silbergroſchen ſchuldig geblieben!

Devrient. Schreibs zu den Andern.

Hoffmann. Er ſchien mir ein ganz anſehnlicher Windbeutel.

Albrecht. Ein Elegant comme il faut. Lange hatte ich mich vergeblich nach ihm erkundigt, heute erfuhr ich, daß er ſich im Narrenhauſe befände.

Devrient. Als Irrenarzt?

Albrecht. Nein, als königlich preußiſcher Irrer.

Hoffmann. Alle Wetter! er iſt alſo verrückt geworden?

Albrecht. Keineswegs — er hat ſich ins Narrenhaus ſetzen laſſen, um wieder aus dem Schuldgefängniſſe heraus zu kommen.

Hoffmann (ſich die Hände reibend). Hm! gut, ſehr gut! — Lutter! mein Buch! (Lutter holt das Karrikaturenbuch herbei.) Feuchten Sie Ihre Gurgel an, Albrecht, und dann erzählen Sie.

Albrecht (nachdem er getrunken). Die Sache verhält ſich ſo: Unſer Mann hat ſeine mediziniſchen Studien, wie ſeine Lehrer verſichern, gründlich abſolvirt, und hätte er von

Dem, was er weiß, einen ordentlichen Gebrauch machen wollen — —

Hoffmann. Keine Moral, Albrecht! kurz und gut: —

Albrecht. Kurz und gut: Er ward ein Flaneur, wie es deren in großen Städten viele gibt, und um für das Heut' und Morgen nicht sorgen zu dürfen, knüpfte er ein zärtliches Verhältniß mit einer ehemaligen Operntänzerin an, der Witwe eines ohnlängst verstorbenen, steinreichen Rentiers —. Die Dame unterstützte ihren jungen Anbeter auf die großmüthigste Weise, doch als erfahrene Frau und ci-devant Operntänzerin sah sie sich für mögliche Fälle vor, und für jede Summe, welche ihr junger Freund von ihr bezog, mußte er einen Wechsel ausstellen. Die Vorsicht der Dame war nicht überflüssig gewesen, denn bald überzeugte sie sich, daß Moritz auch anderen Frauen huldige. Die Dame versuchte anfangs im Guten ihren ungetreuen Freund zur Vernunft zu bringen, und als das fehlschlug' drohte sie ihm mit seinen ausgestellten Wechseln. Moritz antwortete dadurch, daß er sich gar nicht mehr bei seiner beleidigten Dame blicken ließ; diese that die nöthigen Schritte, gewann zugleich den Advokaten ihres treulosen Freundes für sich — kurz, vor acht Tagen wurde unser Held plötzlich auf dem Landhause eines Bekannten, für dessen hübsche Frau er erklecklich schwärmte, arretirt, und dem Schuldthurme überliefert. — Einen vollen halben Tag lang saß unser Mann im Schuldthurme mit noch vier Leidens- und Stubengenossen. In der Nacht aber, wo er nicht schlafen konnte, weil ihn die Flöhe bissen, kam ihm ein genialer Einfall! In der Charité, und zwar in jener Abtheilung, in der die Irren sich befinden, lebt ihm ein Jugendfreund als Primararzt, und als der Tag anbricht, spielt unser Held so geschikt seine Rolle, daß der herbei gerufene Arzt, vollständig getäuscht, ihn für übergeschnappt erklärt. — Er wird sofort (was er beabsichtigt hatte) in die Charité gebracht, hier entdekt er sich seinem Freunde, der allerdings in nicht geringe Verlegenheit geräth, aber großmüthig und echt freundschaftlich eine eigene Zelle für den angeblichen Irren aus seiner Tasche bezahlt. Moritz hatte darauf gerechnet, unter dem Schutze seines Freundes thun und lassen zu können, was ihm beliebe, aber da hatte er sich verrechnet, denn er stand fort und fort unter polizeilicher Aufsicht, und sein Freund, wollte er sich anders nicht der schärfsten Ahndung aussetzen, durfte ihm außerhalb seiner Zelle nicht mehr Freiheit, als allen übrigen Pazienten gestatten. Nun denken Sie sich diesen kerngesunden jungen Mann, der bisher vom frühen Morgen bis in die späteste Nacht herumlief, unter den Linden, unter den Zelten, zu Stehely und Wisotzky, ins Theater, in die Kunstsammlungen und endlich hieher in unsere respektable Gesellschaft — denken sie sich ihn in einer Zelle mit vier kahlen weißen Wänden, vergittertem Fenster und wohlverwahrter Thüre, die sich nur seinem Arzte und seinem Wärter öffnet.

Hoffmann. Das ist ja um wirklich verrükt zu werden!

Albrecht. Zu seinem Unglük muß noch sein Freund erkranken und ein anderer Arzt erscheint, das leibhafte Conterfei des Arztes in Molieres eingebildeten Kranken. Die Geduld des armen Moritz riß endlich, und wüthend erklärte er seinem neuen Arzte: „Er sei gar nicht verrükt, er habe sich nur so gestellt um aus dem Schuldthurme zu kommen."

„Es ist erstaunlich, wie schlau oft die Verrükten sind!“ schmunzelte der Arzt und als Moritz gar nicht aufhörte zu versichern „er sei vernünftig, ganz vernünftig,“ und wie rasend dabei schrie, rief Jener vier baumstarke Männer herbei und ließ den vermeinten Wahnsinnigen dasselbe anthun, was jener böse Zauberer dem edlen Ritter Bertrand von Gerone— wie der weise Junker von La Manche berichtet.

Devrient. Wie war das Albrecht? ich entsinne mich nicht gleich.

Albrecht (verschämt geziert). Je nun — er ließ ihn in ein eiskaltes Lavement applicíren.

(Alle lachen außer Hoffmann.)

Hoffmann. Darin finde ich nun gar nichts zu lachen, im Gegentheil kommt mir das Ganze, obzwar skurill, doch auch höchst grausig vor und unter allen den Dummheiten, die ein sogenannter vernünftiger Mensch begehen kann, erscheint mir keine dümmer und frevenlicher zugleich: als mit dem Wahnsinn spielen zu wollen; ich selber wenigstens würde mich eher dazu verstehen, eine Brillenschlange zum Tanze abzurichten, oder einem hungerigen Eisbären, Franz Horns Andeutungen über Shakespeares „Was wollt ihr,“ vorzulesen. Lache nicht Devrient, ich meine es ernsthaft, ich erinnere mich eines ähnlichen Histörchens aus Königsberg, das aber einen höchst tragischen Ausgang nahm. Ein junger, schöner Mann, in den glücklichsten Verhältnissen, Verlobter eines liebenswürdigen, geistvollen Mädchens, befand sich in einer Gesellschaft, wo über den verstellten Wahnsinn des Hamlet gesprochen wurde und als einige „vernünftige Männer“ es für unwahrscheinlich erklärten, daß ein vernünftiger Mensch längere Zeit hindurch die Maske eines Wahnsinnigen festhalten könne, so daß seine nächsten Umgebungen darauf schwören müßten, er sei wahnsinnig, ging jener junge Mann eine Wette ein, daß er selbst dieses Kunststük ausführen wolle. — Man nahm ihn beim Wort und er begann seine Rolle zu spielen und so meisterhaft, daß bald die bei der Wette betheiligten Personen fest überzeugt waren, er sei in dem Streben, wahnsinnig zu erscheinen wirklich übergeschnappt. Das war nun freilich nicht der Fall — der junge Mann experimentirte mit vollem Verstande, aber mit solcher herzlosen Grausamkeit seiner Verlobten gegenüber — daß das schöne unglückliche Mädchen in Wahrheit von dem Schikſale Ophelines plötzlich ereilt wurde und wie diese in den Fluthen ihr Leben endete.

Devrient (erzürnt). Den Kerl hätt' ich nicht begegnen dürfen, ich hätte ihn abprügeln wollen wie es ein solcher Halunke verdient, der sich an der Qual eines ihn liebenden Wesens weiden kann.

Lutter. Dann prügle ich doch einmal den Herrn Kammergerichtsrath, der sich ebenfalls an der Qual eines ihn liebenden Wesens weidet.

Hoffmann. Eines mich liebenden Wesens? — ach! ihr meint meinen Murr! *) — den quäle ich nicht.

*) Hoffmanns schöner Kater, ein wirklich fabelhaft kluges Thier, das die größte Anhänglichkeit für Hoffmann äußerte, wodurch dieser veranlaßt wurde sein geniales Werk: „Lebensansichten des Kater Murr“ zu schreiben. —

Lutter. Nein, ich meine meinen Karl.

Hoffmann (den Andern geheim zuwinkend). Ich habe diesen Karl stark im Verdacht, daß er ein pfiffiger, geistreicher Kerl ist, der sich nur dumm stellt um uns zu amüsiren und nebenbei seine Herren Prinzipals sicher zu machen.

Lutter (mißtrauisch). Das wäre der Teufel. — hm! —

Hoffmann. Möglich ist es immer und da fällt mir eben eine merkwürdige Geschichte ein.

Devrient (der Hoffmanns Blinzeln verstand). Erzähle sie ernst, erzähle sie.

Lutter. Ich bitte auch daß Sie erzählen, — es wäre merkwürdig; aber möglich — hm.

Und Hoffmann begann jetzt mit ernstem Tone eine Novelle zu improvisiren, geistreich, fantastisch spannend — die Hauptperson war ein sich einfältig stellender Diener, dessen Zwek es ist, das ganze Haus seiner Dienstherrschaft dem Verderben zu weihen, weil er die Gattin seines Herrn liebt. (Lutter war eifersüchtig wie Othello). Alle Mittel, natürliche und übernatürliche wurden in Bewegung gesetzt; die ganze, aufs äußerste spannende Novelle war darauf berechnet, den guten Herrn Lutter in der Idee zu bestärken, Karl stelle sich nur dumm und sei im Grunde der abgefeimteste Intrigant, und könnte ich die Novelle so wieder erzählen, wie Hoffmann sie vortrug, die Leser würden es glaublich finden, daß Lutter, der doch sonst schon mit Hoffmanns Art und Weise genugsam bekannt war, sich glüklich mystifiziren ließ, bis Hoffmann, am Schluße der Erzählung, als das Interesse aufs Höchste gespannt war, einen Witz machte, der auf Herrn Lutter ungefähr ganz dieselbe Wirkung äußerte, wie wenn man einem Erhizten einen Eimer kaltes Wasser über den Kopf gießt.

Schallendes Gelächter, Applaudiren unsererseits, (Schreiber dieses war an jenem Abende mit von der Parthie) und ein harmonisches „Hoch!“ lohnten den geistvollen Erzähler, als er endete und — als er nun geendet hatte, wies sein Carrikaturenbuch aus, wie er während des Erzählens alle Hauptmomente der Erzählung erfaßt und in den genialst erfundenen Gruppen skizzirt hatte. Jetzt trat Karl mit der Punschbowle und den nöthigen Ingredienzien zur Bereitung des Göttertranks ein — ergözlich war es für uns Andere, die mißtrauischen Blike zu beobachten, mit denen Lutter seinen ehrlichen Karl betrachtete, und die für den tiefen Eindruk zeugten, welchen Hoffmanns Erzählung auf ihn gemacht; — diese Erzählung werde ich übrigens so gut ich sie mir gemerkt habe, in dem folgenden Beitrage mittheilen.

Der treue Diener.

Nach einer mündlichen Erzählung

von E. T. A. Hoffmann.

In der schönen Stadt Bamberg stand vor Jahren unfern des Burghofes ein stattliches Haus, darinnen ein stattlicher Mann wohnte, freundlichen Angesichts, wohl beleibt und wohl beliebt bei den wakern Bambergern, seiner guten Eigenschaften wegen als Wirth,

denn er hielt einen Weinſchank und ſchenkte wirklichen, unverfälſchten Wein allen denjenigen, die zu ihm kamen und ihn zahlten. Auf Pump gab er nur einigen Wenigen, d. h. vertrauten Freunden, von denen er ſicher wußte, daß ſie ihm nimmer ausbleiben würden, ſintemal ſie immer Durſt hatten, und nirgends anderswo trinken mochten, als bei dem edlen Meiſter Balthaſar, weil kein anderer ſo reinen Wein führte und ſo ſchöne Kreide, welche nicht doppelt ſchrieb. Herr Balthaſar war nicht mehr ganz jung, aber über die Maßen lebensluſtig und rüſtig für ſeine Jahre, weshalb es ihm denn in ganz Bamberg kein Menſch verdachte, als er unverſehens auf den Einfall gerieth, doch auch einmal zu verſuchen, wie ihm das Freien bekommen möchte, nachdem ihm ſo vieles im Leben, abſonderlich aber der Wein, ſo gut bekommen war. Eines Morgens ſtand er auf, wie er alle Morgen zu thun pflegte, nur daß er an dieſem Morgen lebhafter denn je an das Heirathen dachte, das ging aber ganz natürlich zu, denn als er am vorigen Abend zum Meiſter Küffner hinübergegangen, um ſich einige tüchtige Fäſſer zu beſtellen, indem eine gar reichliche und vorzügliche Weinernte zu erwarten ſtand, maßen ein gewaltiger Komet den ganzen Sommer über am Himmel herum vagirt war — da hatte er zum erſten Male des Küffners Töchterlein Roſa erblikt, ein holdes ſiebzehnjähriges Mägdlein, das bis dahin, da die Mutter längſt im Grabe ruhte, in einem Kloſter ihre Erziehung erhalten hatte; denn Meiſter Melchior, der Küffner, war eben ſo wohlhabend als Meiſter Balthaſar, der Wirth, und ſchonte die blanken Gulden nicht, wo es das Wohl ſeiner Roſa galt. Meiſter Balthaſar war ein reſoluter Mann, und als er merkte, wie ſehr das hübſche Röschen ihm gefiel, beſann er ſich nicht lange, ſondern zog ſeinen beſten Feſttagsrok an und ging hinüber zu dem Meiſter Melchior, wo er in wohlgeſetzter Rede um das ſchmuke Mägdlein beim Vater warb. Der Meiſter Küffner, der den Meiſter Wirth als einen ehrenwerthen Mann kannte, befragte ſein Töchterlein, und als ſich Roſa, die ein vernünftiges Kind war, damit zufrieden erklärte, den Meiſter Balthaſar zu freien, wurde der Handel noch am ſelben Morgen in Richtigkeit gebracht. Acht Tage darauf war Verlobniß, und vier Wochen ſpäter gabs in Bamberg eine Hochzeit, wie dergleichen ſeit Menſchengedenken keine ſo prächtige in Bamberg gefeiert war, denn ſowohl der Meiſter Melchior als Brautvater, wie auch der Meiſter Balthaſar als Bräutigam, ließen ſich nicht lumpen, ſondern ſpendirten was das Zeug hielt, wobei denn auch die Armen nicht vergeſſen wurden. — Die junge Frau Balthaſar gefiel ſich gar wohl in dem ſchönen Hauſe ihres Eheherrn, abſonderlich da Herr Balthaſar ſich als ein in jeder Hinſicht reſpektabler Mann erwies, nach Möglichkeit bemüht, ſeinem jungen Weiblein Liebes und Gutes zu erzeigen, ſo daß Roſa nimmer Urſache fand ſich zu beklagen, und es den Anſchein hatte, als ſei das Glük dieſes Hauſes für lange Jahre feſt begründet.

Aber ach! gerade da, wo das Glük der armen Menſchen nichts zu wünſchen übrig läßt, lauert ſchon irgend ein finſt'rer Dämon, trachtend es zu zerſtören, ſobald ſich Gelegenheit darbietet.

Der Meiſter Balthaſar hatte bisher in ganz Bamberg keinen Feind gehabt, doch ſeit dem Tage, wo er die ſchöne Roſa als ſeine Hausfrau heimgeführt, hatte er einen

Todfeind erhalten, ohne daß er es ahnte. Ein junger Geſell, der Sohn einer armen Wittwe, hatte die ſchöne Roſa gleich am erſten Tage ihrer Ankunft in der Kirche geſehen, und war in glühender Liebe zu ihr entbrannt. Franz war ein wilder, leidenſchaftlicher Menſch, und je öfter er ſich bei ſeiner Armuth wohlhabenden Leuten gegenüber gedemüthigt fühlte, je mehr aufkeimende Wünſche, wie ſie einem jungen Manne wohl kommen, er niederkämpfen, je mehr Genüſſe, deren ſich andere Geſellen ſeines Alters erfreuten, er entbehren mußte, um ſo finſterer und trotziger ward ſein Sinn, um ſo feſter ſein Wille, dennoch, es koſte was es wolle, auch ſich ein Glük zu erringen, wie es Tauſende vergeblich erſehnen und zu erſtreben ſich mühen. — Als er Roſa erblikt hatte, da hatte ſein Herz mächtig geſchlagen, und er hatte ſich ſelbſt geſagt, das iſt dein Glük! das mußt du dir erringen; da traf ihn wie ein Donnerſchlag die Kunde, Roſa ſei die Hausfrau des reichen Weinſchenken Balthaſar geworden, und als er die Gewißheit hatte, daß dem ſo ſei, daß ſein Glük unwiderbringlich für ihn verloren, da verſchwor er ſich auf ſchreckliche Weiſe ſich zu rächen an dem Räuber ſeines Glüks, an dem treuloſen Glüke ſelber. Eines Tages, als Meiſter Balthaſar eben bei recht roſiger Laune war, denn er hatte einen guten Weinhandel mit einem Würzburger abgeſchloſſen, trat ein ſauber gekleideter junger Geſell in ſein Zimmer, und fragte beſcheidentlich an, ob der Herr Balthaſar nicht einen ordentlichen und flinken Kellner gebrauchen könne. „Grad' einen ſolchen könnt' ich eben brauchen," verſetzte Balthaſar, „wie nennt Er ſich?" „Traugott Kaspar," lautete die Antwort. „Ei der Tauſend," rief Balthaſar verwundert, „mein Schwiegervater heißet Melchior, ich heiße Balthaſar, wann ich ihn nun in meine Dienſte nehme, wären die lieben heiligen drei Könige: Kaspar, Melchior und Balthaſar richtig beiſammen."

„Ach mein lieber Herr!" entgegnete Kaspar, „ich bin leider kein König und auch nicht heilig, ſondern ein armer ſündiger Menſch, und mein Vater war Flikſchneider zu Ulm."

Meiſter Balthaſar lachte herzlich und ſprach: „Mein lieber Geſell, ich habe nur einen Wiz gemacht, daß Du dieſen nicht verſtanden haſt, beweiſet mir zu Genüge, wie Du nicht von den Weiſen aus dem Morgenlande abſtammeſt, noch ſelber ein Weiſer biſt. Auch mein Schwiegervater Melchior und ich ſind keine wirklichen Könige, doch ſag ich für meinen Theil und bleibe dabei: daß ich mit keinem Könige auf Erden tauſchen möchte, ſo wohl iſts mir in meiner Schenkſtube, in meinem Keller, darinnen die edelſten älteſten Weine liegen, und im trauten Kämmerlein bei meinem lieben Weiblein. — Nun aber ſag ich dir," fuhr Balthaſar fort, nachdem er ſich durch einen friſchen Trunk zu weiterer Rede geſtärkt hatte, „nun aber ſag ich Dir, Kaspar, daß Du mir gar wohl gefällſt, abſonderlich deshalb, weil Du mir nicht übermäßig ſpizfindig vorkommſt! Ich hatte vor Jahren einmal einen Kellner, der war aus Berlin, ein Kerlchen wie mit allen Höllenhunden gehezt, was den Wiz betraf, aber dabei ein ſolch durchtriebener Gauner, daß ich, obſchon ich den Wiz wohl leiden kann, und mich ſelber nicht mit Unglük darin verſuche, doch meinem Herrn und Schöpfer dankte, als der Berliner ſich endlich mit hundert Kronen, die er mir geſtohlen hatte, aus dem Staube machte, denn dieſem Menſchen gegenüber kam ich mir oft vor wie ein wahrer Schafskopf, was

gewiß nicht angenehm iſt für einen Mann wie ich, der Haus und Hof, viel Geld und Anſehen in der Stadt beſitzt. Willſt Du alſo in meine Dienſte treten als treuer Kellner, ſo magſt Du alſogleich in meinem Hauſe bleiben; ich gebe Dir 30 Gulden Lohn, Koſt und ein Neujahrsgeſchenk! Auf reichliche Trinkgelder darfſt Du auch rechnen, und trinken magſt Du ſo viel Du kannſt, nur beſoffen darfſt Du mir nimmer werden, denn beſoffen ſein iſt eine Schande für einen ordentlichen Kellner."

Kaspar dankte dem Herrn Balthaſar ſo gut er ſeine Worte zu ſetzen wußte, und verſprach heilig und theuer, ſich niemals zu betrinken. Somit war denn zwiſchen Beiden alles in Richtigkeit gebracht, und Kaspar war Herrn Balthaſar's Kellner von Stund an. Die würdigen Stammgäſte Balthaſar's hatten aber bald den Kellner Kaspar liebgewonnen, maßen er die liebe Einfalt ſelber ſchien, und alles über ſich ergehen ließ, was die luſtigen Bamberger, wenn der Wein ihnen zu Kopf ſtieg, mit ihm trieben; denn die Bamberger machen ſich gerne ein Späßchen, wenn ſie Einen finden der dümmer iſt als ſie, obgleich ſie ſich nicht für ſo klug halten als die Berliner, und vielleicht nicht einmal wiſſen, was die „ungeheure Ironie" für ein Ding iſt. Der Kaspar konnte aber auch gar zu abſonderlich dumme Antworten geben, und da die meiſten Leute bei weitem lieber etwas Dummes, denn etwas Kluges, reden hören, ſo war es kein Wunder, daß Kaspar bald der Liebling Aller war; Herr Balthaſar ſelber hielt ihn für ein wahres Kleinod, denn ſeit Kaspar den Schenken machte, ließen ſich die Stammgäſte noch um eins ſo viel einſchenken. Je mehr aber nun Herr Balthaſar ſeinen Kellner um ſeines einfältigen Gemüths halber liebte und achtete, um ſo mehr bekümmerte es ihn, daß Kaspar weder vor Melchior's noch Roſa's Blicken Gnade finden konnte, ja daß Beide dem Schwiegerſohn und Eheherrn zu verſtehen gaben, ſie könnten kein Herz zu dem Menſchen faſſen, in deſſen ganzem Weſen ſie etwas Verſtecktes, Bedrohliches erkannt haben wollten, und die junge Frau ſprach warnend: „Lieber Balthaſar, ich fürchte Du nährſt eine Schlange an Deinem Buſen."

„O du gütiger Himmel," rief darauf Herr Balthaſar, „o du gütiger Himmel! iſt es möglich, daß die Tugend und die Dummheit ſo verkannt werden kann? Wer iſt noch ſicher auf Erden vor Bosheit und Verläumdung, wenn nicht einmal mehr mein ehrlicher dummer Kaspar, deſſen Dummheit mir ſo manchen blanken Gulden einbrachte, ihrer Merkwürdigkeit halber in dieſer ſuperklugen Welt," — und zum erſten Male ſeit dem Tage, da er ſeine junge Frau ſich hatte antrauen laſſen, zürnte Balthaſar mit ihr, weil ſie nicht an Kaspar's Dummheit glauben wollte, an die Balthaſar glaubte wie an ſeine Klugheit. Doch auch Balthaſar, ſo ſehr er den Kaspar liebte, hatte Eins an demſelben auszuſetzen, und eben dies fiel ihm jetzt ſchwer aufs Herz, da man ihm von Kaspar's verſteckiem Weſen vorgeredet hatte. Er beſchloß deshalb mit ſeinem Kellner ein ernſthaftes Wort zu reden, und wie es ſeine Art war, wenn er ſich zu irgend einer wichtigen Unterredung vorbereitete, ſo ging er in ſeinen Keller, wo er allemal durch einen guten Trunk das Triebrademerk ſeines Geiſtes in die gehörige Bewegung ſetzte. — Nun befand ſich aber Balthaſar, wie geſagt, in einer ſehr aufgeregten Stimmung, indem er ſich mit ſeiner jungen Frau gezankt hatte, und in Folge

dieſes Aergers bezab es ſich hinwiderum, daß Balthaſar im Keller vor dem Mutterfäßlein des Guten etwas zu viel that, ſo daß er, als er wieder die Kellertreppe hinauf ans helle Tageslicht ſtieg, nicht anders vermeinte, als auf dem Kirchhofe gegenüber ſäßen die lieben Engelein und wären betrunken. Er war es aber ſelber, und als ein ſehr betrunkner Mann trat er vor ſeinen Diener hin, dieſen eine Strafpredigt zu halten. „Kaſpar,“ ſprach er und ſeine Zunge lallte dabei was weniges, „Kaſpar! Du wirſt verkannt wie ſo manches Genie auf dieſer ſchlechten Welt, aber gräme Dich nicht deshalb, denn ich, ich kenne Dich, ich achte und liebe Dich, denn ich weiß: Du biſt ein Schafskopf; allein ein Schafskopf zu ſein iſt nicht genug, um Anerkennung zu finden, Du mußt auch ſcheinen was Du biſt — durchaus! verſtehſt Du? Du darfſt nichts thun, was die Welt auf den Gedanken bringen könnte, Du wärſt nicht was Du biſt, nemlich dumm. — „Warum ſollte ich denn nicht dumm ſein,“ ſagte Kaſpar, „und ſo gut wie der Herr?“ — „Das ſage ich ja auch!“ entgegnete Herr Balthaſar. „Aber die Welt — die Verhältniſſe — der wachſende Unglaube an dem Höchſten und Heiligſten — kurz Kaſpar, man hat Dich in Verdacht, Deine rührende, kindliche Einfalt ſei ſchnöde Verſtellung und Du ſelber ein verdammter Filou, der ſich dumm ſtelle, um mir und den Meinen zu ſchaden.“ — Wäre Herr Balthaſar in dieſem Augenblik nicht betrunken geweſen, ſo hätte er bemerken müſſen, wie Kaſpar bei dieſen Worten die Farbe wechſelte und mit wahren Baſiliskenaugen ihn anſchaute — ſo überſah er dieſes und fuhr fort: „Sieh Käſperchen, ich habe Dir, als ich Dich in meine Dienſte nahm, geſagt, Du dürfteſt Dich nicht beſaufen, denn das Saufen iſt ein Laſter und erniedrigt den Menſchen unter das Vieh, wie Du bemerkt haben wirſt, wenn Du jemals Gelegenheit hatteſt — einen Betrunkenen zu beobachten, wie er mit verglaſten Augen im Zikzak dahin taumelt — wie ſeine Zunge lal — la — la — lallt, anſtatt zu reden — wie er, kaum vermögend ſich auf den Beinen zu erhalten — Du verſteheſt mich — (hier plumpte Herr Balthaſar in einen Seſſel nieder, und ſah ſeinen Kellner mit verglaſten Augen an). „Ach Herr Balthaſar! Sie ſind ja ſelber betrunken,“ rief Kaſpar. „Es iſt möglich, Kaſpar,“ ſprach Herr Balthaſar und fing bitterlich an zu weinen, ich habe mich mit meiner Frau gezankt, Kaſpar, Deinetwegen Kaſpar; ach Kaſpar, ich habe an Dir gezweifelt — Kaſpar ich zweifle noch an Dir, und beſchwöre Dich, hilf mir dieſen Zweifel bannen!“ und immer reichlicher floßen, während er ſo redete, Herrn Balthaſar's Thränen. „Was ſoll ich denn thun?“ fragte Kaſpar. „Dich betrinken!“ ſchluchzte Herr Balthaſar, und als Kaſpar ob dieſer ſeltſamen Forderung zurükprallte, fuhr Herr Balthaſar fort: „Verſage mir dieſe Bitte nicht, o Kaſpar, betrinke Dich und tüchtig! nur wenn ich Dich beſoffen geſehen habe, kann ich wieder wie früher an Dich glauben! — kann ich Dich rechtfertigen vor den Andern! Knill*), wie man es nennt, will ich Dich Deinen Anklägern gegenüberſtellen und ihnen zurufen: „Seht dieſen deutſchen Jüngling! jeder Zoll betrunken! Kann Falſch in einem ſolchen wohnen? Verſtellung? Haß? Rachſucht? — O glaube mir,

*) „Knill.“ Provinzialbezeichnung für den höchſten Grad der Betrunkenheit, „Bofſoff“ nennt es der Hamburger.

Kaspar, ich werde sie überzeugen, sie sind nicht ohne Gefühl — Hand in Hand werde ich mit Dir vor ihnen hintreten — Frau, will ich sprechen, Schwiegervater, schaut her, das hat ein Freund für den andern gethan, er hat sich besoffen; o es wird sie rühren — darum, Kaspar, komm in den Keller, laß uns trinken, trinken!" Da aber riß sich Kaspar mit Hohngelächter von seinem Herrn los und grinsete ihn an: „Verdammter rothnäßiger, breitmäuliger, kahlköpfiger, glotzäugiger Nußknaker! daß Dir der schwarzgefiederte Satan Eimerweise geschmolzenen Schwefel in Deine ewig dürstende Kehle gieße; betrinken soll ich mich und in der Betrunkenheit es verrathen, wie ich euch allesammt so lange täuschte, indem ich mich dumm stellte, um euch alle um so sicherer dem flammenden Höllenpfuhle zuzuführen? — Wisse, elender Erdenwurm, wisse, daß ich nicht Kaspar heiße, daß ich nicht dumm bin, ich bin Franz — der unglükliche Franz, dem Du die Heißgeliebte vor der Nase wegheirathetest; da schwur ich Dir Rache, und um gewiß zu sein, daß sie mir werden müsse, übergab ich mich dem Bösen — doch an der Tugend Deines Weibes scheiterten meine Künste — sie durchschaute mich und meine Absicht noch bevor ich eine Erklärung gewagt — der Teufel hielt mir nicht Wort und umsonst bin ich ihm verfallen, doch nein! nicht umsonst — Gab er mir doch das Pistol mit der nimmer fehlenden Kugel *) — tu est perdu George Dandin — Hilf zu, Samiel!" — Damit griff Franz in den Busen, in welchem er die Pistole schon lange verborgen mit sich herum trug, zog sie hervor und richtete sie auf den vor Schrek völlig nüchtern gewordenen Herrn Balthasar, der nicht anders vermeinte, als nun sei sein letztes Stündlein gekommen. Aber die Pistole ging nicht los, denn eben als Franz losdrüken wollte, stürzte Rosa in das Zimmer, warf sich mit lautem Angstschrei an die Brust ihres Gatten, und mit Wuth, Scham und Verzweiflung gewahrte jezt Franz, daß er anstatt eines geladenen, niefehlenden Pistols eine halbe Salamiwurst in der Hand hielt.

Heinrich von Kleist.

Ein Fragment nach den Mittheilungen einer Freundin.

Lord Byron behauptete: um ein Dichter zu werden, müsse man entweder unglüklich oder verliebt sein, und fügte hinzu: „Ich war beides, als ich meine ersten Gedichte schrieb, die nicht das Schlechteste sind, was ich geschrieben habe, so bitter sie von den Kritikern getadelt wurden." Heinrich v. Kleist hat wenigstens den Ausspruch Byron's durch sein Leben nicht widerlegt. — Schon seine Kindheit wurde ihm verbittert, da seine Erzieher die eigenthümliche Organisazion des Knaben zu beachten nicht der Mühe werth hielten, und ihn für begangene Fehler straften, an denen ihre Art ihn zu behandeln die meiste Schuld trug. Die Folge war ein scheues Zurükziehen des Knaben in sich selbst auf der einen, und ein un-

*) Die Leser wollen sich erinnern, daß als Hoffmann diese Geschichte erzählte, eben der Arretirung jenes Berlin allarmirte.

bändiger Trotz auf der andern Seite. Beides unnatürlich, denn von Natur war Kleist offen, sanft, träumerisch, edel. — Den Wissenschaften und der Poesie mit Leidenschaft ergeben, allen Zwang und alle Pedanterie verabscheuend, mußte er dem Militärstande sich widmen, dessen Gesunkenheit in seinem Vaterlande damals sprichwörtlich war, indem namentlich unter den Offizierchören ein Geist Herrschaft gewonnen hatte, der zu nichts weniger berechtigt war: als auf Achtung und Vertrauen Anspruch zu machen. Kleist konnte sonach seinen Kameraden nie ein „guter Kamerad" sein, und da ihn der Kamaschendienst, auf welchen damals eben so viel gegeben wurde, in tiefster Seele anekelte, so hatte er sich denn auch bald den Ruf eines schlechten Soldaten zugezogen, obgleich es gewiß ist, daß er freudig und gewissenhaft, wie später Körner, im Kampfe für die Freiheit seinem Manne gestanden und sein Blut dahin gegeben haben würde.

Widerwärtig in allen äußern Verhältnissen, hatte sich somit schon das Leben des Knaben wie des Jünglings gestaltet, und mit dem Eintritte in das Mannesalter änderte sich in dieser Hinsicht nicht nur nichts, sondern neue drükende Sorgen traten ihm entgegen, die Sorgen um das Allernothwendigste für seinen Unterhalt. Kleist war ein Dichter, und ein Dichter, von welchem ein anerkannt urtheilsfähiger Mann schrieb: wenn Kleist sich gehörige Ausbildung erwirbt, wird er Schiller und Goethe übertreffen; aber die Werke dieses Dichters, obgleich mehrere derselben im Druke erschienen waren, waren noch im Jahre seines Todes vielen seiner persönlichen Bekannten völlig unbekannt, das größere Publikum schien kaum zu wissen, daß noch ein Dichter Kleist existire, sondern dachte, wenn dieser Name genannt wurde, höchstens noch an den Obersten E. v. Kleist, der im siebenjährigen Kriege gefallen war und auch gedichtet hatte. Es hat viele Dichter gegeben, die nicht minder arm und auch wohl noch ärmer waren als unser Heinrich; aber so wenig Anerkennung bei seinen Lebenszeiten, als dieses göttliche Genie, fand der schlechteste Versschmied in Berlin nicht, und während die Schmutzromane eines Julius von Voß in allen Leihbibliotheken in mehreren Exemplaren vorhanden waren, während seine elenden Possen und sogenannten Volksschauspiele auf der königlichen Bühne florirten, wurden Kleists „Käthchen" und sein großartiger „Prinz von Homburg" unaufgeführt bei Seite gelegt, und nur Tiek rettete bekanntlich die letzte herrliche Dichtung vom Flammentode, dem der tiefgekränkte Kleist sie übergeben wollte. Selbst was mehr zur Unterhaltung des Publikums geeignet war, seine meisterhaften Novellen: Michael Kohlhaas, das Erdbeben zu Chili, die Verschwörung auf St. Domingo, so wie das schauerlichste Nachtstük, was je geschrieben wurde: das Bettelweib von Locarno, machten den Dichter so lange er lebte seinen Landsleuten nicht bekannter, und gehen wir die Geschichte der Literatur durch, so finden wir kein Beispiel eines ähnlichen tragischen Geschikes irgend eines Dichters, denn wahrlich an das Fabelhafte grenzt es doch, daß die beste Freundin Kleists in Berlin, nachdem sie so eben eines seiner von Weber in Musik gesetzten Lieder gesungen hatte, ihn unbefangen fragte: „ob er nicht vielleicht wisse, von wem das hübsche Gedicht sei?" — Holtey schrieb ein Drama: Lorberbaum und Bettelstab, worin er genügsamen Jammer auf das Haupt eines armen Teufels zusammenhäuft, der auch Hein-

rich heißt und auch einen Dichter vorſtellen ſoll, obgleich er im Grunde nichts iſt als ein großer Pinſel — doch all dieſer erdichtete Jammer iſt Kinderei gegen das, was Kleiſt — der kein Pinſel, wohl aber der größte deutſche Dichter ſeit Schiller und Göthe war — erduldete.

Auch nicht ein einziger wahrer Lichtblik des Glükes iſt ihm in ſeinem Leben geworden, und eben jene Dichtung, welche noch nach Jahrhunderten die Welt entzüken und rühren wird — ſein Käthchen — iſt die Frucht des tiefſten Seelenſchmerzes, der bitterſten Täuſchung, und recht eigentlich mit ſeinem beſten Herzblut geſchrieben. Kleiſt war kein Jüngling mehr, als er ſeine erſte tiefe Neigung zu einem jungen Mädchen faßte, welches dieſe Neigung erwiderte, das heißt nach ihrer Art, oder vielmehr nach Art aller guten, wohlerzogenen Mädchen, die ſich einen Mann wünſchen, und welche es dankbar erkennen, wenn einer kommt, der es ehrlich mit ihnen meint; daß dieſes bei Kleiſt der Fall ſei, ſah ſeine Geliebte ſogleich, und ſie wünſchte gewiß nichts ſehnlicher, als daß recht bald der Tag erſcheinen möge, wo Kleiſt ſie zum Altare führen könne; aber leider hatte Kleiſt noch keine ſichere Anſtellung, und an eine ordentliche Verſorgung muß doch ein vernünftiges Mädchen denken, wo von Heirath die Rede iſt. Wie Kleiſt einem ſo exprosaiſchen Geſchöpfe gegenüber ſo lange ſich ſelbſt täuſchen konnte, indem er glaubte in ihm das Ideal gefunden zu haben, nach dem ſein Herz ſo lange und vergeblich ſich geſehnt — das läßt ſich allerdings nur dadurch erklären, daß Kleiſt eigentlich die Welt nie ſah, wie ſie wirklich war. Genug, er liebte, und zwar mit der ganzen ungemeſſenen Kraft und Leidenſchaft, deren er fähig war, und daß ſeine Geliebte durch dieſe gewaltige Liebe eines Menſchen, wie Kleiſt, nicht erſchrekt und beängſtigt wurde, beweiſet am beſten, wie wenig ſie ihn verſtand und eigentlich liebte. Kleiſt aber ſollte das bald erfahren — er mußte nach Berlin, wo er für ſeine Dichtungen wirken wollte, daß ſie auf der königlichen Bühne aufgeführt würden; auch hatten einige Berliner-Freunde ihm Hoffnung gemacht, daß ihm eine ſeinen Kenntniſſen und Fähigkeiten angemeſſene Anſtellung im Staatsdienſte nicht entgehen dürfte, wenn er deshalb nur die rechten Wege einſchlüge. Kleiſt war entſchloſſen die Reiſe anzutreten, ſtellte aber vorher an ſeine Geliebte eine Forderung, deren Erfüllung ihn als der höchſte Beweis ihres Vertrauens und ihrer Liebe gelten ſollte. Aber ſeine Geliebte bebte vor dieſer Forderung zurük. — Kleiſt bat, beſchwor, meinte, drohte — ein entſchiedenes Nein war die Antwort ſeiner Geliebten, und außer ſich, rief Kleiſt endlich: „Du haſt es ausgeſprochen! wir ſind geſchieden.“ Vielleicht — ja höchſt wahrſcheinlich, werden die meiſten meiner ſchönen Leſerinnen den armen Kleiſt unbarmherzig verdammen, daß er von ſeiner Geliebten verlangte, wovor dieſe zurükbeben mußte, denn ſie werden glauben, es ſei etwas geweſen was kein ſittliches Mädchen einem Manne gewähren darf, bevor nicht der Segen der Kirche ihren Bund geheiligt. Aber das zu fordern lag nicht in Kleiſt's Natur, der bei aller freier Anſicht nicht im Stande geweſen wäre, ſelbſt den Zauber zu zerſtören, der für ihn in dem Gedanken lag: ein unentweihtes Mädchen als Weib heimzuführen. Kleiſt hatte von ſeiner Geliebten verlangt, daß ihre Korreſpondenz vor jedem Dritten, alſo auch vor den Eltern ſeiner Geliebten, geheim betrieben werden ſollte. Was er ſeiner Geliebten ſchrieb,

sollte nur für sie allein geschrieben sein, was sie ihm schrieb, sollte nicht erst die Zensur der Mama passiren. Geistige, unbedingte Hingebung ihres ganzen Wesens verlangte er von ihr, und darauf wollte das wohlerzogene Mädchen nicht eingehen. Der Bruch zwischen Beiden war also erklärt, und wahrscheinlich reichte das Mädchen später einem Manne ihre Hand, der nicht so exzentrische Forderungen an sie gestellt hatte, als der melancholische Poet. — Doch dieser vermochte sich so leicht nicht zufrieden zu geben: Schmerz, Zorn und Scham, daß er sich selber so lange Zeit über den Gegenstand seiner Liebe getäuscht, nahmen ihn arg mit. Um ihre Weigerung zu rechtfertigen, hatte seine Geliebte ihm viel von Tugend, Sitte und kindlicher Pflicht, von Schicklichkeit und Rücksichten, welche ein junges Mädchen in der Welt zu nehmen habe, vordeklamirt. — Kleist, aufs äußerste darüber erbittert, beschloß ihr das Bild eines Mädchen entgegen zu stellen, das Alles dem Manne ihrer Liebe opfert und dabei doch engelrein bleibt; in fast fieberhafter Aufregung ging er ans Werk, und in wenigen Wochen lag das „Käthchen von Heilbronn" vollendet da. — Wie traurig es dem armen Kleist auch mit diesem Stüke erging, wie das deutsche Publikum es erst nach des Dichters Tode durch Fr. v. Holbein's Bearbeitung für die Bühne kennen lernte, darüber hat Bülow sich in seinem Lebensabriß Kleist's zu Genüge ausgesprochen; nicht unerwähnt darf aber hier bleiben, wie herzlos das gebildete Berlin sich gegen den genialen unglüklichen Dichter bewies, wie die kleinlichsten Kabalen angewendet wurden, um selbst den Versuch, seine Dramen auf die Bühne zu bringen, zu hintertreiben, wie seine Zerstreutheit, seine Art zu reden und sich zu tragen, ausgebeutet wurden, ihn lächerlich zu machen, ihn als einen halb Wahnsinnigen darzustellen, oder gar wie man sich mühte, die schändlichsten Lügen über ihn und eine unglükliche Frau, die endlich allein noch Theil an seinen Leiden nahm, zu verbreiten. — Von frühester Jugend an hatte Kleist sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, dereinst freiwillig zu enden — doch nicht als Feigling, der das Leben nicht mehr zu ertragen vermag, — und höchst wahrscheinlich würde er auch inmitten des Glüks endlich seinen Entschluß ausgeführt haben; doch bleibt es gewiß, daß eben damals ein äußerer Anstoß dazu gehörte, ihn in den Tod zu treiben, und immerhin kann man behaupten: Kleist sei eigentlich an den Berlinern von 1811 gestorben. Mit ihm zugleich starb seine letzte Freundin, die — durch eine Lüge ihn veranlaßt hatte, mit ihr in den Tod zu gehen. — Der verfallene Grabhügel der beiden Unglüklichen befindet sich auf einer Anhöhe bei Potsdam, unfern dem sogenannten Jägerhofe, in dessen Garten er erst seiner Freundin eine Kugel durch das Herz, sodann sich selbst eine durch den Kopf schoß.

Kleist's Persönlichkeit, obgleich in ihr etwas düsteres und beängstigendes lag, soll doch, besonders für Frauen, höchst anziehend gewesen sein. Für gewöhnlich sprach er wenig und in gedrängter Kürze, doch regte ihn ein Gegenstand dergestalt an, daß er das Bedürfniß fühlte, sich darüber auszusprechen, so riß seine Rede alle Zuhörer mit sich fort — oft geschah es aber daß er mitten im Redestrom plötzlich abbrach, vor sich hinstarrte, als erblike er irgend etwas vor sich, und dann in dumpfes Hinbrüten versank, wo dann nichts mehr aus ihm heraus zu bringen war.

Die Unterdrücker ſeines Vaterlandes haßte er glühend — aber die Mehrzahl ſeiner damaligen Landsleute verachtete er und hielt damit nicht hinter Bergen. Daß, wo von ſeinem Vaterlande die Rede war, er nichts anderes als das geſammte Deutſchland im Sinne hatte, bewies die Antwort, die er dem damaligen, allmächtigen Minister gab, in deſſen Händen ſeine Zukunft lag. — „Sind Sie ein Schleſier?“ fragte dieſer. „Ich bin ein Deutſcher“ entgegnete Kleiſt mit ſcharfer Betonung.

Und das deutſche Vaterland erkennt ihn jetzt als einen ſeiner genialſten größten Söhne, wie es deren ſo viele zählt, die gleich dem armen Kleiſt erſt ſterben mußten, bevor ſie die verdiente Anerkennung fanden.

Im Arm der Liebe.

Schmiege dich an meine Bruſt,
Wie die Welle an die Klippe,
Laſſe rauſchen Lieb' und Luſt
Von der ſanggewohnten Lippe:
Traurig bin ich, ſüßes Kind!
Mußt mit leiſen Liederweiſen
Fächelnd um die Seele kreiſen,
Wie um Blumen kreiſt mit leiſen
Athemzügen hin der Wind.

Schmieg' dich liebend an mein Herz,
Das nun geht in hohen Wogen,
Da vom Leben wild der Schmerz
Kam im Sturme angezogen:
Singe, bringe mich zur Ruh'!
Gleite drüberhin mit ſüßen
Liebberauſchten Flammenküſſen,
Und mit deiner Seele Grüſſen
Stillſt den wilden Aufruhr du.

Was mich drückt, ich weiß es nicht,
Aber du ſollſt mich nun ſchmücken,
Du mein Alles, du mein Licht!
Sollſt mir ſchöne Blüten pflücken
Von der Liebe grünem Baum;
Jubeln ſollſt du, freudig ſingen,
Duftige Blumenkränze ſchwingen,
Mit den Kränzen mich umſchlingen,
Du mein Licht, mein ſeliger Traum!

Liebe mich, o liebe mich!
Bring zur Ruh' des Aufruhrs Welle,
Daß die Liebe mich und dich
Mit der ſüßen Luſt durchſchwelle;
Freudig will ich wieder ſein!
Will die Luſt zurück nicht drängen,
Fliehe mit den heißen Klängen
Und mit jubelnden Geſängen
Dann in deine Seele ein! Nordmann.

Das alte und neue Theater in Hamburg.

Wenn der günſtige Leſer, der noch nie in Hamburg war, vom alten Jungfernſtieg mit ſeiner prächtigen Promenade und ſeinem weltberühmten Alſterbaſſin hinaufgeht, ſo daß er den neuen Jungfernſteig, auch Esplanade genannt, rechts liegen läßt, ſo gelangt er auf den Gänſemarkt, nebſt dem Michaelisplatz wohl der größte Platz der innern Stadt, wie ſie vor

dem großen Brande war. Der Leser schreite immer gerade aus, dem Dammthore zu, da wird er plötzlich — wieder rechts ein mächtig großes Gebäude von höchst einfacher Architektur im Aeußern erblikken. Das ist das neue, große, nach Schinkels Plane erbaute Hamburger Schauspielhaus, vom alten Kapellmeister seiner Zeit im Freischütz (einer in Hamburg erscheinenden Wochenschrift), nur „das Dammthor-Häusel“ genannt. Bevor aber der Leser bis zum Dammthor-Häusel gelangt, kommt er — abermals rechts — an ein kurzes Sakgäßlein vorüber und im Fonde dieses Sakes erblikt er ein altes, schmales, hohes, unansehnliches Bauwerk, mit einem schadhaften Dache und einigen Thüren, zu groß für ein gewöhnliches Wohnhaus und zu klein als daß er aus ihnen den Schluß ziehen könnte, das Haus sei früher ein öffentliches Gebäude gewesen. Ein wohlbeleibtes Hamburger Stadtkind schreitet in diesem Augenblike gewichtigen Trittes daher. Es erkennt in dem günstigen Leser den Fremden, es bemerkt die Aufmerksamkeit mit welcher der Fremde das alte Gebäude betrachtet, so wie daß er im Zweifel ist, was er daraus machen soll — und das Hamburger Stadtkind tritt neben den Fremden hin, rükt an den Hut und spricht mit einer gewissen Feierlichkeit: „Dat is das olte Comödienhus wo noch der grote Schröder und Brokmann speelt hest,“ und so geht er weiter und du betrachtest dir mit Rührung und Ehrfurcht das alte, verfallene, unansehnliche Haus und gedenkst der Worte des großen Dichters:

„Die Stelle, die ein edler Mensch betrat
Bleibt uns geweiht für alle Zeiten.“

Schreiber dieses thut sich in seinen alten Tagen noch nicht wenig darauf zu Gute, daß er als ganz kleines Bübchen auf denselben Brettern Komödie agirte, auf welchen die berühmtesten deutschen Schauspieler und Schauspielerinnen gestanden hatten, vom großen Ekhof an, bis auf den großen Meister Ludwig — welche Erinnerungen!

In dem alten Parterre ohne Sperrsitze, in einer Eke links an einen Logenpfeiler gelehnt, da hatte immer, wie mir ältere Hamburger erzählten, ein untersetzter Mann, zierlich frisirt und gekleidet, gestanden, die scharfen Augen fest auf die Bühne gerichtet. Es war der damalige Dramaturg Herr Gotthold Ephraim Lessing gewesen, und neben der großen Loge der Bühne gegenüber in einer kleinen, kaum für zwei Personen Raum gewährenden Loge, da saß für gewöhnlich der große Schröder, als er selbst nicht mehr spielte, aber noch Direktor war und sah sich das Spiel mit an.

Die Glanzperiode des Hamburger Schauspiels war im Grunde schon mit Schröders erstem Rükkritt von der Direkzion vorüber und unter Herzfelds und Eules Leitung war das Theater bald wirklich herzlich schlecht geworden, was den alten Schröder veranlaßt sich noch einmal der Sache anzunehmen. Aber Schröder war alt geworden und zu Zeiten etwas wunderlich und bald merkte er selber, daß seine Kraft nicht mehr ausreiche das gesunkene Institut wieder zu heben, er trat zum Zweitenmale zurük — da starb Eule und Dr. L. Schmidt wurde Herzfelds Mitdirektor. Schmidt war ein tüchtiger Mann, Schauspieler mit Leib und Seele und besaß Energie genug um selbst der Madame Herzfeld zu imponiren. In der That gelang es ihm, dem Hamburger Stadttheater wieder einen bedeu-

tenden Platz in der allgemeinen Achtung zu erringen und das Converſationsſtük war der Schröderſchen Epoche würdig. Herzfelds Nachfolger in der Mitdirektion war Lebrün, ein vortrefflicher Künſtler, ein gebildeter Mann und herziger Menſch, leider ohne große Charakterſtärke und in ſpäteren Jahren einer Leidenſchaft ſich hingebend, die ſchon manchen genialen Künſtler vor der Zeit zu Grunde gerichtet. Unter Lebrüns Mitdirektion ward das alte Hamburger Theater geſchloſſen und das neuerbaute im Innern wahrhaft prächtige Dammthor-Häuſel eröffnet. Die älteren Theaterfreunde Hamburgs ſahen mit Schmerz den Schluß ihres alten, geliebten Kunſttempels und ſie hatten guten Grund dazu! Um das große, neue Haus zu füllen und bedeutende Tageskoſten herauszubringen, reichte das Schauſpiel nicht mehr aus, die Oper mußte das Meiſte thun.

Es iſt gewiß, die Oper war damals in Hamburg vortrefflich, der noch jezt fungirende Kapellmeiſter Karl Krebs hatte ein Orcheſter gebildet, wie es in dieſer Vollkommenheit im Norden Deutſchlands nie zuvor exiſtirte. Dazu beſaß das Theater in Cornet einen Tenoriſten, der hinſichtlich des Spieles alle ſeine Collegen weit überragte und deſſen Stimme damals noch in voller Kraft zu wirken vermochte. Als Sängerinnen wirkten die Damen Corn[illegible], Mädel, Fiſcher, Betti Schröder; ſo wie die für längere Gaſtſpiele engagirten Sängerinnen Kraus-Wranitzky, Grünbaum und Tochter, und Doris Devrient, die Gattin des für das Schauſpiel engagirten Emil Devrient; an ausgezeichneten Gäſten fehlte es weder im Schauſpiel noch in der Oper; ich nenne hier nur die Namen Ludwig Devrient, die Schröder-Devrient, Bader, Breiting, Blume, Rott, die große Schröder, Holtey u. ſ. w. Kurz das Theater leiſtete viel, mehr als viele andere große reich dotirte Bühnen — aber dennoch entging es keinem ächten Kunſtfreunde, wie die wahre Kunſt immer mehr und mehr ihrem Verfalle entgegen ging, wozu die Zerwürfniße der Direkzion mit mehreren ihrer bedeutendſten Mitglieder, wie Emil Devrient und Cornet — die deren Abgang zur Folge hatten, nicht wenig beitrugen. —

Lebrüns Kraft als Direkzionsführer und Schauſpieler nahm mit erſchrekender Schnelligkeit ab — er trat bald ganz von der Bühne und deren Leitung zurük und ſtarb kurze Zeit darauf. Sein Nachfolger Mühling, ein ehemaliger guter Tenoriſt und ſpäter eine Zeitlang Theaterdirektor in Köln am Rhein, betrieb die Sache lediglich als Geldſpekulazion. Nach Schmids Tode vereinigte er ſich zur Fortführung des Geſchäftes mit Cornet. Ich habe Cornets früherer Verdienſte als Sänger und ausgezeichneten Darſtellers gedacht und füge noch hinzu, daß ihn z. B. als Maſaniello, kein anderer deutſcher Sänger erreicht hat, das kann aber mich nicht abhalten zu ſagen, was allgemein bekannt iſt, daß Cornet einer der händelſüchtigſten und eigenwilligſten Menſchen iſt, die es gibt, daß er zwar allerdings weiß, was zur Kunſt gehört, durchaus aber keinen Begriff davon hat, wie ein wahrer Künſtler, der nicht nur um Lohn dient, behandelt ſein will. Wie Cornet früher, da er noch ein berühmter, gefeierter Sänger war, oft Direkzion und Publikum ſchikanirte, ſo wollte er jezt als Direktor es mit ſeinen Untergebenen halten und auch dem Publikum Trotz bieten, natürlich, daß er bald von den Künſtlern wie von dem Publikum gehaßt wurde — aber trotz dem

hätte er sich wohl noch länger halten können, denn wie man ihn hasste, so fürchtete man ihn auch. Da beging der sonst so verständige, schlaue Mann dieselbe Thorheit, wie hier in Wien der einst berühmte Sänger Wild, er wagte es, alt, stimmlos und stumpf in seiner frühern Glanzparthie, den Masaniello vor dem Hamburger Publikum zu erscheinen, von welchem der größte Theil nicht mehr wußte, was Cornet in früheren Jahren geleistet hatte, sondern seine Leistung nur mit der späteren eines Wurda und Tichatschek verglich — der Erfolg konnte unter solchen Umständen für den alten Künstler kein anderer als ein höchst demüthigender sein — er hatte sich lächerlich gemacht und nun brach Alles gegen ihn los, denn einen Lächerlichgemachten fürchtet Niemand mehr. — Ob Cornet, wie er in seiner unter Gezisch und Hohngelächter gehaltenen Abschiedsrede behauptete, wirklich sein ganzes Vermögen seiner Direkzionsführung geopfert? ehrlich gesagt, ich glaube es nicht, denn sein Mitdirektor hatte sein Schärfchen ins Trokne gebracht, und Cornet ist kein schlechterer Rechner als Mühling und überdieß noch Jurist. Das aber ist gewiß, daß beide Direktoren unfreiwillig von der Direkzion zurükktraten, welche jezt an dem Eigenthümer und Direktor des zweiten Hamburger Stadttheaters Maurice, so wie an den bisherigen Schauspieler Baison überging.

Bei Uebernahme der Direkzion versprachen Maurice wie Baison dem Publikum, Schröders Zeit zurükzuführen. — Das war, gelinde gesagt, Unsinn, allein das Publikum ließ sich diesen Unsinn gefallen, und erwartete Gutes. In der That begann die neue Direkzion ihr Wirken sehr glänzend mit der gelungenen Aufführung mehrer klassischen Opern. Das war das Verdienst des wakeren Kapellmeisters Krebs. Aber schon die Berufung Schindelmeissers aus Pesth machte dieser Herrlichkeit bald ein Ende, denn Schindelmeisser, obgleich ein trefflicher Dirigent, weiß nicht, was er eigentlich will, ausgenommen etwa, seine älteren Kollegen zu chikaniren. Wie Baison und Maurice auf den Einfall gerathen konnten, einen zweiten Kapellmeister zu engagiren, begreife ich nicht. Krebs hat seit zwanzig Jahren bewiesen, daß er der Mann ist, allein eine ausgezeichnet gute Oper zu leiten. Diesen Mann zu entlassen, würde ganz Hamburg gegen die neue Direkzion empört haben, aber wußte denn nicht wenigstens der weit herum gekommene Baison, daß nie etwas Gescheidtes dabei herauskommt, wo zwei Kapellmeister engagirt sind? Dachten sie nicht an Berlin, an Meyerbeer und Mendelssohn-Bartholdy, nicht an Dresden, wo Reissiger und Wagner unaufhörlich die feindlichen Brüder aufführen? Freilich, bei keiner Doppel-Direkzion kommt etwas Gescheidtes heraus, und sehr gut wäre es für die Hamburger Bühne, wenn stets nur Einer, wie Schröder, das Ganze geleitet hätte. Es blieb denn auch der Zwiespalt zwischen den beiden neuen Theater-Direktoren nicht lange aus! Der mit so großen Verheißungen angestellte Dramaturg, der zweite seit Lessing, wurde sehr bald von den beiden Direktoren als ein überflüssiges und sie genirendes Möbel erkannt, Prutz mußte weichen, und Th. Hagen, als Theater-Sekretär, scheint sich einen bekannten Wiener Vorstadt-Theater-Sekretär zum Muster genommen zu haben, indem alle dramatischen Erzeugnisse, deren Verfasser oder Komponisten nicht seine besondere Protekzion nachsuchten, er zurük-

weiſet, wobei es ihm gerade wie jenem Wiener Theater-Sekretär ergeht, daß, was er pretegirt, bei der Aufführung jämmerlich durchfällt, wie erſt kürzlich das Stük „Die Flüchtlinge“. — Der Krieg zwiſchen den beiden neuen Direktoren iſt offenkundig; offenkundig iſt es, daß das Perſonale des Schauſpieles, wie das der Oper, noch bedeutende Lüken zählt, ſo daß fortwährend meiſt theuere Gäſte aushelfen müſſen, Gäſte, welche, trotz eines großen, verdienten Rufes (wie z. B. Anſchütz aus Wien), die Kaſſe, anſtatt ſie zu füllen, leeren. Es iſt denn auch jezt ſchon in Hamburg kein Geheimniß mehr, daß das große Theater ſeit Antritt der neuen Direkzion mindeſtens keine Ueberſchüſſe zurüklegen konnte, und da Maurice ſchwerlich die Thorheit begehen wird, das große Stadttheater von ſeinem Thaliatheater zehren zu laſſen, ſo könnte es ſehr leicht kommen, daß früher, als Balſon und Maurice ſich vorgeſtellt, pekuniäre Verlegenheiten da wären, die, bei dem geringen Kredite, welchen das neue Unternehmen beim Publikum hat, ſchwer oder gar nicht auszugleichen ſein dürften.

Dies iſt der wahre Zuſtand des Hamburger großen Theaters in neueſter Zeit; daß er nicht dauernd ſein kann, iſt gewiß, aber die kürzeſte Dauer deſſelben iſt für die Kunſt ein großer Nachtheil, größer, als in einer anderen Stadt, da das Hamburger Publikum, man tadle es, wie man will, ganz gewiß wieder einem gutgeleiteten, das Intereſſe der wahren Kunſt fördernden Theater jene Theilnahme und thätige Unterſtüzung zuwenden würde, wie dies in früherer Zeit der Fall war, um ſo mehr, als der Sinn für andere Künſte, Malerei, Skulptur, und auch für die ſchöne Literatur bis jezt noch nicht Gemeingut der Hamburger wurde, ſo daß Muſik und Theater allein es ſind, wofür die Maſſe ſich intereſſirt, ja, die ihm Bedürfniß iſt, wenn auch nicht in dem Grade, wie den Wienern und Berlinern, die ohne Theater nicht exiſtiren könnten.

Der Kern des Hamburger Publikums jedoch verlangt, je mehr er wirklich ſich intereſſirt, auch in der Kunſt Solidität. Das planloſe Herumtappen widerſteht ihm durchaus, und jezt um ſo mehr, als es durch häufige Reiſen Gelegenheit hat, überall das Beſte (wo ſich deſſen findet) zu ſehen, und mit dem, was ihm daheim geboten wird, zu vergleichen.

Das Hamburger Stadttheater wird ſich nur dann auf die Dauer erhalten, und ſich für ſeine Unternehmer vortheilhaft rentiren, wenn der Hamburger mit Stolz davon zum Ausländer reden kann; der Hamburger iſt aber zu klug, und beſizt zu Viel, worauf er mit Recht ſtolz ſein kann, als daß er ein Inſtitut rühmen ſollte, deſſen Gebrechen ſo offenkundig am Tage liegen, wie die ſeines jezigen großen Theaters, und jede Direkzion, die nicht Dieſes vor Allem beachtet, und ihrem Unternehmen eine möglichſt ſolide Baſis gibt, wird und muß in Hamburg über kurz oder lang zu Grunde gehen.

Norddeutſche Städte.

I.

Weimar. 1830.

Da war ich denn in dem lang und heiß erſehnten Athen und Er lebte noch — Er! — Mit einem Empfehlungsbrief von Roſa Maria in Hamburg und einem ditto von

Nach Ludwig daſelbſt, begab ich mich zu Riemer, einem alten, unbehilflichen, gar nicht hübſchen Herrn, der mich aber ſehr gutmüthig empfing, jedoch drei Schritte zurückprallte, als er erfuhr, weßhalb ich eigentlich nach Weimar gekommen ſei. „Goethe ſehen? — Unmöglich! Er iſt faſt für Niemanden mehr ſichtbar, verläßt kaum ſein Arbeitkzimmer, iſt überhaupt alt geworden ſeit dem Tode ſeines Sohnes“ — das war die Antwort, die ich am erſten Tage von Riemer erhielt, und St. Schütze und mein guter, alter, diker Hummel ſprachen ganz daſſelbe.

„Da biſt du denn an die 70 Meilen umſonſt per pedes gewandert, ſagte ich mir und wanderte ziemlich verdroſſen in mein Quartier zurük. Ich wohnte am Elephantenthor und der ewig ſelige Wirth, als er glüklich von mir herausexaminirt hatte, daß ich ein der Redensarten Kundiger und des Schreibens Befliſſener ſei, verſicherte mir mit ſchwerer Zunge, das Stübchen, welches ich bewohne, ſei daſſelbe, in welchem die berühmte Frau von Arnim (Bettina) immer gewohnt habe, wenn der Elephantenwirth mich nicht belogen hat, was ich nicht glaube, da er immer beſoffen war, ſo bewundere ich Bettinens Genügſamkeit und Geduld! Das Zimmer, obgleich es auf dem Markt hinausging, war düſter und unfreundlich und während der paar Stunden, die ich nach meiner Ankunft todmüde im Bette lag, fielen Legionen Flöhe dergeſtalt über mich her, daß ich endlich wüthend aufſprang und mit Jaromir ausrief: „Iſt die Hölle losgelaſſen?“ Eine Nacht noch im Elephanten zu verbringen, konnte mir unter ſolchen Umſtänden nicht einfallen, ich bezahlte die mit vierfacher Kreide geſchriebene Zeche und zog nebenan in den Erbprinzen, wo es wenigſtens reinlicher und nüchterner herging, obgleich auch dort Speis und Trank unter der Kritik erbärmlich und über aller Kritik erhaben — id est unverſchämt theuer waren. Wer von Dresden und Leipzig kommend noch eine miſerablere Table d'hôte, als ſie dort exiſtirt, finden will, der gehe getroſt nach Weimar und der Himmel weiß es, wie ich, der ich ſonſt in dieſem Punkte ſehr ſcheu bin, mich bei Hummel und meiner alten Jugendfreundin, der nun auch verſtorbenen Hofſchauſpielerin Fiſchka, nicht vergeblich zu Tiſche bitten ließ. Auch bei dem alten Schauſpieler Graf war ich einige Male zu Tiſche, und dieſer erſte Wallenſtein erzählte mir viel Schönes von der ſchönen, weimarſchen Zeit, die nun ſchon ſo lange vorüber ſei und merkwürdig war für mich ſein Ausſpruch: „Seit Schiller ſtarb, iſt zeitlich auch Goethe für uns andere todt, er lebt nur noch für ſich ſelbſt.“ Das war, wie ich ſpäter erkannte und wie auch Andere mir beſtättigten, eine furchtbare Wahrheit. Man nimmt für gewöhnlich an, Schiller habe ſich dem Goethe untergeordnet, dem iſt nicht ſo! Schiller, dieſer edle herrliche Menſch, mit ſeiner glühenden Begeiſterung für Menſchenwürde und Freiheit, für Liebe und Zorn, (denn Schiller konnte zürnen und tüchtig) imponirte dem Goethe und Goethe ließ ſich von dieſem einzigen Menſchen imponiren und geſtand ihm zu, was ſonſt keinem, ja ſtellt nur, — wie Goethe ſich ſelber ausdrükt — einen tüchtigen Kerl einem andern gleich tüchtigen entgegen, ſie werden ſchon eins werden.

Abends beſuchte ich das Theater. Es wurde Marſchners Vampyr gegeben, ein ſelbſtſtändiges, geniales Werk, wenn auch ganz im Genre des Freiſchüz, die Kapelle unter

Hummels Leitung, (der mir einen Sitz dicht neben sich im Orchester hatte bereiten lassen, damit ich ihn auf der Dirigentenbank bewundern sollte,) war ausgezeichnet brav und konnte sich damals mit der Dessauer-Kapelle unter Friedrich Schneiders Leitung, (für mich die ausgezeichnetste die existirt) messen; Genast als Vampyr, er ist der erste Darsteller dieser Parthie, war wahrhaft groß, ich habe diesen dämonischen Karakter nie wieder so vollendet darstellen sehen und erinnere mich lebhaft an Luigi Bassi, den ersten und einzigen ächten Don Giovanni — alles Andere war ziemlich mittelmäßig und der Chor geradezu schlecht; als ich meinem dicken Hummel dieses vorwarf, erwiderte er: einen guten Chor in Weimar zu Stande zu bringen, ist eine Unmöglichkeit, es wird den Leuten zu viel zugemuthet und sie haben dafür nichts als Knakwürste und Butterbemchen, und die Choristen sollen noch — ja, was Hummel mir jetzt für eine Harmlosgeschichte mittheilte, kann ich freilich nicht wieder erzählen. Am andern Morgen kam mein lieber, versoffener Elephantenwirth in den Erbprinzen und erkundigte sich angelegentlich nach mich. Der Erbprinzenwirth mochte glauben, ich sei dem Elephantenwirth die Zeche schuldig geblieben und trat mit ihm donnernden Schrittes, grob die Thür aufschlagend und prustend in mein Zimmer, neigte sich aber gewaltig als der Elephantenwirth verkündigte: „bei mir sitzt der Herr Hofrath Riemer und will Sie sprechen gleich." — Ich flog in den Elephanten, Riemer saß am Fenster und betrachtete sich die eben vorübergehenden, zweifarbig gekleideten Karrensträflinge.

„Hören Sie Kind — ich zählte damals schon 31, — rief er mir zu — hören Sie, diesen Nachmittag können Sie mit mir zu Goethe gehen." Ich fiel ihm um den Hals. — „Nu nu! gesetzt, nur nur hübsch gesetzt, Sie sind ein Glükkind, aber gesetzt nur!„ —

Nachmittags zwischen 3 und 4 trat ich mit Riemer in Goethes Haus. Er hatte mich gefragt ob ich den Damen vorgestellt zu sein wünsche; ich Bär hatte es abgelehnt und so saß ich Ottilien nur flüchtig, die eben die schöne, breite Treppe herabkam, als wir selbe hinaufstiegen. Im Empfangszimmer trafen wir Goethes Liebling, die kleine Alma, das holde Kind sprang dem alten Freunde ihres Großvaters entgegen und da der alte Herr etwas lange auf sich warten ließ, so machte ich unterdeß mit dem lieblichen Kinde gute Bekanntschaft, das mir bald ohne Umstände auf den Schoß flog und treuherzig sprach: „erzähle mir auch was." Ich erzählte der Kleinen eines meiner Mährchen, (irr ich nicht, so war es das vom Fiedelhanschen) und das Kind sein liebliches Lokenköpfchen an meine Brust lehnend und meine rechte Hand mit seinen beiden Händchen festhaltend und von Zeit zu Zeit drükend, lauschte mir mit einer Andacht, wie sie sich nur bei Kindern findet; mitten in meiner Erzählung trat Goethe ein — Riemer erhob sich, ich wollte es, allein Alma hing sich wie ein kleiner Blutklumpen an meinen Hals und rief: Du sollst mir alles erzählen, wie es geworden ist." — „Da muß ich mit zuhören!" sprach der Gewaltige mit freundlichem Lächeln, „erzählen Sie zu Ende." Somit setzte er sich, Riemern stumm begrüßend. Es läßt sich denken, daß ich mein Mährchen so schnell wie möglich zu Ende brachte, aber doch besaß ich Eitelkeit genug, mir Mühe zu geben, gut zu erzählen. Es mochte mir gelungen sein, denn Goethe sagte:

Von wem ist das Mährchen?

Von mir —

Hat es dir gefallen, Alma?

Ja wohl!

„Schön!“ und nun begannen die gewöhnlichen Fragen, was? woher? wohin? Geistreich, das muß ich sagen, war meine Unterhaltung mit Goethe eben nicht, bis ich meine mitgebrachten Messtoskizzen auskramte. Diese schienen den alten Herrn zu interessiren, allein er tadelte mich, daß ich nur den Teufel mir zum Helden erwählt; „das Böse“ dies sind Goethes eigene Worte „steht dem Guten gegenüber, mithin darf nie der Gegensatz zum Bösen, nämlich das Gute, fehlen. Wie wäre es, wenn Sie einen modernen Faust zeichneten, einen Destillator des unsichtbar Dämonischen in jeglichem Leben und Treiben? Einen Aufdeker schlimmer Zukunft und gut scheinender Gegenwart, und so umgekehrt! — einen gewaltigen Prediger des „Richtet nicht!“ — Maler Faust! — was sagen wir dazu?“ — Ich wußte denn freilich damals nichts zu sagen, und mag dem großen alten Herrn wohl mit einem echten Schafsgesichte ins große braune Auge gestiert haben, der aber wußte wohl, wie er das zu nehmen habe, nikte mir freundlich zu, sprach noch einige Worte mit Riemer, und gab dann durch Aufstehen das Zeichen, daß wir uns trollen könnten, jedoch nicht, ohne mich aufzufordern, ihn wieder zu besuchen, wenn ich nach Weimar zurükkäme. Als ich mich denn trollte, hing Alma sich an meinen Hals, und ich mußte die kleine Else so die Treppe hinabtragen, was dem alten Herrn gar sehr zu gefallen schien.

Wie ich den gräßlichen Fehl beging, den Dichterfürsten mit Goethe schlechtweg anzureden, wie mich Riemer deshalb noch vor der Hausthüre grimmig anfiel, das ist schon an anderen Orten genugsam erwähnt und bewitzelt worden, ich kann aber versichern, daß Goethe meine Treuherzigkeit nicht im Mindesten übel vermerkte, und ich mag es nicht wieder sagen, was mir später Graff, Hummel und St. Schütze darüber sagten, weil es arrogant klingen würde, obwohl es nur einfache Wahrheit ist. Ich muß aber darauf aufmerksam machen, daß Goethe den Menschen stets nahm wie er sich gab, gab er sich anders nur wie er wirklich war. Wenige Ausnahmen abgerechnet — Consistorialrath Röhr, Kanzler von Müller und einige andere, war Goethe in Weimar nur von unbedingten Bewunderern umgeben, die einen wahren Dalay — Lama-Dienst ihm gegenüber und ihm zu Ehren übten und Jeden fern zu halten suchten, der nicht mit ihnen aus einem Horne blies, und trotzdem curirten in Weimar die sonderlichsten Geschichten über das Goethesche Haus, namentlich über seine verstorbene Gattinn und seinen unglüklichen Sohn, dessen Unglük allein dem Vater zugeschrieben wurde. Nun war aber natürlich Goethe so wenig mit dem gewöhnlichen Maßstab zu messen als irgend eine wirkliche Größe, und hatte Röhr in seiner an Goethes Grabe gehaltenen Rede allerdings was den geschiedenen Menschen betraf, vollkommen recht, so paßte das alles eben nicht auf einen Goethe, dessen Leben und Wirken nun einmal nicht vom gewöhnlichen Standpunkte aus beurtheilt werden darf, will der Beurtheiler nicht ungerecht, kleinlich — lächerlich erscheinen. Keiner hat, so wie Goethe, darauf gedrungen den Menschen so zu nehmen wie er ist, jede wirkliche Eigenthümlichkeit zu achten, selbst wo wir nicht mit derselben einverstanden sind und eben

diesem gewaltigen Vertreter der Rechte der rein menschlichen Natur wollen wir bemäkeln, weil er nicht frei war von menschlichen Schwächen?

Genug und übergenug davon, ich werde die Filister nicht ändern, aber kein Filister wird mich je überreden, daß Goethe nicht als Mensch wie als Dichter wahrhaft groß da stand, er war „bewußt," hielt daran bis zum letzten Hauche, und wenn das nicht Größe ist, so gibt es keine. Ich hatte mein Ziel erreicht, Goethen gesehen, gesprochen, hatte Schillers und Herders Haus besucht, in der Tafellege nach Kräften gefeiert, und somit in Weimar nichts mehr zu thun; noch einmal besuchte ich den alten Elefantenwirth, da sah ich am Fenster einen hagern blassen Mann sitzen mit dunkel glühendem Auge, der abgetragene Rok war vom feinsten schwarzen Tuche, die Wäsche von blendender Weiße, die Wänderschuhe spiegelblank gewichst, aber der ursprünglich feine elegante schwarze Seidenhut jämmerlich zerknittert und abgegriffen; ich trat dem Manne näher — er sah mich scharf an, und bot mir dann stumm mit melancholischem Lächeln die feine, abgezehrte Rechte, er hatte mich erkannt wie ich ihn, es war — Leo. — —

Die Weihe des Aeschylus.

(Nach einer Stelle von Pausanias). 1845.

Friedrich Hebbel gewidmet.

Aeschylus, als Jüngling, Nachts im Weinberge seines Vaters (aus dem Schlaf auffahrend)

Schon wieder nahte durch die Nacht her mir der Schlaf,
Der schlaue Sieger. Und nur eben trugen noch
Kampfroßgeschirrte Bilder meinen tapfern Sinn
Vor Troja's Mauern in der Helden Schlachtgewühl.
Wie schwoll mein Herz, wie kühn vermaß ich mich, im Klang
Der Bogen, in der Wagen rasselndem Getön
Gleich mitzustreiten. Ach, doch einmal, einmal nur
Ward Peleus Sohn geboren. Denn, o Schmach, schon hier,
Wo dieses friedlich stumme Dionysosheer
Von reifen Trauben dunkelschimmernd mich umgibt,
Wo mich des lieben Vaters Auftrag hingestellt
Als Weinberghüter in den Kampf mit List und Schlaf,
Hier sinkt mein Haupt, von einem und demselben Feind
Zu wiederholten Malen schimpflich übermannt.
O Demeter, Schutzgöttin dieses Prachtgefilds,
Laß deine Feierlieder, die der Mysten Chor
Mit Fackelglanz und Myrthenzweigen weihgeschmükt
An dem Gestade dir zum Feste singt, o laß
Sie mahnend wiederklingen jetzt in meinem Ohr,

Und du Zacchos, ewig du lebendiger
Mit wachefrischen Augen halte mir
Den Traumgott fern, daß ich die sonnegebräunten
Erstlinge dir behüte,
Bis dein Fest naht.
Wo im Chortanz
Weindurchdonnert
Efeuprangend
Ich den Dithyrambus jauchze.

(Er versinkt allmälig in Träume.)

Langsam, träge Nacht
Spannungslose Sehne!
Wie lang wird mir die Jugend!

„Da nun, als sie gebetet zur Zeusjungfrau der erhabnen,
Schritten sie wie zwei Löwen dahin durch nächtliches Dunkel,
Hin über Tod, über Leichen, durch Rüstungen, dunkeles Blut hin!"
Homer! du Göttlicher! Leite mich!
Kühnheit, feurige Freundin der List, schwollst auf
Wie die Woge des Meer's,
Die Mauern stöhnten.
Doch wehe, weh!
Mit verhülltem Haupt
Steht blutaufjehrender Heimkehr Loos
Den Sichern schweigend im Rüken.
„Erfreue dich, Gatte, des helmischen Bads."
O listgestrikte, gattenmordendes Netz,
Des Hauses Unheil fing in dir die Mutter.
O Lorias! Lorias!
Schwer ist die Wahl! doch, doch!
Vom Sohnesstahle getroffen sinkt
Die Mutter. Schlangenhaarige, weh!
Töchter der Nacht, bluttropfende Augen,
Wie entfleh' ich, in welchem Winkel der Erde
Berg' ich die sinnebestürmende Angst.

Die Stimme des Dionysos. Doch in Athen quillt
Heiligen, mordsühnenden Spruches Quelle.
Dulder, wende den Fuß, den weißen Stein
Ein weißes Segel der Hoffnung,
Den lösenden, wohlgesinnten,

Bietet der Göttin Hand und ihr honigſpendender Mund.
Er beſänftigt treu der Rächenden Durſt
Und wirkt ſie zu Töchtern des Segens.

Aeſchylus (träumend). Ha, welch' wogendes, kündige Ruf mir an —
Welch' ein wogendes Heer
— Den Scythen ſtürmt es
Mit Macht heran —
Braust kampftoll Aſia's Bahnen daher
Zum heiligen Sitze Europa's!
O Alle von Suſa, roſſebeſchwingt
Und Alle, die Babylon's goldprangendes Thor
Ausgoß, unzählig Volk, ſtolz ſchimmernd wallt es.
Doch nicht iſt ein Gott ſchon,
Wer über Perſien herrſcht.
Der neuerſtandene Allastroß
Er nahe nicht helleniſcher Fauſt,
Einfache Lehre zweimal erprobend,
Daß die Mauer des Uebermuthes zerbröckelt
Unter den Händen des himmliſchen Zorns.

Die Stimme des Dionyſos. Doch es vermag nicht,
Strotzender Reichthum ſich zu mäßigen.
— Ahnend ſieht es mein Herz vorher, noch —
Vermag's nicht, bis er gewonnen
Den allreichen Hades.
Wagend den Kampf verſpottet er frech die alten Orakel
Und dem frommeren Volk, das freudig des Heerds
Sein Leben verſpritzt, unterliegt er.

Aeſchylus (träumend). Wer auch wollte ſich rühmen des Glücks, dem Haß,
Des unſterblichen Herrn
Zu entfließ'n, doch beuge
Ha, beuge mich
Wenn du kannſt, Tyrann!
O Schmach! mein Haupt unterwarf dir die Welt,
Und du krönſt es zum Lohne mit Ketten.
Zerknike der Sterblichen ſchwächliches Rohr
Zur Probe deiner verrätherkauften Kraft:
Mich labt's, daß ich dein Feuer dir geſtohlen —
O Schmach, o Schmach!...

Auch du, vom großen Verderber verhunzt,
Du, Io, weh, unſägliches Leid!..
Stöhn' es, o Meer, Land ſtimme mit ein, weh!
Und ihr Völker Aſiens all'! Ha, ſchleud're deinen
Blitz, ich verlach ihn und bleibe ſtumm.

Die Stimme des Dionyſos. Iſt doch auch Zeus gut.
Aus dem Geſchlecht ſeiner Verachtung ſprießt
Ihm der theure, der Kämpfer dir, o Menſch
Der Befreier dir, Prometheus;
Bereit iſt ein Dulder Gott, ſein
Blühendes Lebenslicht in des Hades ſchattigem Strom
Zu löſchen, es liſcht mit ihm der alte Haß
Und den Göttern lächelt Verſöhnung.

Aeſchylus (traumend). Und den Göttern lächelt Verſöhnung!
Ha, welch' ein Licht naht aus dem duft'gen Dunkel mir?
Die Trauben ſchimmern lieblich von dem Silberglanz.
Iſt es die leichtgeſchürzte Artemis vielleicht,
Die aus den Wolken flüchtig zu mir niedereilt?
Wie? ſchau ich einen Gott? Sein Haupt iſt weinumkränzt,
Die Glieder ſchwellen ſanft in jugendlicher Pracht.
Ein milder Ernſt ſchwärmte ihm auf ſeiner Stirn — du biſt's
Geliebter, blühender, du biſt's, duftſtrömender,
Du biſt's, o purpurfriſche Blüte des Götterſtamms!
Du biſt's, o Dionyſos.
(Breitet ſeine Arme aus und erwacht.)

Dionyſos. Ich bin's, Sohn des Euphorion, was ſchauderſt du?

Aeſchylus. Ich Unglükſel'ger! dir zu Füſſen ſtürz' ich hin,
O daß ich deiner heil'gen Gaben ſo vergaß!

Dionyſos. Erhole dich, denn nicht zur Strafe nah' ich dir.

Aeſchylus. Welch' Leiden, welche Sühne heiſcheſt du, o Herr,
Heißt nicht ſchon Frevel, Götter blos mit Augen ſchau'n?

Dionyſos. Nicht Jeglichem erſcheint zum Untergang der Gott.
Du ſprachſt laut und ſtöhnteſt und da wollt' ich dich
Von deinem böſen Traum befrei'n und ſprach dich an.

Aeſchylus. Und deine Götterſtimme löſete ſo treu
Mich aus des Traumes angſtvoll umgeworf'nem Netz?

Dionyſos. Ich that's, und warum ſtöhnteſt du ſo mächtig auf,
Mir ſchien, du träumteſt göttergleicher Helden Kampf.

Aeschylus. O daß ich nur im blinden Traume kämpfen darf!
Denn noch verbeut man meinem jugendlichen Arm
Mit Cleisthenes, dem tapfern Hüter jetzt des Volks,
Das Schwert zu zücken wider des Tyrannen Haupt.

Dionysos. So scheint's, du wünschest bei den Staubgebornen dir
Vor andern Gütern hohen Ruhmes Glanzgeschik?

Aeschylus. Unsterblicher, o meine Seele brennt danach.

Dionysos. Doch viele Pfade führen zu dem Heiligthum;
Sprich, welchen wählst du? möchtest du der theuren Stadt,
Die Schuz und jede Wohlthat deiner Kindheit bot,
Wenn der Barbaren gierige Kralle sie umkreis't
Einst Bürger mit den Bürgern stehend deinen Leib
Hingeben? Soll der väterliche Boden einst
Der Mutter freudig Auge dich als Sieger schau'n,
Mitnennen deinen Heldennamen, oder willst
Du lieber, wie der Phrynichus an meinem Fest
Des Volkes Beifalljubelruf, den seligen,
Umdonnern hören dein berauschtes Dichterohr?
So wähle, Sohn, die Götter sind dir hold und eins
Von zweien Gütern gönnen sie dem Liebling gern.

Aeschylus. So laß mich kämpfen mit den Bürgern meines Volks
Und meinen Namen stehen bei den Tapfersten.

Dionysos. Blizt dir dein Aug' und deine Stimme bebt vor Lust?
Du Glüklichster der Menschen! Sohn, ich sage dir,
Es kommt die Zeit, da die Unsterblichen Athen
Beneiden, weil Unsterblichen kein Vaterland.
Das Leben freit in heiliger Vermälung Glut.
Merk auf: dein Wunsch ruht in der Hand des ew'gen Zeus,
Und die Nothwendigkeit erfüllt ihn dir gewiß.
Doch Aeschylus, du zweifach großen Looses werth,
Empfange mein Geschenk nun, nächst dem Heldenruhm
Das Herrlichste, das Sterblichen ertheilet ward.

Aeschylus. Ach, häufe alle Sterne nicht auf dieses Haupt.
Mir banget vor der mächtigen Erhöhung, Gott!

Dionysos. Nein, zage nicht, bleib nur der Götter treuer Sohn,
Denn solcher trägt auch ihren Segen ungestraft.
Doch ahnst du schon, was ich dir spenden will, und weißt
Was eine Menschenbrust im Innersten entzükt.

Aeſchylus. O Dionyſos, kenn' ich doch nichts vollkomm'neres,
Nichts ſchöneres nach dem Olimp, als deine Kunſt!

Dionyſos. Ja, laß die gold'nen Freudenthränen fließen, Kind,
Sprachloſe Schwüre deines heißen, ſeligen Danks.
Wer weinte ſie nicht ſolchem herrlichen Geſchenk?
Doch ſammle dich und mach' dich auf und zage nicht:
Sprich das Gewaltige, was dir im Buſen ringt,
Beherzt und muthig, präg' es mächtig aus im Schritt
Des hehren Chors. Vertraue nur, es wird dein Geiſt
Der heil'gen Mythen ſchwerverflocht'ne Nacht
Durchſtrömen wie der Strahl des gold'nen Helios.
Mit ſchönen Wundern wird der Traum dein ſchlummernd' Haupt
Umziehen, Götter ſchweben gerne dir herab
Zum würd'gen Spiel; der Hades, ſeine Schatten ſelbſt,
Die düſter prächt'gen Helden, ſendet er herauf
Und ſchaurig nahet der Erinnyen ſchwarzer Chor;
Das Meer erdröhnt dir, der gewalt'gen Felſen Kraft,
Die Lande all' ſie hallen's nach und ſtimmen ein
Die Völker all' in deinen ſtrömenden Geſang.
Nun raſe dahin, Zeus ſelber, er wird
Das Fahrzeug deines gewaltigen Lied's
Mit ſicherer Hand hinſteuern hoch
Durch die mächtig anſchwellenden Wogen.

Aeſchylus. ... Ach ſchilt den ſchwachen Sterblichen, ach ſchilt ihn nicht,
Wenn er noch näher dich befragt, mein milder Gott!

Dionyſos. Nachttropfen glänzen ſchon in deinen Locken, Kind,
Und Eos lenkt ihr goldenſchimmerndes Geſpann
Herauf. Nicht länger ſäum' ich. Sehnen doch nach mir
Sich ſchon die Meinen, die ich im nächt'gen Schwarm verließ.
Nur eins noch: immer, was dir auch begegnen mag,
Sei deinem Volk und deinem alten Heerd getreu,
Nach einer Seite neigt des Beſten Schaale ſtets;
Mit ſeines Lebens Hoffnung ſinke auch der Menſch.

Aeſchylus. Kein tröſtend, kein erklärend Wort empfang ich mehr,
An eine feſtverſchloſſ'ne Pforte weiſ't du mich,
Wie öffne ich! und wird ſtraucheln nicht mein blinder Fuß?

Dionyſos. Vertraue mir und deiner ſei gewiß! denn leicht
Und ſicher iſt des Gottes Lehre: ſieh, ein Kuß.

(Er küßt ihn und ſchreitet hinweg.)

Aeschylus (in Verzückung). O Jacchos, Jacchos! — —
Ach, nur ambrosischer Duft umglänzt mich noch....
Denn leicht
Und sicher ist des Gottes Lehre, sieh, ein Kuß!....
Ja, Heiliger, dein Hauch durchdringt
Mein sterblich Gebein mit ewiger Kraft.
O holde Eos! — — Doch nicht führst du, schnelle, mir
Den Gott mir fort! — —
Uns beide umweht verbindend heiliger Ernst
Voll und voller dringen die Gestalten auf mich ein
Tief in die Nacht berg' ich den Gott mir
Tief in die schweigende Nacht
Sinkt mein Busen zurük,
Zu ordnen, festzuhalten, zu gestalten.

Oldenburg. Emil Palleske.

Die moderne Literatur.

In einem Zeitalter wie das unsrige, wo die Barbarei in Kunstsachen immer mehr hereinbricht, ist auf die Kritik, als den einzigen Hort, ein besonderes Augenmerk zu richten. Eine wünschenswerthere Rettung brächte freilich ein Genie, wenn es auftauchen wollte, allein darauf ist wenig zu hoffen. Eine völlige Barbarei droht jedoch wirklich hereinzubrechen und unsere Literatur zu verschlingen. Wir wollen dies früher in kurzen Zügen feststellen. Vor Allem muß man eine richtige Vorstellung von dem Begriffe einer Literatur haben. In der Literatur gewinnt alle geistige Macht eines Volkes Geltung, alle seine Sitte und Gesinnung, alle seine Gefühle und Geheimnisse werden hier offenbar. Ein Volk existirt nur in so weit für die Geschichte, als es eine Literatur besitzt, kein anderer Rettungsanker gegen die Wogen der Zeit, kein anderes Denkmal als die Summe seiner geistigen Existenz, wie sie sich in der Literatur verkörpert. Die Literatur vereinigt aber zwei Ströme, das, was die Poesie, und das, was die Wissenschaft erzeugt. In der wissenschaftlichen Seite der Literatur konzentrirt sich das Gedankenleben und die Verstandeswelt einer Nazion, und insoferne der Verstand stets neue geistige Erfahrungen macht und dadurch die frühere Verstandesthätigkeit überschreitet, besitzt diese Richtung der Literatur nichts Ewiges, lauter Stufen, lauter Meilenzeiger eines bereits zurükgelegten Weges. Das eigentliche, innerliche Leben einer Nazion kommt in ihrer Poesie zur äußerlichen Erscheinung.

Nicht zu übersehen ist der bezügliche Unterschied zwischen poetisch und Poesie. Die Poesie erscheint nur in der Kunst, was nicht Kunstwerk ist, gehört nicht zur Poesie, poetisch hingegen können viele Bücher sein, ohne zur Poesie gezählt werden zu dürfen. Das Geheimniß der Kunst, so wie jeder Schöpfung, besteht im Verdichtungsprozesse, während beim Poetischen die Elemente vague verschwimmen. Nur in der Konzentrazion, in der Gestaltung, in der Ver-

bindung mit den Ideen liegt die Poeſie und das Kunſtwerk. Da jedoch poetiſche Bücher, in denen ein elementares Poeſieleben wogt, zur Heranbildung der Kunſt erforderlich ſind, auch jedes Kunſtwerk eine Menge vorausgegangener Werke als Stufen nothwendig hat und es dann als ihre Blüte erſcheint, alle vorangegangenen zerſtreuten Kunſt-Ideen in ihm ihre Verdichtung finden, ſo ſind poetiſche Bücher zu einer Literatur unbedingt nothwendig. Die ſpäte Nachwelt ſieht dann freilich nur die Endpunkte von Zeitrichtungen, oder mit andern Worten bloß die Kunſtwerke und nicht auch ihre Vorläufer, aber dem gründlichen Forſcher bleiben auch dieſe nicht verborgen. Durch das elementare Weben des Kunſtgeiſtes in bloß poetiſchen Werken wird wohl das echte Kunſt-Ideal für die Maſſe etwas verdunkelt, weil gerade in dieſer das poetiſche Gefühl frecher, einſeitiger und lärmeriſcher hervortritt, während die Kunſtwerke durch ihre abgerundete Verſchloſſenheit, durch ihr keuſches, geheimnißvolles Dunkel, durch das Zurückgedrängte, Verſchwiegene, zur Harmonie Beherrſchte und Bezwungene, das in ihnen liegt, lauter verzauberte Schlöſſer ſind, für die nur Auserwählte die Schlüſſel beſitzen. Die Tiefe des Kunſtwerkes iſt für die Menge zu ſchwarz, ja, ſie wäre, wenn ſie dieſelbe begreifen könnte, zu ſchreckend für ſie, und die Mehrzahl der Menſchen kann nicht Jahrelang an einem Gedichte ſtudiren, ſchon aus dem Grunde, weil das Kunſtgeheimniß der Form ihr durch Wolken ganz und gar entzogen iſt, ſie von der Kunſt nichts als Unterhaltung fordern, und ſie ihren Ernſt, ihre Würde und Heiligkeit nicht kennen. Die größte Selbſttäuſchung eines Kritikers iſt, zu glauben, wenn er ſelbſt mehre Bände über ein Kunſtwerk geſchrieben, er habe es nun abgefertigt, wie z. B. Rötſcher ſeiner Abhandlung über „Hamlet,“ vorbemerkt, es ſei nun Alles abgemacht. So ein übrigens ſehr geiſtreicher Kritiker glaubt, er könne ſich die Fantaſie ſo konſtruiren, wie ein geometriſches Paralellogramm und in einem Kunſtwerke ſo heimiſch ſein, wie in ſeinem Hauſe. Nie wird der dialektiſche Prozeß alle Tiefen eines Kunſtwerkes ausfüllen können. Ganz nakt ſteht ein Kunſtwerk nie, der ſchaffende Geiſt verhüllt ſich, wie aus Schamgefühl in dichte Schleier. Wer den Gehalt ſchon weg hat, ſtoßt ſich an der Form den Kopf wund. Das echte Kunſtwerk iſt eine abgeſchloſſene, durchſichtige Kriſtallkugel, in die Niemand eindringen kann; das bloße Talent vermag nicht abzuſchließen, es läßt immer einen Riß in ſeinem Werke und zieht den Leſer in den Umkreis der Dichtung hinein, berauſcht ihn mit der Leidenſchaft, welche darin tobt, und macht deshalb oft mehr Wirkung, als die ruhig abgeſchloſſene ſchöne Kunſtwelt des Genies. Deßhalb ſind dieſe Kunſtſplitter, dieſe poetiſchen Bücher, in denen wohl nicht wie beim Kunſtwerke das Univerſum aufgeht, aber doch eine kleinere Ideenwelt erſchloſſen wird, oder mindeſtens das poetiſche Bild im Ereigniſſe und in der Anekdote auftritt, zur Konſtituirung der Literatur nothwendig, ja zu ihrem Zweke förderlich und vermittelnd. Denn nicht die wahren Kunſtwerke treten in's allgemeine Leben über, ſondern nur die durch ſie hervorgerufenen Dichtungen. Das Kunſtwerk ſteht immer einſam und iſolirt in der Literatur. Die Kunſt iſt nie wahrhaft populär, ſondern hat ewig ihre Eleuſiniſchen Geheimniſſe. Wer das Kunſtwerk, welches ein konzentrirtes Univerſum iſt, ſich nicht aufſchließen kann, kommt übrigens gewiß einmal in die Lage, wo er fühlt, auch das Univerſum nicht begreifen zu können. Wir haben nun die Literatur als das Geſtalt gewor-

dene, innerliche Leben einer Nazion begriffen, in der sowohl die diamanthart abgeschlossenen, dichten Kunstwerke als die breite Basis poetischer Werke vorkommen.

Während das Poetische, wenn auch bei ihm selbst die Kunstform nicht erreicht wird, doch für die Poesie nur förderlich ist, hat sich in die neueste Literatur der Begriff des Geistreichen eingeschmuggelt, welcher der Poesie entgegenarbeitet, und der Barbarei in künstlerischer Hinsicht Thor und Riegel öffnet. Im Kunstwerke gibt es nämlich nichts Hervorzischendes, Ueberquillendes, es ist eine abgeschlossene, trotz des inneren Tumultes äußerlich friedliche Welt. Wir leben aber im Zeitalter der Bewegtheit; der Leser will nicht den Sieg, sondern den Kampf, nicht die Welt, sondern das gährende Chaos sehen. Wo daher bei einem Werke ein blendendes Strahlengewimmel, ein schreiendes Farbengedränge in maßloser Kunstlosigkeit vorkommt, da wird die Lesewelt am meisten bestechen. Dies ist das eigentliche Gebiet des Geistreichen. Beim Kunstwerke herrscht die Idee, beim Geistreichen die Ideen, bei Ersterm geht die Idee in der harmonischen Erscheinung auf, beim Letztern tanzen die Ideen im regellosen Reigen ineinander, es herrscht eine „geniale" Liederlichkeit, eine Zügellosigkeit, jeder Nebenweg wird betreten, wenn ein Blümchen auf ihm lokt, es ist kein strenger Mittelpunkt vorhanden, kein Gedanke, kein Gefühl wird unterdrükt, wenn es hervorpuffen will. Die strenge Form wird zersprengt, die Brust weit aufgerissen, und alle Bilder und Ideen drängen und stoßen sich dann in wilder Bewegtheit heraus. Das Geistreiche kennt daher nicht die starren Gesetze der Objektivität, weil bei seiner Darstellung das Subjekt sich selbst mit seiner ganzen, wirren Empfindungswelt darstellt. Selbst ein inhaltloses Geplauder, wenn es nur sprüht und funkelt, findet hier seine Berechtigung. Damit ist jedoch alle Kunstform zertrümmert und an die Stelle des Schönen tritt das Pikante.

In der Natur des Pikanten liegt eine hastige, spize Darstellung, welche den Leser reizt, aber auch stets wieder nach Neuem lüstern macht. Dies zwingt daher zur Oberflächlichkeit, die bloß schimmert und keine Tiefe zudekt. Vor Allem aber bringt diese Sucht nach Pikantem den falschen Effekt in die Poesie, wo fiskischer, gemeiner Schreken für poetische Erschütterung genommen wird, und man etwas Neues, worauf Alles in der Kunst ankommt, und wodurch eine dichterische Leistung erst ihre Berechtigung findet, geliefert zu haben meint, wenn man ein paar anekdotenhafte Begebenheiten mit tollen Farben verbrämt. Die moderne französische Dichterschule hat in diesem Punkte vielfach zur Zerstörung der Kunst beigetragen. Hier sind befreite, rasende Sklaven, welche die Ketten des französischen nachmäkernden Klassizismus gesprengt haben, und nun herumwüthen. Dieser moderne Terrorismus in der Literatur ist kein wahrhaft neues Element in der Kunst, weil er sich nicht an die Idee anlehnt. Der Begriff des Neuen ist überhaupt noch festzustellen. Dann wird es erst klar werden, wie bettelhaft arm die Menschheit an Ideen ist. Der reichste Mann besizt höchstens drei neue Ideen; alles Andere ist nur Kombination. Ganz nakt erscheinen dabei die Filosofen, wenn man ihr todtes, terminologisches Gerüste zerschlägt, die Spinnewesen in ihren Verbindungen wegkehrt, den Anlauf, den sie nehmen, nicht beachtet, und stets blos mit dürren Worten nach den Endpunkten ihrer Untersuchungen greift. Es ist grauenhaft, wie leicht ein Filosof sich täuschen und über-

ſehen kann, daß er nur Spielmarken beſitzt, nur mit Zeichen ſpielt, während er die Sache ſelbſt in der Hand zu haben meint. Aber auch die Poeſie iſt ſehr arm an Ideen, und das geiſtige Kapital der Menſchen ſehr geringe. Etwas Anderes iſt es, daß, wenn die Menſchheit auch nur ſehr wenige Ideen beſitzt, in jeder einzelnen Idee eine unendliche Fülle verſteckt liege. Ja, es wäre noch entſetzlicher, wenn wir mehr Ideen beſäßen, da doch die wenigſten Menſchen dieſe wenigen Ideen zu begreifen im Stande ſind. Auch die Kunſt kann nie mit der Verſinnlichung dieſer Ideen fertig werden, weil der Konflikt zwiſchen dem Endlichen und Unendlichen, den ſie zu verſöhnen hat, ein ewiger, und das Zeit-Ideal, dem ſie nachzugehen hat, ein ſtets wechſelndes iſt. Es findet ein merkwürdiger Zuſammenhang zwiſchen den einzelnen Kunſtwerken Statt. Alle zuſammen bilden eine große Familie. Die Antigone vermittelt die antike Welt mit der modernen, ſie iſt das einzige antike Kunſtwerk, wo der romantiſche Geiſt die Augen aufſchlägt. Es iſt möglich, daß einmal die Zeit kommt, wo ſich die Menſchheit nicht mehr ihrer Krankheitsgeſchichte zu erinnern brauchen und ſich blos an der Schönheit des Kunſtwerkes ergötzen wird. Bis dahin aber muß der Poet zum Geſchichtsſchreiber werden und die großen Faſen menſchlicher Entwicklung in den krankhaften Mißbildungen, welche zum Fortſchritte nothwendige Mittel ſind, darſtellen. Dann wird ſie nur äußerſt wenige Dichtungen behalten und alles Andere wird in den Abgrund ſtürzen. Wenn der große Völker-Organismus geſchloſſen, und das allgemeine Völkerband fertig ſein wird, dann wird die Kunſt in dem Sinne aufhören, als dann keine neuen, echten Kunſtwerke mehr geſchaffen werden können. Die Völker fangen ſchon jetzt an, ſich näher zu treten. Goethe hat in ſeinen alten Tagen von Weltlitteratur zu reden angefangen und nun tutet Alles perſiſch und weſtöſtlich. Damit iſt nichts gefruchtet. Die Poeſie muß nun dahin ſtreben, Weltbilder feſtzuſtellen, welche, wenn die Schranken der Nazionalität aufgehoben werden, allen Nazionen genügen würden. Dieſen Weg hat zuerſt Hebbel eingeſchlagen. Hegel hat der Poeſie nur deßhalb das Todesurtheil geſprochen und ſie als abgeſchloſſen erklärt, weil er der Meinung war, die Poeſie benütze blos die äußere Erſcheinungswelt, während ſie ſie darſtellt. Nun iſt dieſe eine ſtets fortſchreitende, wenn auch bei einer einzelnen Nazion nach Erreichung eines Höhepunktes hierauf abwärts gehende und ermattende, ſo doch im Gange der Geſchichte ſtetig fortſchreitende. Stets tritt der Menſchheitsgedanke in neue Faſen, ſtets nimmt das Urmenſchliche neue Formen an, gibt zu neuen Konflikten Anlaß und ſomit zu neuen poetiſchen Thaten Stoff und abſolute Berechtigung. Wenn der objektive Weltgeiſt im Menſchen zum Bewußtſein kommt, ſo iſt es eigentlich am meiſten beim Poeten der Fall. Der weltgeſchichtliche Geiſt ſetzt ſich in ihm Denkſteine. Nur der Dichter kann den Gehalt einer Zeit ausſprechen, die Andern werden blos von dieſem Gehalte getrieben. Alle Poeſie iſt daher geſchichtlich, nicht in dem Sinne, daß ſie hiſtoriſche Stoffe bearbeitet, ſondern inſofern, als die Geſchichte ſelbſt in ihm einen Ektein erhält, in ſeinen Werken zu Riffen ausläuft. Nicht jener Poet erhält ſich daher, welcher poetiſche Gefühle, Situazionen, Bilder und Karaktere ſchafft, ſondern, wer den geſchichtlichen Gedanken einer Periode findet und ausſpricht. Mit welcher echt griechiſchen Kunſt, mit Feinheit und Wärme der Form Goethe's „Iphigenie“ gearbeitet iſt, welch' ein Reichthum von

Poeſie darin liegt, iſt klar. Aber ſie iſt doch in dieſem Sinne nur eine Grille, in die man ſich hineinleben muß, wo ſich der Dichter von ſeiner Zeit mit einer Mauer abſperrt, was das Volk, welches dieſe Dichtung nie mit ſich vereinigen wird, inſtinktmäßig fühlt. Und nur in dem Volke lebt der geſchichtliche Geiſt unverfälſcht von der in's Allgemeine gehenden Bildung, die Vieles anlernt, um Anderes zu empfinden, wenn gleich auch in der Einſeitigkeit der geſchichtlichen Epoche, in der es lebt. Manches ſchlecht gearbeitete Produkt, in deſſen Situazionen hingegen ein Konflikt der Zeit ſelbſtſtändig erfaßt iſt, hat in einem gewiſſen Sinne, wenn der Satz nicht mißdeutet wird, mehr Recht auf Exiſtenz. Freilich muß das Simbol der Krankheits-Phänomene einer gewiſſen Epoche ein künſtleriſches ſein. Alles politiſche Kannegießern und liriſche Politiſiren kann daher nur hinſichtlich der praktiſchen Nützlichkeit geduldet werden. Die echt menſchlichen Verhältniſſe nehmen in den verſchiedenen Weltaltern verſchiedene Geſtalt an. Derſelbe Stoff wird daher in verſchiedenen Epochen ganz anders von zwei Dichtern bearbeitet werden müſſen. Das Mißverſtändniß liegt nahe, als nehme das der Poeſie ihre ſelbſtſtändige Würde, unterordnete ſie der Geſchichte, mache ſie zur Magd der Zeit. Ganz im Gegentheile gibt dieſe Anſchauung der Dichtkunſt die höchſte Bedeutung, macht ihre Werke zu Endpunkten und bleibenden Denkſteinen des Entwikkungsganges der Menſchheit, läßt ganze Nazionen, ganze Zeiten nur durch ſie fortbeſtehen, rettet der Menſchheit ihre Gefühle vor dem Untergange, läßt ſie das Tagebuch des Weltalls führen. Das ſind demnach die Kunſtwerke, welche eine Fabel, die ſich in jeder Stube ereignen können, zum Stoffe haben, und darin alle Geheimniſſe der Kunſt zu offenbaren im Stande ſind. Fragt alſo bei jedem Gedichte: „Kann es ſich heute ereignen? Iſt der Gedanke in der Zeit begründet?“ Soll nun unſere Literatur vor dem Untergange bewahret werden, ſo muß ſie ſich in Theaterkleider werfen. Nur von der Bühne geht unſer Heil aus. Die Bequemlichkeit des Romans hat der Kunſtform ſehr geſchadet, man hat ſich dadurch an das Maßloſe, Grenzenloſe gewöhnt. Hier iſt keine Grenze, kein Maß ſichtbar, und darum wird es auch nicht beobachtet. Die Ufer ſtürzen ein, die Form wird zerſchlagen, alle Proſa wird zur Poeſie. Die Strenge, die Reinheit der Objektivität iſt nun auch verlaſſen, die Dämme, welche ſie aufwirft, ſind durchſtochen worden und die äußerſte Subjektivität wälzt ſich hervor. Auch ſonſt herrſcht ein geiſtreicher Müſſiggang, ein dahlender Briefſtil, ein liederliches Herumſchlendern in der modernen Literatur. Es gibt keine Mauern mehr, und Alles kann ſich zerſtreuen, herumſchweifen; die ſittliche Begrenztheit mangelt. Auch in der Lirik herrſcht Duft und Nebel, taumelnder Gefühlrauſch, keine klare, feſte Kriſtallwelt. Ueberall fehlt die Zuchtruthe gegen die Ausſchweifung, und auch das Publikum erträgt mit Geilheit dieſe verhimmelnden und gedankenlos ſchwelgenden Naturen. Nur im Drama muß Geſtaltung, Ziel, Mittelpunkt ſein, hier blos kann die faule Weltbauſchigkeit, das Nichtsthun, die Unſittlichkeit nicht ſo frech herrſchen. Hier iſt ferner noch eine Weiterbildung der Kunſt, ein ideeller Prozeß möglich, über den noch bei einer andern Gelegenheit näher geſprochen werden ſoll. Alſo dies von der Bühne aus kann gegen die zerfließende Planloſigkeit, die bedeutungsloſe Ichſucht gewirkt werden. Freilich, ſobald das Theater zur Unterhaltungs-Anſtalt wird, beginnt die dramatiſche Kunſt unterzugehen. Nur bei den Griechen umgab die

Religion die Bühne mit einem göttlichen Scheine, und deshalb ging der ganze nazionale Gehalt in ihre Dramen auf. Sicherlich kommt es noch dazu, daß das Drama die Religion im höheren Sinne des Worts wieder herstellt, und dann wird die Menschheit an den großen Weltbildern, welche die dramatische Poesie aufstellt, sich erheben. Insbesondere wir Deutsche sind geborne Liriker. Jeder von uns treibt es in's Individuelle, aber es muß sich dahin wenden, daß wir in's Allgemeine getrieben werden. Kunst und Wissenschaft eilen dem Leben zuvor, unsere Dramatiker werden unser Leben dramatisch machen, und dann werden die Deutschen allen Nazionen maßgebend voranstehen. G. F.

Lebenslied

(Zum Männerchor geeignet.)

Von Eginhard.

Lebet im Leben! — Was meint Ihr? — Nicht schlafen!
Sonst wird das Leben an Euch sich bestrafen,
Seid Euch im Wachen des Wachens bewußt,
Werft Euch dem Leben lebendig an die Brust.

Lebt in der Arbeit! — Was meint Ihr? — Bedauert
Den, der in ihr zum Philister versauert,
Werbet im Weltlärm nicht flötentaub
Sucht Poesie auch im Aktenstaub.

Lebt in der Liebe! Was heißt dieß? — Nicht liebeln,
Nicht um die Herzen der Jungfrauen bübeln;
Ehrlich geküßt, und ehrlich gefreit
Einmal, so gilt's für die Ewigkeit!

Lebet im Unglük! — Was meint Ihr? — Nicht klagen,
Männlich erst kämpfen, dann männlich ertragen.
Lebet im Glüke — Was heißt dieß? — genießt
Fröhlich, doch mäßig, bevor es zerfließt.

Lebt im Gebete! — Was meint Ihr? Gott trauet
Läßt er kein Blümchen doch unbethauet —
Aber bekreuzt Euch nicht fort und fort
Betet in Werken — lebendig das Wort!

Lebt im Geſange! — Was meint Ihr? — das Singen
Soll als ein Echo des Herzens erklingen,
Aber gehorcht nicht dem Medegebot
Lebt er in Euch nicht, ſo bleibt er Euch todt.

Lebet im Sterben! — Was meint Ihr? — bemeiſtert
Kühn ſeine Schrecken für jenſeits begeiſtert —
Ernſt blicket den Tod an, doch ohne Scheu
Leiber ſind Sklaven ihm — Seelen ſind frei.

Leben im Leben, — nicht träumen, nicht ſchlafen,
Rudert und ſteuert, dann winkt Euch der Hafen,
Seid Euch im Wachen des Wachens bewußt,
Werft Euch dem Leben lebendig an die Bruſt.

Der alte Baſſi.

Aus den Erinnerungen eines wandernden Enthuſiaſten.

Vor einigen Tagen kam mir der erſte Theil der da Ponte'ſchen Selbſtbiographie zu Geſichte, mit deren Uebertragung die Deutſchen, die doch ſonſt jeden Quark gleich überſetzen, unbegreiflicher Weiſe ſo lange zögerten. Da Ponte's Buch gibt merkwürdige Aufſchlüſſe über die damaligen Kunſtzuſtände Wiens und Prags, ſo wie über die auszgezeichnetſten Kunſtzelebritäten jener Periode. Natürlich intereſſirt uns vor Allem, was der Italiener uns von unſerm unſterblichen Mozart, deſſen Freund und ſchwärmeriſcher Verehrer er war, und für welchen er ſeine beiden beſten Operntexte, den „Figaro“ und den „Don Giovanni“ ſchrieb.

Mozart komponirte, wiewohl den meiſten unſerer Leſer bekannt ſein dürfte, den Don Giovanni eigends für Prag, und zwar für die von ihm ſo ſehr geliebte Guarda sonisca Truppe. Ich habe vor etwa vier Jahren in der neuen Leipziger muſikaliſchen Zeitſchrift mehrere damals noch unbekannte Thatſachen über das Entſtehen der Oper aller Opern, über ihre erſte Aufführung in Prag, ſo wie das Fragment einer von Mozart ſelber Gefertigten deutſchen Ueberſetzung des Textes mitgetheilt, deren Original ich auf dem Zimmer Mozart's, des Sohnes, bei ſeiner letzen Anweſenheit in Dresden kopirte. Aus dem Umſtande, daß Mozart's Original ſich nach ſeines Sohnes Tode nicht vorfand, wollte man die Echtheit meiner Mittheilungen in Zweifel ziehen. Herr Alois Fuchs, Mitglied der k. k. Kapelle, dem ich alles was ich davon beſaß mittheilte, nimmt an: Mozart's Sohn habe das Manuſkript vernichtet, wogegen ich glaube, es dürfte wohl zuletzt in den Händen des bald darauf in Wahnſinn verſtorbenen Dr. Feuerſtein ſich befunden haben, und nach deſſen Tod auf irgend eine Weiſe in Privatbeſitz einer Perſon gelangt ſei, die ihre guten Gründe haben mag, ſich nicht öffentlich als Beſitzer dieſer merkwürdigen Reliquie zu nennen.

Dem sei wie ihm wolle, so sind meine vor vier Jahren gemachten Mittheilungen jetzt durch da Ponta's Buch als durchaus wahr beglaubigt worden, und wenn ich es früher nicht der Mühe werth achtete, gegen Dummheit oder Böswilligkeit mich zu vertheidigen, so kann ich mir doch nicht die Genugthuung versagen, meine zahlreichen Freunde auf da Ponta's Werk zu verweisen. Zugleich genüge ich der Aufforderung hochgeachteter älterer Musiker, noch dasjenige über Mozart mitzutheilen, was ich durch den alten Bassi über ihn erfuhr, und womit ich bis jetzt öffentlich zurükhielt, da ich für meine ersten Veröffentlichungen so schlechten Dank erhielt.

Luigi Bassi, wie da Ponta, Mozart's Freund und Verehrer, starb im hohen Greisenalter in den Zwanzigerjahren als Regisseur der italienischen Oper. Er war der erste Darsteller des Don Giovanni gewesen — und wie alle, die ihn noch in dieser Partie gesehen und gehört hatten, versichern, unter allen der Vorzüglichste — Mozart selber hatte dem damals (1787) zwanzigjährigen jungen Manne die Rolle einstudiert, und Bassi, dessen Bekanntschaft ich 1811 machte, versicherte mir in späteren Jahren, er habe sich immer bemüht die Rolle ganz so zu singen und zu spielen, wie Mozart es gewollt, und der „gran Maestro" sei sehr zufrieden mit ihm gewesen. Im Jahre 1812 kam Callot-Hoffmann nach Dresden, und man kann sich denken, daß dieser nicht versäumte den damals noch ganz stattlichen Bassi — (ich selber seh ihn noch als Azur in Gallet's gleichnamiger Oper, welchen er bewunderungswürdig darstellte) aufzusuchen. — Als ich einige Jahre später auf kurze Zeit nach Dresden zurükkehrte, besuchte ich auch Bassi, und las ihm bei dieser Gelegenheit Hoffmann's Fantasiestük „Don Juan" vor. Bassi, der sehr gut deutsch verstand, war von der Dichtung selber entzükt, äußerte dann aber: daß der Held Hoffmann's ein ganz anderer sei als der Mozart'sche; ich lachte und meinte: das habe ich auch schon gedacht, es wird aber dem Don Giovanni ergehen wie dem Hamlet, man wird nie damit zu Ende kommen, ihn zu kommentiren und zu ergänzen. „Don Giovanni ist fertig, vollkommen," sagte Bassi mit Nachdruk. „Mozart hat in ihm geschildert einen feurigen, spanischen, jungen Edelmann, der über Alles die Weiber vergöttert und es eigentlich für keine Sünde hält, so viele zu verführen als sich verführen lassen wollen. Er hat das Glük und fühlt sich glüklich, wie sollte er nicht? — Er ahnet nicht den Teufel unter den Blumen und würde sich vor dem Teufel nicht fürchten, dafür holt ihn dieser endlich ab. Das ist Alles, es ist aber nicht leicht eben dieses so wieder zu geben, wie Mozart es wollte, und leichter, viel leichter, wäre der Hoffmann'sche Don Juan darzustellen, wäre aber unrecht, denn Don Giovanni ist eine komische Oper."

„Mit tragischen Momenten Meister Bassi!"

„Welche aber nie erhalten dürfen die Oberhand über unbändige Lust des Helden! kommt nicht immer gleich nach einer tragischen Nummer eine heitere, ja zwei, drei? — Introduktion beginnt komisch, wird dann tragisch, gleich darauf folgt komisches Terzett, Leporellos Register-Arie — lustiger Hochzeits-Chor*) — nach dem halb sentimentalen Duo — „La ci da-

*) Ich bemerke hier ausdrüklich, daß Bassi hier nur jene Umstände anführte, auf denen die Originalpartitur ursprünglich besteht, daß er, wie Mozart selber, gegen alle späteren Einlagen mit Heftigkeit protestirte.

rem la mano.“ Das Quartett als Uebergang zur großen Szene der Donna Anna — großartig, prächtig, doch nicht mehr so tragisch wie das Recitativ bei der Leiche des Vaters — aber kaum dieses verklungen, welche Lust und Freudigkeit in Don Giovannis Arie? — es folgt jetzt Zerlinens schalkhafte Arie, das Finale, bis auf eine Stelle der drei Masken, überschäumend von Lust, Scherz und Kühnheit, damit schließend, daß Don Giovanni und sein Diener glücklich entkommen. Der ganze zweite Akt enthält kein tragisches Moment, das nicht sogleich in Lust wieder sich auflöset — denn wie ernst das große Sextett beginnt, sobald Leporello erkannt wird, ist die ängstliche Spannung vorüber, wohl erschüttern die beiden Chorale des steinernen Mannes, aber Don Giovannis freveinde, kühne Ladung übertönt sie. Im letzten Finale — nachdem Don Giovanni seinen verdienten Lohn erhalten — halten die komischen Personen Leporello, Zerline, Masetto, den drei Traurigen das Gegengewicht, und wer in der Presto-Schlußfuge etwas anderes suchen wollte, als die gewöhnliche Moral, welche die spanischen Komödienschreiber selbst den lustigsten Stüken anhängen, der müßte sehr erpicht sein auf eine Melancholie, von der im Don Giovanni unseres großen Mozart sich keine Spur findet. — Wie ich sage, Don Giovanni ist und bleibt eine komische Oper, die herrlichste, welche je erschaffen wurde, aber Mozart hat es verschmäht, anstatt komisch, läppisch zu werden, er hat gelächelt und erschüttert am rechten Ort und hat immer beobachtet die Noblesse und Würde seiner Personen, welche edle Spanier vorstellen und darum wurde seine Oper mißverstanden so sehr oft, und wollten die Wiener sie für keine gute komische Oper gelten lassen.

Ueber die erste Aufführung des Don Giovanni, welche am 28. Oktober 1787 statt fand, erfuhr ich von Bassi folgendes: Der Darsteller des Comthur hatte zugleich den Part des Masetto übernommen. Die Blasinstrumente waren nicht verstärkt, sondern alle nur einfach (2 Flöten, 2 Hörner ꝛc.), besetzt. — Der ganze Bauern-Chor bestand aus sechs männlichen und eben so viel weiblichen Individuen. Von Dekorazions- und Kostümeprunk war keine Rede, *) Furien erschienen nicht auf der Bühne, der Chor derselben ertönte aus der Versenkung in welche Don Giovanni hinabstürzte. Die 3 Posaunen, 2 Contrabässe und Fagotts, welche die Begleitung der beiden Chorale des steinernen Mannes bilden, waren auf der Bühne hinter den Postamenten postirt; Mozarts Freund Dussek dirigirte diese beiden Sätze, der Effekt soll fürchterlich schön gewesen sein.

Sein Ständchen begleitete sich Bassi selber auf der Mandoline, (in Wien übernahm Mozart, abwechselnd mit dem Dichter die Begleitung, da der dortige Don Giovanni-Sänger das Instrument nicht spielte.) In der Ballszene tanzte Bassi mit Zerline vor, Mozart selber, der ein vortrefflicher Tänzer gewesen sein soll, hat ihm und dem Chore die Menuet eingeübt. — Es befanden sich, wie jetzt noch in Dresden, zwei wirklich spielende Orchester auf der Bühne, so wie auch die Blasharmonie bei der Tafelszene auf der Bühne ausgeführt wurde. Die Menuet nahm Mozart fast um noch einmal so rasch als sie jetzt genommen wird, dagegen ließ er weder beim Champagnerliede noch zu Anfang des zweiten

*) Zu Anfang des zweiten Aktes zum Beispiel, erschien Leporello in einer gewöhnlichen, langen Bedienten-Redingotte, welche Don Giovanni später anzog.

Finales jagen, wie es jetzt geschieht. In dem Duett aus E-dur mit Leporello, behandelte Baſſi nach Mozarts ausdrücklichem Willen seinen Part als Don Giovanni faſt parlande, bis zur Stelle, wo er durch Leporellos Erzählung aufmerkſam gemacht, kek, aber nicht ohne geheimen Schauer zur Statue hintritt um ſelbſt ſeine Ladung vorzubringen. Bei dieſer Stelle: „Venete a cena," ließ Baſſi ſeine Stimme lang und voll austönen, er wirkte damit in Prag ſo, daß bei der erſten Vorſtellung ein donnernder Applaus ihn hier unterbrach und man die Antwort des Steinbildes nur aus dem Kopfneigen deſſelben errathen konnte. Wo Baſſi dem Geiſt entgegen ging, ergriff er ſpäter regelmäßig, anſtatt des Leuchters das gefüllte Champagnerglas; bei der erſten Vorſtellung hatte er es überraſcht und verwirrt von dem Moment, unbewußt gethan, Mozart am Dirigirpulte bemerkte es, rief dem Abgehenden ein lautes „Bravo!" zu und ſagte ihm nach der Vorſtellung, er ſolle dabei bleiben, es habe ſich gut gemacht. Mit dem Niederſchreiben der Ouvertüre in einer Nacht hat es ſeine vollkommene Richtigkeit, es iſt jene Ouvertüre, die mir noch beſitzen und ſie wurde von Duſſek unter dreien, die Mozart ihm verſpielte gewählt — die beiden andern hat Mozart gar nicht niedergeſchrieben, eine in C-moll ſoll mit einer Fuge, (die Schlußfuge der Oper?) geendet haben und Baſſi meinte, es ſei vielleicht die ſchönſte unter den dreien geweſen, aber zu lang.

Ich muß der Angabe widerſprechen, als habe Hoffmann ſein Fantaſieſtük Don Juan bezeichnet durch eine Darſtellung Baſſis geſchrieben. Hoffmann ſchrieb ſein Fantaſieſtük ein Jahr vor ſeiner perſönlichen Bekanntſchaft mit Baſſi in Bamberg, ich vermuthe, daß ihm dabei der Schauſpieler Paulmann, (er ſtarb in Hannover), zum Urbilde gedient haben mag; ich lernte Paulmann um das Jahr 1817 in Aachen kennen; mit ſeiner Stimme war es damals nicht viel mehr, aber im Spiel hat er mich unter allen Don Juans, die ich ſah, am meiſten befriedigt und ich fand, daß es ganz mit Hoffmanns Anſicht übereinſtimmte. Ich bin aber auch der Meinung Baſſis, daß man in den Charakter des Don Juan, nichts legen ſoll, was nicht darin iſt; er kann dadurch nicht gewinnen, verliert aber dadurch an Grazie und „nobler Verruchtheit", wie Friedrich Kind es nannte, der den Baſſi noch als Don Giovanni geſehen hatte und keinen Andern nach ihm gelten laſſen wollte. Den Verehrern Mozarts dürfte es übrigens intereſſant ſein, zu wiſſen, wie Luigi Baſſi ausſah; alle die ihn in ſeiner Jugend gekannt haben, ſchilderten ihn mir als einen höchſt graziöſen, feingebauten Mann mit feurigen Augen, kleinen Händen und Füßen, nobel in ſeinem ganzen Weſen und Benehmen. So war er denn auch noch in den Fünfzigen und ſpäter als Greis, ſein Geſicht aber war nicht eigentlich ſchön, es war ſcharf geſchnitten und ſeine ſchon an ſich große Naſe trat noch merkbarer durch ſeine große Magerkeit hervor, woran er ſchon in ſeiner Jugend laborirte; auf den Wangen und der Stirn hatte er überdieß noch einige tüchtige Narben. Doch mußte ich mir, als einem alten Praktiker ſagen, daß Baſſi in ſeiner Jugend zu jenen Geſtalten gehört haben möge, die gut koſtümirt und geſchminkt eben als die ſchönſten erſcheinen, indeß viele im gewöhnlichen Leben wirklich ſchöne Männer auf der Bühne ſich durchaus nicht gut ausnehmen; woran das liegt, weiß ich nicht anzugeben, doch daß es ſo ſei, dafür ſpricht die tägliche Erfahrung.

Baſſi liegt in Dresden auf dem katholiſchen Kirchhofe begraben und wer in Wien

vergeblich das Grab des unſterblichen Schöpfers *) des Don Juan ſuchte, der kann in Dresden wenigſtens das Grab ſeines Lieblingsſängers ſich zeigen laſſen, der zugleich der erſte Don Giovanni war. Da Pontas Selbſtbiografie ſollte übrigens, namentlich in Wien, nicht ungeleſen bleiben. Manches hat ſich ſeit der Zeit ſehr gebeſſert, insbeſondere haben die Wiener gelernt, ihren Mozart zu verſtehen, aber da Pontas Buch gibt Fingerzeige, wie der echten Kunſt aufzuhelfen ſei, die auch wir noch ſehr gut beherzigen könnten.

Das große Moſaikbild in der italieniſchen Kirche zu Wien.

Kein Gemälde iſt ſo oft kopiert worden, als jenes berühmte Abendmahl des großen Leonardo da Vinci. — Das Original al freſko über der Eingangsthüre im Refektorium eines nun aufgehobenen Mönchkloſters zu Mailand gemalt, verfiel ſchon ſehr früh der Zerſtörung, und nur noch wenige, kaum erkennbare Reſte exiſtiren davon. Um ſo größer iſt der Gewinn für die Kunſt, daß Napoleon einem berühmten Moſaikkünſtler veranlaßte, eine Kopie des Meiſterwerkes in der Größe des Originales anzufertigen. Die Arbeit war kaum halb vollendet, als Napoleons Sturz erfolgte, und die Gefahr vorhanden, daß das großartige, koſtſpielige Werk unvollendet bleiben müſſe. Doch dem beugte der edle, kunſtſinnige verewigte Kaiſer Franz vor, indem er dem Künſtler den Lohn ſeiner Arbeit garantirte, und ſo ward die Kopie, die nicht ihres Gleichen mehr hat, in einer Weiſe vollendet, die den Beſchauer zur Bewunderung und zum Entzüken hinreißt. Doch viele Jahre vergingen noch, bevor ſich der Kenner, wie der Gläubige, des ſchönen Bildes in vollem Maße erfreuen ſollte, denn das fertige Moſaikbild lag längere Zeit im unteren Belvedere, ſo daß eine ordentliche Betrachtung deſſelben unmöglich war. Da erhielt die italieniſche Kirche der P. P. Minoriten von dem jetzt regierenden Kaiſer es zum Geſchenke; ein eigener Altar, der erſte linker Hand, wenn man in die Kirche tritt, wurde dafür erbaut, und das herrliche Werk hier in einer Weiſe aufgeſtellt, die demſelben eine lange Dauer verſpricht. Der erſte Anblik des Moſaikbildes ergreift mächtig, denn, ſo vorzügliche Kupferſtiche auch von dem Originale exiſtiren, erſt dieſes Bild gibt uns den erhabenen Gegenſtand treu wieder; dazu kommt noch, daß das Bild, obwohl es, in Folge des Glanzes, welchen das Material bedingt, einem Oelgemälde gleicht, den eigenthümlichen, klaren Farbenton eines Freskobildes zeigt, ſo daß namentlich die Luftinten und die Gewänder von außerordentlicher Schönheit ſind. Der Ausdruk in den Köpfen iſt bewunderungswürdig, und wer es nicht weiß, daß es ein Moſaikbild iſt, wird es von ſeinem Standpunkte aus für ein meiſterhaft gemaltes Werk halten. Uebrigens kam mir bei der Betrachtung dieſes Bildes wieder recht lebhaft der Gedanke, wie ſchlimm unſere modernen Hiſtorien-

*) Kein Grab deki Geiſter zu, nur ihre Hüllen.

maler, besonders jene, die sich dem geistlichen Fache widmeten, daran sind. — Stelle man den besten unserer jetzt lebenden Maler, einen Kaulbach, Cornelius, Schnorr, Lessing z. B. die Aufgabe, ein Abendmahl zu malen — werden sie mit allem Aufgebote ihrer Kräfte Leonardos Werk nur erreichen, geschweige übertreffen? — Die Unmöglichkeit ist unzweifelhaft, denn Leonardos Schöpfung ist so vollendet, daß man nichts hinzu, nichts hinweg denken kann, soll nicht die Harmonie des herrlichen Ganzen zerstört werden. Das Abendmahl des Herrn wurde nur einmal gemalt von Leonardo, und alle anderen Bilder, die unter diesem Namen existiren — selbst jene an sich verdienstvollen Bilder von Rafael, Rubens und van Dyck — halten nicht die entfernteste Vergleichung mit Leonardos Abendmahle aus. Dasselbe gilt von Rafaels Kreuztragung, der Verklärung, seiner Grablegung, seiner Madonnenbilder („Sixtina" und „della sedia"), von seiner heiligen Cäcilia und dem wundervollen Freskobilde „Heliodor" im Vatikan. Es gibt von der Kreuzesabnahme und dem Simson des Rubens, von Tizians Zinsgroschen und Correggios Nacht und vielen anderen Bildern anderer, älterer Meister Kopien; sie sind nicht zu erreichen, weit weniger zu übertreffen, da sie ihren Vorwurf ganz und gar ausbeuteten, so daß für alle Nachfolgende nichts mehr übrig blieb, und das an sich beste Werk eines neueren Meisters nie zu jener Weltpopularität gelangen wird, wie jene Bilder Leonardos, Rafaels, Correggios, Rubens u. A. Sucht sich gar Einer, wie der sonst so verdienstvolle Overbeck in Rom, dadurch zu helfen, daß er den Stil Rafaels und den Albrecht Dürers in seinen Arbeiten zu vereinigen strebt, so mag wohl eines und das andere seiner Bilder im ersten Augenblike um so mehr imponiren, als sie meist innig empfunden und schön angeordnet sind, auf die Dauer aber vermögen sie nicht zu wirken; sie verlieren an Wirkung, je öfter man sie sieht, endlich tritt uns die Imitazion nakt und baar entgegen, indeß die Originale, die dem Künstler verschwebten, uns um so mehr entzüken, je öfter wir sie sehen.

Eine traurige Berühmtheit.

Als ich im Jahre 1840 zur Ostermesse nach Leipzig kam, und meinen Freund Robert Schumann besuchte, hatte er soeben die Komposizion eines Liedes beendet. Höchst aufgeregt sprang er vom Flügel auf, mir entgegen, und ehe ich Zeit gewann, ihn mit meinem „Grüß dich Gott!" zu begrüßen, hielt er mir das noch nasse Notenblatt dicht vor die Augen, und rief: Gut, daß du kamst, lies einmal das Lied, und sage mir ehrlich, ob du glaubst, daß ichs getroffen habe!

Es war eine hübsche, kräftige Melodie, welche Schumann komponirt hatte, der Text des Liedes aber hub an:

Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Sinn,

„Lieber Robert" entgegnete ich „deine Melodie ist gut, aber ich glaube, du kommst mit deiner Komposizion zu spät, denn Reissiger, Otto, Adam in Dresden haben es bereits kom-

ponirt, Reiffiger sogar zweimal, und wie ich eben erfahren, haben es auch Schneider, Dessauer und Hering in Bautzen in Musik gesetzt, und namentlich wird mir Herings Kompoſizion ſehr gerühmt."

„Hm, hm!" ſagte Schumann „hier haben es auch ſchon Einige komponirt" und dann ſprachen wir von etwas Anderem, worauf ich mich in Kockffys Kaffeehaus verfügte. Da packte mich der junge däniſche Komponiſt Verhulſt: Nicht wahr, Sie ſind der Herr Doktor L.?

„Nicht Doktor, ſondern L. ſchlechtweg!" erwiederte ich, aber Verhulſt lebte ſchon zu lange in Leipzig, um nicht zu wiſſen, was Sitte ſei, und fuhr fort: Es freut mich, Herr Doktor, endlich Ihre Bekanntſchaft zu machen, ich habe Ihre Schriften geleſen, und gebe ſehr viel auf Ihr Urtheil, weshalb ich Sie erſuchen wollte, dieſe kleine Kompoſizion zu leſen, und mir Ihre Meinung darüber zu ſagen. — Damit reichte er mir ein Heft Noten; es war ein Lied, das ſich anfing:

Sie ſollen ihn nicht haben, den freien deutſchen Rhein!

Als ich Mittags in Schwabes Reſtaurazion bei Tiſche ſaß, ſtürzte der Buch- und Kunſthändler Pönike herein, auf mich zu: Ich habe Sie den ganzen Morgen geſucht, wollen Sie mir eine Randzeichnung zu dem Liede

Sie ſollen ihn nicht haben,
Den freien deutſchen Rhein

machen, aber ſchnell, ich zahle Ihnen fünf Louisd'or dafür, und geht das Blatt gut, noch etwas nach. — „Sie kommen zu ſpät" erwiederte ich „Rocca hat ſchon ein ähnliches Blatt beſtellt und honorirt, und ich habe mich ſchriftlich verbindlich machen müſſen, kein zweites zu zeichnen."

„Verflucht! wo bekomme ich jetzt eine Randzeichnung?!" rief Pönike, und ſchoß aus der Bierſtube, ohne nur ein Tröpfchen vertilgt zu haben. Als ich nach Tiſche ins Roſenthal ging, ſah ich Herloßſohn an ſeinem gewöhnlichen Platze, vor dem Schweizerhäuschen, ſitzen. „Guten Tag, Herloßſohn!" — „Sie ſollen ihn nicht haben, den freien deutſchen Rhein!" ſang mir Herloßſohn nach wahrſcheinlich ſelbſterfundener Unmelodie entgegen, und fügte hinzu: Pohley hat das Lied komponirt, aber immer zwei Verſe zuſammen, da fehlt ihm ein Vers — kannſt du ihn nicht machen? —

„Hol' euch der — mit euerem freien deutſchen Rhein!" rief ich erboßt „den ganzen Tag hab' ich noch keine Ruh' vor ihm gehabt; dichte du ſelber den fehlenden Vers!" —

Am nächſten Tage prangte an allen Straßenecken die Anzeige eines großen Konzertes im Schützenſaale, wobei 30, ſage dreißig verſchiedene Kompoſizionen des Liedes:

Sie ſollen ihn nicht haben
Den freien deutſchen Rhein

aufgeführt werden ſollten. Das Publikum wurde eingeladen, zu entſcheiden, welche Kompo-

ſizion die beſte ſei, und dieſe ſollte fortan als nazionale Weiſe gelten. (Echt Leipzigiſch!)

Der Kunſthändler Rocca kündigte gleichzeitig an:

Der freie deutſche Rhein von N. Becker,
großes Tableau mit Randzeichnung von J. P. Lyſer.

Abends entſtand in einem verrufenen Gäßchen nahe am Königsplatze beim Peterſsthore ein Mordſpektakel; ein Dutzend junger Leipziger Liens und ein halbes Dutzend ſchöngeſchminkter Dämchen wurden von den Schaarwächtern arretirt und ins Lokale auf dem Raſchmarkte abgeführt; auf dem Wege dahin ſangen ſie nach zwei verſchiedenen Melodien:

Sie ſollen ihn nicht haben,
Den freien deutſchen Rhein! —

Als ich nach Dresden zurükkam, empfing mich meine Frau mit einem — Seitenſtüke zum freien deutſchen Rhein, einem von ihr gedichteten Liede, das ſich anfing:

Frei wird es ſich bewahren,
Das ſchöne deutſche Land. —

Und Schleſinger in Berlin hatte mir Variazionen geſchikt über ſämmtliche Kompoſizionen des Liedes vom freien deutſchen Rhein, nebſt dem Bilde Nikolaus Beckers, Alles zum Anzeigen. So ging es zwei Monate lang. Becker erhielt Ehrenpokale, eine Penſion, eine Anſtellung, er wurde in Gips geformt, in Eiſen gegoſſen, in Kupfer geſtochen, lithografirt, in Holz geſchnitten, er wurde Ehrenmitglied verſchiedener Liedertafeln und des Kölner Narrenvereines, und von den Journalen eine Zeit lang als der erſte lebende Dichter geprieſen. Plözlich aber hatte man ſich müde geſungen am freien deutſchen Rhein, und der arme, harmloſe Dichter, der, als er ſein Lied niederſchrieb, keine Ahnung davon hatte, wie es überſchäzt werden könne, wurde jezt auf die bokhafteſte Weiſe mit Spott und falſchen Anklagen überhäuft. — Der Freiheitsſänger ſollte jezt ein Augendiener ſein, das vielbeſprochene Lied gar nicht einmal von ihm herrühren, er ſollte nur ſeinen Namen dazu geliehen haben, der eigentliche Verfaſſer ſollte bald der König von Bayern, bald der Miniſter Bodelſchwingh ſein. Endlich gab man zu, Becker könne zwar der Verfaſſer des Liedes ſein, allein er habe es nach einem älteren Liede gearbeitet, kurz, der eben noch bis zu den Wolken erhobene Becker wurde jezt in den Staub getreten, und Rocca und Pönike verlangten von mir eine Karrikatur auf ihn, die ich aber nicht zeichnete. Der arme Becker aber hatte von ſeiner kurzen Berühmtheit nachträglich Nichts, als Verdruß und Kränkung, bekam die Schwindſucht, und ſtarb, kaum dreißig Jahre alt.

Das iſt die wahrhafte Geſchichte einer traurigen deutſchen Berühmtheit eines deutſchen Poeten!

Lyſer

Ein paar harmloſe Privatanſichten.

Von Joſef Rank.

Der glüklichſte Menſch iſt wohl der, deſſen Herz ſich froh erſättigt an dem Anblike und Genuße der Natur und des Lebens, der ſich bald ſelbſt erkannt hat und ſtrenge nach ſeinem geiſtigen Vermögen einen gemäßigten Ehrgeiz rein befriedigt; ſo paßt er als ſelbſtſtändiges harmoniſches Ganze in das große harmoniſche Ganze der Welt und erfüllt mit ſeinem Glüke zugleich ſeine Beſtimmung.

Nach den Kleinlichkeiten, die man aus deinem Leben in Umlauf bringt, und aus der neugierigen Haſt, mit welcher man ſich mit denſelben trägt, wirſt du erkennen, welch' ein populärer Name du geworden biſt.

Wer plözlich zum Bewußtſein eines großen Unrechtleidens kommt, der erblaßt, erbebt, ſtokt und läßt dann einen Sturm von Worten los; ſpät erſt kommt es zu ruhigem Beſprechen zwiſchen Beleidiger und Beleidigtem, und ſind beide vernünftig, ſo bleibt Verſöhnung ſelten aus.

Mit einem Strohhalme, nahe vor unſer Auge gehalten, können wir ganze Städte, ja Länder verdeken; das erinnert wohl daran, wie oft ganz kleinliche häusliche Verhältniſſe, weil ſie uns dicht vor den Augen liegen, die Erinnerung an die größten Weltbegebenheiten vergeſſen machen können. Wie wäre es ſonſt möglich, ein junges Geſchlecht fröhlich auf den Rieſengräbern ſeiner Vorzeit ſpielen zu ſehen und ohne Sehnſucht nach jener vergangenen Größe den Werth des Daſeins blos auf die Flucht des unbedeutenden Augenbliks zu ſezen? Ein Volk kurzſichtig oder weitſichtig zu machen, darin liegt das Endziel aller Politik. Ein kurzſichtiges hält ſich den Strohhalm der Alltäglichkeit vor die Augen, und ſieht ſchon daran etwas Großes, ein weitſichtiges findet in der Vergangenheit wirklich Großes und fordert ungeſtüm das Große auch von Gegenwart und Zukunft.

Es wäre das größte Unglük für die Welt, wenn die Arbeit nicht mehr nöthig wäre Sie iſt nicht blos deshalb wichtig, weil ſie uns zu leben ſchafft, das Leben verſchönern hilft u. ſ. w. Die Arbeit bewahrt vor langer Weile und das iſt ihr unbezahlbarſtes Verdienſt. So reizend es ſich denkt, in paradieſiſcher Umgebung und in himmliſchen Müſſiggange zu leben, ſo erſcheint uns das nur deshalb ſo reizend, weil wir es ſelbſt ſchweißvoll aus der Ferne ſehen; lebten wir nach dieſem Wunſche, uns brauchte kein Engel mit glühenden Ruthen aus dem Paradieſe zu treiben, wir gingen von ſelbſt, um im Schweiß des Angeſichtes unſer Brod zu verdienen. Schon der bloße Anblik arbeitſamer Menſchen ſtärkt, und das iſt wieder der Grund, weshalb es ſo viele Müſſiggänger auf dieſer Welt aushalten konnen; ginge Alles müſſig, ſo beeilte ſich bald Alles, fleißig zu ſchaffen; denn wer nicht den Anblik der Arbeit hat, muß die Arbeit ſelbſt aufſuchen.

Zwiſchen deutſchem Himmel und deutſcher Erde iſt die Atmoſfäre von jeder Geiſtesherrlichkeit geſchwängert, die aus den weiſen und dichteriſchen Gemüthern Deutſchlands ſeit Jahrhunderten aufgeſtiegen iſt, aber wieder nur weiſe und gelichtete Gemüther reichten bis jetzt hinauf, jene reinen Geiſtesdüfte, welche doch für jedes Menſchenherz beſtimmt ſein müſſen, einzuathmen. Was kann daher erwünſchter als Vermittlung ſein, die jenen hohen Geiſt der deutſchen Atmoſfäre in ſchöne Form verdichtet und wie ſanften Frühlingsregen niederfallen macht auf das geſunde Volksherz, daß er es tief durchdringe und für die große Zeit, die kommen wird, befruchte? Der Volkspoet hilft mit bei dieſem ſchönen Werke und kann zwiſchen jedem Höchſten des Geiſtes und der reinen Einfalt eines Herzens ein Proſet und Vermittler werden — doch kann es nicht ſo leicht und ſchnell gelingen, dieſer hohen Sendung zu genügen.

Es iſt erfreulich, daß man in unſern Tagen ſo viel Aufſehen von *männlicher Geſinnung* macht, denn Geſinnung iſt jedenfalls die erſte Zierde eines Mannes, und ohne ſie gar kein Ehrenmann mehr denkbar — aber es iſt doch betrübend, daß man eine Eigenſchaft, die ſich an jedem Manne von ſelbſt verſtehen ſoll, mit ſo vielem Weſen auf den Schild erhebt, und wie eine außerordentliche Gottheit öffentlich zur Schau trägt. Was als beſcheidene und natürliche Eigenſchaft in jede männliche Bruſt gehört, taugt nicht zum prangenden Götzenbilde auf den Schild. Indeſſen — *es iſt doch gut, daß es in unſern Tagen wenigſtens ſo iſt, viel ſchlimmer iſt es nur, daß es bisher noch nicht anders werden wollte.*

Sage mir, auf was du im Leben freiwillig *verzichteſt*; ſo will ich dir ſagen, wer du biſt und was deine geheimſte Seele vom Leben *haben will*.

Wenn du in einem gerechten Kampfe deinen Feind beſiegſt, ſo habe Acht, daß du als Sieger die öffentliche Theilnahme auch behaupteſt; und das iſt keineswegs ſo leicht. Der unterliegende Theil kann leicht das Mitleid für ſich ausbeuten, während ſich Mißgunſt, Eitelkeit, Rivalität mit verſtrikter Waffe hinter dir rüſtet, und dir Blatt um Blatt von deinem Lorbeer ſchneidet. Biſt du auch gleichgiltig gegen die Theilnahme und Bewunderung der Menge, ſo ſuche ſie doch dauernd an dich zu feſſeln, *weil du eine Autorität des Guten biſt, und das Gute durch dich leicht Autorität gewinnen kann.*

Der Weg zu unſerer Vollkommenheit geht zum beſten Theile durch unſer künſtleriſches Talent. Das Leben regelt, die Wiſſenſchaft läutert, die Kunſt und insbeſondere die Poeſie verklärt unſer Weſen. Ein Poet, welcher durch die keuſche Uebung ſeiner Kunſt nicht ein vortrefflicher Menſch wird, iſt für ſie entweder nicht berufen, oder er übt ſie nicht wie er ſollte. Denn wie iſt es möglich, nur immer die feinſten Beziehungen des Geiſtes und die reinſten Empfindungen des Gemüthes aufzuſuchen und zu vertheidigen, ſich an ihnen zu üben und zu durchwärmen und durch Uebung ſie bis zur Fertigkeit anzueignen, ohne daß unſer ganzes We-

ſen nach und nach davon erfüllt und dadurch geläutert werden ſollte? Der Poet, der Künſtler werde alſo vor Allem ein vortrefflicher Menſch; um den Zwek ſeiner Werke ſei er dann unbekümmert, denn aus einem geläuterten Gemüthe kann nur Reines, Erhebendes, Läuterndes kommen; ſo beſſert er, ohne nakte Sittenlehren zu predigen, ſo iſt er Tendenz ohne Tendenzen zu ſagen, ſo entſpricht er den ſtrengſten Anforderungen der Aeſthetik, weil ſein ſittliches Auge die Dinge objektiv genug aus ſchöner getragener Ferne ſieht und vervollkommt ſich ſelber, indem er Andere beſſert.

Wenn man ſieht, wie wenige Schriftſteller im Stande ſind, ihr eigenes Zeitalter, das ſie doch mit aller friſchen Fülle ihrer Erſcheinungen umdrängt und erfüllt, in einem treuen Abbilde wieder zu geben — da möchte man wohl mit Recht über die Möglichkeit bangen, daß unter Tauſenden Einer wahrhaft im Stande ſei, ein gutes Bild der Vorzeit zu liefern, aus welcher ihm kaum allgemeine Umriſſe herübergerettet ſind.

Ein Künſtler.

Viel und oft tolles Zeug hat man ſich von dem unglüklichen Schauſpieler Karl Ferdinand Leo erzählt. Erſt vor Kurzem brachte die „Gegenwart“ unter dem Titel „der alte Schauſpieler“ Mittheilungen aus einem Tagebuche, welches angeblich Leo bis kurz vor ſeinem Tode geführt haben ſollte. Leo aber hat nie ein Tagebuch geführt, wie denn überhaupt das Schreiben nicht ſeine Sache war, um ſo weniger, als er bei ſeinem mißtrauiſchen, überall Verrath witternden Karakter den Grundſatz hatte, nie gegen Dritte ſich ſchriftlich über andere auszuſprechen, ſo ſchonungslos er auch Jedem ins Geſicht ſagte, was er von ihm hielt.

„Ein Tagebuch,“ meinte er, „ſchreibt man im Grunde doch immer nur aus Eitelkeit, damit es einmal Andere leſen ſollen; ich brauche mir nichts zu notiren, denn ich vergeſſe weder das Gute, noch das Böſe, was ich erlebte.“

Selten wohl hat ein talentvoller Jüngling mit ſo glühender Begeiſterung die Bühne betreten, als Leo, ſelten fanden die erſten Verſuche eines Kunſtjüngers eine ſo beifällige, aufmunternde Anerkennung, als Leo ſich deren erfreute. Seine Befähigung für die Kunſt haben ſeine erbittertſten Gegner ihm zu keiner Zeit abgeſprochen; ja wo er erſchien, erkannten ihn alle als den Bedeutendſten an, und eben dies war der Grund vieler Verfolgungen, die er im Laufe ſeines Künſtlerlebens erlitt. Leo konnte in der That ſtolz auf ſeine Feinde ſein, und war es auch; dies aber erzeugte endlich zwiſchen ihm und ſeinen Kollegen eine Verbitterung, die ſelbſt unter den Schauſpielern damaliger Zeit für ungewöhnlich galt, und hieß es an einer Bühne: Leo kommt her, ſo war die Spannung auf den berühmten Künſtler wie der Grimm gegen den als Kollegen ſo verrufenen Menſchen im Voraus auf das Höchſte geſteigert, und während Jeder von einer genialen, oft unübertrefflichen Darſtellung des Schauſpielers zu erzählen wußte, kamen gleichzeitig die ſkandalöſeſten und gehäſſigſten Geſchichten

aus seinem Privatleben aufs Tapet. Ich brauche wohl nicht erst zu bemerken, daß bei weitem die meisten solcher Geschichten reine Erfindungen seiner Gegner waren; dahin rechne ich das alberne, von mir schon oft, aber immer vergeblich, widerlegte Märchen von Leo's Leidenschaft für das Hazardspiel; ohne Zweifel war die erste Veranlassung zu diesem Gerede eine Verwechslung Leo's mit seinem Freunde Hentsch (eigentlich Graf M.f.dt), der außerdem daß er ein großer, genialer Künstler und ursprünglich edler Mensch war, in keiner Hinsicht mit dem aristokratisch noblen Leo etwas gemein hatte; denn während Leo alles darein setzte, bei der erbärmlichsten Truppe als feiner, gentiler Mann aufzutreten, war Hentsch Cyniker im strengsten Sinne des Wortes, und pochte darauf bei jeder Gelegenheit. Leo war, anstatt leidenschaftlicher Spieler zu sein, im Gegentheile der abgesagteste Feind alles und jeden Spieles — Schach ausgenommen, das er meisterhaft und mit Leidenschaft spielte, und das er mich schon als Knaben lehrte und seine Freude daran hatte, wenn die geübtesten Schachspieler in Altona mir nichts anhaben konnten. Seine Deklarazion wider Glükspiele führten in Bamberg ein Gespräch zwischen ihm und Callot Hoffmann herbei, das Letzterer fast buchstäblich in seinen Serapionsbrüdern seiner meisterhaften Erzählung „Spielerglük" voranschikte. Leo's Karakter war eigentlich weich, ja schwach, und oft zeigte er eine Sentimentalität, die ihm den Spott derjenigen zuzog, die ihn nicht näher kannten und keinen Begriff von seinem wirklichen Leiden — Folge eines überreizten Nervensistems — hatten. Merkte ers nun aber, daß er der Gegenstand der Verhöhnung geworden sei, so raffte er all seinen Trotz und all seinen Eigensinn zusamen, und war dann wie alle im Grunde schwachen Menschen, der Tirann seiner Umgebung, die den erst verspotteten Menschen nun fürchtete, und oft viel mehr als nöthig gewesen wäre. Leo, der dies sah und richtig zu würdigen wußte, da er seine eigene Schwäche nur zu gut fühlte, glaubte nun guten Grund zu haben, seine Gegner tief zu verachten, und dann fiel es ihm nie ein, dies zu verhehlen.

Eins hätte den armen Leo wohl mit der Welt und sich selber versöhnen können, die Liebe eines Weibes, und in Altona war es, wo er ein Mädchen leidenschaftlich liebte. Es war ein schönes Mädchen, sie hieß A..h und heirathete später den in Hannover verstorbenen Schauspieler Kellner. Leo schwärmte für sie, und vergaß endlich so sehr alle Klugheit, daß er dem Mädchen einen glühenden, leidenschaftlichen Brief schrieb. Ich, damals ein kleiner Junge, mußte den Brief zur A..h tragen, welche eben den übrigen Damen des Theaters einen Kaffee gab. Leo's Brief wurde öffentlich vorgelesen, und ich mit der Antwort nach Leo zurükgesandt. — Die Antwort mußte sehr nach Leo's Wunsch ausgefallen sein, denn er setzte sich auf der Stelle hin und schrieb noch einen Brief, welchen ich ebenfalls zur A..h bringen mußte. — Abermals eine Antwort — wieder ein Brief Leo's — kurz, ich mußte an diesem einen Nachmittag gewiß an die zwei Dutzend Briefe hin und wieder tragen, ohne daß Leo darauf verfiel, er könne von der schönen A..h gefoppt werden. — Da ward mir endlich des Laufens zu viel, und weinerlich sprach ich, als Leo mir den dreizehnten oder vierzehnten Brief zur Bestellung übergab: „Ich mag nicht mehr hingehen, sie lachen mich nur aus." — „Wer lacht Dich aus?" — „Die Damen bei Mamsell A..h, meine Mutter ist

auch da zum Kaffee, und wenn Deine Briefe vorgelesen werden, so schreien sie alle vor Lachen.“ — Leo starrte mich todtenbleich an, dann brach er selber in ein lautes Gelächter aus, riß mir den Brief, welchen er mir gegeben, wieder aus der Hand, und schrieb einen andern. „Diesen Brief bestellt Du noch,“ rief er mir in einem Tone zu, daß ich nicht für gut fand, dawider zu protestiren; ich trug auch diesen Brief zur A..h, wurde dort mit Jubel empfangen, die A..h erbrach den Brief, um ihn vorzulesen, wie die früheren, sie kam aber hier nicht über die ersten zwei Zeilen heraus, und als die anderen Schauspielerinnen sie aufforderten doch fortzufahren, stand plötzlich Leo mitten unter ihnen und hielt ihnen eine Rede, von der ich damals zwar nichts verstand, die aber fürchterlich gewesen sein soll, wie mein Vater mir später sagte. — Die Folge war, daß die ganze Kaffegesellschaft gegen Leo klagbar einkam, und dieser kam meinem Vater zuvor und kündigte sein Engagement. Die schöne A..h heirathete, wie gesagt, später den Schauspieler Kellner, die Ehe soll keine glückliche gewesen sein. Leo aber hatte, als ich ihn zuletzt in Weimar sah — volle 25 Jahre später! seine alberne Liebe und den Hohn, der ihm für sie geworden war, noch nicht verwunden. Viele Jahre schon war er mit dem Gedanken des Selbstmordes vertraut gewesen, aber ich weiß es, daß nicht Unzufriedenheit mit seiner äußeren Stellung — so jämmerlich diese in Weimar auch war — ihn trieb, seinen düstern Vorsatz auszuführen; der wahre Grund war der, daß er die Abnahme seiner geistigen Kraft erkannte, und als ich das letzte Mal von ihm schied, sagte er mir: „mit mir ist es nun bald vorbei, ich werde alt. „Wenn Du die Jugend begrabst — warum noch leben?“ diese Worte Byron's waren die letzten, die er zu mir sprach, acht Tage darauf erschoß er sich.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der Oper in Deutschland und Frankreich.

Sie haben mich ausdrücklich aufgefordert, Ihnen den gegenwärtigen Zustand der Oper in Deutschland und Frankreich, einen Artikel für Ihren „Salon“ zu schreiben und ich will versuchen, in wiefern es mir damit glükt — viel Erbauliches wird aber nicht dabei herauskommen; denn weder in Deutschland noch in Frankreich werden in diesem Augenblik jene Ansprüche erfüllt, welche das Publikum an eine Oper zu machen berechtigt ist. Betrachten Sie nur unsere gegenwärtige deutsche Oper in Wien! Sie gilt so ziemlich allgemein für die beste in Deutschland und es ist, was die ihr zu Gebote stehenden Mittel (Sänger-Personal und Kapelle) betrifft, unbezweifelt — dennoch wie schwach, wo nicht gar gänzlich verfehlt sind oft ihre Leistungen, eben da, wo es die Ausführung der Tonwerke unserer großen deutschen Meister gilt. Den noch lebenden, namentlich jüngeren deutschen Komponisten ist es fast unmöglich, irgend eine ihrer Opern hier zur Aufführung zu bringen, Marschner konnte bisher mit seinem als klassisch anerkannten „Templer“ nicht durchdringen; sein „Hans Heiling“ wurde bei den ersten Vorstellungen geradezu verhunzt; Füchs mußte mit seinem „Guttenberg“

erſt nach Gratz wandern, bevor er ſie hier im zweiten Operntheater zur Aufführung bringen konnte, und Kücken mit ſeinem „Prätendenten“ hat vorerſt unverrichteter Dinge wieder das ſchöne Wien verlaſſen müſſen. Mozart's größtes Meiſterwerk haben die Wiener ſeit der erſten Aufführung des Werks unter des Meiſters Leitung (1787) nie wieder ſo gehört, wie Mozart es ſchrieb, und obgleich der „Don Giovanni“ in Berlin, Dresden, Hamburg, Breslau, München und Manheim jetzt nach der Originalpartitur ohne Auslaſſungen noch ſpäterer Zuſätze (die Mozart ſelbſt entwarf) gegeben wird — in Wien hört man ihn auf der erſten Opernbühne Deutſchlands immer noch in der abſcheulichen Verſtümmlung, der ärmlichen Ausſtattung und des ſchlechten Arrangements ganz zu geſchweigen. Im Ganzen genommen ſteht es aber mit den andern deutſchen Opernbühnen um nichts beſſer, die deutſche Oper, die deutſchen Meiſter ſind daſelbſt ſo ſchlecht vertreten als in Wien, und die königlich botirten Opern zu Berlin und Dresden ſind ihrem gänzlichen Verfalle nahe! Die unverſchämten Forderungen einzelner renomirter Sängerinnen und Sänger machen es ſelbſt reicheren Bühnen oft unmöglich, ein in allen Theilen befriedigendes Enſemble herzuſtellen und die ungeheuren Summen, welche die Primadonna und der erſte Tenor koſten, werden am Enſemble, an der Ausſtattung und vom Honorar, das der Komponiſt von Rechtswegen beanſpruchen kann, abgezwakt.

Dazu kommt noch der Neid der bei den Bühnen angeſtellten Kapellmeiſter, die kein neues Werk, das ſie nicht ſelber komponirt haben, aufkommen laſſen und müſſen ſie ſich einmal fügen und eine neue Oper aufführen, ſo darf man mit Sicherheit darauf rechnen, daß ſie unter 10 eingeſandten Werken immer den ſchlechteſten den Preis zuerkennen, wahrhaft empörend, aber leider konſtatirt ſind die Geſchichten, die in dieſer Art von dem Kapellmeiſter Taubert in Berlin kurſiren, und welche Mittel dieſer Herr anwendet, junge talentvolle Komponiſten zurükzuſchreken, daß es ſeit Jahren ſchon keiner mehr wagt, der königlichen Bühne zu Berlin eine Oper anzubieten.

In Dresden liegen ſich die beiden Kapellmeiſter Reißiger und Wagner beſtändig in den Haaren, was der Eine zur Aufführung bringen möchte, will der Andere nicht, und ſo kommt auch dort nicht Neues aufs Repertoir; in Hamburg iſt das derſelbe Fall, da die beiden dortigen Kapellmeiſter Krebs und Schindelmeiſſer Todfeinde ſind. Marſchner in Hanover vermag nicht durchzudringen, da der Hof nur italieniſche Opernmuſik liebt. Stuttgart und München zählt an ſeinen beiden Hofkapellmeiſtern zwei bedeutende Komponiſten, aber auch eben ſo große Neidhämmel, und an jenen Bühnen wo der Wille beſſer iſt, z. B. in Frankfurt a. M., Leipzig, Schwerin, Neuſtrelitz u. ſ. w. fehlen leider die Mittel, um mehr als höchſtens Mittelmäßiges bieten zu können, und während einzelne Geſangsvirtuoſen die Kaſſen, anſtatt ſie zu füllen, erſt recht erſchöpfen, geht auch dort der deutſche Komponiſt leer aus, und große Talente wie Hering in Bautzen, L. Böhner in Meiningen, Conradi in Berlin, Otto in Dresden ꝛc. verkümmern ungekannt und unbeachtet, und doch könnte jeder dieſer Männer unendlich Vorzüglicheres leiſten, als Herr Balfe der Engländer oder jene neuern italieniſchen Komponiſten, deren Bekanntſchaft wir während der letzten italieniſchen Stagione in Wien zu machen das Unglük hatten.

Reden wir von der Oper in Frankreich, ſo kann natürlich nur von der großen Oper zu Paris, ſo wie von der Oper Comique die Rede ſein, beide ſtehen dieſen Augenblik auf ſehr ſchwachen Füſſen; die einſt berühmten und gefeierten Sänger ſind alt und ſtimmlos geworden, wie jene in Berlin und Dresden, desgleichen die Komponiſten, und an jungem Nachwuchs ſcheint bedeutender Mangel, denn was uns in neueſter Zeit von Frankreich an neuen Opern zukam, erhob ſich nur ſehr wenig über die Mittelmäßigkeit. Jedenfalls beſitzt Deutſchland in dieſem Augenblik bei weitem mehr produktive Kräfte für die Oper als Frankreich, und indeß dort der Mangel ein wirklicher augenbliklich mit dem beſten Willen nicht zu hebender erſcheint (welche Mühe gab ſich nicht die vorige Direkzion der großen Oper, um Meyerbeer wieder für ſich zu gewinnen!) liegt die Schuld bei uns lediglich an unſern Bühnenvorſtänden, denen meiſt der gute Wille fehlt oder welche nicht Energie genug beſitzen, um es zu wagen, zuerſt das Werk eines noch unbekannten Tonſezers zur Aufführung zu bringen, wenn derſelbe nicht — anſtatt Honorar zu beanſpruchen, noch die Koſten der Aufführung aus ſeinem eigenen Säkel beſtreitet. Unter ſolchen Umſtänden, und bei der eingeriſſenen Wuth unſerer Bühnenvorſtände, durch Gaſtſpiele irgend einer eben in die Mode gekommene Geſangs-Notabilität alle übrigen Unvollkommenheiten vertuſchen zu wollen, iſt vorerſt wenig Ausſicht vorhanden, daß es ſchon ſobald anders und beſſer mit unſerer Oper werden dürfte, und ſo lange die Franzoſen immer nur noch auf Meyerbeer und ſeinen Proſeten hoffen und hoffen müſſen, iſt auch dort die nächſte Ausſicht keine tröſtliche. Das iſt der Stand der Dinge in dieſem Augenblik.

Das deutſche Lied in neueſter Zeit.

Ich will den Deutſchen kein Kompliment machen, indem ich die Behauptung aufſtelle, ſie allein beſäßen das echte Lied, und wüßten es zu ſingen.

Die Franzoſen haben allerliebſte Chanſons, die Engländer, Irländer und Schotten wunderſchöne Songs, die Italiener ihre Kanzonen, die Spanier ihre Romanzen, Dänen, Schweden, Polen, Ruſſen und Ungarn ihre Volksweiſen, die der Mehrzahl nach überall Anklang finden, allein ohne im mindeſten dem Verdienſte ausländiſcher Singweiſen im Fache des Liedes Abbruch zu thun, ſo muß doch geſagt werden, daß ſich das Lied anderer Nazionen nur in gewiſſen, enggezogenen Grenzen bewegt, was ſich bei manchen Völkern ſogar in der Wahl der Tonarten kundgibt (z. B. bei den Slaven) wo alle Singweiſen meiſt in Moll verſtren. Das deutſche Lied dagegen umfaßte ſchon von früheſter Zeit her das ganze Leben des Volks, das ſich darin abſpiegelte, und Luſt und Leid in weiteſter Bedeutung des Worts bildete ſeinen Inhalt. Faſt unüberſehbar iſt der Liederſchatz der Deutſchen von Karl den Großen bis auf die neueſte Zeit, und zu beklagen iſt es nur, daß in unſern Tagen von den Komponiſten — wenige Ausnahmen abgerechnet — das eigentliche Volkslied weniger kultivirt wird als das in früheren Zeiten der Fall war, und wir anſtatt

deſſen jetzt mehr ausgeführte und durchkomponirte Geſänge als eigentliche Lieder erhalten. Hoch über Alles, was das Ausland in der Art beſitzt, ſtehen die mehrſtimmigen Lieder der Deutſchen, namentlich jene für Männerſtimmen, und ihnen vorzüglich iſt der Aufſchwung unſerer Liedertafeln und Männergeſangsvereine, welche bei den großen Liederfeſten über alle anderen Nazionen den Sieg davontrugen, zuzuſchreiben. In dieſen Männer-Quartetts erſcheint das Lied als reines Vokalſtük, während es ſonſt in der Regel von dem Klaviere und der Guitarre, ſeltener vom Saitenquartette, und noch ſeltener vom Orcheſter (es müßte denn Opernlied ſein) begleitet wird. — Das Kirchenlied in den proteſtantiſchen Kirchen (Choral genannt) wird bekanntlich von der Orgel, in kleineren, beſonders Privatkapellen, auch wohl von der Filharmonika begleitet.

Seit Anfang dieſes Jahrhundertes iſt von unſeren ausgezeichnetſten Komponiſten ſehr viel für das Lied gethan worden; Reichardt, Zelter, Jumſteg, Himmel, Karl Maria von Weber, Spohr, Friedrich Schneider, Krebs, Heinrich Dorn, Methfeſſel müſſen hier vor Allen genannt werden. Was Beethoven im Liede leiſtete, iſt ſeinen Verehrern genugſam bekannt; Franz Schubert brach ſich eine neue Bahn, und muß als Begründer des neuromantiſchen Liedes angeſehen werden, das ſich noch jetzt einer ſo großen Beliebtheit erfreut; ſeiner Schule ſchloſſen ſich Reiſſiger, Pohlenz, Karl Bank, K. E. Hering, Deſſauer, Proch, Kücken und Andere an, indes Lachner, Lindpaintner, H. Marſchner, Pierſon wieder einen anderen, eigenthümlichen Weg einſchlugen, und Mendelsſohn-Bartholdy, R. Schumann, Julius Becker uns ſogenannte Lieder ohne Worte lieferten, welche bei weitem höher ſtehen, als ihre wirklichen Lieder. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich hier nur jene Komponiſten namentlich anführen konnte, deren Lieder ſich durch beſonders hervortretende Eigenthümlichkeiten auszeichnen. Die Zahl der deutſchen Liederkomponiſten iſt zur Zeit größer, denn je vorher, doch geht es hier wie überall: Viele ſind berufen, Wenige erwählt. — Soviel aber geht aus allem hier Geſagten ziemlich deutlich hervor, daß unſer Liederſchatz ſo leicht nicht zu erſchöpfen ſein dürfte, eben, weil den Deutſchen vor allen anderen Völkern Geſang Bedürfniß iſt, „in Leid und Freud'".

Wie ich meine Kinder erziehe.

Von einem Tauben.

Meine Kinder ſind mutterlos, ich bin taub, und die Zeit, die ich meinen Arbeiten widmen muß, nimmt den größten Theil des Tages in Anſpruch; ich bin nicht wohlhabend genug, um in dem theueren Wien eine eigene, ganze Wohnung erſchwingen zu können, noch iſt es mir möglich, einen weiblichen Dienſtboten zu halten, ich muß deßhalb in einem Separatſtübchen als Afterpartei bei einer Familie wohnen, welche ſelbſt Kinder beſitzt, bei denen von Erziehung, als ich meine Wohnung vor drei Jahren bezog, keine Spur zu entdeken war.

Vom Tage ihrer Geburt an ließ ich meine Kinder nicht aus den Augen, und alle meine Freistunden waren ihnen gewidmet; die jüngsten erhielten nie mütterliche Pflege, ich habe sie großgezogen, in ihren Kinderkrankheiten selbst behandelt, und da ich nie ihre Stimmen hörte, so war ich gezwungen, auf ihre leichtesten, unwillkürlichsten Bewegungen zu achten, wollte ich keinen Fehlgriff begehen. Die Kinder, so wie nur einigermaßen das geistige Leben in ihnen erwachte, bewiesen mir, daß sie dies sich gemerkt hatten; auch hatten sie bald gemerkt, daß der Vater ihr Geschrei nicht höre, und wenn er es gewahre, ihnen freundlich zurede, und sie befrage, was etwa ihr Begehr sei (dieses bewerkstelligte ich leicht dadurch, daß ich dem Kinde dasjenige zeigte, wovon ich glaubte, was es eben wolle, z. B. ein Brod, zu trinken, ein Spielwerk), und die Kinder gewöhnten sich bald, das, was sie eben wirklich bedurften, zu wählen; dieses gab ich ihnen dann, indem ich langsam und deutlich den Namen des dargereichten Gegenstandes aussprach, und in Folge dieses Verfahrens hat jedes meiner Kinder noch vor beendigtem ersten Jahre alle ihm vorgezeigten, gewöhnlichen Gegenstände deutlich und richtig benennen können. Mit dem zweiten Lebensjahre meiner Kinder begann ich meinen Unterricht damit, daß sie Alles, was sie verlangten, und früher schon durch Zeichen abverlangt hatten, mittelst der Fingersprache und Schreiben, bevor sie noch einen Buchstaben kannten, richtig fordern mußten. Ich zeigte ihnen immer bei jedem begehrten Gegenstande das ganze Wort gedruckt, geschrieben und in der Fingersprache, und sie lernten es richtig lesen, schreiben und mit der Fingersprache darstellen, bevor sie noch das ABC hersagen konnten; dies lernten sie später, als sie schon viele Worte und ganze Sätze bildeten, in einer Stunde. Ich schlage meine Kinder nie, ich zanke nie mit ihnen; ihre einzige, aber für sie fürchterlichste Strafe ist, wenn ich nicht mit ihnen rede. Sie wissen genau, daß sie reinlich, wahr und unbedingt gehorsam sein müssen, soll der Vater mit ihnen zufrieden sein, und ihre Liebe zu mir hat ihnen, bei aller kindlichen Heiterkeit, einen Grad von Festigkeit gegeben, welchen man bei Kindern dieses Alters selten findet, und der den Leuten, bei denen ich wohne, dergestalt imponirt, daß sie meine Kinder besser, als ihre eigenen, behandeln, besonders, seit sie merkten, daß der Umgang mit meinen Kindern die ihrigen veredelt, denn was ich meinen Kindern lehrte, lehren diese aus freiem Antriebe den Kindern meiner Wirthsleute. Meine Kinder erhalten von mir durchaus keine Spielsachen, ihre Lust ist, daß ich ihnen erzähle und etwas Neues lehre; mein sechsjähriger Gustav zeichnet und malt seiner jüngeren Schwester, was ihr eben einfällt, und erzählt ihr dazu Geschichten; mein ältestes Mädchen befindet sich jetzt in Hamburg, wo mein Freund der Kapellmeister Krebs ihr ausgezeichnetes musikalisches Talent ausbildet. Gustav zeigt die größte Anlage zum Mechaniker, und das fünfjährige Jettchen hält in der Stube, wo wir wohnen, strenge Ordnung, so daß dem Vater nie ein Papier vom Schreibtische kommt. —

Lüge, Neid, Genäschigkeit, und wie all' die anderen gewöhnlichen Kinderuntugenden heißen, kennen meine Kinder nicht. Ich erziehe sie streng religiös, und lehre sie die Formen der Religion, in der sie erzogen werden (der katholischen), achten und lieben, wie es ihre Kirche (ich selber bin Protestant) verlangt. Da auch die jüngeren Kinder viel Liebe und Talent

für die Muſik zeigen, ſo benütze ich dies natürlich, um auf ihre jungen Gemüther einzuwirken, und da ich trotz meiner Taubheit ein ziemlich fertiger Klavierſpieler bin, ſpiele ich ihnen, wenn ich eben Zeit habe, meiſt aus Mozart's Opern vor; weder Guſtav noch Jettchen beſuchten bis zu dieſem Tage noch ein Theater, aber der Knabe hat faſt den ganzen Klavierauszug des Don Juan dergeſtalt im Kopf, daß er jede Melodie richtig ſingt, und Jettchen trillert mit ihrem feinen Stimmchen faſt ſämmtliche ſchwediſchen Lieder der Lind.

Meine Kinder reden und ſchreiben durchaus alle Worte orthografiſch richtig, aber Guſtav und Jettchen bis jetzt nur mit großen lateiniſchen Buchſtaben, wogegen das zehnjährige Dorchen eine feine, elegante und dabei feſte Schrift, die an Varnhagen von Enſes Handſchrift erinnert, in Zeit von kaum einem Jahre ſich aneignete. Guſtav, dem ich ſagte, daß ein tüchtiger Seemann und Mechaniker müſſe gut rechnen können, thut ſich Gewalt an, gut zu rechnen; ich glaube er iſt ſo wenig ein Rechengenie, als ſein Vater, indeß in der Regula de tri dürfte es ihm doch ſo leicht kein anderer Knabe ſeines Alters in Wien gleich thun, und er quält mich eben gewaltig, ihn in die Brüche einzuführen, von denen er in einem alten Rechnungsbuchfragment geleſen hat, natürlich ohne weiter etwas davon zu verſtehen, als daß es ſich hier um gebrochene Zahlen handle; Guſtav hat aber doch gleich ſo viel gemerkt, daß es damit eine ähnliche Bewandtniß wie mit den halben, Viertel-, Achtel- ꝛc. ꝛc. Noten haben müſſe, die er alle gar wohl zu unterſcheiden und zu berechnen weiß, wodurch ich auf den Gedanken gerieth, ob man den Kindern das Rechnenlernen nicht ſehr dadurch erleichtern könne, daß man ihnen die Noten und ihre Geltung kennen lernte. Guſtav muß mir zum Beiſpiel von jeder Note ſogleich auf dem Syſteme nicht nur ihre Sekunda, Terz, Quart, Quinta, Sexte ꝛc. angeben, ſondern auch die ganze Note bis zum 64ſtel getheilt, in jedem mir beliebigen Zeitmaß vortaktiren, was auf das richtige Beurtheilungsvermögen der Kinder, und nicht nur für einen und denſelben Gegenſtand, von einem wahrhaften Nutzen iſt. Die Lebensweiſe meiner Kinder iſt die allereinfachſte; ſie erhalten Brot, ſo viel ſie wollen, Obſt, Mittags Gemüſe, ihr einziges Getränk iſt friſch von dem Brunnen geſchöpftes Waſſer, und indeß im verfloſſenen Winter in ſämmtlichen Nachbarshäuſern die Mehrzahl der Kinder krank lagen und ſehr viele ſtarben, blieben meine Kinder geſund, heiter und wuchſen in die Höhe wie junge Tannen.

Lyſer.

Ein Spielkamerad.

Genrebild.

Von J. Märzroth.

Spielkamerad! — Welch' ein wehmüthiger Ton zittert bei dem Klange dieſes Namens durch unſere Seele, wie ruft er den ſchönen Traum unſerer Jugend aus der Gedächtnißgruft empor. Was gäbe man nicht in ſolchen Augenblicken darum, wenn man wüßte, was aus den Genoſſen unſerer ſchönſten, poeſiereichſten Lebensperiode geworden, wo ſie hingekommen, was ihre Geſchichte ſei!

Unter meinen Spielkameraden nahm einer vor allen Andern einen vorzüglichen Rang ein. Als wir uns kennen lernten, war ich ungefähr im ſechsten Jahre, während er bereits das Zehnte zählte. Er war um ein Bedeutendes größer als ich, und zeichnete ſich überhaupt durch eine ungewöhnliche Länge ſeiner dünnen Beine, ſo wie durch eine gewiſſe Geſtrecktheit ſeines ganzen Körpers aus. Er war der Sohn blutarmer Eltern, welche zu ebener, ja man konnte ſagen — unter der Erde wohnten. In demſelben Hauſe, aber im erſten Stokwerke, verlebte ich einige Jahre meiner Kindheit. Es herrſchte alſo zwiſchen mir und dem langen Knaben ein großer Abſtand, eine Kluft, welche Erwachſene gewiß für ſchwer überſteigbar gehalten hätten, während wir glücklichen Kinder trotz „erſtem Stok und ebener Erde“ bald in die innigſte Verbindung geriethen.

Nazi, ſo hieß dieſer Spielkamerad, war ein ſeelenguter Knabe, der Alles eher ertragen konnte, als mich in Thränen zu ſehen. Er gab mir mit wahrer Lammsgeduld in Allem nach, er ließ mich auf ſeinem Rüken ſitzen, während er ſelbſt mit unnachahmlicher Geſchicklichkeit die ſtolzen, unruhigen Geberden eines feurigen Araberpferdes nachzuahmen wußte, er ſchenkte mir ſeinen ganzen reichen Vorrath blanker Meſſingknöpfe, von denen im Hauſe die Sage ging, daß Nazi ſie mit bewundernswerther Meiſterſchaft den ahnungsloſen vorübergehenden Lions — damals Stuzer genannt — von den Frakſchößen abgeſchnitten habe, was aber gewiß pure Verläumdung war, denn Nazi war niemals tükiſch oder hinterliſtig, und die offene Seele leuchtete unläugbar aus ſeinen klaren, blauen Augen hervor; er tröſtete mich wenn ich Kummer hatte, und er wußte mich auch immer bald durch allerlei ſchnurrige Streiche aufzuheitern, und ich hatte ihn auch darum ſo herzinnig lieb, daß ich ein Mal, als Nazi eben mit einem Kutſcher des Hauſes in die „Schwemme“ reitend, freundlich zu mir herauflächelte, nahe daran war, dem lieben guten Jungen gerade zum Fenſter hinaus um den Hals zu fallen. — In die Schwemme reiten aber, das war Nazi's Leidenſchaft, und wenn er ſo barfuß, mit hinaufgeſtreiften Nankinghoſen, in Hemdärmeln, und die Flachshaare unbedekt im Winde flattern laſſend, auf dem ungeſattelten und ungezäumten Gaule ſaß, und feſt die ſchwarze Mähne um die eine Hand gewikelt hatte, während die andere mutzig den Hals des Pferdes klopfte, da war Nazi — man ſah's ihm an — unausſprechlich glüklich, und nicht um ein Königreich hätte er da von dem Gaule gelaſſen.

Wie beneidete ich aber auch Nazi darum! — Doch ich durfte niemals in den Hof hinab, wie konnte alſo mein unwiderſtehliches Gelüſte, auch einmal in die Schwemme zu reiten, befriedigt werden? — Nazi hatte mir meinen Schmerz und meine Sehnſucht an den Augen abgeſehen, und er dachte einmal eine ganze Stunde darüber nach, wie er vielleicht mir zu Liebe das Pferd auf den Gang im erſten Stokwerke hinaufbringen könne. Ich war begeiſtert von dieſer Idee, denn ich wußte, daß Nazi Alles für mich unternahm, aber bald ſtürzte mich ſein Geſtändniß, daß die Sache doch durchaus unausführbar ſei, wieder aus meinem Himmel. — Er ergriff aber meine Hand und ſagte in entſchiedenem Tone: „Sei ruhig, Du ſollſt in die Schwemme reiten!“

Ich ſah ihn mit großen, ungläubigen Augen an, er winkte mir geheimnißvoll zu, und

ich lebte mehre Tage in außerordentlicher Aufregung. Endlich — Natzi hatte es so einzurichten gewußt, daß die Pferde zu einer Zeit in die Schwemme geritten wurden, während welcher meine Eltern nicht zu Hause waren — endlich erschien Natzi vor mir, nahm mich an der Hand und sagte blos: „Komm'!“

Ich bin nicht im Stande, die Gefühle zu schildern, welche mich damals bestürmten, und ich sage nur, daß ich mehr träumend als wachend mit Natzi über die Stiege hinabschwebte. Ich hörte den Gaul wiehern, es war Musik für meine Ohren, ich sah mich schon im Geiste hoch oben zu Rosse, in der „Schwemme“ von plätschernden, schaumsprizenden Wellen umflüstert. — Wir waren beim Hofe angelangt, — da erschien die düstere Gestalt meines Hauslehrers am Eingangsthore, und es war mir bei seinem Anblike, als ob der Himmel donnernd über mich zusammen bräche. — Ich ward auch bald von den dürren Lehrerhänden ergriffen und mit strenger Strafe bedroht. Natzi schwor hoch und theuer, daß ich unschuldig sei, daß er mich gewaltsam herabgeschleppt habe; man hörte ihn nicht, man untersagte ihm, sich mir je wieder zu nähern, — ich ward hinaufgebracht, und als ich mich umsah, da stand Natzi mit Thränen im Auge, dabei aber mit dem Fuße stampfend.

Von da an sahen wir uns seltener und verstohlen, aber wenn wir uns sahen, da waren wir um so glüklicher, denn gerade das Gefühl der Trennung schloß unsere Herzen nur um so inniger aneinander. Natzi gab mir fortwährend zahllose Beweise seiner treuen Freundschaft, und als ich mit meinen Eltern nach einem anderen Stadttheile zog, und ich nun wußte, daß ich meinen lieben Natzi vielleicht erst nach Jahr und Tag wieder sehen dürfte, da hätte ich vor Schmerz vergehen mögen! — Beim Abschiede hielten wir uns lange bei den Händen. Keiner von uns sprach ein Wort. Endlich griff Natzi in die Tasche, brachte einen großen, eingekerbten Messingknopf hervor, überließ dies, sein Theuerstes, mir zum Angedenken, und war plötzlich davon gelaufen, wahrscheinlich um seine Rührung vor mir zu verbergen.

O, es war ein herzensguter Junge! — Jahre vergingen, und ich sah Natzi nicht wieder. Die mancherlei neuen und wechselnden Lebensverhältnisse, in die ich gerieth, verwischten Natzi's Bild immer mehr und mehr in meinem Gedächtnisse, und ich gestehe es zu meiner Schande, daß mir Natzi nach zehn Jahren nicht ein einziges Mal mehr in den Sinn kam. — Ich verließ auf einige Jahre die Vaterstadt, bis ich das Heimweh nicht länger mehr ertragen konnte, und auf Flügeln der Sehnsucht wieder zurükkehrte.

Die erste Gasse, welche mein Fuß betrat, war jene, in welcher das Haus stand, das mich und Natzi einst beherbergte. In der Zeit meiner Abwesenheit hatte die Straße durch entstandene Neubauten eine fremde, kalte Fisiognomie erhalten; desto heimischer fühlte ich mich aber, als mein Auge auf jenes unverändert gebliebene Haus meiner Kindheit fiel, das nur etwas genirt zwischen den hinzugekommenen stolzen und hoch emporragenden Bauten erschien. Mit der unaufhaltsam hervorbrechenden Erinnerung an die in diesen Räumen verlebte Kindheit, trat auch bald immer deutlicher das Bild meines Spielkameraden vor meine Seele, und als wäre es eine Hauptaufgabe meines Lebens gewesen, ich mußte in das Haus hinein.

Wehmüthig ſtand ich im Innern des wohlbekannten Gebäudes; es war noch Alles ſo wie es vor ſo und ſo vielen Jahren war, ſelbſt der Ziehbrunnen ſchien mir noch daſſelbe Geächze und Gequike zu haben, wie damals; der wohlthuende Odem meiner Kindheit hauchte mich an, es ward mir ſo wohl und ſo weh, — aber wohin ich mich wandte, da blikten mir wildfremde Geſichter entgegen, und Niemand wußte etwas von Nahi. Außer Nahi's Namen war ich keine näheren Daten über ihn zu geben im Stande. Die Leute ſahen mich gar verwundert an, und Einer ſagte ziemlich ſpöttiſch: „Es wird ſchwer halten, etwas von Ihrem Nahi zu erfahren, denn es gibt auf der großen Welt viele Nahi!“ — Ich ſah ein, daß meine Nachforſchungen vergeblich ſeien, und gedankenvoll ſchritt ich von dannen.

Es waren ungefähr 18 Jahre, ſeit ich Nahi das letzte Mal geſehen hatte, da wanderte ich eines Tages ſinnend durch die lärmenden Straßen meiner Vaterſtadt. Ich hatte in dieſer Zeit eben wieder bittere Erfahrungen gemacht, Freunde hatten mich verrathen, mein Vertrauen zu den Menſchen hatte tükiſche Stöße erhalten, und es war gerade damals eine ſo ſchwarze Stunde über mich gekommen, daß ich den Plan zu einem förmlichen Diogenesleben auszubrüten begann. — Da faßte mich Jemand am Arme. Ich ſah mich um, und der elegante Chevalier X. ſtand vor mir.

„Gut, daß ich Sie gerade hier treffe,“ ſagte er, „kommen Sie mit mir. Baron S., der ſich für Sie zu verwenden verſprach, reiſt in dieſer Stunde ab, und es wäre gut, wenn Sie ſich jetzt bei ihm beurlaubten.“ — Dies aber paßte gerade ſehr wenig zu meiner Gemüthsſtimmung, und ich begann mich hinter allerlei Ausflüchte zu verſchanzen.

„Paperlapa!“ rief der Chevalier. „Kommen Sie nur. Wenn man Sie nicht gewaltſam fortzieht, kommen Sie nie zu etwas.“

Und er hängte ſich in meinen Arm und zog mich mit ſich fort. In der betreffenden Gaſſe angelangt, erblikten wir bereits den zur Abfahrt gerüſteten eleganten Reiſewagen des Baron S.

„Geſchwinde!“ drängte der Chevalier, und als wir hinkamen, war es wirklich die höchſte Zeit, denn der Herr Baron hatte bereits die letzten Händedrüke an mehre Freunde ausgetheilt und ſaß ſchon ungeduldig im Wagen. Wir traten hinzu und wünſchten ihm glükliche Reiſe.

„Ich werde bei Gelegenheit Ihrer gedenken, Herr M.,“ ſagte mit einer faden Protekzionsmiene der Herr Baron zu mir, und lehnte ſich nachläſſig in den elaſtiſch-gepolſterten Wagen zurük.

Bei Nennung meines Namens aber blikte des Barons Kutſcher, ein langer, bebärteter Burſche, raſch auf uns hinab. Sein Auge ſuchte unruhig umher, er ſtieg endlich, trotz des Barons unfreundlicher Mahnung zur Abfahrt, gar vom hohen Bok ab und trat ſchüchtern auf mich zu.

„Verzeihen Sie,“ ſagte er in einem vor Unruhe bebenden Tone zu mir, „aber ich muß es wiſſen, — ſind Sie Herr M.?“

Ich bejahte verwundert, auch die Uebrigen warteten neugierig, was da kommen ſollte.

„Sind Sie Herr J. M.?“ fragte der lange Burſche, ſichtlich noch aufgeregter, fort.

Als ich dieß ebenfalls beſtättigte, ergriff er treuherzig meine Hand und in einem unausſprechlich rührendem Tone ſagte er: „Kennen Sie den Natzi nicht mehr?“ —

„Natzi!“ rief ich, überwältigt von der magiſchen Gewalt der Jugenderinnerung, und machte mir im Stillen Vorwürfe, daß ich Natzi nicht gleich an den großen, treuherzigen, blauen Augen erkannt hatte, und zur allgemeinen Verwunderung, und unter mancherlei Gloſſen der Umſtehenden fielen wir einander in die Arme. —

„Was machſt Du, wie geht's Dir lieber J.?“ fragte er endlich mit wahrhafter, wohlthuender Theilnahme, und eben wollte ich, Alles um mich her vergeſſend, den Schleier von unſeren bisherigen Lebensſchickſalen gegenſeitig lüften, da ergriff mich der Chevalier ziemlich unſanft am Arme, und mich auf das „Unſchickliche der Situation“ aufmerkſam machend, ſuchte er mich zu entfernen.

„Es thut mir leid,“ ſagte mit ſchneidender Ironie der Herr Baron zu mir, „aber ich will heute Abends ſieben Uhr noch in P. ſein. Ich bitte alſo auf ein anderes Mal.“ —

„Ignatz,“ wandte er ſich barſch an meinen Spielkameraden, „mach', daß du fort kommſt.“

Natzi gehorchte, warf einen herzinnigen Blik auf mich, ſtieg auf den Kutſchbok, und bald raſſelte der Wagen von dannen. —

„Aber was haben Sie denn da gemacht?“ ſagte der Chevalier verdrießlich zu mir.

„Er war mein Spielkamerad“ ....

„Zum Gukuk!“ meinte der Chevalier, „wenn wir mit allen unſeren ehemaligen Spielkameraden auch in ſpäteren Jahren fraterniſiren wollten, wir würden, bei Gott, höchſt erbärmliche Figuren ſpielen!“

Er verließ mich mit flüchtigem Gruße, und ich wußte, daß ich ſo Manchem nun zum Gegenſtande des Spottes geworden ſei. Immerhin, dachte ich mir und hatte noch ſonſt allerlei Gedanken dabei, Gedanken, von denen es vielleicht gut war, daß ich ſie nicht laut ausſprach.

Später erfuhr ich, daß Natzi ſeinen Herrn auf der Reiſe verlaſſen hatte, und mit einer andern Herrſchaft nach London gegangen ſei.

Der Himmel weiß, ob wir uns je wieder treffen werden, aber, treffen wir uns, ſo will ich dem ehrlichen Natzi, trotz allem Naſenrümpfen der Beglacehandſchuhten, um den Hals fallen, denn „die Augen ſind der Spiegel der Seele,“ und ſo liebe, treuherzige, truglose, blaue Augen, wie Natzi ſie hatte, habe ich, ſo ſehr ich auch ſeither darnach ſuchte, noch nicht gefunden. —

Ueber George Sands neue Novelle:

La Mare du Diable.

Es iſt ſehr oft bemerkt worden, daß der Geiſt der Frauen, wenn er nicht bloß geſellſchaftlich anregend', ſondern in den mannigfachen Formen des Denkens und der Kunſt ſich

äußert, jener lebensvollen Freiheit entbehrt, durch welche allein, Werke der Einbildungskraft auf uns zu wirken im Stande sind. Das Beste und Wahreste in ihren Beobachtungen wird verletzend, weil Standpunkt und Gesinnung, nicht hoch und bestimmt genug erscheinen; ja selbst Gefühl und Witz, Gaben, welche der Frauenwelt besonders eigen sind, üben nur halb ihre Wirkung, weil wir eine Ueberlegenheit nicht gerne eingestehen, die kämpfend und doch schüchtern, mit etwas zu großem Selbstbewußtsein sich geltend macht. —

Die meisten Schriftstellerinnen sind in diesem Falle — schlagende Beispiele unter den Lebenden wären leicht anzuführen — bloß wenige von wahrer Ueberlegenheit, haben es verstanden, sich selbst zu kennen. Rahel Varnhagen von Ense bewahrte der reinste Sinn und die durchdringendste Einsicht vor solchen Klippen; bildendes Vermögen sprach sie sich gänzlich ab. — Unter den Frauen, welche in Allem sich versucht, kennen wir nur Eine, welche die mannigfachsten Urtheile eine Zeitlang angeregt und am Ende jeden Tadel zum Schweigen gebracht hat. — Wir meinen George Sand. —

Wir versuchen es hier nicht, die ganze reiche Thätigkeit ihres Geistes zu betrachten; sondern bloß eine kleine Erzählung vorzuführen, die uns an und für sich von großem Interesse geschienen hat, noch mehr aber, weil sie das Erholen einer durch Ueberreiz ermüdeten Seele auf das glücklichste verkündet.

Den Deutschen wie den Franzosen ist die Zeit noch sehr wohl im Gedächtniße, in welcher unternehmende, rege Geister, den ganzen Kreis der Gesellschaft mit allen ihren Höhen und Tiefen zu durchmessen unternahmen. Heftig stürmten sie durch alle Wogen menschlicher Lust, durch alle Gluthen menschlichen Leidens, und wie auf glücklichen Inseln, ruhte nur manchmal Sinn und Auge auf besseren Stoffen künftiger Veredlung. — So entstanden Bücher, denen man die üble Nachrede nicht ersparen konnte, und die am Ende Jedermann las.

George Sand, ein entwikelungsfähiger Geist, wie nur Einer, entsagte es auf kurze Zeit, bloß das Spiel der Leidenschaften zu entwirren, um mit dem inneren Getriebe der Gesellschaft, ihren Schwächen, ihren fast krankhaften Treiben sich ausschließend zu beschäftigen. Wie Beranger glaubte sie, es träfe eine Zeit ein, in welcher die Muse Anderes als bloße Lust verfolgen müsse, und Frankreich zu belehren stünde ihr eben so gut an, als es zu ergötzen.

So entstanden die sogenannten gesellschaftlichen Romane: des Handwerkers Wanderungen durch Frankreich, Consuelo und die Gräfin von Rudolstadt. In allen diesen Werken erkennt man den Meister, und die Szene in Venedig im ersten Bande der Consuelo, der Gesang in der Kirche, das dem Tizian entnommene Kolorit und die unvergleichliche Anmuth der Gestalten, ziehen unwiderstehlich an; aber wie verdunkelt wird der Geist, sobald man in das düstere Leben und in die schrekenvollen Abgründe tritt, in welchen unheimliche, keines Lebens fähige Wesen, gleich bangen Träumen den Bösen fesseln und erschreken. Wie oft mag die Dichterin selbst aus so beengenden Grüften in freie, blumige, geliebte Räume sich gesehnt haben! — Aber sie hielt den Ehrgeiz, den Roman und ihr herrliches Talent zum Dienste, gewissen unserem Gefühle nach chaotischer Ideen, als Träger zu bereiten, und später Zukunft als Seherin und Denkerin zu erscheinen.

Iſt indeſſen, nach dem Ausſpruche des franzöſiſchen Dichters, allein die Wahrheit liebenswerth, ſo muß nothwendig das Vergriffene, Falſche, ſtatt anzuziehen, heftigen Widerſtand erregen, und war es natürlich, daß die Verfaſſerin mit zu lobender Willenskraft ihren Stoff zu Ende brachte, ſo führte ſie doch bald ihr Sinn Neuem und Glücklicherem zu. Erſchöpft und verlegen ſah ſie ſich, wie Lord Byron, nach einem Helden um; Don Juan, des brittiſchen Dichters glückliches Werk, hatte hier nicht mehr genügen können, Fauſt hätte ſie in magiſche Kreiſe zurückgezogen, denen ſie kaum entronnen war, und ſo warf ſie ſich entſchloſſen in die Natur, in einfache, menſchliche Bezüge, die ewige Leidenſchaft, die Liebe, ſuchend und findend. Fliehen wir nicht Alle aus dem heißen Gewühl des Lebens in ihre heiligen Schatten? wie durch große Gedanken wird durch ſie die Seele höher, und das Toben des Gemüthes bringt ſie, wo nicht zur Ruhe, doch zum Schweigen. — George Sand wählte dießmal die Idylle. — Von jeher hat dieſe Dichtungsart durch die Herrlichkeit und Anmuth der ſie einſchließenden Welt die größten Meiſter angezogen, und nie hat ſelbſt die Muſe der heroiſchen Kunſt und der ſtolzeſten Geiſter es verſchmäht, neben das Heldengedicht die Eclogue zu ſtellen. — Sie führt aufs Neue uns in die Landſchaften des Berry; dort iſt ſie geboren; dort hat in ungeſtörtem Weben entlegene Vorzeit mit eurem Geiſte ſich verbunden, blühende Hecken ſchließen die Felder ein, auf Weiden ſieht man fein geformte Pferde, ſchon tragen Menſchen das Gepräge ſüdlicher Bildung, und unbewußt ſpielt Fantaſie und Sage mit dem Leben. — Hierher führt uns die Dichterin, nicht in den Park, Zeuge der Liebe und der Glut Valentinens, ſondern zu ruhigen Häuſern. Aber der Empfang iſt dort gaſtlich und die Erinnerung ſo lebhaft, ſo freundlich und ſo reizend, wie im Schloſſe.

Verſuchen wir es die einfache Geſchichte zu erzählen!

Peter der Bauer, iſt zu acht und zwanzig Jahren mit drei Kindern Witwer geblieben. Sein Schwiegervater wünſcht, daß er ſich zum zweiten Male verheirathe, um den verwaiſten Kindern die Pflege der Mutter wiederzugeben. Im nahen Dorfe wohnt eine junge Witwe mit einigem Vermögen, dieſe hat der Schwiegervater für ſeinen Eidam im Auge. —

Peter gehorcht dem Rathe des Alten. Das Andenken an die todte, treue Gefährtin, muß dem Gefühle dringender Pflichten weichen, und mit ergriffenem, traurigem Gemüthe iſt er entſchloſſen in das Dorf zu gehen, in dem die reiche Witwe lebt. — Sein beſtes Pferd der Graufchimmel, iſt geſattelt, und er will fort. Da kommt die Nachbarin, die alte Gallete mit der jungen Marie, ihrer Tochter. Das Mädchen iſt ſechzehn Jahre alt, die Armuth aber treibt ſie vom Hauſe der Mutter fort, um auf einem nahen Hofe als Hirtin in die Dienſte eines Fremden zu treten. Die Wege der Beiden ſind faſt dieſelben. Peter nimmt die Kleine hinter ſich aufs Pferd und ſie reiten fort; er in Träumen verſunken, ſie weinend, Beide einander ganz ferne und doch auf demſelben Pferde. Bei einem Buſch, an der Krümmung des Weges erblicken ſie auf einmal ein ſchlafendes Kind. Sie erkennen es bald; es iſt Peter der kleine Sohn des Bauern. Der Junge hatte ſich in den Kopf geſetzt, den Vater auf ſeinem Ausfluge zu begleiten, er war des Morgens derb abgewieſen worden, iſt aber noch keineswegs entſchloſſen nachzugeben — Eine Stunde weit, an einer Stelle, wo der Vater vor-

über muß, hat er ihn erwartet, iſt aber indeſſen eingeſchlafen. Der Vater weckt den Knaben auf und ſchilt ihn, daß er ſo weit vom Hauſe und auf offenem Felde ſchlafe. Da rükt der Kleine mit ſeinem ganzen Plane hervor. Peter will ſtrenge ſein und ihn nach Hauſe ſchiken. Aber das Kind fängt zu weinen an, der Vater widerſteht ſolchen Waffen nicht, und auch Mari verwendet ſich für den Knaben, der ihr augenbliklich gut wird. Sein Spiel iſt gewonnen, und der Grauſchimmel trägt drei Reiter.

Und jezt beginnt eigentlich, in ganzer, ländlicher Anmuth, die Handlung des Teufelsmoores; Peter verirrt ſich und bringt mit ſeinen zwei Reiſegefährten eine feuchte, kalte Nacht unter freiem Himmel zu.

Unſere Dorfbewohner ſchlagen ihr Lager in der Nähe des Moores auf, das der Novelle den Namen gibt. Bei ſo trübem Geſchik entwikelt ſich der Verſtand und die Güte des jungen Mädchens ganz; ſie macht Feuer an, bereitet erfinderiſch ein Nachtmahl; das Kind hängt leidenſchaftlich an dem Mädchen. Mit ausnehmender Feinheit hat George Sand die kluge und liebe Weiſe geſchildert, mit welcher ſelbſt Frauen, die nie Mutter waren, Kinder zu behandeln wiſſen. — Begreift wohl Einer den Hyppolitos des Euripides, der die Frauen aus der Welt verdrängen möchte? — Werden ſie nicht uns Allen, in dem Leiden des Geiſtes, des Körpers und des Lebens heilige Quellen des Glükes?

So mochte wohl auch der Held unſerer Erzählung gedacht haben.

Wie Marie mit dem Kleinen ſo freundlich beſchäftigt iſt, verliebt ſich Peter vollk ommen in ſie. Das Kind iſt eingeſchlafen, Peter nähert ſich dem Mädchen, erklärt ihr auf etwas verlegene Weiſe ſeine Liebe, und daß er ſie heirathen wolle. Marie gibt eine ausweichende Antwort; ſie meint er wäre zu reich für ſie und auch zu alt. In Berry ſind Männer von acht und zwanzig Jahren für Mädchen von ſechzehn ſchon zu alt.

So vergeht die Nacht, ohne daß Peter einige Hoffnung bekommen hätte; mit Anbruch des Tages reitet er bekümmert weiter in das Dorf, wo die reiche Witwe lebt und in deſſen Nähe Marie in die Dienſte eines Fremden treten ſoll.

Nicht eben in der Stimmung eines Freiers gelangt Peter ans Ziel ſeiner Reiſe. Die Witwe macht auf ihn den unangenehmſten Eindruk. Sie iſt eine ſchlechte Wirthin und kokett. Er bricht ſchnell die Unterhandlungen ab, in welche ein Verwandter der Witwe mit diplomatiſcher Feinheit ihn umzuſpinnen bereits begonnen hat, ihn treibt es fort. An derſelben Stelle nahe am Waſſer, wo die Liebe ſein Herz ſo raſch und ſo ſtark ergriffen hat, trifft er aufs Neue das junge Mädchen, das von den Nachſtellungen eines gewaltthätigen und zügelloſen Herrn flüchtend in das Dorf zurükgekehrt. — Er bringt ſie zu ihrer Mutter, wagt aber nicht um ſie zu werben und wird vor Kummer blaß und mager. Seine Eltern forſchen nach dem Grunde ſeiner Betrübniß, die es gerne verbergen mochte. Er erzählt ſeine Pein und die Alten lächeln beruhigend und rathig, ſie wenden ſich an das Mädchen und rathen ihm dann ſelbſt mit ihr zu ſprechen. Zitternd ſucht ſie Peter auf und findet ſie am Feuer in dem kleinen Hauſe. Seine Liebe hat auch ihr Herz berühret und ſie wird ſein Weib.

Dieſe letzte Szene iſt rein und glühend, wahr wie die Liebe und die Natur und von ſo feurigem Hauche, wie die Idylle des Griechen.

Wir wiederholen es, die ganze Erzählung iſt eben ſo anmuthig als einfach. Nicht der kleinen Anzahl der handelnden Perſonen wegen, auch nicht, weil bloß Landleute und Dörfer geſchildert werden. Der Grund des innigen Vergnügens, das wir beim Leſen fühlten, liegt in der Wahrheit ſelbſt und in dem eigenen Zauber, den ſie ausübt. Der Roman des „Arſantes“ mit allen darin ſich bewegenden Menſchen iſt ſo einfach wie die kleine Dorfgeſchichte, und der Held mag ein Bauer ſein oder ein Spieler oder venezianiſcher Nobile, wir werden immer angezogen, ſobald wir Licht, Leben und eine große Leidenſchaft erkennen. Haben wir nicht den engen Schauplatz des Salons oder einer Wieſe mit wenigen aber anſpruchsvollen Menſchen angefüllt und die einfachſten Sitten durch falſche Schilderung entſtellt geſehen? — Aber die Hand unſerer Schriftſtellerin iſt ſo fein und ſo ſtark, daß ſie, wie die Paladine in den Liedern der trouvères bei Frauen liebenswürdig und im Kampfe muthvoll das Verſchiedenſte zart und ſicher faßt, und ſo hat ſie das mannigfachſte Leben mit glänzendem Auge geſehen und gezeichnet, und von den Verirrungen Lelias und Indianas bis zur Liebe der kleinen Hirtin folgen wir ihr leicht und gerne.

Paris. L. L.

Künſtler, Virtuoſen und Wunderkinder.

Saphir's „Humoriſt“ erzählte kürzlich von einem kleinen Mädchen, welches Walzer wie Strauß, Lieder wie Schubert, Kirchenſtüke wie Paläſtrina, und endlich eine Oper komponirt haben ſoll. Es ſei die Kleine von einer Dame gefragt worden: „Wie weit ſind Sie ſchon mit Ihrer neuen Oper?“ Die Antwort der kleinen Komponiſtin habe gelautet: „Ich bin jetzt bei den Baßnoten, womit ſie dann in aller Unſchuld verrathen, was es mit ihrem Componiren für ein Bewandtniß habe.“

Die Anekdote mag nun wahr ſein oder nicht, karakteriſtiſch und ſehr wahrſcheinlich iſt ſie jedenfalls und ſie bietet mir einen willkommenen Anhaltspunkt einmal das auszuſprechen, was ich ſchon ſo lange auf dem Herzen trage und was doch endlich einmal ausgeſprochen werden muß: ſoll die göttliche freigeborne Kunſt, beſtimmt die Menſchen zu begeiſtern, zu veredlen und zu erheben nicht endlich ganz und gar zur feilen Dirne unſerer Modethorheit herab ſinken.

Wien, die größte und reichſte Stadt Deutſchlands, zählte von jeher nicht wenige wahrhaft große Künſtler zu den Seinen, eben ſo wenig fehlte es hier an wahrhaft gediegenen Kennern und Beförderern des Wahren und Schönen, und betrachten wir die in Wien vereinigten Kunſtkräfte — ich muß immer hierauf zurükkommen, denn es kann nicht zu oft darauf hingewieſen werden! — ſo iſt es gewiß, daß keine andere Stadt, ſelbſt Paris nicht, ſich in dieſer Hinſicht mit Wien meſſen könnte. Mittel, die herrlichſten! ſind in Wien im Ueberfluß vorhanden, allein für das Herrlichſte, Höchſte, was damit geleiſtet werden könnte, hat nur der allerkleinſte Theil des Wiener Publikums Sinn und Gefühl.

Die Mehrzahl will nur unterhalten ſein, aus dieſem Grunde iſt im Augenblik Strauß unter allen Komponiſten der Liebſte und jede ſeiner neueſten Walzerpartien wird von der Menge mit einem Jubel begrüßt, der uns in den Augen der Ausländer, je mehr dieſe das wahre Verdienſt des „Walzerkönigs“ anerkennen, lächerlich macht, ja uns herabſezt, wenn man ſich daran erinnert, wie es den großen Todten Mozart, Beethoven und Gluck in Wien erging, und noch bis auf den heutigen Tag ergeht. Eine Oper von Gluck auf unſerer Bühne zu hören, iſt ein frommer aber vergeblicher Wunſch, und in welcher Geſtalt hier Mozart's Meiſterwerke zur Aufführung kommen, darüber wird im Auslande — leider mit Recht! nur zu arg räſonirt. Den noch lebenden deutſchen Meiſtern geht es nicht viel beſſer. Marſchner mußte Wien verlaſſen, ohne ſeinen „Templer“ hier zur Aufführung gebracht zu haben, Füchs mußte mit ſeinem „Guttenberg“ ſich an eine Provinzial-Bühne wenden, Kücken verließ ebenfalls Wien wieder, ohne für ſeinen „Prätendenten“ mehr als die Hoffnung mitnehmen zu können, daß derſelbe doch ſpäter vielleicht aufgeführt werde. Auch Meyerbeer konnte keine Aufführung ſeiner Opern, wie er ſie in muſikaliſcher Hinſicht wünſchte, im Opernhauſe durchſezen, und kehrten Mozart und Beethoven wieder, ſie würden hier für die Aufführung ihrer Werke nicht weniger Schwierigkeiten finden, als dieß bei ihrer Lebenszeit der Fall geweſen iſt. Freilich dieſe Werke ſind nicht ſo amüſant, ſie haben nicht das Pikante der jezt beliebten muſikaliſchen Unterhaltungen, wie ſie Mode ſind. Die Mode will nicht mehr, daß man tanzt, ſie will aber, daß man Tanzmuſik mit anhört. Die Mode kümmert ſich wenig um den wahren Künſtler, weil dieſer nur nach dem Wahren und Aechten in der Kunſt ſtrebt, aber ſie iſt entzükt über die Virtuoſen, über die Arroganz derſelben, und die oft mehr als bengelhafte Manier mit der ſie auftreten, daß Mozart einen „Don Giovanni,“ einen „Figaro,“ die „Zauberflöte“ und ſein Requiem ſchrieb, davon iſt ja nichts zu verwundern, dafür war er ein großer Komponiſt; aber wenn ein kleines Mädchen Walzer, Lieder, Kirchenſtüke und vollends eine Oper komponirt, das iſt merkwürdig, pikant, unterhält, gibt zu reden, amüſirt! Und unternähme es Einer, was ich für keine ſo große Unmöglichkeit halte, einen Affen abzurichten, daß er Klavier ſpielte, dieſer Virtuoſe-Affe würde alle Wunderkinder und Virtuoſen, den Liszt an der Spize, ſchlagen, denn es wäre für den größten Theil des modernen Wiener noch um Vieles amüſanter und intereſſanter, von einem Affen als von Liszt Schuberts „Erlkönig“ vortragen zu hören.

Daß dieſe Thorheit des Publikums eine Menge Spekulazionen hervorruft, die alle darauf hinauslaufen, von der Thorheit möglichſt großen pekuniären Gewinn herauszuleken, verſteht ſich von ſelber! ſo wie es nicht erſt des weiteren Nachweiſes bedarf, wie die wahre Kunſt dadurch immer mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt wird, wie in dieſem wüſten Treiben der wahre Künſtler, der es nicht über ſich vermag, das ewig Schöne und Wahre um ſchnöden Gewinnes willen zu verleugnen, unbeachtet verkümmern kann, indeß der Charlatan vergöttert, mit Geld und Orden überſchüttet wird.

Welch' ein, das Publikum, wahrhaft entehrendes Mißverhältniß ſtellt ſich heraus, wenn wir zuſammenrechnen, was ein Mozart, ein Beethoven, ein Schiller, Uhland,

Rückert, Grillparzer — ja selbst der besser bedachte Goethe für ihre unsterblichen Schöpfungen erhielten und dagegen die Unsummen betrachten, die einer Tänzerin, einem Klavierpauker und einer oft schon halb stimmlosen Sängerin zugeworfen werden! Und wird nicht oft gerade das Verfehlteste, Verwerflichste am meisten bejubelt und am reichlichsten belohnt? Ich erinnere an Liszt, der in seiner gemachten Genialität den Beethoven oft so spielt, daß er nicht wieder zu erkennen ist, und der eben dann am meisten bejubelt wird — ich erinnere an die Lind, die in neuester Zeit es sich ordentlich zum Gesetz gemacht hat, die Karaktere, die sie darstellt, gerade von der falschen Seite aufzufassen, um dadurch zu verblüffen, was ihr denn auch meisterlich gelingt. Vor ihren Berliner und Wiener Triumfen war die Lind eine wirkliche Künstlerin in ihrem Genre (dem zart lirischen) sogar unübertrefflich und wahrhaft begeistert für die Kunst, schon bei ihrem ersten Gastspiel in Wien fand ich sie sehr, und nichts weniger als zu ihrem Vortheil, verändert, und jetzt ist sie nichts mehr als eine lediglich auf ihrem Vortheil bedachte Gauklerin. Das ist ein hartes Wort, aber es ist ein wahres, und in Schweden selbst wird die Lind, wie sie jetzt ist, auf keinen Fall, jene Liebe, jene verdiente Verehrung wieder finden, die ihr früher dort zu Theil ward! und daran ist das deutsche Publikum mit seiner albernen Ueberschätzung des bloßen Virtuosenthums Schuld.

Selbst Liszt's beste Freunde können es sich nicht verhehlen, daß der eigentlich innere Werth seiner Original-Kompositionen = 0 ist, daß seine Uebertragungen der Kompositionen anderer Meister fürs Klavier sehr oft dem Geiste des Originals ganz und gar entgegen sind, dennoch: werden ihm diese Machwerke nicht mit Gold von den Verlegern aufgewogen? werden sie nicht von dem modernen Publikum eifrig gekauft, indeß talentbegabte Komponisten vergeblich sich müßen, für ihre werthvollen Arbeiten einen Verleger zu finden, der ihnen aus besonderer Großmuth ein paar Gulden dafür zahlt?

Es ist wohl Pflicht eines Jeden, der es redlich mit der Kunst meint, im Interesse der Kunst wie des wahren Künstlers gegen dies entwürdigende Treiben mit allen Waffen zu Felde zu ziehen, deren ein Mann von Ehre in solchem Falle sich erlaubter Weise bedienen darf. Ohne Rücksicht auf Persönlichkeiten, und wie viel oder wie wenig diese gelten, werde die ganze Erbärmlichkeit des leeren Virtuosenthums gegeißelt und die Thorheit, die dessen Anmaßung Vorschub leistet, kein Wort des Spottes und des Zornes ist, zu bitter für das Wunderkinderthum und seiner Lüge, denn undenkbar bleibt es, daß, was selbst ein Genie wie Mozart, sich erst nach jahrelangem eifrigen Studium erwerben konnte, einem kleinen Mädchen so ohne weiters angeflogen sein sollte, wo sich früh ein außerordentliches Talent kund gibt, wäre es ein Verbrechen, es nicht auszubilden, denn eben, wo sich ein Talent früh offenbart, ist dies ein Wink der Natur, daß es früh und richtig gepflegt werde; ist dies der Fall, so wird allerdings das Resultat auch für spätere Jahre ein erfreuliches, für die wahre Kunst nutzbringendes sein, wie dies bei den Geschwistern Lewy, dieser wahrhaft ausgezeichneten Künstlerfamilie, der Fall ist. Aber welch' ein gewissenhafter, streng prüfender, unterscheidender Lehrer war der Vater Lewy auch, wie vermied er beim Unterrichte seiner Kinder alle

Quälerei und Treibhauskunſt! Lewy's Kinder waren in der That Wunderkinder, da ſie bei aller Luſt und Liebe für die Muſik doch freie unbefangene Kinder blieben, ſie lernten, was Kinder lernen können ohne abgerichtet zu werden, dafür ſind aber auch Karl und Richard wie ihre Schweſter Frau von Pariſh-Alvars noch jetzt Künſtler in vollſter Bedeutung des Worts, wie denn auch noch ein als Künſtler ausgezeichneter Oheim ihnen in Dresden lebt.

Möchten doch alle in Wien lebenden wahren Künſtler zuſammen treten zu einem Schutz und Trutzbündniß wider alle falſchen Propheten, wie ſie jede neue Konzertſaiſon uns zuführt. Es iſt einmal Zeit, daß das ſchaffende Talent dem bloßen Virtuoſenthum, daß der gründlich gebildete Künſtler dem Fazenweſen komponirenden Wunderkinder gegenüber, ihre eigene die Würde der echten Kunſt vertreten; der Vorwurf, es geſchehe aus Neid, kann hier keinen wahren Künſtler treffen, denn er wird ſich wohl hüten, irgend ein wahres Talent, wo es ſich kund gibt, in Zweifel zu ziehen, oder abſprechend über einen wirklich ausgezeichneten Virtuoſen zu urtheilen, aber die aufgeblaſene Wichtigkeit, die taſchenſpieler-künſtleriſche Lüge finde an ihm den unbarmherzigen Richter, es iſt das Unkraut im Garten der Kunſt, das den edelſten Pflanzen und Blumen Licht und Nahrung entzieht — alſo fort mit dem Unkraut! Exiſtirt es nicht mehr, ſo wird auch das Publikum endlich wieder Intereſſe an dem echten Künſtler, an der wahren Kunſt gewinnen, aber auch nur in dieſem Falle, und wer es anders hoffen wollte, würde ſich zu ſpät überzeugen, wie bitter er ſich ſelbſt getäuſcht habe.

Die deutſchen Schauſpieler

Sonſt und Jetzt.

Eckhof, Schröder, Brockmann und Fleck wurden noch deutſche Komödianten genannt, und waren Künſtler, wie wir deren heutzutage keine mehr beſitzen.

Jetzt iſt der Name Komödiant verſchollen, wir haben nur noch Mimen, gefeierte Künſtler, menſchgewordene Liras, und ſelbſt den Mitgliedern wandernder Truppen iſt die ſchlichte Bezeichnung „Schauſpieler“ ſchon nicht mehr gut genug, ſie wollen mindeſtens Künſtler heißen, dramatiſche Künſtler, obgleich oft der Name Komödiant in der ſchlechteſten Bedeutung des Wortes noch zu gut für ſie iſt.

Wem dies zu hart klingen ſollte, den erſuche ich, ſich einmal das Leben und Treiben der Mehrzahl unſerer gefeierten Mimen etwas näher ins Auge zu faſſen, und zu prüfen, inwiefern von wahrer Begeiſterung für die Kunſt, ja, von echter Kunſt überhaupt unter ihnen die Rede iſt. Egoismus, lächerliche Aufgeblaſenheit, Habſucht, Brutalität dem ſchaffenden Talente und der nicht käuflichen Kritik gegenüber, das ſind die ganz gewöhnlichen Eigenſchaften der Mehrzahl der jetzigen Mimen; bei ſehr vielen kommt aber noch eine ganz eigenthümliche, naive Lebensanſicht in Betreff der Ehre und der Rechtlichkeit hinzu! z. B.:

Ein Mime oder eine Mimin, denen es glückte, ſich einen gewiſſen Ruf zu erwerben, finden ihre dermalige Stellung nicht ganz nach Wunſch, obgleich ſie eine Gage beziehen, deren

Höhe mit dem, was sie leisten, in gar keinem Verhältnisse steht, aber an einem anderen Orte, wo eben ihr Fach unbesetzt ist, könnten sie noch mehr bekommen, was ist, ihrer Ansicht nach, in diesem Falle natürlicher, als daß sie ihren Kontrakt brechen, und, oft mit Hinterlassung bedeutender Schulden, durchgehen!

Ein Mime wurde — mit oder ohne Grund, gleichviel! — in einer Rolle getadelt; seine „Künstlerehre" ist verletzt, und um diese „Künstlerehre" wieder herzustellen, prügelt der hohe Mime seinen Beurtheiler auf öffentlicher Straße am hellen Tage durch, und rühmt sich dieser Heldenthat ungescheut auf allen Kaffeehäusern, in allen Weinstuben.

Von der Niederträchtigkeit vieler neuerer Mimen, die, wenn sie mit Recht getadelt wurden, falsche Bettelbriefe vorzeigen, die ihnen angeblich von den Rezensenten geschrieben sein sollen, oder die mindestens zu verstehen geben, sie hätten solche Briefe erhalten, will ich gar nicht reden; in Dresden lebt gegenwärtig ein Komiker, dessen Vater das saubere Geschäft betreibt, derlei Briefe zu fabriziren, wenn sein Herr Sohn um seiner albernen, geistlosen Possenreißerei willen einmal zurechtgewiesen wird. —

Die Komödianten von sonst, bei ihren oft kärglich zugemessenen Gagen, und trotzdem, daß sie oft leichtsinnig in den Tag hinein lebten, wobei denn Schulden eben so wenig, als heutzutage ausblieben, mit welch' echter Begeisterung, mit welcher Hingebung betrieben sie ihre Kunst, mit welchem Aufwande ihrer besten Kräfte mühten sie sich, insbesondere die Werke deutscher Bühnendichter darzustellen, und freudig erkannten sie das Verdienst deutscher Dichter an, welche für sie schrieben, wie stolz war jede Bühne darauf, die erste zu sein, die ein neues Stük eines Autors — und ward auch noch kein berühmter — zur Aufführung bringen durfte, und mit welcher Ehrfurcht betrachteten alle den Dichter, war dieser zufällig am Orte anwesend, denn damals fühlten es die deutschen Schauspieler, daß sie eigentlich ohne den deutschen Dichter Nichts seien, daß sie nur in deutschen Dichtungen — als Deutsche — Vorzügliches zu leisten vermöchten.

Nicht nur Lessing, Goethe, Schiller, Iffland, Kotzebue — die gefeiertesten deutschen dramatischen Dichter der früheren Zeit — sondern auch die anderen, minder berühmten (Beil, Beck, Soden, Babo ꝛc.), fanden bei den damaligen Schauspielern eine Anerkennung, an welche jetzt, den gefeiertesten deutschen Dichtern gegenüber, nicht mehr zu denken ist; natürlich, denn unsere „Mimen" ziehen es vor, in den neueren französischen Effektstüken zu effektuiren (verschmäht es doch selbst ein Moritz nicht, in der elenden Mache „Halifax" von A. Dumas immer wieder aufzutreten, er, der „Protektor Gutzkows, Laubes und Mosens.")

Unser Publikum trägt einen großen Theil der Schuld, daß dem so ist, warum applaudirt es einen Schauspieler in Stüken wie dieses „Halifax", das jedes sittliche und ästhetische Gefühl — wo selbes vorhanden — verletzen muß! — warum überschätzt es bis zum Wahnsinne ein einseitig lirisches Talent, wie es die Lind besitzt, und schwärmt noch für eine alternde stimmlose, häßliche Sängerin, wie die Schröder-Devrient es jetzt ist, indes es einen Dichter wie Friedrich Hebbel nicht in dem Grade beachtet, als es sein hoher Genius verdient.

Wenn der deutsche Schauspieler sich nicht wieder wie in früherer Zeit dem deutschen Dichter anschließt und geistig unterordnet, so daß er im Sinne der Dichtung und nicht nur auf Effekt spielt, so wird — und in kürzerer Zeit, als es jetzt den Anschein hat — die deutsche Schauspielkunst ihrem Verfalle entgegengehen. Kein ausübender Künstler hat sich jemals ungestraft für unfehlbar gehalten, und der Schauspieler wird es am allerwenigsten, denn nur zu bald nützt sich das, was glänzt, bei ihm ab, und wehe ihm dann, wenn er nicht mehr besaß, als was für den Augenblik geboren war.

Ich wüßte sehr viele einst berühmte, vergötterte Namen aufzuzählen, deren Ruhm — noch sind es keine zwanzig Jahre — ganz Deutschland erfüllte, und denen bald hernach im besten Falle gänzliche Vergessenheit wurde. Um wie viele Jahre überlebte nicht Eßlair seinen Ruhm? der Sänger Pöck? der früher zu den größten Hoffnungen berechtigende Kunst? Grua? der ganz der Manier anheimgefallene Rott? u. s. w. Was wird vollends ihr Loos sein, wenn sie einmal todt sind? (Eßlair starb bekanntlich im Trübsinne.)

Wie anders dagegen stand es von jeher um ältere, echte Künstler! Eckhof, der Greis, erregte als solcher denselben Enthusiasmus, wie als junger Mensch; Iffland, als er starb, hatte gleich Brockmann Nichts von seinem Ruhme eingebüßt; als Fleck, die Bethmann, Ludwig Devrient und Seydelmann starben, tönte nur Ein Ruf des Schmerzes durch ganz Deutschland, „zu früh!“ Und so lange von deutscher Schauspielkunst die Rede ist, wird der Name Schröder mitgenannt werden, als einer der Größten und Besten, die für die deutsche Bühne und auf derselben wirkten.

Die meisten unserer heutigen renommirten Schauspieler sind bei weitem weniger Künstler, als Virtuosen, und die Mehrzahl der nichtberühmten strebt natürlich, es den berühmten nachzuthun, des Vortheiles halber; unser eigentliches Virtuosenthum, wie es ist, hat uns aber zu deutlich erkennen lassen, wie ferne es der wahren Kunst ist, und wir werden auch eher keinen echten Schauspieler erhalten, bis es Einer verschmäht, durch Virtuosität allein zu wirken. Ist erst Einer bis dahin gelangt, dann ist freilich zu hoffen, daß er auch endlich erkennen werde, wie die echte dramatische Darstellungskunst eben Nichts mehr zu meiden habe, als jene Virtuosität, wie sie jetzt an der Tagesordnung ist. Wird es aber in diesem Jahrhunderte noch so weit kommen? Wird unser Publikum jenen Grad der Bildung erreichen, um das Echte nur zu würdigen, den leeren Flitterstaat zu verschmähen, vor Allem aber deutscher Kunst und deutschen Dichtern die ihnen gebührende Anerkennung nicht zu versagen? — Ich glaube — kaum! — zu viele Interessen nehmen jetzt auf einmal die allgemeine Aufmerksamkeit der Menge in Anspruch, und die Materiellen haben zu sehr die Oberhand gewonnen, als daß die echte Kunst überhaupt noch als Lebensfrage angesehen würde; man ist zufrieden, wenn sie unterhält, und betrachtet sie nur von diesem Gesichtspunkte aus. —

Das Endresultat kann für uns in diesem Falle kein tröstliches sein; wir haben nur das gänzliche Sinken der Kunst zu erwarten; vielleicht — aber auch nur vielleicht — daß aus dem gänzlichen Verfalle eine neue, echte Kunst emporblüht; daß wir es aber nicht mehr erleben werden, ist gewiß.

L.